Die Weltbühne

Der Schaubühne XXIX. Jahr

Wochenschrift für Politik · Kunst · Wirtschaft

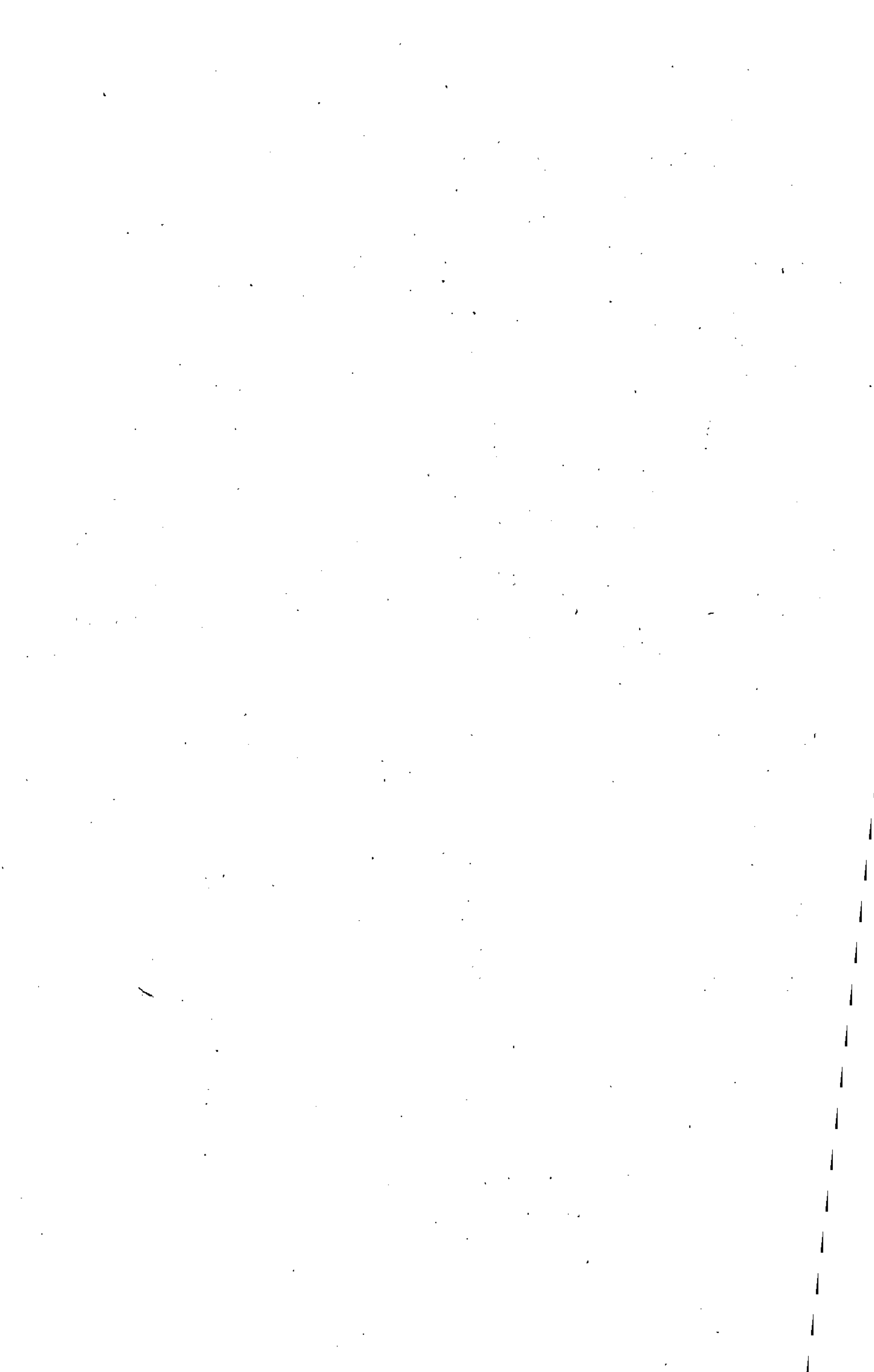
Begründet von Siegfried Jacobsohn

Unter Mitarbeit von Kurt Tucholsky
geleitet von Carl v. Ossietzky

29. Jahrgang

1 9 3 3

Verlag der Weltbühne
Charlottenburg · Kantstrasse 152



Wintermärchen von Carl v. Ossietzky

Die Ritter

Am Anfang des Jahres 32 stand die Nazidiktatur vor der Tür, war die Luft voll Blutgeruch, schien die Erfüllung des Programms von Boxheim nur eine Frage der Zeit zu sein. An seinem Ende wird die Hitlerpartei von einer heftigen Krise geschüttelt, sind die langen Messer still ins Futteral zurückgesteckt und öffentlich sichtbar nur die langen Ohren des Führers. Die deutsche Entwicklung geht nicht glatt aber rapid.

Als ich mich vor mehr als sieben Monaten verabschiedete, regierte Brüning noch und jener inzwischen sagenhaft gewordene Groener, der jetzt wieder seine überzählige Figur aus der Versenkung schiebt, in der ihn sein Freund Schleicher so elegant hatte verschwinden lassen. Es kam der Herrenklub und die autoritäre Regierung. Ein ganzer Artushof von heftig irrenden Rittern schwärmte aus und in gut bezahlte Positionen hinein, und Lancelot vom See wurde Reichskanzler, während Merlin, der Zauberer, als Professor Wagemann verkleidet, seine Kunst an der Wirtschaftskrise versuchte. Hokuspokus, hokuspokus, dreimal schwarzer Kater. In allen Ressorts saßen plötzlich schlanke Kavaliere, wie aus praeraffaelitischen Tapeten gestiegen, und verhängten das Mittelalter über uns. Es fehlte neben andern Edikten, um uns auch ganz konsequent in die schönere Vergangenheit zurückzuführen, nur noch die Wiedereinführung des jus primae noctis, obgleich nach den devastierenden Wirkungen des Kulturbolschewismus eine nennenswerte Ausbeute nicht mehr zu garantieren gewesen wäre.

Das Regime Papen begann mit vehementem Auftrieb. Es entfaltete vor den Augen der verblüfften Nation eine entschlossen reaktionäre Aktivität, die von keiner bescheidenen Ahnung der Wirklichkeit gelenkt wurde. So kollidierte der grundsätzlich neu geführte Staat, dem nur noch die nominelle monarchische Spitze fehlte, mit dem nun einmal vorhandenen gesellschaftlichen Fundus; die flotten Herrenreiter fielen dabei kopfüber in den Graben. Sie zogen sich still in ihren Frühstücksklub zurück und suchen nun die blaue Blume in der Weinkarte. Das Ganze wirkte wie eine postmortale Manifestation, als sollte den jungen Leuten von heute gezeigt werden, wie der Staat von 1910 ausgesehen und was für brüllende Unfähigkeit damals ganz oben Posto gefaßt hatte.

Und nun ist Kurt von Schleicher endlich Reichskanzler. Ein Ehrgeiziger ist am Ziel. Wenn er zum Besten des Vaterlands ähnliche feste Ellenbogen zeigt wie in seiner eignen Karriere, so gehen wir goldenen Zeiten entgegen.

Die Landsknechte

Papen wollte gemeinsam mit Hitler das sacrum imperium machen. Hitler lehnte ab, und die Berater des Reichspräsidenten waren nicht geneigt, mit Ritter Lancelot allein zu reiten.

Schleicher findet bei seinem Beginn die Nazipartei in ärgsten Verlegenheiten, ihr Expansionstrieb hat sich durch Furcht vor der legalen Verantwortung ebenso wie vor der revolutionären Aktion selbst ad absurdum geführt. Die von dem ewigen Hitlerschreck befreite Linke begrüßt den neuen Kanzler mit einem erleichterten Aufatmen und schreibt seinem staatsmännischen Ingenium freudig zu, was teils das Werk anonymer sozialer Kräfte ist, teils das natürliche Ergebnis einer dilettantischen Führerschicht, der man besser aufs Maul sieht als auf die Fäuste. Es ist jedoch notwendig, in der nächsten Zeit auch auf die Taschen zu achten. Wer sie wieder füllen kann, der wird auch die Partei haben.

Die Krise der Nazis ist vor allem eine finanzielle. Die theoretisch interessierte Schicht in der Partei war immer herzlich dünn. Die Intellektuellen sind schon mit Otto Straßer und Buchrucker geschieden oder sammeln sich im ‚Tat'-Kreis und in unzähligen Konventikeln. Das Gros der Parteimitglieder besteht aus den Dümmsten der Dummen, die Cadres der Braunjacken werden durch Barzahlung zusammengehalten und nicht durch eine Gesinnung. Die Zentrale hat aus dem Vollen gewirtschaftet, sie hat von der Aussicht gelebt, in absehbarer Zeit den Staat mit ihren Heuschreckenschwärmen zu überziehen, und sie hat sich darin getäuscht. Ihre alten Brotgeber von der Industrie sind entweder pleite oder durch einige sozialradikale Zwischenspiele enttäuscht. Mitten in einer bettelarm werdenden Zeit war Propaganda der Partei und Lebensstil der Führerschaft auf eine Opulenz gestellt, die zwar die sozialistischen Arbeiter nicht blendete, wohl aber jenes verrottende Kleinbürgertum, das jeden Propheten zu steinigen bereit ist, der sich nicht einen Mercedeswagen und ein Quartier im „Kaiserhof" leisten kann. Dieser Parvenustil ist bedroht; SA-Leute ohne Sold in ungeheizten Mannschaftsstuben wittern hinter der Hitlermessiade den Klanteschwindel und greinen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Adolphus und die Seinen mit zunehmender Misere spiritueller werden, aber die Hungrigen und Beutelustigen, die auf sie geschworen haben, werden mit geistigen Reizen kaum zu betören sein.

Der Konflikt zwischen Hitler und Gregor Straßer hat die innern Schwierigkeiten der Partei evident gemacht. Wir wollen nicht Prognosen über den möglichen Verlauf des Streites wagen; bei dem unerforschlichen Ehrenkodex dieser Wahrhaft Teutschen ist sogar eine Versöhnung nach reichlichem Dreckbombardement nicht ausgeschlossen. Der baumstarke Gregor ist ohne Zweifel kein halbseidner Jammerlappen wie der große Adolf, aber was er will, was er als Persönlichkeit, losgelöst von seiner Garde, bedeutet, das hat noch niemand ergründet. Seit Jahr und Tag raunen geschäftige Freunde, Gregor sei der „Eigentliche" und kein bloßer Aufschneider und Versammlungs-Schlagododro wie die Andern, sondern trage ein Programm der Verbrüderung aller Werktätigen fix und fertig in der Tasche. Vor nicht vielen Wochen noch überraschte uns ein Gregorianer mit der Neuigkeit einer „Gewerkschaftsfront" unter dem Kommando dieses ewig kommenden Mannes. Wir haben Gregor Straßer mit jenem Interesse verfolgt, das eine

Vitalität erweckt, und haben nichts gefunden, was zu Furcht oder Hoffnung berechtigte. Es stellte sich immer nur ein breit moralisierender Rhetor und Interpret sozialkonservativer Ideen vor, die heute unter allen literarischen Kaffeehaustischen achtlos fortgefegt werden, andrerseits aber auch ein durchaus unbestimmter Politiker, der sich ebensogern nationalrevolutionär gab wie er Verbindungsmann zu Herrn von Schleicher und dem Zentrum spielte. Grade weil dieser Gregor über sympathische Züge verfügt, ist man geneigt, ihn mit einer Sachlichkeit zu prüfen, die an eine hysterische Käsemilbe wie Goebbels verschwendet wäre, aber diese Prüfung fördert nichts zu Tage als einen Sack voll Nebel.

Daß eine Partei, die vor ein paar Monaten noch alles forderte und nach ihrem Umfang auch fordern durfte, sich heute schon in Krämpfen windet und offen die künftigen klassenmäßig bedingten Teilungsschnitte zeigt, ist natürlich ein einzigartiges Schauspiel. Dennoch scheint es uns angebracht zu sein, vor überspannten Erwartungen zu warnen. Die wirtschaftliche Grundlage ist noch immer dazu angetan, Desperados zu züchten. Nur eine neue allgemeine Konjunktur wäre imstande, den Nationalfascismus gründlich zu entblättern, und auch die voraussetzungslosesten Optimisten wagen das nicht in nahe Aussicht zu stellen.

Man darf auch nicht vergessen, daß eine moderne Partei ein früher unbekanntes konzentriertes Machtgebilde darstellt. Wir haben nacheinander in verschiedenen Parteien Meuterei und Sezession erlebt — und was ist daraus geworden? Wer auf der Kasse sitzt, und mag sie noch so leer sein, das Schaltwerk der Organisation vor sich, der beherrscht auch die Situation, der kann die Aufsässigen zunächst hinauswerfen. Der liberale, tolerante Parteityp alter Muster ist im Absterben begriffen, nicht mehr das Programm sondern das Statut ist der Koran einer modernen Partei. Solange noch ein Disziplinarurteil vollstreckt werden kann, ist die Omnipotenz der Zentralen nicht bedroht. Das sieht bei Wels, bei Thälmann, bei Hugenberg nicht viel anders aus. Die Parteien August Bebels oder Eugen Richters waren geistige Arenen. Die heutige Parteiform wird von Mussolini und Stalin bestimmt. In Rekrutendepots diskutiert man nicht.

Trotzdem steckt in der Krise des Nationalsozialismus ein realer politischer Kern, der allerdings nicht leicht sichtbar wird. Ein Rückbildungsprozeß findet statt, die Partei sucht ihre ursprüngliche Basis wiederzufinden. Sie hat in ihrem meteorhaften Lauf überall hospitiert und schmarotzt. Sie hat die KPD kopiert und sich nicht gescheut, in einem Streik an ihre Seite zu treten, und Herr Göring hat die Rechte des demokratischen Parlamentarismus so tönend vertreten, als hieße er Erich Koch-Weser. Die Zeit der sozialrevolutionären und republikanischen Eskapaden scheint definitiv vorüber zu sein, wenn nicht alles trügt, ist ins Braune Haus nach so viel Ausschweifungen doch eine Art Magdalenenstimmung eingezogen. Die Partei, die noch in jüngster Vergangenheit manche Lager geteilt hat, will wieder die Rechtspartei werden, die sie ge-

wesen ist, und nach einigen Zickzackmanövern wieder ihre alte Farbe tragen. Aus braun muß wieder gelb werden.

Die Hitlerpartei betont gern ihre Andersartigkeit, und sie darf in der Tat nicht mit hergebrachten Normen gemessen werden. Würde sie heute jäh in Atome zerspringen, so bliebe doch das Faktum bestehen, daß sie noch vor kurzem fünfzehn Millionen Wähler gefunden hat. Sie muß also nicht nur einem politischen Bedürfnis sondern auch einer speziellen deutschen Gemütsanlage entsprechen. Ihre Brutalität, Großmäuligkeit und Hirnlosigkeit haben nicht abschreckend sondern anziehend gewirkt und bedingungslose Gefolgschaft gefunden. Das bleibt eine nicht leicht zu beseitigende Tatsache.

Die Nationalsozialistische Partei hat für fünfzehn Millionen Deutsche genau das erfüllt, was sie sich unter einer politischen Partei vorgestellt haben. Niemals ist das deutsche Bürgertum in einem Säkulum so ehrlich gegen sich gewesen wie in diesen paar Jahren nationalsozialistischen Wachstums. Da gab es nicht mehr intellektuellen Aufputz, nicht mehr geistige Ansprüche, nicht mehr die akademische Fassade reicherer Jahrzehnte. Der ökonomische Zusammenbruch hat die innere Roheit, die plumpe Geistfeindlichkeit, die harte Machtgier bürgerlicher Schichten — Eigenschaften, die sich sonst halb anonym hielten oder in private Sphäre ableiteten — offen bloßgelegt. Nur einmal haben nationalistischer Blutrausch und politische Hilflosigkeit so bedenkenlos Hochzeit gefeiert, und das war zu Kriegsbeginn. Insofern ist die Nationalsozialistische Partei der in Permanenz erklärte 4. August. Sie trägt am deutlichsten die Illusionen dieses traurigsten Datums der deutschen Geschichte in eine veränderte Zeit.

Der große völkische Führer mit dem Äußern und den Allüren eines Zigeunerprimas mag seine Saison haben und mit dieser abblühen. Was er an bösen und häßlichen Instinkten hervorgerufen hat, wird nicht so leicht verwehen und für lange Jahre noch das gesamte öffentliche Leben in Deutschland verpesten. Neue politische und soziale Systeme werden kommen, aber die Folgen Hitlers werden aufstehen, und spätere Generationen noch werden zu jenem Gürtelkampf antreten müssen, zu dem die deutsche Republik zu feige war.

Der Mann dazwischen

Schopenhauer hat einmal darüber gespottet, daß die Universitätsphilosophie die Weisheit des Sokrates zum Axiom erhoben habe, denn sie sei ja durch kein eignes Werk des Mannes verbürgt. Man möchte eine ähnliche Frage erheben angesichts der begeisterten Artikel über die staatsmännische Begabung des Herrn von Schleicher.

Die großstädtische Presse kennt keinen Dank. Wo sind Brüning und Groener geblieben, ihre alten Lieblinge? War nicht Brüning ein von mystischen Gaben Gespeister, der auch bezüglich kommender Notverordnungen in seiner Kammer mit Gottes Engel rang? War nicht Groener der selbstverständliche Nachfolger Hindenburgs? Où sont les neiges d'antan?

Herr von Schleicher ist eine Hintergrundspersönlichkeit, die sich meisterhaft an die Rampe gespielt hat. Seine militärische Leistung besteht in der Erlegung seiner Vordermänner nach den klassischen Regeln der Vernichtungsstrategie. Seine politische Leistung in der Schaffung einer absoluten Vormachtstellung des Militärs, in der Totmanövrierung des bürgerlichen Staates. Die Hauptetappen seiner glanzvollen Laufbahn sind zugleich die Leidensstationen der Republik von Weimar.

Vielleicht ist es allzu rigoros, an den Vorschußlorbeeren für einen neuen Mann kritisch zu zerren. Die höflicheren englischen und französischen Blätter geben in solchem Falle Chancen, lassen wenigstens zunächst die Fallstricke beiseite. Eines erklärt allerdings die Herrn von Schleicher gespendete Wärme: er ist der Nachfolger des Herrn von Papen. Danach ist es nicht schwer, als Genie zu gelten. Und wäre selbst, anstatt Schleichers, Michaelis selig aus seinem friedlichen Altersheim auf den Kanzlerstuhl geschritten, so hätten doch alle hochbeglückt „Ave Caesar!" gerufen.

In der demokratischen Presse fliegen noch immer frisch gepuderte Weihnachtsengel auf und verkünden eine neue liberale Aera. Die kleine Atempause um die Feiertage wird überschätzt. Die Parteien sind des Wählens müde und beziehen neue Position. Abgewirtschaftet hat nicht nur der Kurs Papen sondern auch, was gern verkannt wird, der Kurs Brüning. Auch dieser Rückweg ist versperrt. Was soll also werden? Ein parlamentarisches Regime ist kaum denkbar, und möglich nur, nach mancherlei andern Versuchen, die neue, schroffere Diktatur. So sitzt man an den Kaminen, schaut träumend in die rote Glut und erzählt sich Märchen von Besserung, Freiheit und Versöhnung — Märchen, die nicht so lange wie dieser Winter währen werden.

General von Schleicher wird in einer merkwürdigen Phase Reichskanzler. Deutschland hat sich in diesem Sommer zur Konterrevolution ebenso unfähig gezeigt wie 1918 zur Revolution, und jetzt herrscht auf der Linken eine gewisse Verblüffung darüber, daß auch die von Rechts weder gescheiter noch energischer sind. Dieser Verwirrung verdankt Schleicher ein gutes Stück seiner jungen Autorität. Seine Barden behaupten zwar, sein Kopf strotze gradezu von politischen Ideen, was aber nur schwer bewiesen werden kann und von ihm in seiner Rundfunkrede jedenfalls sorgfältig getarnt wurde. Dagegen kann nicht bestritten werden, daß er über eine glänzende Personenkenntnis verfügt und leidenschaftlich gern jene diplomatische Kunst ausübt, die man früher „Finassieren" nannte. Man darf sicher sein, daß Auseinandersetzungen mit seinem alten Frühstücksgast Hitler und dem verbitterten Brüning in den erprobtesten Formen einer nicht mehr ganz zeitgemäßen Kabinettspolitik vor sich gehen werden. Liebhaber von Kabalen aller Art dürften auf ihre Kosten kommen — aber werden davon die Arbeitslosen satt?

So muß also angenommen werden, daß der weniger amüsante Teil der Politik auch weiterhin bei Herrn Bracht liegen

wird, der schon bewiesen hat, daß er die Seele eines Gendarmen aufs glücklichste mit der Faust eines alten Möbelpackers vereint und der hinter seinem jovialen Herrn hergeht wie der Lictor mit dem Beil. Nachdem die netten Weihnachtswünsche verhallt sind, wird die Politik des vergangenen Kabinetts treulich fortgesetzt, die Bevorzugung der Agrarier ebenso wie der Abbau von sozialdemokratischen Beamten. Herr von Schleicher war der starke Arm der Papenregierung, er mag dabei gelernt haben, daß auch der Kopf nicht auszuschalten ist, aber er ist jedenfalls nicht an die Spitze geholt worden, weil man ihn für eine profunde politische Begabung hält, sondern weil er die Wehrmacht repräsentiert, die einzige stabile Kraft in der Auflösung aller andern Gewalten.

Damit ist eine jahrelange Maskerade beendet, die wirkliche Macht tritt unverhüllt hervor. Und sie wird diktatorisch herrschen, bis ihr eine neugebildete Macht entgegentritt. Es wäre vermessen, über Schleichers Person prophezeien zu wollen, wahrscheinlich wird er sich, bei dem Fehlen nennenswerter bürgerlicher Gegengewichte, lange halten, wenn auch die Berater, Helfer und Hilfsarbeiter oft wechseln werden. Eines aber ist sicher: er eröffnet die Reihe der Prätorianer-Kanzler.

Caro-Petschek-Finale von Werner Arendt

Über diesen Prozeß ist viel zu viel geredet, gewitzelt, geschimpft und viel zu wenig nachgedacht worden. Wer die Angelegenheit mit den Worten „Familienschmutz" abtut und gar beiden Teilen die Schuld gibt, verkennt, daß es sich hier um keine bürgerliche Rechtsstreitigkeit und um kein Privatklageverfahren handelt, übersieht, daß nur der eine Teil diesen Prozeß gewollt hat und daß der nunmehr freigesprochene Caro ganz gewiß kein sonderliches Vergnügen daran gefunden haben kann, als Einundsechzigjähriger sechs Monate hindurch an insgesamt 96 Verhandlungstagen als Angeklagter in Moabit zu stehen, und macht es sich denn doch ein wenig zu leicht, wenn er sich über die Ehre seiner Mitmenschen ein Urteil bilden will. Aber es kommt ja für die Allgemeinheit viel weniger auf die Hauptfiguranten dieses nun — hoffentlich! — erledigten Prozesses an als auf die erschütternde Tatsache, daß es brutale Geldmacht war, die die Einleitung eines solchen Verfahrens ermöglichte und seine Durchführung in diesem Ausmaß erzwang. Wäre hierbei ein Unrecht geschehen, ein Gesetz verletzt worden, so läge ein bedauerlicher Einzelfall vor, über den man sich in der Öffentlichkeit beklagen könnte, aber es ist ja grade das betrübliche, daß derartiges nicht unter Verletzung sondern unter peinlichster Beachtung der gesetzlichen Bestimmungen möglich war. Wären die Petscheks so arm, wie sie in Wahrheit reich sind, und Caro so schuldig, wie er tatsächlich unschuldig ist, nie wäre es zu einem Skandalprozeß dieser Art und dieses Ausmaßes gekommen, und wenn das Hauptverfahren eröffnet worden wäre, so hätte es ganz gewiß nicht in sol-

cher Weise und so lange Zeit hindurch die Öffentlichkeit beschäftigt; Spitzel aus Warschau, Gutachter aus London und Zeugen aus Ottawa (Canada) wären dann ganz gewiß nicht zum Termin gekommen. Hätte andrerseits Caro nicht über die Mittel verfügt, die ihm tatsächlich zu Gebote stehen, so wäre er nicht in der Lage gewesen, dem Gericht seine Unschuld zu beweisen und sich gegen die schweren Verdächtigungen zu wehren, die von den drei Anwälten des Nebenklägers bis zum letzten Moment mit Beharrlichkeit vertreten wurden. Wenn es auch immer heißt, daß man dem Angeklagten seine Schuld beweisen müßte, in der Praxis ist er es ja doch, den die gesamte Schwere der Beweislast trifft. Hier waren kostspielige Ermittelungen im Auslande notwendig, hier war es erforderlich, der Vernehmung von Zeugen im Auslande beizuwohnen, die bereits im Vorverfahren stattfand, und dabei schon Anwälte hinzuzuziehen, hier konnte auf eine wortgetreue stenographische Aufnahme der 96 Verhandlungstage nicht gut verzichtet werden, wenn man diese Materie noch beherrschen wollte, und hier bedurfte man für die Hauptverhandlung mehrerer besonders erfahrener Strafverteidiger, da ein einzelner zur Führung dieses Monstre-Prozesses nicht in der Lage gewesen wäre. Das sind alles Aufwendungen, die etwa eine halbe Million verschlingen und von denen nach den geltenden Bestimmungen dem Freigesprochenen nur ein ganz geringer Teil als „notwendige" Auslagen auch in solchen Fällen zurückerstattet wird, in denen der Nebenkläger „sämtliche Kosten" zu tragen hat.

Um was handelt es sich? „Kampf zwischen Kohle und Stickstoff", so sagen Leute, die sich für ganz besonders geistreich halten, ohne sich eine Vorstellung von dem Unsinn machen zu können, den sie da reden; einen Unsinn, den selbst das größte zeichnerische Talent graphisch darzustellen nicht in der Lage wäre. Nein, mit wirtschaftlichen Dingen hat die Entstehung dieses Streites nichts zu tun, es handelt sich um etwas andres: Ein Vater schützte seine Tochter vor einem Ehemann, dem die Wahrnehmung seiner ehelichen „Rechte" über alles ging, der eine Frau für eine Art von „Kinder-Förderungsmaschine" hielt und auf die dringenden Warnungen der Ärzte mit einer Frage nach der prozentualen Höhe der Mortalitätsziffer antwortete. Solchem Sachverhalt gegenüber mußten alle andern Bedenken zurücktreten, und wenn eine Frau sich nach zehnjähriger Ehe von einem Manne trennt, der schließlich der Sohn und Erbe eines der reichsten Industriellen von Europa ist, so geschieht es gewiß nicht aus Mutwillen. Ehescheidung, Mitgiftsklage, Strafanzeige, so heißen die weiteren Etappen dieses Konflikts, der schließlich im Hauptverfahren in Moabit auf die Spitze getrieben wurde. Wie es dort zuging, ist den meisten nicht bekannt und aus den täglichen Verhandlungsberichten auch nicht zu ersehen gewesen. Petschek hatte nicht nur drei Anwälte an der Schranke sondern noch mehrere im Zuhörerraum, der außerdem mit Spitzeln beiderlei Geschlechts durchsetzt war. Generalstabschef war der Senatspräsident am Reichsgericht Tittel, der sich im Ruhestande befindet und seine Dienste jetzt Herrn Doktor Petschek mit derselben Treue und Hingebung wie einst dem Reiche

leistet. Keinen Tag ließ dieser emeritierte Würdenträger vorübergehen, ohne sich in Begleitung eines der Petschek-Anwälte an die Richter heranzumachen und mit ihnen im Erfrischungsraum zu plaudern. Daß über den Prozeß gesprochen oder daß damit das Gespräch begonnen wurde, ist nicht anzunehmen, und ebenso wird jede direkte Einflußnahme klüglich unterblieben sein. Aber es kam wohl mehr darauf an, hier eine günstige Atmosphäre zu schaffen und im gegebenen Moment eventuell seinen juristischen Einfluß auszuspielen, denn wozu brauchten Petscheks sonst einen ehemaligen Senatspräsidenten vom Reichsgericht als „Prozeß-Beobachter"? Grade von diesem inoffiziellen Sachwalter der Petscheks, der heute noch seine hohe richterliche Amtsbezeichnung weiterführt und sich nicht etwa als Anwalt niedergelassen hat, wäre zu erwarten gewesen, daß er aus eignem Taktempfinden jeder Unterhaltung mit den Mitgliedern der moabiter Kammer aus dem Wege gegangen wäre, grade er hätte sich bei seiner langjährigen richterlichen Erfahrung sagen müssen, daß er durch die Herbeiführung von Frühstücksgesprächen während der Verhandlungspausen die früheren Kollegen schweren Unannehmlichkeiten ausgesetzt hätte — wofern diese zu einer Verurteilung gekommen wären, wie es ja dem Wunsche seines Auftraggebers entsprochen hätte. Heute kann gesagt werden, daß zu derartigen Vorwürfen keine Veranlassung vorliegt, da ja das freisprechende Urteil beweist, daß die Mitglieder der Strafkammer keinerlei Einflüssen zugänglich waren. Was muß sich eigentlich dieser frühere Senatspräsident vom Reichsgericht gedacht haben, und worauf mag seine etwas sonderbare Vorstellung von der Mentalität der Richter beruhen? Wenn man darüber nachdenkt, wird einem bestimmt nicht besser...

Daß das Gericht dem Nebenkläger die Kosten sowie die Erstattung der im Sinne des Gesetzes „notwendigen" Auslagen des Freigesprochenen auferlegte, ist bestimmt sehr erfreulich, denn es wäre immerhin möglich gewesen, daß diese Kosten auch der Staatskasse hätten auferlegt werden können. Es ist eine dringende Aufgabe der Gesetzgebung, dafür zu sorgen, daß dergleichen in Zukunft nicht einmal begrifflich möglich ist, denn das hätte ja grade noch gefehlt, daß Multimillionäre ihre persönlichen Rachegelüste gar auf Kosten der öffentlichen Hand befriedigen dürften, die wahrlich heutzutage notwendigere Aufgaben zu erfüllen hat.

Wem die öffentlichen Anklagebehörden nicht genügen, wer selbst gern die Rolle eines Staatsanwalts spielen oder spielen lassen will, sollte wenigstens die volle Verantwortung dafür tragen, falls er die Wahrheit der von ihm behaupteten Anschuldigungen nicht erweisen kann, sowohl dem Staate gegenüber, dem er erhöhte Gerichtskosten erstatten, wie auch dem freigesprochenen Angeklagten gegenüber, dem er nicht nur die „notwendigen Auslagen" ersetzen sondern in weitestem Sinne Schadenersatz leisten müßte. Dann wird es nie mehr einen Prozeß à la Caro-Petschek geben, denn übermütige Multimillionäre straft man am besten da, wo sie am empfindlichsten sind: an ihrem Geldbeutel.

Spann von Kurt Hiller

I

Der nationalistischen Rückwärtserei in Deutschland und Oesterreich fehlt keineswegs das gleichsam geistige Fundament. Zwar scheint es weniger granithart als das der klerikalen; es zeigt einen mehr moorigen oder schlammigen oder lehmigen Aggregatzustand ... doch es trägt. Die nationalistische Rückwärtserei hat einstweilen kein Genie, auf das sie sich berufen könnte; aber sie verfügt über ein Rudel Talente; sie hat ihre Theoretiker, ihre Leierschläger, ihre Literaten, ihre Professoren. Da sind: nicht nur der selige Houston Stewart Chamberlain, der alte Adolf Bartels, der posthum einflußreiche Moeller van den Bruck; sondern auch, sehr lebendig, die Blüher, Grimm, Günther, Hielscher, Jünger, Schwarz, Spengler; und da ist Spann.

Spann, Othmar, geboren 1878 zu Wien, wirkt seit 1919 an der Universität seiner Heimatstadt als „ordentlicher öffentlicher Professor der politischen Ökonomie und Gesellschaftslehre" (falsches Deutsch! vor ‚Gesellschaftslehre' gehört ‚der' eingeschoben; denn „politische Gesellschaftslehre" ist Blech). Er liest und schreibt über Soziologie, Volkswirtschaft, Staatswissenschaft, Metapolitik — ein Werk heißt sogar ‚Der Schöpfungsgang des Geistes'. Wer Spann Totalität abspräche, wäre farbenblind; ein enges Herz, ein trockner Fachmann, ein Sauertopf ist dieser Professor nicht. Unerhörte Quanten von Suggestion entstrahlen allsemesterlich seinem Katheder; er ist, zumal seit Kelsen nach Köln ging, der Star der wiener Hochschule; den besseren, nicht stumpf handwerklich gerichteten, sondern mit einem gewissen Hunger nach Theorie geladenen nationalistischen Studenten aller Spielarten bedeutet er ungefähr das, was vor einem Vierteljahrhundert uns bessern Linksstudenten Georg Simmel bedeutet hat. O tempora!

Es wäre sehr falsch, die politische Wirklichkeit eines solchen Erziehers zu unterschätzen; die reale, wenn auch mittelbare Macht eines solchen Gesinnungsformers ganzer Geschlechter von Bildungsbürgern. Je mehr Urbanität der Form und geistiger Reichtum diesen österreichischen Ideologen auszeichnen, desto gefährlicher ist er. Kaffern, Seminarwebel, reaktionäre Bullen auf Lehrstühlen sind keine Gefahr. Ich habe einige Kilo Spann-Produktion durchsiebt; tröstlich, daß der Geistgehalt in letzter Zeit, wie es scheint, abnimmt. Aber, zum Beispiel, seine ‚Gesellschaftslehre' (erste Auflage: 1914) ist ein Buch von üppiger Ideenentfaltung, das sich dabei in verhältnismäßig subtiler Weise mit Gegnern auseinandersetzt und dem nur eine genaue, ins Einzelne gehende Kritik, das heißt eine Broschüre, wirklich gerecht würde. Ich muß mich beschränken, zu referieren, daß den Kerngedanken dieses Werks die Negation des „Individualismus" oder der „Einzelheitslehre" und die Position des „Universalismus" oder der „Ganzheitslehre" bildet. Auf hunderten von Seiten bemüht sich der Verfasser mittels immer neuer Argumente, den Nachweis zu führen, daß die Gesellschaft keine Summe von Wechsel-

beziehungen, keine bloße Abstraktion, sondern etwas „Eigenwirkliches" sei; daß der Glaube irre, wonach sie „nur aus Einzelnen bestünde" und „diese Einzelnen als selbstwüchsige, in sich gegründete Realitäten sich erweisen". Als das erwiesen sich die Individuen durchaus nicht; vielmehr „das Ganze, die Gesellschaft, ist die eigentliche Realität", „das Ganze ist das Primäre". Wobei „primär" in keinem zeitlichen Sinne, sondern im Sinne einer „logischen Priorität" gemeint wird, welcher dann heimlich eine mystisch-moralische entwächst. „Für den Individualismus gibt es wohl eine Individualethik, aber keine Sozialethik": scheinscharfsinnig und durchaus unzutreffend; denn jemand kann als Ontolog atomistisch-analytisch und zugleich als Ethiker kollektivistisch-synthetisch, nämlich sozial denken; wie man auch zugleich „universalistisch" und wirtschaftsindividualistisch denken kann... Beweis: Spann, der in seinen mannigfachen Feldzügen gegen Marx nicht etwa nur (was uns lieb sein könnte) dessen methodisch-philosophische, sondern auch allemal seine ökonomisch-politische Flanke berennt. Pikant, daß der unerbittliche Verfolger jenes Individualismus, zu dem wir mystiklosen Zergliederer des Seienden Ja sagen, sich als Hort und Helfer jenes andern Individualismus entpuppt, den wir als Propagatoren eines sozialistischen Sollens verwerfen. Die Sache erinnert an die bekannte faktische Unchristlichkeit unterstrichen „christlich" firmierender Politik.

Schlechte Theorien stammen zuletzt immer von einem der drei großen Verderber der Menschheit: Laotse, Paulus, Hegel. (Dem Prediger wider die Tat; dem Lästerer der Sinne; dem Verherrlicher des Bestehenden.) Spann beruft sich auf die antike Vorform Hegels: auf Aristoteles. Er stellt sein eignes System auf den Satz aus der ‚Politik': das Ganze sei notwendig früher als der Teil. Aristoteles — Kenner werden sich erinnern — benutzt als Beispiel Fuß und Hand, die zu existieren aufhören, außer dem Namen nach, wenn der ganze Leib dahin ist. Das Beispiel stimmt; aber was Spann damit beweisen will, bleibt unbewiesen; denn so wenig irgendwer zweifelt, daß, wenn ein Mensch starb, auch jedes seiner Glieder tot ist, so zweifelhaft bleibt, ob dort, wo eine Gruppe, eine Gemeinschaft, ein Verband, eine Gesellschaft, eine Nation stirbt (falls sie das überhaupt kann), auch jene Einzelnen notwendig unexistent, sei es auch nur seelisch-geistig unexistent, werden, aus denen sie bestanden hatte; mit andern Worten: ob der Einzelne sich zur Gruppe funktionell so verhält wie das Körperglied zum Körperganzen. Der Rationalismus aller Zeiten hat das bestritten, und seine Argumente sind unwiderlegt. Das Körperglied kann ohne das Körperganze nicht leben; der Einzelne in Trennung von der Gemeinschaft schwer — doch er kanns. Vor allem: Sinn des Körpergliedes ist, Werkzeug des Körperganzen zu sein; aber umgekehrt Sinn jeder kollektiven Organisation: den einzelnen Menschen zu dienen. Das Körperglied für sich ist ohne Sinn; der einzelne Mensch — wie übrigens auch das einzelne Tier, das einzelne Pflanzengeschöpf — trägt seinen Sinn in sich. Wer ihn bezweifelte oder bestritte, würde anerkennen müssen, daß dann auch der Sinn jeder Kollektivierung von Einzelnen, jeder Or-

ganisation, ja des gestalteten Gesellschaftsganzen selbst zweifelhaft und bestreitbar ist — schließlich überhaupt des Naturphänomens „Leben". Nun gibt es fraglos Universalien, die etwas ohne Zutun des Willens Gewordenes und keine Organisiertheiten sind (etwa „Nation", im Gegensatz zu „Staat"); aber sind sie darum Organismen? Oder gar, nach Spann, „Überorganismen"? Eine alte metaphysische Hypothese, für die nichts spricht! Eine Metapher, ursprünglich vielleicht fruchtbar, die sich als Wahrheit selbständig gemacht hat und nun tödlich wirkt. Ein Dreh von Interessierten oder von gelehrten Lakaien einer Interessiertengruppe (welche gar nicht zu wissen brauchen, daß sie das sind). Der Giftgaskrieg von morgen ist eine Folge der organischen Staatstheorie von gestern. Die „überorganische" Nationtheorie taugt um nichts mehr. Die Nation ein Organismus, der Mensch nur ein belangloses und verachtenswertes Zellchen darin; gar die Nation ein „Überorganismus" (der Mensch: ein popliger Organismus) — dies Dogma paßt Denen, die sie in der Gewalt haben, die Nation, und die sich hinter ihr verstecken, damit alle Dinge, die für die Herren selber geschehen, sich ausnehmen, als geschähen sie für die Nation. Da es den Tatbestand, den Spann beweisen möchte, voraussetzt, hat die Heranziehung des aristotelischen Beispiels mit Fuß und Hand weder Hand noch Fuß. Hundertmal die praktische Unmöglichkeit von Robinsonaden zugegeben, so entkräftet es doch keineswegs, daß der Staat für die Menschen da ist und nicht der Mensch für den Staat. Die umschwärmte Riege jener Metaphysiker, die mit dem Blut denken, mit den Hoden denken, mit der Nebenniere, mit der bündischen Drüse, mit gottweißwelchen Organen und nur nicht mit dem Gehirn denken, mag den Satz: ‚der Staat ist für die Menschen da' als „liberalistisch" schlechtmachen oder als „individualistisch" — was tut das! Erst auf der Grundlage der Erkenntnis, daß der Staat für den Einzelnen da ist, wird ein Philosophieren über die Schlußfolgerungen aussichtsreich, die der Einzelne aus der Tatsache ziehen soll, daß er den Stern nicht allein bewohnt.

Bei alledem weiß Spann: „Die Gemeinschaft kann nicht wirklich für den Einzelnen fühlen, wollen und denken." Nun also! Er fordert „die Unabhängigkeit des Einzelnen von den umgebenden Gemeinschaften"; erst recht: nun also! Wie wenig Schieres bleibt da übrig vom Schwulstklumpen seiner These: „Die Selbstentwicklung geschieht nur in und durch Gemeinschaft, das Leben des Ich ist Selbstschaffung aus Gemeinschaftlichkeit." Zugegeben! Von mir aus! Schließlich läuft diese ganze „Ganzheitslehre" auf eine Platitüde hinaus, die kein „Individualist" je bestritten hat. Was „früher" da sei, der Einzelne oder die Gemeinschaft — meine Herren, das ist eine Frage von gleicher Würde wie das „Problem", ob die Henne erst da war oder das Ei.

Äußre ich dergleichen, so persifliere ich nicht. Nein, Spann lebt in der Luft dieser sozusagen bizarr-banalen Problematik.

Wer könnte zum Beispiel sagen, ob die Abplattung der Erde zu ihrem Wesen gehöre, also ob sie ein Vollkommenheitszeichen sei, oder nicht? Bei einem Löwen dagegen liegt es schon am Tage, daß das

Fehlen des Gebisses oder eines Fußes dem Wesen zuwider ist, weil uns hier der Gehalt der Lebensverrichtung bereits innerlich zugänglich und begreiflich erscheint — als Ganzheit.

Mit diesem Löwenfuß schließt, Seite 562, die ‚Gesellschaftslehre', und man erschnuppert aus der Luft einen Duft zwischen Kinderstube, Irrenhaus und Christian Morgenstern. Einen metaphysischen Duft, versteht sich.

Himmlischer Vater, was folgt, folgt, folgt denn nur aus dieser Art Philosophelei? Nichts! Gar nichts! Ein Züchter, der sich für das Prä der Henne entscheidet (das zeitliche? bewahre! das logische!), gewinnt ja dadurch schwerlich einen Vorsprung vor dem, der für das Prä des Eies optiert. Und umgekehrt. Es kommt nichts heraus bei diesen Gespinsten, als immer nur wieder Gespinst.

Und doch. Man muß die Soziologie dieses Mannes kennen, um seine Polito-Doktrin zu erfassen — vielmehr ihren Seelenhintergrund.

Ein Zwischenreich bildet das Opus ‚Der wahre Staat'. Ihr schmeckts, ihr habt den ganzen Schinken auf der Zunge, wenn ich euch zwei Scheibchen serviere:

> Der Individualismus ist damit seinem innersten Zuge nach:
> a-metaphysisch, ferner im Gepräge alles Geistigen:
> empiristisch,
> relativistisch,
> subjektivistisch,
> induktiv,
> kausalwissenschaftlich,
> utilitarisch; und endlich in der Politik
> kosmopolitisch einerseits (soweit das Verhältnis der Völker in Betracht kommt),
> atomistisch und zentralistisch andererseits, soweit das innere Gefüge des Staates in Betracht kommt.

Und:

> So ist der Zug des Universalismus:
> Objektiv statt subjektiv;
> apriorisch statt relativistisch (innere Eigengesetzlichkeit der Ganzheiten);
> deduktiv statt induktiv;
> intuitiv statt empiristisch (innere Erfahrung statt äußerer); inneres Wissen statt der Aufklärung;
> Gliederungs- und Zweckwissenschaft statt Kausalwissenschaft;
> durchsetzt mit Irrationalität statt reiner Herrschaft des Rationalen;
> metaphysisch statt a-metaphysisch; der Geist ist mit sich selbst beschäftigt — Zurückdrängung, Bindung der Wirtschaft; reine statt utilitarische Sittlichkeit; ständisch-organisch statt kapitalistisch.

Welch eine Kaskade von Fehlern! Der Individualismus, nämlich das, was Herr Spann so nennt, er sieht ja sogar im Marxischen Sozialismus „vorherrschenden Individualismus mit dem universalistischen Einschlag der Kollektivierung der Erzeugungsmittel" ... der ‚Individualismus' braucht in Wahrheit durchaus nicht empiristisch zu sein, relativistisch zu sein, induktiv zu sein, kausalwissenschaftlich zu sein; er kann auf geradezu herausfordernde Art apriorisch, voluntarisch, deduktiv, final sein (ich melde mich als Kronzeugen); mit Entrüstung

über Kosmopolitismus und Zentralismus widerlegt man weder diesen noch jenen; und die „Durchsetzt"heit „mit Irrationalität" ist kein Monopol sogenannt universalistischer Betrachtungsweise. Spann, in dem etwas kindlichen Bemühen, alles, was er nicht leiden mag, auf einen Nenner zu bringen (der Antifetischist als Systematiker!), begeht zwei ganz vulgäre Verwechslungen: erstens die von Irrationalem und Metaphysik; zweitens die von ratio (Vernunft, Geist) und intellectus (Verstand). „Die geistige Kultur des Individualismus ist Rationalismus und Wirkung nach außen, d. h. Zivilisation — also in Wahrheit keine Kultur! . . . Der Individualismus ist kulturfeindlich, da er die Geistigkeit reduziert und die Zivilisation fördert" — Spann hat das Achtzehnte Jahrhundert, hat das Zwanzigste, hat das Ethico-Aktive aller Aufklärung, allen Humanitarismus, aller revolutionären Geistpolitik nicht begriffen, als Hegel-, Baader-, Novalis-, Adam Müller- und Görresschwärmer; als, sagen wir es laut, echter Meta-Boche! „Der Individualist" (das heißt der zergliedernd-fordernde Geistmensch) „bleibt immer im Stande des Wollens und erreicht niemals das Ziel", wagt dieser Vormärzler, dieser Überkonservative zu höhnen, er, der ja gerade alles tut, zu verhindern, daß jenes Ziel, das ewige aller messianischen Herzen, erreicht wird. Der Erzeuger der Tragik rümpft die Nase über den Tragischen. Der Hohepriester, im Namen Gottes, verspottet Christum am Kreuz.

Trotzki, Cohn und Breslau von Arthur Rosenberg

> Genossen Matrosen! Ich appelliere an Euch alle, über die Lage nachzudenken, die jetzt bei uns im Lande entstanden ist. Wenn wir Kasan erobern, werden wir dadurch die feindliche Front brechen . . . Das schwache englisch-französische Landungskorps wird uns keine Furcht mehr einflößen . . . Genossen Matrosen! Reißt Euch zusammen! Schmeißt die Miesmacher hinaus, wenn solche unter Euch vorhanden sind. Fegt alle Schlamperei, Schlappheit und Saumseligkeit hinweg. Alles muß auf militärischen Fuß gestellt werden. Keine Minute ist zu verlieren. Kein Fußbreit Land ist herzugeben . . . Wer nicht riskiert, der gewinnt niemals. Ich drücke Euch die Hand, Genossen Matrosen.

So sprach Leo Trotzki 1918 zu den Matrosen der Wolga-Flotte; unter der Losung: „Das sozialistische Vaterland ist in Gefahr." (Leo Trotzki, Die Geburt der Roten Armee, Wien 1924.) Leo Trotzki ist der Schöpfer der Roten Armee. Unter seiner Führung haben Rußlands Arbeiter und Bauern die feindliche Welt zurückgeschlagen. Wenn unsre rechtsstehende Studentenschaft wirklich die „nationale Revolution" wollte, so müßte sie diesen Trotzki bewundern. Aber jetzt soll Professor Cohn von der Universität Breslau weggehetzt werden, weil er in einer sehr vorsichtigen, sehr verklausulierten Erklärung ein Asylrecht für Trotzki nicht unbedingt verweigerte!

Der ursprüngliche Sturm der rechtsstehenden Studentenschaft gegen Professor Cohn brachte eine neue Note in die Reihe der Universitätskrawalle, die wir in den letzten Jahren erlebten. Bei den frühern Fällen, Dehn, Gumbel etcetera,

hatte man wenigstens den Schein einer sachlichen Beschwerde. Gegen Professor Cohn lag weiter nichts vor als sein Name. Und doch hatte in der guten, alten Hohenzollernzeit ein andrer Professor Cohn eine höchst ehrenvolle, langjährige Wirksamkeit an der gleichen breslauer Universität gehabt. Es war Hermann Cohn, der bekannte breslauer Augenarzt, der Vater Emil Ludwigs. Auch sonst sind unsre „nationalen" Parteien gegen den Namen Cohn nicht so empfindlich, wenn sie einen „Cohn" brauchen. Bei der Reichstagswahl 1912 stand im Kreise Nordhausen, der alten liberalen Hochburg, der Sozialdemokrat Oscar Cohn in der Stichwahl dem Fortschrittler gegenüber. Die Konservativen und Antisemiten wollten damals der Fortschrittspartei einen Streich spielen, und sie verhalfen dem Marxisten, der dazu noch Cohn hieß, zum Sieg. Die Kriegervereine im Kreis Nordhausen sollen damals für die Sache Cohn mobilisiert worden sein. Man soll sogar einem Verein ein neues Fahnenband versprochen haben, wenn Cohn siege. Ein Witzblatt hat 1912 die nordhausener Situation mit den Versen charakterisiert:

Vorwärts für Cohn und Vaterland!
Ohne Cohn kein Fahnenband!

In Wirklichkeit ist der Fall Cohn-Breslau genau so zu bewerten wie der Fall Dehn-Halle. Es handelt sich im Grunde gar nicht um Namen und Rasse sondern um den Machtanspruch der feudal-großkapitalistischen Reaktion. Sie will die Alleinherrschaft auf den deutschen Hochschulen, sie will jeden mundtot machen, der sich ihr widersetzt. Dabei bedient man sich der nationalsozialistischen Studenten als Vorhut, und man opfert auf einmal einen unpolitischen Dozenten jüdischer Abstammung im höhern Interesse, um die einheitliche „Harzburger" Stimmung an den Universitäten zu bewahren.

Der breslauer Senat hat ursprünglich Professor Cohn gedeckt, als man ihn, nur seines Namens wegen, beschimpfte und bedrohte. Dann nahm der Senat plötzlich das Trotzki-Interview zum Anlaß, um Cohn preiszugeben. Dafür gibt es nur eine Erklärung: Maßgebende breslauer Senatoren müssen von Anfang an zwar nicht die nationalsozialistischen Methoden im Einzelnen, aber doch die allgemeine universitätspolitische Tendenz der demonstrierenden Studenten, gebilligt haben. Dann haben diese Senatoren den ersten Vorwand ergriffen, um selbst demonstrativ mit der rechtsstehenden Studentenschaft Frieden zu schließen.

In der Erklärung des breslauer Senats heißt es unter anderm:

Es wäre eine selbstverständliche Pflicht des Professors Cohn gewesen, unter den besonderen Verhältnissen unsrer Universität alles zu vermeiden, was zu einer weitern Verschärfung der Lage führen konnte. Leider hat Professor Cohn diese pflichtgemäße Zurückhaltung durch sein unnötiges Hervortreten in einer politischen Frage vermissen lassen.

Man achte darauf, wie hier der Begriff „Pflicht" verwendet wird. In den deutschen Universitätsstatuten heißt es gewöhnlich: „Die Lehrer der Universität sind verpflichtet, die Universität und ihre Aufgaben nach Kräften zu fördern." Der

breslauer Senat hat nun willkürlich für Professor Cohn eine besondere „Pflicht" konstruiert, konstatiert dann, daß er diese „Pflicht" verletzt habe und stellt ihn damit als einen seine Pflicht vergessenden, demnach untragbaren, Universitätsdozenten hin. Ähnliche Tendenzen sind auch an andern Universitäten zu merken. So hat man es dem Professor Gumbel amtlich zum Vorwurf gemacht, daß er Unterschriften zugunsten von Ossietzky gesammelt habe! Überhaupt hat der tief bedauerliche Verlauf des Falles Gumbel erst die Basis für den Fall Breslau geschaffen.

Die republikanischen und sozialistischen Dozenten an den deutschen Hochschulen werden sich unter das kaudinische Joch willkürlich erfundener Extra-Pflichten nicht beugen. Sie werden nur die eine Pflicht anerkennen, die Wahrheit zu sagen und in voraussetzungsloser Forschung wirklich der Universität zu dienen. Dieselben Kräfte, die heute in Deutschland die akademische Freiheit vernichten wollen, haben im letzten Jahr deutlich genug gezeigt, was sie auch mit den übrigen Freiheiten des deutschen Volkes, besonders des werktätigen deutschen Volkes, machen wollen. Darum ist der breslauer Universitätsstreit ein Stück des großen, deutschen Kampfes von heute.

Banse denkt ans Morgenland von Hein Herbers

Der ‚Völkische Beobachter' (Nummer 299) schreibt:

Professor Ewald Banse, der bekannte Geograph und Wehrwissenschaftler an der Technischen Hochschule zu Braunschweig, hat ein Werk fertiggestellt, das gleichzeitig ein Handbuch der neuen nationalen Wehrwissenschaften und eine neue militärgeographische Kritik des Weltkrieges darstellt. Es wird im Laufe dieses Monats unter dem Titel „Raum und Volk im Weltkriege" im Verlage von Gerhard Stalling, Oldenburg, erscheinen. Sein Inhalt umfaßt im wesentlichen folgendes: Im Gegensatz zu vielen Geschichts- und Erinnerungswerken über den Weltkrieg, die stets nur vom Geschehen sprechen, schildert dieses Werk die Bedeutung des Raumes und des Volkes, zugleich aber auch der Wirtschaft und des Verkehrs, der Technik und des Volkscharakters für die Kriegsführung und erläutert dieses an den Beispielen aus dem Weltkriege. Es ergibt sich, daß nur ein seelisch vorbereitetes Volk einen Krieg zu gewinnen vermag. Uns beweist das Buch, daß die Kriegsführung nicht mehr wie 1914 nur ein heldisches Erlebnis ist sondern außerdem eine wirtschaftliche, technische, ja vor allem eine psychologische Angelegenheit. Aus den gegebenen Beispielen sieht man, wie wichtig die neue Methode der Kriegsbetrachtung ist. Sie muß unserm Volke nutzbar und in ein Lehrgebäude gebracht werden. Damit erweitert sich dieses Buch zu einem Abriß der Wehrwissenschaft. Es zeigt, was als nationale Lehre des Weltkrieges für unser Volk zu wissen und nachzuachten ist.

Dieser Banse, der zu seinem geographischen Ruhm nun auch noch den des nachzuachtenden nationalsozialistischen Wehrwissenschaftlers und Kriegs- und Raumpsychologen hinzugewinnen soll, verdiente auch als Romanschriftsteller bekannt zu werden. Es gibt freilich erst einen Roman von ihm („Sonnensöhne", Westermann-Verlag), aber nicht die Masse tut es sondern die Qualität. Banses Roman ist ein Roman von der Rasse. Seine Helden sind Wikinger, auch Lichtlinge genannt, die den

Doppelberuf haben, einerseits Städte und Länder zu erobern und andrerseits als reine Toren von niederrassigen Mädchen umgarnt zu werden und zu degenerieren. Nur die Könige haben hin und wieder Rasseninstinkt:

Die Welt des fernen, des eben verlassenen Südens umspülte ihn (Ortnit, den Wikingerkönig) noch einmal: ein Bad mit lockendem Wellenspiel, Palmen und weiße Paläste, blutroter Wein und farbige Weiber. Ein Stöhnen stieg aus ihm hervor, violette Räder rollten übers Meer: dann tauchte eine Gestalt aus der blauen Flut, eine Frau, von deren Scheitel blonde Flechten herabflossen, die stieg höher und höher, bis ihr klares Haupt mit der Sonne verwuchs. Da sprang Ortnit auf. Stürzte ins Vorderschiff, unter die schwarzhaarigen Weiber, die dort hockten — Adler im Hühnervolk. Riß die schönste, sein Beutestück, eines Sultans Tochter, empor, würgte sie am Halse, der sogleich zerbrach, und schleuderte sie ins Wasser. Dessen Lippen schlossen sich schmatzend ob so seltenem Fraß. Über des Drachen Rücken rann es, als neige ein Eisberg, gruftkalt, sich über alle. Schwer atmend aber und herrischen Blickes schritt der junge König wieder zum Heck, das Schiff krachte in seinen Spanten und schwankte. So fiel alles Fremde von ihm ab, jenes Schlechte, das gleißnerisch aus dunkler Welt an den Lichtling sich herangeschlichen hatte. Von den Gefährten des Beutezuges aber folgte keiner seinem Beispiele, alle freuten sich harmlos ihrer Sklavin, die so wildfremd rochen und so neue Künste der Liebe spendeten.

Für den Augenblick war das sicher sehr reizvoll. Aber für die Rasse sollte es nicht ohne Folgen bleiben. Viele Generationen nach König Ortnit zog sein Stamm endgültig dem Süden zu. Je heftiger die Sonne auf die Haut brannte, desto stärker regte sich das Blut der südländischen Ahnfrauen.

Mit der Änderung der Haut schien auch eine Umsetzung der Nerven sich vorzubereiten, der ganzen seelischen Einstellung des Menschen.

Bei Dinter schon passieren bekanntlich die tollsten Sachen, wenn jemand eine jüdische Mutter hat. Das krausköpfige Wesen fängt schon in der Wiege an zu mauscheln und den Vater zu betrügen. Aber Banse kann das noch ganz anders. Die schöne blonde Königin Asa stammt in der sechsten Generation von einer bedauerlicherweise nicht oder zu spät gekillten Südländerin ab. Wie nun mit der wärmeren Sonne auch bei ihr die Umsetzung der Haut erfolgt, kann sie sich derselben nicht mehr gegen allerlei Versucher wehren. Und so betrügt sie ihren herrlichen Gatten mit — was meinen Sie wohl? — mit ihrem Pagen? — nein; mit ihrem Stallknecht? — nein; mit einem Neger? — das nebenher auch — („Und der König peitschte dem Gierling wortlos das Haupt vom Rumpfe"!) — Banse soll es Ihnen selbst erzählen:

Plötzlich gellte irgendwo ein Schrei. Die Königin sprang auf. Die Kleider riß sie sich vom Leibe und warf sie auf die Scheite. Nun ging sie zwischen die Bäume, unnatürlich lange Arme vorn aufstützend, die Beine eingeknickt... Die unglückliche Königin nun, Asa, aller Frauen Krone, schritt zwischen die Bäume, stieg an einem empor, nicht wie Menschen klettern sondern wie man es Tags über an den Affen gesehen hatte...

Das weitere, so wie der Professor es sich vorstellt, mit Lustschreien und sterbendem Verröcheln bleibt uns nicht erspart.

Bei einer solchen Bedeutung der Rasse muß man eigentlich bedauern, daß das gefährliche schwarze Gezücht nicht rechtzeitig ausgerottet worden ist. Das bedauert Banse denn auch. Auf Seite 197 wird eine Stadt erstürmt nach der Melodie eines zweiversigen Wikingerliedes:

> Wenn die Flammen lodern der weißen Stadt
> Heiho! und die Äxte geschwungen!

welches Banse selber gedichtet hat. Da heißt es dann wollüstig:

> Alles Männliche wurde niedergemacht. Auch der Weiber und Kinder Mehrzahl mußte dran glauben, doch leider gab es Weiße, die es nicht über sich brachten, die eine oder andre zu erwürgen. Einige Dutzend kamen mit dem Leben davon, und auch sie trugen dazu bei, das lichte Blut zu schänden. Das alte Erbteil der nordischen Völker, ihr gutes Herz, selbst dem Feind und Schädling gegenüber, es verleugnete sich nicht...
>
> Um wieviel besser ständest Du da, Volk von Nordland, hättest Du je und je das dunkle Gezücht vertilgt auf Deinem Wege und nicht Mitleid bezeigt mit seiner Brut. Wie herrlich wärst Du und glänzend!
>
> Fluch Deinem guten Herzen, mein Volk, werde hart, hart wie Granit Deiner alten Heimat und Dir gehört die Welt, zum Herrschen und Beglücken seit Anfang der Zeit Dir bestimmt...

Wahrscheinlich meint der Kriegsdurchhalte-Psychologe des ‚Völkischen Beobachters' das alles gar nicht so. Dieser Jack the Ripper schwingt statt des Messers den Federhalter. Seine Aufgabe ist es nur, das sinnlos vergossene Blut des Krieges in jene heroische Tinte zu verwandeln, mit der Geschichte, Instruktions- und Lesebücher geschrieben werden. Banse selber — ich hörte einmal einen geographischen Vortrag von ihm — ist ein kleines munteres Männlein. Ob seine Haare blond und seine Augen blau waren, konnte ich nicht feststellen, da er einerseits mit einer Glatze und andrerseits mit einer Hornbrille bekleidet war. Auch fraß er durchaus kein Eisen sondern zeigte friedliche Bilder aus dem Morgenland.

Abstinente amerikanische Pastoren, die in Paris einen Kongreß mit einem Kommers im Bordell eröffnen würden, kämen uns sicherlich bemerkenswert vor. Das Privatleben unsrer Mitmenschen ist uns sonst gleichgültig. Die Frage: „Wo waren Sie im Kriege, Herr?" dürfen wir Marxisten und Pazifisten mit einem stummen Achselzucken beantworten. Aber von solch schäumendem Wikinger und völkischem Kriegsdurchhaltepsychologen wüßte man doch gern, wo er eigentlich Verdun berannt hat, wo er während des Krieges allen erreichbaren Kriegsgefangenen und Russinnen, Serbinnen, Polinnen, Französinnen und dem andern fremdartig riechenden und schon vor Van de Velde neue Künste der Liebe spendenden Gezücht die schwarzen Köpfe und Hälse zerbrochen hat. Banse tat nichts dergleichen. Er hat sich reklamieren lassen.

Es gibt von ihm eine Selbstbiographie („Die Seele der Geographie", Westermann-Verlag). Darin heißt es:

> Die Lustlosigkeit der letzten Kriegszeit mit ihrer ungenügenden Ernährung... war auf mich nicht ohne Einfluß geblieben...

Und:

> Der geistigen Aufgeregtheit der Jahre 1914 und 1915 folgte die lähmende Stille der Kriegsjahre 1916, 17, 18. Ich kam als Kriegs-

geologe nach Galizien, Elsaß und der Champagne, war aber noch so völlig orientalisch eingestellt, daß ich nur widerwillig an das Neue herantrat, meine Arbeit recht und schlecht erledigte und einzig an meine Studien über das Morgenland dachte.

Wie der kommende Krieg aussehen, wie das Gedränge und der Verkehr draußen an der Front sein wird, welcher Art die materiellen und psychologischen Vorbereitungen der nationalsozialistischen Lichtlinge für diesen Krieg sind, das wissen wir nicht. Eins wird funktionieren — das Kriegspresseamt.

Pallenbergs Schwejk von Alfred Polgar

Der Schwejk ist, trotz dem scharfen Erdgeruch, der ihm anhaftet, eine Märchenfigur. Seine durch nichts zu erschütternde Seelenruhe kommt, so scheint es, aus dem Bewußtsein (oder Unterbewußtsein), in der Hut guter Geister zu stehen, die ihrem Schützling Sicherheit gewährleisten. Er überwindet durch Unterwindung, rebelliert durch Dulden. Weil er gar keine Anstrengungen macht, sich zu retten, bleibt er in der See der Plagen obenauf. Sein Gehorsam ist tödlich für die Befehle, seine bedingungslose Anerkennung der Autorität hat es in sich, diese zu untergraben, und mehr Beweiskraft gegen den fürchterlichen Aberwitz des Krieges als in den revolutionärsten Gedanken, die einer aussprechen könnte, liegt in den Gedanken, die sich der Schwejk über den Krieg nicht macht. Wider die trockne Sabotage, die seine Fügsamkeit ins militärische Schicksal übt, kommt dieses nicht auf. Er ist der Geist, der stets bejaht: ein wahrhaft übermephistophelischer Trick, um zu zeigen, daß, was besteht, wert ist des Zugrundegehens.

An der unsterblichen Gestalt, wie Jaroslaw Hašek sie geschaffen hat, ist Pallenberg nicht spurlos vorübergegangen. Aber was sie, seit Piscator, an politischer Bitterkeit verlor, wird mehr als reichlich ersetzt durch die Fülle und Leuchtkraft, welche die ihr eingeborene Komik in der Verschmelzung mit der schöpferischen Komik Pallenbergs gewann. Die Wesenszüge der Figur sind unangetastet geblieben. Pallenbergs Schwejk hat die kostbare Mischung von Einfalt und Pfiffigkeit, wie sie in Hašeks Buch steht, er ist leibhaftig die gute Miene zum bösen Spiel, die dieses erbarmungsloser entlarvt, als die heftigste Empörung es imstande wäre. An der Widerstandslosigkeit des braven Soldaten läuft sich der kriegerische Mechanismus, in den er geraten ist, zu Tode.

Mit den ersten Schritten, Blicken, Gebärden, mit dem Tonfall der ersten Sätze Pallenbergs schon, ist das Besondere der Figur eindeutig bestimmt, sind ihre Grundbeziehungen zu Welt und Umwelt festgelegt. Dieser Hundefänger geht einher als der verkörperte Mutterwitz seines Volkes, ein Repetiermaul, das immerzu Histörchen abgibt, Geschichten aus Tausendundeiner Nacht proletarischen, kleinbürgerlichen Wandels, besinnliche Erzählungen, saftigst gefüllt von einem Stoff, der, sozusagen, eine Mischung ist aus Powidl und Ekrasit. In hunderterlei Reflexen spiegelt Pallenbergs sanfter Redefluß, von nichts aufgehalten als vom Gelächter der Zuhörer, den burlesken, den gutmütigen, den scharfen, den kindisch-verdröselten

Humor des unvergleichlichen Schauspielers wieder. Erschütternd komisch seine treuherzige Amoralität; die strahlendfreudige Überraschung, mit der er alles empfängt, was ihm zuteil wird, auch das Widrige; die kindliche Arglosigkeit, mit der er, zum wehrlosen Objekt gemacht, den Gewalten, die ihn hiezu gemacht haben, die Tücke des Objekts zu spüren gibt; das Liebliche seiner Unverschämtheit, die Grazie seiner Tölpelei. Zu nett etwa die elegante Handbewegung, mit welcher Pallenberg, wenn der Leutnant schimpfend sich hinter die Szene entfernt, das Leiserwerden und Verklingen der Schimpferei gleichsam graphisch darstellt, oder wie seine Finger die „Forellje" machen, die sich schlängelt, weshalb sie leichter zu photographieren ist als ein Bahnhof, der stillhält.

Unangegriffen von all dem Spaß blieb die menschliche Substanz der Figur, ohne Schaden behauptet sie sich in den Strapazen des Komischen, die Pallenberg ihr zumutet. Er ist durchaus bezaubernd als Soldat und brav, fügsam dem Gott, der die Flinten wachsen ließ und das Korn, in das man sie wirft.

Gott, Kaiser und Bauer von Julius Hay

Anläßlich der Aufführung von Julius Hays „Gott, Kaiser und Bauer" im Deutschen Theater hat sich der für Berlin ganz unerhörte Fall begeben, daß eine Bühne, ohne dazu gezwungen zu sein, ein Stück vom Spielplan absetzte, weil Protestkundgebungen dagegen inszeniert worden waren. Bei den acht Aufführungen des Stückes in Breslau gab es keine nennenswerten Störungen, und auch in Berlin verliefen die ersten drei Abende völlig ruhig. Erst als die Hetze der katholischen und der nationalsozialistischen Presse einsetzte, wurde die vierte und fünfte Vorstellung von gottgesandten Rollkommandos ad majorem dei gloriam gestört, und schon die sechste wurde von der Direktion Beer und Martin abgesetzt, obwohl die Polizei Schutz zugesagt hatte. Prompt fügte man sich den Wünschen der lärmenden Claque und servierte am nächsten Abend als weniger stark gewürzte Kost: „Essig und Öl", aus den benachbarten Kammerspielen hastig übernommen. Weder der Autor noch der Verlag S. Fischer wurden von der Absetzung des Stückes verständigt. Man darf hoffen, daß diese Feigheit nicht Schule macht. Es folgt hier diejenige Szene aus Hays Drama, die vor allem den Unmut der Gläubigen erregt hat.

(Im Quartier des Papstes in Konstanz. Nachts. Papst Johann XXIII., Bischof v. Mainz, Sigismund und Gara treten ein.)

Sigismund: Heiliger Vater ...

Papst: Mein lieber, lieber Sohn ...

(Sigismund und Gara beugen die Knie. Papst setzt sich, Sigismund und Gara küssen seinen Ring.)

Sigismund: Ich wollte schon längst eine der Mußestunden Eurer Heiligkeit für mich beschlagnahmen. Und da Ihr in dieser späten Stunde ganz bestimmt nichts anderes vorhabt ...

Papst: Du bist mir ein sehr, sehr lieber Sohn.

Gara: Die beiden Beherrscher der christlichen Welt sprechen in diesem Raum. Wollen wir nicht ins Nebenzimmer gehen, Herr Bischof? *(Gara und Mainz entfernen sich.)*

Sigismund: Ein schöner, lebhafter Betrieb hier in Konstanz. Nicht, heiliger Vater?

Papst: Ach, zu viel Menschen. Viel zu viel Menschen.

Sigismund: Das ist ja grade das Schöne daran. Hunderttausend Köpfe zählt Konstanz mehr als zuvor. Eine solche Versammlung der christlichen Welt gab es noch nie.

Papst: Du bist jung und gesund. Du findest noch deine Freude daran. Was aber habe ich von der Fülle der Patriarchen, Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Herzöge und Gesandten?

Sigismund: Sie sind ja die besten der Herde, deren guter Hirt Ihr seid.

Papst: Was habe ich von all dieser Menschenmenge, wenn ich die Luft dieses Tals hier nicht vertragen kann?

Sigismund: Mein Konstanz hat ein berühmt gutes Klima. Die Luft vom Bodensee... Geht übrigens gleich auf die Frage der Kirchenspaltung los, dann ist das Konzil bald zu Ende.

Papst: Jeder der drei Päpste will die Kirchenspaltung aufheben, indem er die Andern absetzen und alleiniger Papst bleiben will. Der Kaiser aber will alle drei absetzen und einen neuen, ihm ergebenen wählen lassen.

Sigismund: Oder einen von den dreien behalten, falls er von nun an eine brauchbare Kirchenpolitik treibt und der weltlichen Macht nicht ihre Existenzmöglichkeit raubt. Hebt Ihr in diesem Sinne die Kirchenspaltung auf.

Papst: Ich rede jedesmal von der Kirchenspaltung.

Sigismund (ruhig): Die lebenswichtigsten Fragen der Kulturwelt totzureden ist für viele der einzige Zweck aller Kongresse. Für mich aber nicht. Meine Politik fordert Taten und Erfolge.

Papst: Ich beabsichtige auch Taten. In diesem Kasten liegt eine schriftliche Erklärung fertig, laut welcher ich bereit bin, durch eine freiwillige Thronentsagung den Weltfrieden herzustellen, sobald diese beiden Ketzer von Konkurrenzpäpsten ebenfalls freiwillig abdanken.

Sigismund: Das heißt: niemals, denn dieser Fall wird nie eintreten.

Papst: Das weiß die Allgemeinheit nicht so genau wie du.

Sigismund (etwas nervös): Hm. Es wäre mir gar nicht recht, heiliger Vater, wenn diese Urkunde jetzt vorgelesen würde.

Papst: Macht nichts, mein Sohn. Nichtsdestoweniger werde ich sie vorlesen, wenn ich es für richtig finden werde.

Sigismund: Solche nichtssagenden, großtuerischen Erklärungen wären imstande, die einfältigeren Teilnehmer des Konzils zu betören und für Euch zu stimmen, — wenn nicht tagtäglich von geheimnisvollen Händen deutlich geschriebene Zettel auf die Tore der Kirchen und Paläste angenagelt wären, die einen solchen Betrug entlarven.

Papst: Diese geheimnisvollen Hände und die dazu gehörigen geheimnisvollen Köpfe scheinen diese Flugzettelmethode vom Ketzer Huß gelernt zu haben, der diese in Prag eifrig betrieb.

Sigismund: Vom Ketzer Huß läßt sich allerhand lernen. Zum Beispiel scharf gegen einen verbrecherischen Papst vorzugehen. Ein Papst, der freiwillig abdankt, kann seine Abdankung, wenn er sich nachher in Sicherheit fühlt, widerrufen; einer aber, der vom Konzil verurteilt und abgesetzt wird, kann nicht mehr zurück. Euch kann das leicht passieren, heiliger Vater.

Papst: Na — na, mein Sohn, na — na.

Sigismund: Etliche Konzilteilnehmer haben eine Denkschrift abgefaßt, die eine unendliche Liste von Todsünden eines gewissen Papstes aufzählt. Dieser Papst soll durch Ermordung seines Vorgängers auf den päpstlichen Stuhl gekommen sein, er soll ein Sohn des Verderbens, der Simonie schuldig, ein Dieb, ein Lügner, ein Wucherer sein, einer, der Hurerei ärger treibt als irgendein Teufel, einer, der die Sakramente öffentlich verkauft... Ich spreche von Euch, heiliger Vater.

Papst: Ich merke es, mein lieber Sohn, ich merke es.

Sigismund: Balthasar Cossa, genannt Papst Johann! Die Zeit der

falschen, doppelzüngigen Dokumente ist hin. Die Welt ist aufgeklärt und kein Mensch fällt mehr auf deine Gaukeleien rein.

Papst: Du irrst, mein Sohn. Die Welt ist dumm und glaubt alles. Du wirst schwere Enttäuschungen erleben, wenn du an Aufklärung glaubst. Ein Kaiser ohne ein blindgläubiges Volk ist kein Kaiser. Kaiser und Papst müssen ewig zusammen leben oder zusammen für ewig verschwinden.

Sigismund: Für dich ist nur die Dummheit eine Macht. Ich sehe eine noch größere in der Vernunft.

Papst: Der König von Neapel erkennt einen anderen Papst an, aber er wird durch die Angst fast zum Wahnsinn getrieben, sobald ich ihn excommuniciere. Die Prager stehen wie ein Mann auf der Seite ihres Huß, aber sie winseln zu Füßen meines Legaten, wenn ich ihnen die heilige Messe verbiete. Die Menschen plappern vom Ausmerzen der kirchlichen Korruption, aber sie zahlen mir all ihr Hab und Gut für den Ablaß, damit ich ihnen nur erlaube, sich in geweihter Erde begraben zu lassen. Glaube oder Aberglaube, ich herrsche durch sie, und meine Herrschaft bricht kein Huß, kein Bischof von Paris und... auch du nicht, mein lieber, teurer Sohn.

Sigismund: Ich habe mit Huß und Gerson nichts gemein. Und ich will Eure Herrschaft — wie gesagt — nicht unbedingt brechen. Ihr könnt Eure Stelle behalten, wenn Ihr ein Papst seid, wie ich mir einen Papst vorstelle.

Papst: Ich aber bin ein Papst, wie ich mir einen Papst vorstelle.

Sigismund: Die Erbschaft des armen St. Petrus scheint Auffassungssache zu sein. Jesus Christus aber hat seine Kirche auf einen Felsblock gebaut.

Papst: Auf einträglicherem Boden floriert sie besser. Du mußt das einsehen, mein lieber Sohn. Du mußt mehr Einsicht mit mir haben, Sigismund.

Sigismund: Ihr meint, ich soll Euch schlafen lassen in später Nachtstunde?

Papst: Schlafen... Früher hatte ich einen so gesunden Schlaf. Aber jetzt... Ich bin krank... Die Luft in dieser gottverdammten Stadt bekommt mir gar nicht... Du glaubst es mir nicht, mein Sohn, aber ich bin wirklich sehr krank.

Sigismund (gähnt): Ich schicke noch heute meinen Leibarzt zu Euch.

Papst: Ich brauche Luftveränderung.

Sigismund: Ja. Für Eure Politik wäre Italien oder Oesterreich eine viel gesündere Operationsbasis. Ich habe aber im Interesse des Konzils einem jeden verboten, die Stadt zu verlassen. Es würde Eure Heiligkeit unbeliebt machen, wenn Ihr da eine Ausnahme bilden wolltet.

Papst: Wenn ich wenigstens nach einem der naheliegenden Badeorte könnte.

Sigismund: Dort seid Ihr nicht in Sicherheit, es sei denn, ich ginge mit Euch.

Papst: Danke, nein, nein. Ich werde schon eine Möglichkeit finden, ohne dich zu belästigen.

Sigismund: Es ist lediglich eine Sympathiefrage, ob Ihr wegkönnt. Sympathisiert das Konzil mehr mit Euch als mit mir, dann könnt Ihr machen, was Ihr wollt. Findet es aber mich sympathischer, so bin ich Herr über Euch. Und bei solcher Lage der Dinge kann ich wohl ziemlich beruhigt sein.

Papst: Schließt also das Konzil seine morgige Sitzung mit einem „Hoch lebe der Papst“...

Sigismund: Dann könnt Ihr Euch von meinem Druck befreien und meine Länder plündern wie zuvor.

Papst: Endet aber die morgige Sitzung mit einem „Hoch lebe der Kaiser“...

Sigismund (steht auf): So dürft Ihr meine Politik mitmachen oder endgültig von der Bildfläche verschwinden. Kaiser sein und Papst

sein ist keine Frage der Eitelkeit oder Ambition — es ist nackte Existenzfrage.

Papst: Es geht also zunächst um ein Hoch.

Sigismund: Und nachher um eine Welt... Lebt wohl, heiliger Vater. Werdet Ihr der morgigen Sitzung persönlich beiwohnen?

Papst: Wenn es meine Gesundheit erlaubt.

Sigismund (markiert nachlässig einen Handkuß): Gute Besserung, heiliger Vater.

Geburtenregelung

Auf falschem Wege von Fritz Jacobsohn

Über das Allgemeine der von Walther von Hollander gemachten Ausführungen zur Frage der Geburtenregelung bedarf es wenigstens an dieser Stelle keiner Diskussion. Im Speziellen jedoch sind seine Vorschläge weder neu noch radikal. Darauf käme es auch gar nicht an und kommt es sicherlich auch Walther von Hollander nicht an. Die von ihm vorgeschlagene Methode ist jedenfalls für die Masse und die Massen nicht anwendbar. Sie ist unphysiologisch. Und die Macht des Menschen reicht in diesem Punkte nicht so weit wie sein Wunsch. Auch der Liebeskünstler hat es vor allem ganz und gar nicht in der Hand, ob er ein Kind zeugen will oder nicht. Mindestens nicht auf die Dauer ungestraft. Alle Technizismen, die das Hinausrücken des orgastischen Höhepunktes und der Ejaculation künstlich zu verlängern suchen, führen eines Tages, früher oder später, in die ärztliche Sprechstunde. Nach den Erfahrungen der meisten Ärzte, die sich mit dem in Frage kommenden Gebiet befassen, führen die von Walther von Hollander propagierten Beherrschungsübungen der Zeugungssäfte gewöhnlich zu einer Ejaculatio praecox, manchmal zu einer Kollikulushypertrophie oder zu einer andern anatomisch greifbaren Störung der Potenz. Auch Herzstörungen und plötzliche Schwindelanfälle werden beobachtet. Die ans Artistische grenzende Verlängerung der natürlichen Coitusdauer schließt auch keineswegs, wie Herr von Hollander meint, die Wahllosigkeit aus. Grade der verabscheuenswerte Typ bestimmter Roués brüstet sich häufig mit der Meisterschaft in dieser Beherrschungstechnik.

Allenfalls kann man zugeben, daß einige Männer die von Walther von Hollander befürwortete Beherrschungstechnik erlernen und üben können, ohne Schaden an ihrer Gesundheit zu nehmen. Abgesehen von diesen Ausnahmefällen muß man vom medizinischen Standpunkt aus die Männerwelt warnen. Vor allem aber erscheint auch sonst das Verfahren für die Geburtenregelung unbrauchbar. Denn die Ejaculation kann auch nach langer Verzögerung immer noch zur Befruchtung führen. Man weiß heute ganz genau, daß zur Befruchtung kein gleichzeitiger Orgasmus bei Mann und Frau notwendig ist. Gefühlskalte Frauen können empfangen, und Männer ohne Libido, Erektion und Voluptas können zeugungsfähigen Samen produzieren. Oder soll das modifizierte Karezza-Verfahren schließlich doch mit der auch von Walther von Hollander verpönten Interruption verknüpft werden?

*

Antwort von Walther v. Hollander

Ich bin kein Sexualfachmann, obwohl ich die „einschlägige" Literatur ganz gut kenne. Das Material eines Spezialarztes steht mir nicht zur Verfügung. Aber ich habe andres Material. Ich habe einige Erfahrungen gemacht und habe festgestellt, daß meine Erfahrungen und meine Gedanken über diese Erfahrungen weder neu noch vereinzelt sind. Ich fand sie in den Weisheitsbüchern der Chinesen, in Berichten über primitive Völker, im Weisheitsgut kultivierter. Ich fand sie bei denjenigen Menschen von heute, die gewohnt sind, sich vorurteilslos zu beobachten und in Zucht zu nehmen. Das Resultat dieser Erfahrungen und Beobachtungen hielt ich für mitteilenswert. Sicherlich haben andre wieder andre Erfahrungen, über die man nachdenken kann. Ich finde nicht, daß die Entgegnungen, die hier veröffentlicht wurden und die ich sonst noch erhielt, meine Erfahrungen widerlegen.

Der Mann kann seine Zeugungssäfte beherrschen, falls er sich bemüht. Das ist eigentlich alles, was ich mitzuteilen hatte. Herr Doktor Jacobsohn sagt nun, daß diese Beherrschung in das Sprechzimmer des Spezialarztes führen müsse oder zu einer anatomisch greifbaren Störung der Potenz. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Herr Jacobsohn den Beweis für diese Behauptung antreten kann. Nirgends in den alten Schriften, die sonst vor allen Gefahren zu warnen pflegen, wird von dieser Gefahr gesprochen. Nicht einer der mir befreundeten oder mir bekannten Menschen, die sich dieser Methode bedienen, ist krank geworden.

Wenn die Menschen, wenn die Liebenden bisher glücklich geworden wären, so wäre es Unsinn, nach neuen oder alten Methoden zu fahnden. Tatsächlich aber sind sie zum größten Teil unglücklich, unsicher, verwirrt. Es muß also etwas an den bisher angewandten Methoden nicht stimmen. Für die Menschen, die das spüren, habe ich geschrieben.

Meine „Methode" ist nicht meine Methode sondern das Ergebnis einer oft unterbrochenen und immer wieder geknüpften Kette von Erfahrungen und Beobachtungen mehrerer Jahrtausende. Diese Erfahrung besagt, daß der Zeugungsakt genau so vielstufig ist wie alles andre in der Natur und daß man über die Primitivstufe nur durch Übung, Pflege, Training und Selbstbeherrschung herüberkommt. Jeder Mann kann dieses Training auf sich nehmen. Auch „der Mann aus dem Volke". Sehr häufig weiß „der Mann aus dem Volke" sehr gut Bescheid. Er weiß auch, daß man etwas leisten muß, wenn man etwas erreichen will, und er scheut sich nicht davor. Für Männer freilich, die „die Zumutung überhaupt ablehnen", sich in Zucht zu nehmen, hat die Methode keinen Wert.

Ich bin immer wieder zu einer noch genaueren Beschreibung „meiner Methode" aufgefordert. Ich glaube, es ist zunächst nichts weiter darüber zu sagen, als daß man die Zeugung beherrscht, sobald man sich durch Spürsamkeit und Wachsamkeit, durch Einfühlung in seinen Partner über die Stufe des „Von selbst" hinausgearbeitet hat. Auf die Dauer wird man nicht weiterkommen, wenn man sich nicht in gleicher Weise

aller Möglichkeiten und Kräfte des Körpers bemächtigt. Das Problem der Sexualerziehung ist also immer ein Problem der Gesamterziehung, und wer nicht lernen will, sorgfältig mit sich umzugehen, der wird auf dem Spezialgebiet der Sexualität auch nicht erfolgreich sein.

Auf vielfachen Wunsch und mit größtem Widerstreben dennoch einiges „Konkrete". Eigentlich müßte man sich zuvor über viele Voraussetzungen einigen. Über die Tatsachen der innern Sekretion zum Beispiel und wieviel von den nicht gleich ausgegebenen Sexualsäften schon während der Geschlechtsvereinigung beim Mann in den innern Kreislauf aufgenommen wird, so daß er (wie die Chinesen verlangen), verjüngt und gekräftigt aus der Liebesnacht hervorgeht. Man müßte sich über die viel zu selbstverständlich hingenommenen Tatsachen des Orgasmus unterhalten und ob wirklich weiblicher und männlicher Orgasmus gleich zu setzen ist oder ob nicht vielmehr es wichtiger und meinetwegen „natürlicher" ist, daß die Frau zum Orgasmus kommt, während der Mann mit seinen Säften nicht nur zeugen soll sondern sich auch aufbauen (das wenigstens sollten die Fachleute allmählich mitberücksichtigen), man müßte sehr genau über die Frage des Schwingungsaustausches sprechen, über den innerhalb der weißen Rasse nur die Karezzaleute nachgedacht haben (aber sie haben einen gewissermaßen verfrühten Seelenbegriff dazwischen gebracht), kurzum: die Fragen liegen so schwierig, daß man sie wohl diskutieren, aber nicht hin- und herartikeln kann.

Trotzdem also ganz kurz: von der Karezza unterscheidet sich die von mir beschriebene Methode darin, daß sie keine Bewegungslosigkeit verlangt sondern im Beginn ein vorsichtiges Einspielen, ein Herangehen an den Orgasmuspunkt, ein Überspielen dieses Punktes (am besten durch Atmung), worauf der Mann freie Fahrt hat. Er kann das Tempo, die Intensität, meinetwegen die Heftigkeit anwenden, die er will.

Die Befriedigung auf dieser Stufe liegt nicht mehr (und auf alle Fälle nicht immer) im Orgasmus sondern in der Erfrischung, Stärkung und Befriedigung des gesamten Organismus. Läßt man es dennoch zum Orgasmus kommen, der nicht zu dieser Methode gehört, dann freilich bleibt auch in diesem Stadium nur die Wahl zwischen interruptus und der möglichen Zeugung. Aber auch dann noch hat der Mann zwei Vorteile: einmal nämlich kann jeder Mann jede Frau wirklich befriedigen. Und zum Zweiten kann er den Zeitpunkt des Orgasmus bestimmen.

Viele junge Menschen fürchten, daß sie durch die Beherrschung um den Genuß der Leidenschaft kämen. Die Natur, so meinen sie, sei unbeherrscht. Dazu ist auch wieder zu sagen, daß man sowohl das Unbeherrschte wie das Beherrschte zur Natur rechnen muß, daß also auch die Natur nichts Eindeutiges ist. Wer mit seinen Leidenschaften glücklich geworden ist, soll auch weiterhin nicht gestört werden. Denen aber, die unglücklich sind, muß man sagen, daß die Natur alle Kräfte hundertfältig wiedergibt, die man anwendet, um die Natur zu erschließen.

Mein Aufsatz hat sich an die Männer gewandt, weil die Männer besonders wenig über die Zeugung nachzudenken

pflegen. Ich wollte aber nicht sagen, daß die Frauen in dieser Frage nichts zu suchen hätten. Im Gegenteil: sie könnten viel, sie könnten alles erreichen. Sie vor allem aber könnten mit der schrecklichen Verwechslung von Unbeherrschtheit und Leidenschaft ein Ende machen, die so viel Unglück in die Welt gebracht hat. Sie könnten den Männern die Beherrschung ihrer Funktionen erleichtern, wenn sie auch ein bißchen besser Bescheid wüßten. Dann würden viele von ihnen die wirkliche Leidenschaft kennen lernen und in ihr warm, glücklich und heiter werden.

*

Und die Frauen? von Hilde Walter

Wer sich zu dem von Walther von Hollander und Van de Velde hier angeschnittenen Thema „Geburtenregelung" äußern will, ohne die Legitimation des Mediziners oder Sexualforschers zu besitzen, muß sich auf Beobachtungen berufen, die aus sozialen und psychologischen Gründen bisher nicht zum Gegenstand öffentlicher Diskussion gemacht worden sind. Hollander hat bereits gesagt, daß die Frage der Nachkommenschaft genau im Schnittpunkt des Persönlichen und des Sozialen liegt. Darum müssen die Erfahrungen einer Generation von Frauen herangezogen werden, wenn die soziale Frage der Geburtenregelung vollkommener als bisher gelöst werden soll. Solange man sich Hollanders neue Theorie von der Entbehrlichkeit aller künstlichen Hilfsmittel noch nicht zu eigen machen kann, bleibt nur die Feststellung, daß die ganze Technik unsrer Geburtenregelung auf heute nicht mehr gültigen soziologischen Voraussetzungen aufgebaut ist. Wissenschaft und Industrie orientieren sich noch immer lediglich an der Vorstellung, als sei die monogame Dauerbeziehung das Maß aller Dinge. Leider sieht die Wirklichkeit ganz anders aus.

Es gibt unter den ledigen Frauen Tausende, die mit einer ewigen Sehnsucht nach dem zuverlässigen Dauerpartner herumlaufen, ohne ihn jemals zu finden. Wenn sie nicht in klösterlicher Zurückgezogenheit leben wollen, sind sie auf Zufallserlebnisse angewiesen. Das gilt keineswegs nur für die Unverheirateten; auch zahllose Ehen bieten den Frauen nicht einmal mehr ein Minimum erotischer Erfüllung. Es ist in diesem Zusammenhang gleichgültig, ob es sich dabei um einen Mangel an Liebeskultur handelt, oder ob diese Frauen unter dem Druck von materiellen Sorgen im täglichen Kleinkram den Reiz für ihren Mann verlieren mußten. Auch sie verlangen, von der sexuellen Not abgesehen, hin und wieder nach einer erotischen Bestätigung; sie brauchen das Bewußtsein, als Frau begehrt zu werden. Die Situation solcher Frauen wird im allgemeinen nicht diskutiert. Zwar haben die Romanschriftsteller auch diese Seite des Lebens gesehen und gestaltet; aber die Verhütungsmittelindustrie sucht ihre Maßstäbe nicht in der schönen Literatur. Die beratenden Ärzte, sogar die Sozialreformer, kämpfen im guten Glauben, unerhört fortschrittlich zu sein, mit ganz unzulänglichen Waffen. Die Frau wird mit Verhütungsmitteln versorgt, die sie nur unter den günstigsten äußeren Bedingungen unbeobachtet und zugleich sorgfältig anwenden kann. Alle

Schutzmaßnahmen scheinen ausschließlich für die eheliche oder eheähnliche Gemeinschaft erfunden, für die saturierte Dauerbeziehung im eignen Heim, für eine überraschungslose Programmerotik. Jeder gewissenhafte Arzt wird überdies zugeben müssen, daß eigentlich nur die Kombination mehrerer Methoden hundertprozentige Sicherheit ergibt; abgesehen davon, daß unter Umständen ein Mittel das andre in seiner Wirksamkeit beeinträchtigen kann. Damit bedeutet jede Improvisation für die Frau, die sich weder eine Schwangerschaft noch eine Abtreibung zumuten will, ein ungeheures Risiko.

Zu diesen technischen Schwierigkeiten kommen die ökonomischen. Wer ernstlich vorsorgen will, muß mit einem nur für wenige erschwinglichen Kostenaufwand rechnen. Beide Fragen, die technische und die finanzielle, könnten vielleicht eines Tages von den Fachleuten gelöst werden, wenn ihnen diese meist schamhaft kaschierte Seite des Problems eindeutig klar gemacht würde. Auch die heutige unvollkommene Situation wäre zur Not noch erträglich, wenn nicht seelische Hemmungen die erfolgreiche Anwendung der verfügbaren Mittel dauernd gefährdeten. Hier müßte vor allem jene männliche Mitverantwortung einsetzen, von der Hollander und Van de Velde in anderm Zusammenhang gesprochen haben.

Für glückliche Menschen braucht man im Rahmen einer öffentlichen Diskussion nicht auszusorgen. Echte Liebe findet den Ausweg aus dem ewigen Konflikt zwischen dem guten Geschmack und der Sorge um die Gesundheit der Frau. Nur gibt es nicht allzu viele Bindungen, in denen starke menschliche Nähe und innige körperliche Vertrautheit so vollkommen gemischt sind. Bei weniger ausgewogenen Beziehungen wird das zweckmäßige Verhalten der Frau durch den männlichen Hang zu ungeklärten Situationen sabotiert. Es nützt nichts, dagegen die moralische Forderung aufzustellen, daß sich jeder Mensch nur mit starker Gefühlsbeteiligung in eine sexuelle Gemeinschaft begeben soll. Wenn die gefühlsmäßig stark beteiligte Frau sich einen zwar geneigten, aber nicht grade sehr begeisterten Partner ausgesucht hat, wird sie es erst recht nicht wagen, ihre ohnehin unsichere Position durch technische Debatten zu erschüttern. Auch im Krisenstadium einer älteren, vielleicht ehemals starken Beziehung kann die ganze schon bewährte Verhütungstechnik zum Teufel gehn, wenn die letzte Rettung nur noch von der programmlosen, scheinbar improvisierten Wiedereroberung des verlorenen Partners zu erwarten ist. Jede einigermaßen instinktsichere Frau fühlt die männliche Abwehr gegen alles, was den Mann verpflichtet, seine triebhaften Wünsche in bewußte und gewollte Handlung umzusetzen; ihre letzte weibliche Waffe im Kampf um den Mann bleibt dann der Verzicht auf die eigne Sicherheit.

Von diesen Nöten ist so wenig bekannt, weil die sogenannte emanzipierte Frau ein ganz neues Schamgefühl entwickelt hat: Mangel an erotischer Anziehungskraft gilt als große Schande. Auch die weniger gequälten, von der Natur mit genügend Anziehungskraft gesegneten Frauen opfern unter Umständen ihren Anspruch auf Schutz und Sicherheit der männlichen Abneigung gegen Vorbereitungen. Wenn sie merken,

daß der Partner eine völlig überraschende, abenteuerliche Erfüllung seiner Wünsche vermutet, so verbietet ihnen ihr Stilgefühl die Beachtung der notwendigen Vorsichtsmaßregeln. Die Schuld an unerwünschten Schwangerschaften, die aus Takt- und Geschmacksrücksichten entstehen, trifft natürlich nicht nur den Mann. Die weibliche Eitelkeit ist ebenso gefährlich wie der männliche Mangel an Phantasie.

Van de Velde hat bereits gesagt, daß Mann und Frau die Verantwortung gemeinsam zu tragen haben; Hollander verlangt vom Mann eine sehr weitgehende, in ihrer Wirkung umstrittene erotische Umorientierung. Die Frauen würden mit einem viel bescheidneren Resultat der Aufklärungs- und Erziehungsarbeit zufrieden sein: wenn die Männer lernen könnten, ihr mitmenschliches Verständnis für die Gefährdung der Frau auch dann nicht zu vergessen, wenn ihr männlicher Instinkt durch das Erkennen weiblicher Vorsorge beleidigt wird.

Weltwirtschaftliche Bilanz 1932 von K. L. Gerstorff

Seit dem Sturz der Brüningregierung malt man in den offiziellen Kreisen Deutschlands die wirtschaftliche Entwicklung in optimistischen Farben. Das Institut für Konjunkturforschung hatte die Aufgabe, diesen Optimismus durch die Analyse der Weltwirtschaft etwas zu unterbauen. Als Papen sein Wirtschaftsprogramm ankündigte, erklärte man, in den großen angelsächsischen Ländern, in Amerika und England, sei bereits der tiefste Punkt der Krise erreicht, dort bereite sich schon der Wirtschaftsumschwung vor; nur in der deutschen Wirtschaft ginge die Ankurbelung nicht so schnell wie in der Weltwirtschaft. Und diesen Zwiespalt in der Entwicklung der deutschen und der amerikanisch-englischen Wirtschaft sollte Papens Wirtschaftsprogramm überbrücken, das den Unternehmern durch die Steueranrechnungsscheine und die Beschäftigungsprämien über zwei Milliarden in die Hand spielte.

Man konnte damals in den objektiven Daten des Wirtschaftslebens, in der Entwicklung des Außenhandels, der Produktion, der Zahl der beschäftigten Arbeiter zwar noch keine Anzeichen einer Wirtschaftsbelebung feststellen, aber man erklärte, das Steigen der Rohstoffpreise in der ganzen Welt und die Aktienhausse in den angelsächsischen Ländern sei das unmittelbare Vorspiel dafür, daß auch die objektiven Daten bald eine starke Verbesserung ausweisen würden.

Was ist von alledem heute, nach noch nicht vier Monaten, übrig geblieben? Die beiden Hauptmerkmale, auf die man sich bei der Voraussage einer baldigen günstigen Konjunktur stützte, die Entwicklung der Rohstoffpreise und der Aktienpreise, zeigen wieder eine gegenteilige Richtung. In den neusten Vierteljahrsberichten des Institutes für Konjunkturforschung muß das auch zugegeben werden. Es heißt dort:

Die Preise an den Weltrohstoffmärkten sind seit der zweiten Septemberhälfte wieder zurückgegangen... Die Preisrückgänge waren verschieden stark. Kaffee, Schmalz, Kautschuk, Kupfer und Blei fielen um 20 bis 25 v. H., Baumwolle und Fleisch um fast 40 v. H. Unter den Tiefstand von Juni/Juli sind jedoch nur wenige Preise, in der Hauptsache die Getreidepreise, gesunken. Insgesamt hat der

Rückschlag an den Weltrohstoffmärkten von Anfang September bis Ende November die voraufgegangene Erhöhung des Preisniveaus zum größten Teil wieder ausgeglichen.

Mit der Erhöhung der Rohstoffpreise als Zeichen für den Beginn des Konjunkturumschwunges war es also wieder einmal nichts. Mit den Aktienkursen steht es nicht besser. Es heißt im Vierteljahrsbericht:

An den Aktienmärkten der maßgeblichen Länder sind — nach der teilweise stürmischen Haussebewegung der Sommermonate — fast überall heftige Rückschläge eingetreten ... Das Kursniveau wurde zumeist auf den Stand der ersten Augusthälfte, teilweise noch unter den Auguststand herabgedrückt. Die Unsicherheit auf den Aktienmärkten dürfte nicht weichen, bevor nicht eine Besserung der Ertragschancen in der Produktion in greifbare Nähe gerückt ist.

Rohstoffpreise und Aktienkurse zeigen also in den letzten Monaten das entgegengesetzte Bild wie im Juli und August. Aber vielleicht ist die rückläufige Bewegung nur durch gewisse spekulative Faktoren veranlaßt gewesen? Sehen wir zunächst nach den angelsächsischen Ländern:

In England ist seinerzeit bekanntlich im Anschluß an die Entwertung des Pfundes und die zollpolitischen Abwehrmaßnahmen eine gewisse Erholung der Produktion eingetreten, und zwar zu einer Zeit, wo in der ganzen Welt sich sonst die rückläufigen Tendenzen weiter fortsetzten. Diese Erholung der Produktion war aber im wesentlichen im Frühjahr dieses Jahres beendet. Die gesamte englische Produktion betrug, wenn man den Stand von 1924 mit 100 ansetzt, im ersten Vierteljahr noch 92,3. In der gleichen Zeit, als die Vierteljahrshefte für England einen Wiederanstieg prophezeiten, im zweiten Vierteljahr 1932, ist der Index der Produktion außerordentlich stark gefallen. Er betrug nur noch 83,9, und in demselben England, in dem sich doch der Konjunkturaufschwung am ehesten vollziehen sollte, ist im dritten Vierteljahr 1932, wie der uns vorliegende Bericht zeigt, die Produktion wiederum gesunken und auf 80,0 zurückgegangen.

Wie steht es in den Vereinigten Staaten? Da muß zunächst festgestellt werden, daß dort in diesem Sommer ganz im Gegensatz zu der saisonüblichen Entwicklung der letzten Jahre noch ein außerordentlich starker Rückgang der Produktion und eine beträchtliche Steigerung der Zahl der Arbeitslosen eingetreten ist. Hier hat sich in den letzten Monaten eine gewisse Besserung ergeben. Die Zahl der Arbeitslosen ist nicht mehr so groß wie im Juli und August, sie ist „nur" noch so groß wie im Juni; sie beträgt, wie von maßgebender Seite geschätzt wird, heute noch zwölf bis vierzehn Millionen, und auch die Produktion weist eine gewisse Steigerung auf und erreichte die Zahlen vom Frühjahr. Aber durch welche Faktorenreihen ist diese Produktionssteigerung erreicht worden? Glauben die Unternehmer in den Vereinigten Staaten, daß der Tiefpunkt der Krise erreicht sei, und haben sie daher größere Kapitalien für Neuinvestitionen eingesetzt, so daß die großen Schlüsselindustrien einen bedeutenden Aufschwung genommen hätten? Davon kann keine Rede sein. Es heißt in dem Bericht:

Die Aufwärtsbewegung war aber keineswegs allgemein. Die Mehrzahl der Produktionsgüterindustrien hat an ihr nicht teil-

genommen; dort, wo eine Belebung eintrat, wie in der Stahlindustrie, hielt sie sich fast ausnahmslos in den Grenzen, die bei dem gegenwärtigen Tielfstand der Produktion den stets möglichen Zufallsschwankungen einzuräumen sind.

Wenn es aber nicht die Produktionsmittelindustrien gewesen sind, die zu einer gewissen Belebung geführt haben, wenn die Unternehmer keine größern Investitionen vorgenommen haben, dann ist die Steigerung vielleicht dadurch eingetreten, daß die Kaufkraft der amerikanischen Bevölkerung, die Kaufkraft der Arbeiter, der Angestellten, der Farmer, gestiegen ist? Auch davon kann keine Rede sein:

Vom Konsum her ist die Belebung der Produktion dagegen nur wenig gefördert worden... Auch von der Entwicklung des Einkommens sind auf Grund der rein konjunkturellen Dynamik vorerst kaum nennenswerte Anstrengungen zu erwarten.

Wenn aber weder die Investitionen gestiegen sind noch der Verbrauch der breiten Massen, wieso erfolgte dann doch die Belebung der Industrien, vor allem der Verbrauchsindustrien? Des Rätsels Lösung ist sehr einfach. Die Vierteljahrshefte stellen fest:

Die Produktions- und Umsatzbelebung in der Verbrauchsgütersphäre muß also im wesentlichen als ein zwischen Industrie und Handel sich abspielender Eindeckungsprozeß betrachtet werden.

Infolge der langen Krisendauer waren die Lagervorräte vor allem des Großhandels sehr stark zusammengeschmolzen; und in der letzten Zeit hat der amerikanische Großhandel in größerm Umfange seine Lagervorräte weit über den wirklichen Verbrauch hinaus ergänzt, so daß er der Industrie größere Aufträge erteilen konnte. Es ist selbstverständlich, daß diese Art der Produktionsbelebung von keiner langen Dauer sein kann. Und wir können an dieser Stelle einmal ausnahmsweise dem zustimmen, was die Vierteljahrshefte schreiben:

Mit dieser Feststellung ist aber zugleich ein wichtiger prognostischer Anhaltspunkt gefunden. Denn Eindeckungswellen, wie die eben gekennzeichnete, bieten für sich allein nicht die Gewähr der Dauer. Sie verebben gewöhnlich in dem Augenblick, in dem die Produktion dem Bedarf wieder angepaßt ist oder die Tatsachen, die zu einer Wiederauffüllung der Lagerstände Anlaß gaben, an Gewicht verlieren. So scheint auch gegenwärtig die Belebung der Konsumgütererzeugung wieder nachzulassen. Die Wiederanpassung der Produktion an die laufende Nachfrage ist vollendet. Auf Teilgebieten, wie z. B. in den Baumwollwebereien, liegt sie zur Zeit sogar über dem laufenden Bedarf, so daß nach der Erledigung der früher eingenommenen Aufträge ein gewisser Rückschlag unvermeidlich sein dürfte, wenn die Nachfrage des Handels oder des Konsums nicht erneut zunimmt. Die Voraussetzungen hierfür sind aber gering.

Es kann nach alledem nicht scharf genug protestiert werden, wenn in einem der letzten Wochenberichte des Institutes für Konjunkturforschung bei einer Darstellung der Weltwirtschaft und der deutschen Wirtschaft gesagt wird:

Mit dem Jahre 1932 hat Deutschland die Krisis, die seine Wirtschaft bis in die Grundfesten erschütterte, im wesentlichen überwunden.

Gewiß ist es richtig, daß sich, wie in Amerika, auch in Deutschland die Produktion etwas gehoben hat. Wenn man die Zahlen von 1928 mit 100 ansetzt, so war 1932 der Tiefstand der deutschen Produktion mit 53,1 erreicht, während im Oktober die Zahl bereits wieder 60,9 betrug. Aber diese ver-

hältnismäßig geringfügige Schwankung ergab sich nicht nur in den Herbstmonaten 1932. Im Jahre 1931 beispielsweise war die Produktion, wiederum die Zahlen für 1928 mit 100 angesetzt, im Januar auf 67,8 heruntergegangen und stieg dann bis April auf 76,3. Die Steigerung in diesen Monaten war also größer als die Steigerung in den Herbstmonaten 1932. Auch damals hat man von dieser Produktionssteigerung ausgehend einem naiven Optimismus gehuldigt und Illusionen über Illusionen in breiten Massen zu erwecken versucht. Der Katzenjammer kam bald hinterher. Auch dieses Mal benutzt man die geringfügige Produktionssteigerung, um Illusionen zu erwecken, während man auf der andern Seite gezwungen ist, die Faktorenreihen aufzuzeigen, die zeigen, daß von einer objektiven Überwindung der Krise nicht die Rede sein kann.

Weder in den angelsächsischen Ländern noch in Deutschland ist die Voraussetzung dafür gegeben, und die gesamte weltwirtschaftliche Entwicklung spricht durchaus nicht dafür, daß von den Weltmärkten, vom Welthandel her, in nächster Zeit starke Auftriebstendenzen zu erwarten sind.

Da der Automatismus des Kapitalismus bei der Krisenüberwindung immer deutlicher versagt, so versucht man, ihm durch künstliche Mittel zu Hilfe zu kommen. Aber auch hier haben wir ganz international ein Fiasko festzustellen. Die amerikanischen Projekte, mittels Kreditexpansion die Wirtschaft anzukurbeln, sind zusammengebrochen. Die Arbeitslosigkeit bleibt drüben in ihrem riesenhaften Umfange bestehen. Und in Deutschland hat man Herrn Gereke bereits, bevor er anfängt, sein Arbeitsbeschaffungsprogramm so zusammengeschnitten, daß sein Einfluß auf die Verringerung der Arbeitslosigkeit selbst im günstigsten Falle minimal ist.

Im Sommer sollen wir wieder einmal eine Weltwirtschaftskonferenz haben. Es ist nicht uninteressant, wie John Maynard Keynes ihre Aussichten beurteilt. Keynes ist durchaus skeptisch in der Beurteilung der weitern weltwirtschaftlichen Entwicklung. Er hält es für möglich, daß wir (zitiert nach einem Aufsatz von Keynes im ‚Hamburger Wirtschaftsdienst' vom 23. Dezember über „Die Weltwirtschaftskonferenz 1933") „nach einer bescheidenen Aufwärtsbewegung und zweifelhaften Hoffnungen auf Besserung abermals in den Sumpf zurückgeworfen werden".

Und ebenso skeptisch ist er gegenüber den Ergebnissen der Weltwirtschaftskonferenz:

Es ist leicht, die Tagesordnung der Konferenz vorauszusagen. Man wird eine Anzahl von Entschließungen annehmen, die besagen, daß mancherlei Dinge geändert werden sollten; aber es wird an der ernsten Absicht fehlen, sie wirklich zu ändern. So wird sich die Konferenz als Sachverständigen-Gesamtheit darüber einig sein, daß Tarife und Kontingente den Gipfel der Absurdität erreicht haben und eine ständige Bedrohung des internationalen Handels darstellen — aber es wird nicht ein einziges Angebot irgend eines einzelnen Landes vorliegen, selbst mit dem Abbau zu beginnen. Man wird sich über die Devisenreglementierungen beklagen, aber diejenigen Länder, die eine Devisenzwangswirtschaft eingeführt haben, werden zugleich ihr lebhaftes Bedauern darüber äußern, daß sie zur Zeit nicht in der Lage sind, diese Zwangsbewirtschaftung aufzuheben. Man wird sagen, daß Schulden niedergeschlagen werden sollten, sobald sie die Zahlungsfähigkeit

der Schuldner übersteigen, aber kein einziges Gläubigerland wird das Angebot einer konkreten Schuldenstreichung vorlegen. Die Konferenz wird erklären, daß eine allgemeine Rückkehr zum Goldstandard sobald als nur möglich stattfinden sollte, aber diejenigen Länder, die in diesem Punkte die Freiheit erobert haben, werden sie nicht wieder aufgeben wollen, es sei denn zu Bedingungen, von denen sie nicht erwarten können, sie erfüllt zu sehen. Die Konferenz mag möglicherweise sogar unter ergebungsvollem Sichfügen Frankreichs, dahin übereinkommen, daß die Preise gehoben werden sollten. Aber wird sie irgendeinen Plan zur Hebung vorlegen?

Man kann Herrn Keynes nur beistimmen. So wie die Kapitalisten der einzelnen Länder unter der Gesetzlichkeit der Konkurrenz die Krisenwirkungen auf die Arbeiterschaft und die Mittelschichten abzuwälzen suchen, so versuchen die einzelnen kapitalistischen Länder die Krisenwirkungen von sich auf das Konkurrenzland abzuwälzen, unbekümmert darum, ob die Weltwirtschaftskrise als Gesamterscheinung dadurch weiter vertieft wird, weiter vertieft werden muß.

Das ist die weltwirtschaftliche Bilanz des Jahres 1932: Eine Vertiefung der Krise national wie international bei einer Verlangsamung des Tempos in den letzten Monaten; ohne jede Aussicht, daß 1933 eine beträchtliche Besserung bringen wird.

Wochenschau des Rückschritts

— Die kommissarische Preußenregierung hat eine ganze Anzahl hoher republikanischer Beamten der Schulverwaltung, unter andern den Leiter der berliner Schulverwaltung König und Hildegard Wegscheider, ihrer Ämter enthoben. Dem der Staatspartei angehörigen Rechtsanwalt Appel, der bereits zum zweiten Mal von der Stadtverordnetenversammlung in Eisleben zum Bürgermeister gewählt worden ist, wurde von der kommissarischen Preußenregierung die Bestätigung versagt.

— Durch die Unachtsamkeit der dresdner Polizei konnten die Mörder ihres SA-Kameraden Hentsch nach Italien entkommen.

— Die Polizeidirektion München hat die Aufführung des Chorwerks „Potemkin" verboten, weil durch die Darstellung revolutionärer Vorgänge eine „Zersetzung" der deutschen Reichswehr und Reichsmarine beabsichtigt sei.

Wochenschau des Fortschritts

— Das griechische Kriegsministerium hat aus Sparsamkeitsrücksichten zwei Armeekorps aufgelöst, sieben Infanteriedivisionen in Brigaden umgewandelt und sechs Infanterieregimenter vollständig aufgehoben.

— In Berlin haben mehrere Stürme der SA etwa 50 Prozent ihrer Mitglieder verloren. Aus dem Sturmbann III, Standarte 2, sind 30 SA-Leute auf einen Schlag ausgetreten, im Sturm 9 haben etwa 20 Mann ihren Austritt erklärt, aus den steglitzer Stürmen sind innerhalb von 8 Tagen 48 Mann herausgegangen. Von der SA-Reserve Schöneberg haben 12 Mann ihre Mitgliedsbücher zurückgegeben, die charlottenburger Stürme sind ebenfalls in einer Woche um 17 Mann schwächer geworden. Die Unterführer berichten von einem erschreckenden Rückgang der Aktivität der Mitglieder, die Standarte 2 bezeichnet die Dienstbeteiligung offiziell mit 45 Prozent. Der Umsatz der Parteizeitungen in Berlin hat sich nie so stark wie im Monat Dezember vermindert. Ein Beispiel für viele: der Zeitungsfahrer des ‚Angriff', der die Ortsteile Schöneberg-Friedenau beliefert, verteilt an die Händler täglich rund 300 Exemplare, noch vor wenigen Monaten hat er täglich 700 Zeitungen vertrieben.

Bemerkungen

Die umgetaufte Abrüstungskonferenz

Was wird aus der Abrüstungskonferenz herauskommen? Eine, hoffentlich nicht zu weitgehende, Aufrüstung.

Das ist der Eindruck, den Skeptiker schon lange von den genfer Verhandlungen haben. Daß ein solches Ergebnis der Wunsch so ziemlich aller Generalstäbe der Welt ist, wird ihnen niemand verdenken. Daß es der Wunsch auch wichtiger deutscher Zivilisten sei, haben weite Kreise des Auslandes boshafterweise behauptet. Natürlich sind sie jedesmal von der nationalen deutschen Presse gebührend in die Schranken gewiesen worden.

Jetzt feiert Herr Minister a. D. Groener sein Weihnachtsfest in der ‚Vossischen Zeitung' mit einem Artikel, der die schöne Überschrift trägt „Frieden auf Erden". Die Unterüberschrift lautet allerdings nicht, wie es dem Text der Bibel entspräche, „und den Menschen ein Wohlgefallen", sondern, wie es einem General ansteht, „eine wehrpolitische Betrachtung". Dieser Unterüberschrift entspricht der Inhalt.

Von Herrn Groener ging einst das Gerücht, er stehe der Demokratischen Partei nahe. Nach außen trat das wenig in Erscheinung. Was man von seiner Ministertätigkeit bemerkte, war in der Hauptsache eine gradezu fanatische Campagne gegen den Pazifismus und seine Vertreter.

Seine militärischen Grundsätze faßt Herr Groener in seinem Artikel also zusammen:

> Einen wahren Frieden herbeizuführen, ist die Aufgabe. Das Zentralproblem dabei bildet die Abrüstungsfrage oder, besser gesagt, die Frage eines Rüstungsausgleichs. Damit ist praktisch weiter zu kommen als mit der Idee der absoluten Abrüstung, die zwar theoretisch konstruiert werden kann, aber in Wirklichkeit nicht durchführbar ist. Nicht durch Schwächung aller Kräfte, sondern nur durch ein gewisses Gleichgewicht bei freiwilliger Entschließung der Nationen wird der Friede gesichert.

Eine schroffere Absage an die bisherigen offiziellen Ziele der Abrüstungskonferenz, als sie Herr Groener gibt, ist überhaupt nicht denkbar. Er will keine absolute Abrüstung, nicht einmal als ganz fernes Endziel. Er will nicht einmal eine Etappe auf dem Wege zu diesem Ziel, nämlich eine Minderung (er nennt es Schwächung) aller Militärkräfte. Er will den Rüstungsausgleich zu Gunsten Deutschlands, also deutsche Aufrüstung. Dem Sinne seiner Forderung würde es entsprechen, wenn die Konferenz, die bisher Konferenz zur Minderung der Rüstungen hieß, in Zukunft den Namen „Konferenz für den Rüstungsausgleich" annähme.

Dieser Rüstungsausgleich soll dadurch erfolgen, daß Deutschland eine Miliz einführt:

> In der gegenwärtigen militärischen Lage Deutschlands wird man für die Zwecke eines ausreichenden Grenzschutzes eine Miliz für unentbehrlich halten müssen, besonders im Osten, wo die Schwierigkeiten des Grenzschutzes jedem Laien einleuchten müssen, wenn er einen Blick auf die Karte wirft. Freilich genügt es nicht, die Miliz, wie Immanuel Kant sich vorstellte, auf die Freiwilligkeit des Staatsbürgers aufzubauen. Wir brauchen die gesetzliche Festlegung, daß jeder Deutsche innerhalb gewisser Lebensjahre zum Dienst in der Miliz verpflichtet ist.

Der Beinahe-Demokrat Groener verlangt demnach die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht für alle Deutschen, das heißt die Rückkehr zu dem Zustand vor 1914, nur mit Abkürzung der Dienstzeit. Glaubt Herr Groener, daß die deutsche Delegation in Genf mit einem solchen Verlangen Glück haben wird? Da es immerhin 64 Millionen Deutschen gegenüber nur 40 Millionen Franzosen gibt, dürfte die gesetzliche Festlegung, „daß jeder Deutsche innerhalb gewisser Lebensjahre zum Dienst in der Miliz verpflichtet ist", nicht grade eine Erfüllung der französischen Forderung auf Sicherheit in sich schließen.

Herr Groener starrt wie hypnotisiert auf den Osten:

> Wenn wir mit Hilfe einer Miliz die Verteidigung unsrer östlichen Grenzlande wirksam gestalten können, dann entfällt auch die dauernde Besorgnis vor Feindseligkeiten und damit eine wesentliche Ursache der politischen Unruhe in den Ostprovinzen.

Daß die bei uns im Osten herrschende Unruhe nach Einführung

der deutschen Miliz durch eine erhebliche Unruhe in Polen abgelöst werden würde, beunruhigt den Politiker Groener nicht. Was sich der General Groener von einem „Grenzschutz" für den Zukunftskrieg verspricht, ist für den einigermaßen militärisch gebildeten Laien reichlich unklar. General v. Seeckt hat schon vor Jahren festgestellt, daß der Zukunftskrieg nicht an den Grenzen, sondern aus der Luft heraus über den Zentren des Landes entschieden werden würde.

Natürlich weiß General Groener mit dem technischen Krieg Bescheid. Melancholisch bemerkt er dazu:

Gewiß wird Deutschland stets dafür zu haben sein, wenn es gilt, die technisch übersteigerten Zerstörungsmittel aus dem Arsenal des Krieges zu entfernen. Es wäre auch für die Kriegführung ein Segen gewesen, wenn die Technik nicht solch rasende Fortschritte gemacht hätte. Aber die Fortschritte der Technik lassen sich nicht hemmen. Wenn es so weiter geht, wird eines Tages die Technik den Krieg ad adsurdum führen. Bis dahin muß man streben, mit den technischen Zerstörungsmitteln fertig zu werden, so gut es geht, Vielleicht gelingt es der Weisheit der Staatsmänner, in diesem Punkt eine Lösung zu finden.

Herr Groener hat sich in seiner ersten Reichstagsrede zu einem vernünftigen Pazifismus bekannt. Lang, lang ists her. Seinen vernünftigen Pazifismus hat er damit betätigen zu müssen geglaubt, daß er die Pazifisten, die er für nicht vernünftig hielt, rücksichtslos verfolgen ließ. Jetzt erfährt man endlich, was er unter einem vernünftigen Pazifismus versteht: er möchte die technisch übersteigerten Zerstörungsmittel aus dem Arsenal des Krieges entfernen! Mit andern Worten: er ist weniger gegen den Krieg an sich als gegen den technisch modernisierten Krieg. Zurück zum Krieg der guten alten Zeit! Tötet Euch, aber nicht mit Gas und Gift, sondern mit anständigen Kugeln und ritterlichen Kavalleriesäbeln.

Hellmut v. Gerlach

Es regnete nicht

In den letzten Wochen haben SA-Leute einer dresdner Sturmabteilung häufig und erregt nach dem Barometer und dem Himmel geschaut. Sie brauchten Regen, dringend Regen ... oder Schnee oder Frost. Wollte denn der Himmel kein Einsehen haben? Der Kriminalkommissar, der dem Verschwinden eines Menschen nachzuforschen hatte, war nicht halb so hartnäckig und konsequent wie das ewige Element. Der Kriminalpolizei konnte man ein Schnippchen schlagen; man ließ sie mit langer Nase stehen und entfernte sich durch die Hintertüre. Es war ein Kinderspiel, und der SA-Mann Hentsch blieb verschwunden. Wenn ein Mensch sieben Wochen lang verschollen ist, dann ist die Chance gering, daß man ihn noch findet. Schwamm darüber, Gras darüber.

Wenn es nur regnen wollte ... Von Tag zu Tag wurden die SA-Leute unruhiger. Der Wasserspiegel im Stausee der Talsperre bei Tharandt sank Woche um Woche um viele Zentimeter. Und unter dem Spiegel lag, fürsorglich mit Steinen beschwert, der verschwundene Mann ...

So ein riesiges Staubecken aus Zement hat einen gewaltigen Fassungsraum für überflüssiges Wasser, es ist für Regenflut und Schneeschmelze trefflich eingerichtet, aber nicht für Menschenblut, nicht für Mord.

Wenn die Trockenheit weiter andauert, wird der sinkende Wasserspiegel etwas Furchtbares spiegeln. Es ist, als hebe sich aus der Tiefe wie auf einem Schaugerüst eine Bahre empor, unaufhaltsam. Wenn der Himmel kein Einsehen hat und weder Regen noch Schnee schickt, ist der verschwundene Mann morgen wieder da, mit dem Schuß in der Brust, kein Verschollener mehr, der ganzen Welt sichtbar ...

Und der Himmel hatte kein Einsehen mit den Mördern. Er verschloß sich, es regnete nicht. Das Wasser der Talsperre fiel und fiel. Was die Kriminalpolizei unterließ, machte der Himmel wieder gut. Es hätte doch sein können, daß aus dem Erzgebirge der geschmolzene Schnee in das Staubecken rauschte. Oder es konnte sein, daß die Eisschicht der Talsperre

fest blieb. Dann wäre der verschollene Mann, der schon acht Wochen auf der Sohle des Staubeckens lag, unerkannt verwest. Aber es kam anders. Keine Niederschläge; und am Stausee frühlinghafte Wärme, die die dünne Eisdecke schmolz.

Der Himmel, der ein Einsehen hatte, arbeitete unter Assistenz der meteorologischen Gehilfen mit vorbildlicher kriminalistischer Exaktheit.

Das Wasser des Staubeckens wich und wich; Strich um Strich am Pegel wurde frei, bis er klar anzeigte: Mord! Kameradenmord. Kein Tropfen fiel vom Himmel, damit das vergossene Blut und der sittliche Tiefstand an diesem Pegel sichtbar wurde. Nun kann es wieder regnen.

Hans Natonek

Jubilar Goldschmidt

Männer machen die Geschichte. Wenn die Geschichte aber schief geht, tragen nicht die Männer sondern die Umstände die Schuld. Die Siege wurden von Ludendorff erfochten, die Niederlage erlitt das Volk. Die Konjunktur verdanken wir bekanntlich den deutschen Wirtschaftsführern, nicht zuletzt dem genialen Bankier Jacob Goldschmidt; die Krise ist geheimnisvoller Herkunft, soweit sie nicht — die berühmte Sache mit der Armut und der Powerteh — eine Folge der internationalen Wirtschaftskrise ist.

Am 31. Dezember feierte Jacob Goldschmidt seinen fünfzigsten Geburtstag. Schon Tage vor dem Festtag erschienen Glückwünsche in der Presse. In einem Land ohne besiegte Feldherren gibt es auch keine besiegten Wirtschaftsführer. Daß viele Mannschaften auf dem Felde der lange nicht mehr zitierten Wirtschaftsehre gefallen sind, wird den Verantwortlichen nicht nachgetragen, sie dürfen weiter mitspielen. Anderthalb Jahre sind seit Goldschmidts Sturz vergangen, vor wenigen Monaten begann sein Wiederaufstieg. Unvoreingenommen sei festgestellt: er war und ist ein tüchtiger Mann. Als das hannoversche Bankhaus, in dem er seine Lehrjahre verbracht hat, von der Darmstädter Bank übernommen wurde, soll Goldschmidt, so wird erzählt, bei der berliner Direktion über die Untüchtigkeit seiner Vorgesetzten in Hannover Beschwerde geführt haben. Der Streber flog hinaus, das war sein Glück. Im Apparat der Großbank hätte er es vielleicht allmählich zum Prokuristen gebracht, von außen gelangte er schnell an die Spitze. Eines Tages wurde er in den Vorstand der Nationalbank berufen. Er führte die Fusion mit der Darmstädter Bank durch und beherrschte dann ein Jahrzehnt die Entwicklung des deutschen Bankwesens.

Das Schöpferische wird ihm abgesprochen. Er hat keine neuen Werke erbaut sondern nur — das aber mit Meisterschaft — rationalisiert, fusioniert, mit Aktienpaketen jongliert. Das ist kein Vorwurf, das lag an seiner Zeit; im Spätkapitalismus kann man nicht die Leistungen des Frühkapitalismus verlangen. Den Verkalkten seines Standes war der junge Emporkömmling weit überlegen. Wunderbar drang er in die Clique und Sippe der Geldfürsten dritter Generation ein und zeigte ihnen, wie man gewandter, liebenswürdiger, großzügiger Geld verdienen kann. Aber war Jacob Goldschmidt deshalb ein Wirtschaftsführer, der ein Ziel vor sich sah? Nein, das war er nicht. Er taumelte vorwärts auf seinem Weg, geriet an einen Abgrund und stürzte hinunter. Er ist der tüchtige Mann für naheliegende Aufgaben. Mehr nicht.

Wo ist seine Größe? Kaufmännisch ist er gescheitert, nicht zuletzt deshalb, weil er theoretische Kenntnisse, die er vortäuschte, nicht besaß. 1927 ließ er sich in Heidelberg zum Ehrendoktor der Staatswissenschaften machen. Im September 1928 hielt der Mann mit den meisten Aufsichtsratsposten auf dem kölner Bankiertag einen Vortrag über „Staat und Kapitalismus", an dem alles so falsch war, wie man es von einem gelegentlich theoretisie-

renden deutschen Bankier erwarten mußte. Eine gewaltige Konjunktur wurde da vorausgesagt, Kartellen und Trusts wurde die Aufgabe zugewiesen, den Protektionismus überflüssig zu machen, der Staat wurde aus der Sphäre der Banken hinausgewiesen. Louis Hagen sagte damals, Goldschmidt sei wie eine Primadonna aufgetreten. Goldschmidt selbst, so berichtet Zielenziger, lehnte es später ab, „abermals einen Vortrag zu halten, er könne nicht immer wieder Neues sagen. Denn er spreche höchstens alle dreißig Jahre einmal. Man solle sich deshalb für 1958 bei ihm vormerken."

Ein Theoretiker ist er nicht. Wo liegt sonst seine Größe? Für wohltätige Zwecke hat er viel Geld gegeben, ohne dabei Diskretion zu verlangen. Jüdisches Elend ging dem Bankier, der sich in der Enge der Orthodoxie wohlfühlte, besonders zu Herzen. Er ist Antizionist, aber nicht aus internationaler Gesinnung, aus kosmopolitischem Geist sondern aus Furcht, in Deutschland an Boden zu verlieren. Politisch neigte der frühere kleine Angestellte soweit nach rechts, wie das für einen intelligenten Juden noch eben möglich war.

Vorwürfe sind nicht am Platz. Von einem Bankier mehr als die Wahrung seiner Interessen zu verlangen, ist Dummheit der Epoche. Daß er die Allüren eines Diktators annahm, Filme finanzierte, Kunst sammelte, ökonomische Weisheiten verzapfte — dazu verführte ihn eine zuchtlose Zeit, in gewisser Weise vergleichbar mit der Aera Wilhelms II.

Jetzt ist wieder alles in Ordnung. Abgebaute Bankbeamte retten sich oft in den Beruf eines Maklers. Jacob Goldschmidt hatte denselben Gedanken. Er nutzt seine prächtigen Beziehungen aus und vermittelt die wenigen großen Geschäfte, die noch zu machen sind. Er brachte der deutschen Industrie die Beteiligung am Irak-Petroleum, wobei das Reich Geld geben mußte. Er führt einander bekämpfende Aktionärsgruppen an den Verhandlungstisch und beschränkt sich dabei auf das, was einem sogenannten Wirtschaftsführer am meisten am Herzen liegt: er verdient Geld.

Hermann Budzislawski

Wasser, Brot und blaue Bohnen

Von Zeit zu Zeit pflegen sich in einem abgelegenen Saal des moabiter Kriminalgerichts etwa zwei Dutzend kräftig gebaute Gefängniswärter zu versammeln, um vereint gegen die Bosheit und Verderbnis der Menschen Zeugnis abzulegen. Gewiß sollte ein verbrecherischer Wille, der selbst vor diesen ehrbaren Familienvätern nicht zurückschreckt, die Aufmerksamkeit der Welt erregen — aber die Welt beruhigt sich wohl bei dem Gedanken, daß niemand auf Erden vor Anschlägen aller Art besser geschützt sein könne, als eben jene ältern Herren, deren Los es ist, eingesperrte Diebe und Mörder zu bewachen. Ach! Man ahnt nicht, daß auch der wehrlos gemachte Verbrecher in seiner stillen Zelle zum Meuterer werden und seine schwer bewaffneten Aufseher zu Gewalttaten zwingen kann. Grade weil dieser Tatbestand den Theoretikern des humanen Strafvollzugs weniger geläufig ist, sollte die Öffentlichkeit sich mehr mit ihm beschäftigen. Sie würde zu ihrem Schrecken erfahren, daß auch unsern beamteten Familienvätern oft nichts übrig bleibt, als mit Wasserschläuchen, Karabinern und Knüppeln gemeinsam gegen einen Menschen vorzugehen, der selbst im Gefängnis seiner minderwertigen Natur nicht Herr wird. „Das ist eine traurige Situation — als ob man im Felde einen Sturmangriff macht" — müßte dieses Zeugnis eines Beamten vor Gericht nicht auch den humanen Theoretikern die Augen öffnen?

Leider schweigt sich die Presse über solche Prozesse aus. Um so dringender sei deshalb auf das Buch „Wasser, Brot und blaue Bohnen" von Gustav Regler hingewiesen (erschienen im

Neuen Deutschen Verlag, Berlin; kartoniert 3,20 RM., gebunden 4,80 RM.). Regler gibt eine kenntnisreiche Schilderung der Zustände im Gefängnis. Er neigt allerdings dazu, die Gefangenen für wichtiger zu halten als die Wärter. Von diesem Blickpunkt aus ergibt sich natürlich ein Bild, das den Ansichten der Beamten in Meutereiprozessen ganz und gar widerspricht. Nun, der Verfasser ist jung und bringt für Sturmangriffe auf geschlagene Feinde noch nicht das gleiche Verständnis auf wie ein Familienvater. Dieser Schreck des ersten Blicks aber unterscheidet sein Buch zugleich von allen knöchernen Theorien.

Regler schildert die vergiftende Wirkung der süßlich-trokkenen Gefängnisluft mit bitterer Genauigkeit. Angefangen vom Mief des Schlafsaals, den Leibdünste und männliche Gier schwängern, bis zum Kellergeruch der Tobzelle stinken die „notwendigen" Nebenfolgen des Strafvollzugs gen Himmel. Man erkennt auch die ewigen Typen wieder, deren Jammer staatlich verwaltet wird: den ausweglosen Schwächling und den kindlichen Rohling mit seinen eingeklemmten Affekten, den triebgebundenen Luden und den frömmelnden Arteriosklerotiker. Die innere Hilflosigkeit der Kreatur wird unter dem Deckmantel des Sicherungszwecks in tiefste äußere Erniedrigung verwandelt. Es ist verständlich, daß Regler sein Buch in ein Pamphlet gegen diesen Strafvollzug der Familienväter ausmünden läßt. Er beschränkt sich nicht darauf, das kreatürliche Leiden unter sinnlosen und rohen Schikanen darzustellen, sondern möchte die typische Klassenlage der Gefangenen und ihrer beamteten Wärter herausarbeiten. Dabei gerät er leider ins Spintisieren. Eine phantasierte Revolte mit Songs hängt sich als unwirkliches happy-end an den düstern Stoff und raubt ihm sein wahres Gewicht. Wie die Dinge liegen, pflegen solche Revolte-Träume in Moabit zu enden. Dort sitzen dann in ihrer ganzen massiven Leiblichkeit jene Praktiker des Strafvollzuges, die nach Reglers romanhaftem Schluß längst erschossen sein müßten, und verhelfen den Meuterern aufs neue zu Wasser, Brot und blauen Bohnen. Was aber diese Aussicht bedeutet, ist selten so eindringlich beschrieben worden wie von Regler selbst.

Erich Franzen

Gretchens Bruder

Keine Faust-Aufführung verzichtet auf Eigenwilligkeiten und ungewohnte Akzente. Nur in einem Punkte scheint der Bühnenbrauch tabu. Ich wenigstens habe nie einen andern Valentin zu sehen bekommen als den üblichen wackern Kriegsmann, der in gerechtem Zorn den Verführer der Schwester zur Verantwortung zieht, einen rauhen, graden Kerl, aus dessen Erbitterung die schlichte, harte Denkart des Soldaten spricht. Der eine Darsteller betont vielleicht mehr den heftigen Charakter, der andre die einfache Ehrenhaftigkeit — immer jedenfalls ist dieser Valentin ein kreuzbraver Bursche, dem unsre ergriffene Teilnahme gebührt.

Nichts selbstverständlicher hierzulande, als daß ein Soldat brav ist und demgemäß zu Gott eingeht. Nur so läßt sich das allgemeine Ansinnen erklären, mit diesem Valentin zu sympathisieren. Seine letzten Worte zwar sind brutalste Verfluchung Gretchens, Hohn ihrer Schande, pharisäisches Überzeugtsein von der eignen Tugend. Aber das beirrt die Christenheit nicht weiter. Ich habe ein paar von den hundert Faust-Kommentaren nachgeschlagen: überall ist Valentin ein redlicher Geselle ohne Fehl und wird freventlich ermordet. In Wirklichkeit wird das fensterlnde Paar Faust-Mephisto meuchlings von einem Rowdy angefallen, der etwas von Schädelspalten brüllt und sofort wild zuschlägt. Und was hat den Mann so fürchterlich aufgebracht? Empört sich maßlos der brüderliche Beschützer, sind

seine Begriffe von Zucht und Sitte so ungeheuer verletzt? Aber nein, man hat ihn ein bißchen ausgelacht und gehänselt, als er in der Kneipe großtun wollte mit seiner allertugendsamsten Schwester. „Soll jeder Schurke mich beschimpfen!" Das ist es, da geht er hoch, da muß Blut fließen. Als er dann leider selber daliegt, schäumt die Tücke in sinnloser Lästerung und Verwünschung auf das arme Mädchen los. Wie von einer angesteckten Leichen sollen alle braven Bürgersleut vor ihr zurückweichen. Ei, die werden sich das nicht zweimal sagen lassen, wenn doch der eigne Bruder sie so roh und grausam preisgibt.

Ist dieser Valentin nicht der Prototyp des ekelhaften Bruders, der sich unverschämt einmischt und zum großmäuligen Hüter der schwesterlichen Mädchenehre aufwirft? Ist er nicht in seiner Bullenwut, in der uferlosen Gemeinheit seiner Beschimpfungen, in seiner verwilderten Reputierlichkeit eine wohlbekannte Kommiß-Ausgeburt? Wie kommt es, daß dieser üble Patron, in dem Goethe die zerstörende Unmenschlichkeit der Subalternität eingreifen läßt, wie sie eben in alles Geschehen einzugreifen pflegt, — wie kommt es, daß dieser Valentin immer allen Ernstes als braver Soldat und anständiger Kerl frisiert auf der Szene erscheint?

Ja, wie das wohl kommt! Da rühren wir schon an die deutsch Gretchenfrage: Nun sag, wie hast dus mit dem Militär?

Willi Wolfradt

Zwangsabonnenten bei Hugenberg

Rundschreiben

Wie wir festgestellt haben, ist ein großer Teil unsres Personals auf die in unserm Verlage erscheinenden Zeitungen nicht abonniert. Wir können nur annehmen, daß vielen Angestellten der verbilligte Bezug (50 Prozent Rabatt) unsrer Verlagszeitungen nicht bekannt ist, und erinnern daran, daß die Zeitungen unsres Verlages: ‚Lokal-Anzeiger' statt 3,75 für 1,65, ‚Der Tag' statt 2,75 für 1,40, die ‚Nachtausgabe' statt 2,50 für 1,25 bei freier Zustellung ins Haus bezogen werden können.

Die Angestellten werden Interesse daran haben, wenigstens eine Zeitung unsres Verlages im Hause zu haben. Deshalb machen wir heute noch einmal auf die gebotene Gelegenheit eines billigen Bezuges aufmerksam.

Wir bitten die beiliegende Liste in den Abteilungen zirkulieren zu lassen und dieselbe spätestens bis zum 5. 12. 32 an die Personalabteilung zurückzugeben.

Berlin, den 11. November 32.

August Scherl G. m. b. H.
gez. Scheuer Dr. Wenglein

Die Bewährung

Nach dem Gasüberfall auf das Postsparkassenamt gab die wiener Polizeidirektion in einem Kommuniqué zufrieden bekannt:

„Der Sicherheitsapparat, der das Postsparkassenamt bei Anschlägen irgendwelcher Art schützen soll, hat auch in diesem Fall mit großer Präzision funktioniert, obwohl er seit Jahren nicht mehr in Anwendung gelangt ist. Es wurden sofort auf Grund des erhaltenen Alarmavisos sämtliche nach außen führende Türen geschlossen, so daß sämtliche im Hause anwesenden Parteien förmlich gefangen waren. Dies scheint auch der Urheber des Anschlages gemerkt und gewußt zu haben, daß ihm die Flucht durch eine der Türen nicht gelingen könne. Um sich doch in Sicherheit zu bringen, ist er dann durch Stiegen und Gänge so lange gelaufen, bis er zu einem im Hochparterre gelegenen Fenster, das zum Georg-Cochplatz führt, gelangte. Dort hat er die Scheibe eingeschlagen und ist durch das Loch auf die Straße gekrochen und geflüchtet. Passanten haben ihn davonlaufen gesehen."

Die wiener Polizei hat also allen Grund, auf die Verläßlichkeit ihrer Sicherheitsvorkehrungen stolz zu sein: der Täter ist zwar entwischt, aber alle Überfallenen waren im Nu gefangen.

Das beste Weihnachtsgeschäft

Am allerbesten war der Verkauf von Soldaten mit allem kriegsmäßigen Zubehör wie Gulaschkanonen, Planwagen usw. Die Fabrikanten aus Brandenburg mußten teilweise sogar ihre eben erst fertige Ware per Eilauto oder per Eilpost nach Berlin schicken.

Die Zahl der verkauften Soldaten beträgt wohl die Stärke der Armeen der ganzen Welt. Das ist weiter kein Wunder, wenn man erfährt, daß es in Berlin zahlreiche Leute gibt, die aus Sammlerinteresse 20- bis 25 000 verschiedene Soldaten haben!

'Tempo', 21. 12. 32.

Liebe Weltbühne!

Die Samenvertriebsgesellschaft Germania, Elberfeld, schickte am 31. Januar 1917 eine Postkarte an die „Firma Eisengrube Güte Gottes Bruchertseifen b. Hamm (Sieg)".

Die Karte kam zurück mit dem Vermerk des Postboten: „Güte Gottes besteht seit Kriegsausbruch nicht mehr Mattlaff 4."

Telefongespräch

Guten Tag, der liebe Gott selber am Apparat?
Ihr Geschätztes weiß meine Firma zu ehren.
Nein, nichts von einem seelischen Attentat,
Ich wollte mich nicht beschweren.
Nur ganz privat . . .

Nur ganz privat wollt ich Sie fragen, ich bin verschwiegen,
Was wird aus den hundert Worten,
Die ewig über den Städten liegen?
Die die Sekunde spricht an tausend Orten?
Was wird damit?

Wo bleibt der Schrei der verschütteten Bergleute,
Die am 8. Juni tief unten verreckten?
Wo bleibt das Flüstern, mit dem wir beide uns heute —
Die Freundin und ich — im Abend versteckten?
Was wird damit?

Spricht in hundert Jahren ein Baum
In seinen Blättern, was heute uns berauschte?
Bricht sich an einer Klippe im Schaum
Der Besoffenen Gebrüll, dem die Straße heute lauschte?
Was wird damit?

Schmeißen Sie, lieber Gott, der Parlamente Geseich
Und die Worte der Millionen Liebespaare
Auf einen Müllhaufen im Kosmos oder in einen Teich?

Bitte, was wird damit?

Hallo?
Haben Sie etwas gesagt?
Wie?
Ich habe doch deutlich genug gefragt!
Was sagen Sie, der alle Zeiten lenkt?
Nichts . . .
Teilnehmer hat abgehängt.

Wilmont Haacke

Hinweise der Redaktion

Berlin

Liga für Menschenrechte. Freitag 20.00. Reichswirtschaftsrat, Bellevuestr. 15: Die Generale der Republik, Wilhelm Herzog.
Der Kunstklub. Mittwoch 21.00. Meineckestr. 27. Adolf Behne: Nationalgalerie, Kronprinzenpalais — mal so, mal anders.

Hamburg

Weltbühnenleser. Donnerstag 20.30. Timpe, Grindelallee 10: Rückblick auf das Jahr 1932.
Kollektiv Hamburger Schauspieler. Oper im Schillertheater. Sonntag 11.00. Den Nagel auf den Kopf.

Nürnberg

Weltbühnenleser. Montag (9. I.) 20.30. Katharinenbau, Koppensaal: Kapitalistische und sozialistische Produktionsmethoden, Adriany.

Bücher

E. E. Kisch: China geheim. Erich Reiß-Verlag, Berlin.
Maria Leitner: Eine Frau reist durch die Welt. Agis-Verlag, Berlin.
Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften, Buch 2. Ernst Rowohlt, Berlin.

Rundfunk

Dienstag: Königswusterhausen 15.45: Meinhart Maur liest aus Vischers Auch einer. — Berlin 19.10: Archiv der Temperamente. — 20.00: Mozarts Symphonie D-dur. — Langenberg 20.05: Unbekanntes von Mozart. — München 20.05: Ibsens Peer Gynt. — Königswusterhausen 20.30: Die Lieder von Verdi, Felix Stössinger. — Langenberg 21.10: Musikalische Drehbühne. — Mittwoch: Berlin 20.00: Fünf Takte aus dem Liede der Großstadt. — Donnerstag: Berlin 20.05: Artur Schnabel spielt. — Königswusterhausen 21.00: Mahomet-Fragment von Goethe. — Stuttgart 21.00: Geld, Hörfolge mit Beiträgen von Wedekind, Kästner, Molière, Balzac, F. C. Serte. — Berlin 21.10: Moritaten, Walter Gronostay. — Leipzig 21.25: Oberst Chabert, Hörspiel nach Balzac von Alfred Mühr. — Sonnabend: Moskau (Komintern) 20.00: Marxismus — Leninismus.

Antworten

Roger Shaw, New York. Wir freuen uns über die Entschiedenheit, mit der Sie als Auslandsredakteur der ‚Rewiew of Rewiews' gegen die Schwierigkeiten protestieren, die eine amerikanische Behörde der Einreise Professor Einsteins in den Weg gelegt hat. Es ist interessant, daß sich nicht bloß alle liberalen Elemente Amerikas sondern auch die konservativsten Zeitungen, wie ‚Evening Post' und ‚Herald Tribune', gegen die Einreiseschikane gewendet haben. Wie Sie uns schreiben, ist die „Patriotische Frauen-Vereinigung", die die amerikanische Behörde scharfgemacht hatte, eine ebenso kleine wie obskure Vereinigung reaktionärer Frauen, die dem Ungeist des Ku-Kux-Klan nahesteht. Wir sind davon überzeugt, daß Sie vollkommen recht haben, wenn Sie sagen: „Mag Einstein Zionist oder Pazifist, Kommunist oder Buddhist, Mithra-Anbeter oder Vegetarier sein — wenn er zu uns kommt, kämpft er für die Relativität und nicht für die Diktatur des Proletariats. Die ungeheure Mehrheit der Amerikaner ist liberal und nicht fascistisch. Darum heißen wir Einstein und alle großen Geister willkommen."

Berliner Börsenzeitung. Du nennst Hellmut v. Gerlach „einen politisch fast Toten". Und doch widmest du ihm binnen vier Tagen zwei ausgewachsene Leitartikel. Grenzt das nicht schon an Leichenschändung?

Kattowitzer. Sie schreiben uns: Seit Jahren hat die Deutsche Theatergemeinde für Polnisch-Oberschlesien unter der Leitung von Frau Rosa Speier wahre Kulturarbeit in dieser sonst so öden Gegend geleistet. Das deutsche Theater, an dem die Künstler des Oberschlesischen Landestheaters spielen, hat in der Zeit des dramatischen Gedankenschwundes Aufführungen aller wichtigen Erzeugnisse der dramatischen Produktion gebracht: Finkelnburgs Amnestie, Bruckners Elisabeth, den Hauptmann von Köpenick, Goethes Götz und zuletzt Hauptmanns Vor Sonnenuntergang. Daneben hat der Intendant die Uraufführung von Krasinskis, des polnischen Klassikers, Ungöttlicher Komödie in der deutschen Übersetzung von Franz Theodor Csokor herausgebracht. Als die Zentrumskommunalpolitiker von Beuthen die Aufführung der Dreigroschenoper als untragbar ablehnten, da ließ die Theatergemeinde Brecht-Weill in Kattowitz zu Wort und Ton kommen. Die Vorsitzende des Katholischen Deutschen Frauenbundes amüsierte sich köstlich in ihrer Loge. Doch der Führer der deutschen Katholiken, Professor Pant, ein Christlich-Sozialer vom Stamme der Dollfuß, aus „Sudetendeutschland", schlief nicht. In der Generalversammlung der Theatergemeinde am 26. Oktober sagte er sehr deutlich im Hinblick auf die jüdische Frau Speier, deutsche Art sei im Vorstand nicht vertreten; der Spielplan sei derart, daß „die Mehrheit des oberschlesischen Volkes" oft Anstoß genommen habe. Mit Hilfe der in Massen erschienenen Mitglieder des DHV, der katholischen Jungmänner und der „katholischen Bevölkerung" wurden daraufhin der Arzt R. und der Arzt W., deren Namen so unwichtig sind wie ihre Personen, zu Vorsitzenden gewählt. Das Peinliche für die Vertreter der deutschen Art war nur, daß im zweiten Wahlgang 35 Stimmen mehr abgegeben wurden als im ersten. Ein Jurist legte sofort Einspruch gegen die Wahl ein. Und jetzt bildete sich eine kulturpolitische Front, die außer den Vertretern des „Berufsdeutschtums" (‚Berliner Tageblatt' vom 27. Oktober „Oberschlesien 1932" von Erhart Evers) Sozialisten, Liberale, Evangelische Frauenhilfe und Juden vereint. Der Wojewode Grazynski bat am folgenden Tage Frau Speier zu sich und sagte ihr: „Ich danke Ihnen für Ihre Kulturarbeit; ich verstehe das Vorgehen der Deutschen nicht, ich würde es auch nicht können, wenn ich Deutscher wäre." Es muß daran erinnert werden, daß nach den Anpöbeleien der polnischen Schauspieler in Oppeln, April 1929, Frau

Speier das deutsche Theater rettete. Damals ging sie zum Theaterdirektor und zum Leiter der polnischen Theatervereinigung, um ihnen die Abscheu der Deutschen Polnisch-Schlesiens über das oppelner Verbrechen auszusprechen. Als sich am 27. März 1930 als Ergebnis langer Verhandlungen und nach dem Schiedsspruch des ausgezeichneten Präsidenten der Gemischten Kommission, des Schweizers Calonder, der Vorhang vor einem glänzenden internationalen Publikum zur Oper „Schwanda" des Tschechen Weinberger hob, als dann der rührige und geistig interessierte deutsche Generalkonsul Freiherr von Grünau zum erstenmale den Wojewoden, die polnischen und deutschen Schauspieler, den Führer der Deutschen, Herrn Ulitz, und weitere Mitglieder der deutschen und polnischen Gesellschaft sowie der internationalen Instanzen bei sich sehen konnte, da wußte jeder, daß Frau Speier das erreicht hatte. Und heute — alles dahin! Die deutsche Presse mit Ausnahme des ‚Sozialistischen Volkswille', lehnt es ab, sich herauszustellen ... im Interesse der Volksgemeinschaft, die der sozialistische Abgeordnete Kowoll mit Recht Lügengemeinschaft nennt.

F. B., Berlin. Sie fragen, ob die Angabe des F. W. Heinz, gegen den Walter Mehring in der ‚Weltbühne' polemisiert hat: „Ernst Toller, der sich mit roter Perücke und in Frauenkleidern in einen verschwiegenen und sonst nur ‚Für Frauen' bestimmten Ort geflüchtet hat ..." auf Wahrheit beruhe. Selbstverständlich bedient sich Heinz — wie stets, wenn er von seinen Gegnern spricht — der Verleumdung, um dann seine Schlußfolgerungen zu ziehen.

Kamerad Neumann. Über Ihre Rede in einer Versammlung des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten, Ortsgruppe Berlin, berichtet ‚Der Schild': „Kamerad Neumann wendet sich gegen den Judenhaß. Er ist des Frontsoldaten nicht würdig. Er fordert von den Juden, daß sie sich in den konservativen Parteien, daß sie sich in der Deutschnationalen Volkspartei organisieren. Diese Partei ist nicht antisemitisch, denn, so folgert er unter dem Widerspruch eines Teils der Versammlung, ihr Führer Hugenberg ist kein Antisemit, wie er es durch seine Personalpolitik in der ihm gehörigen Ufa und im Scherl-Verlag beweist." Gewiß, Herr Kamerad Neumann, Hugenberg beschäftigt in seinen Unternehmungen eine ganze Menge Juden, vermutlich doch, weil er sie als besonders tüchtig erkannt hat. Offenbar ist er der Meinung, daß man mit dem Blutaberglauben zwar Politik, aber keine Geschäfte machen kann. Seine Partei jedoch ist programmgemäß antisemitisch. Und Sie fordern die Juden zum Beitritt zu einer Partei auf, die sich offiziell zum Antisemitismus bekennt? Halten Sie für den Idealtypus des Juden den Hausierer, der, auf der Vordertreppe hinuntergeworfen, die Hintertreppe emporklimmt?

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das I. Vierteljahr 1933

einzuzahlen, da am 10. Januar 1933 die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.
Im Falle höherer Gewalt oder Streiks haben unsere Bezieher keinen Anspruch auf Nachlieferung oder Erstattung des entsprechenden Entgelts.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Der Flaschenteufel von Carl v. Ossietzky

Kanzler a. D.

Der verstorbene Wilhelm Cuno war nicht nur der erste von rechts kommende Kanzler sondern auch so etwas wie ein Vorläufer der „grundsätzlich neuen Staatsführung". Er kam nicht aus dem Kreis von Parlamentspolitikern und Parteiführern; ein Reichspräsident betraute ihn nach dem Ratschlag unverantwortlicher Gutachter. Cuno brauchte die präsidiale Autorität noch nicht zu bemühen, auch der Professor Carl Schmitt war damals noch nicht erfunden. Die nationale Parole des Ruhrkriegs verschaffte ihm bombensichere Majorität. Mit der notwendigen Liquidation fiel auch Cuno; zurück blieb Inflation, Separatismus, drohender Marsch auf Berlin.

Neun Jahre später durften dunkle Kräfte abermals eine repräsentative Nullität auf den Kanzlerstuhl lancieren. 1923 grassierte noch der Aberglaube von der Überlegenheit der Wirtschaftsführer, seitdem hat diese Kategorie so ziemlich ausgelitten. Im vergangenen Frühjahr holte man sich einen der Industrie verschwägerten Amateur mit guten Sprachkenntnissen, dessen Kapazität über die eines brauchbaren Dolmetschers nicht hinausging. Franz von Papen regierte ein halbes Jahr, und seine Tätigkeit wird am besten zusammengefaßt unter der Stichmarke: Der Herr im Sommer. Die Schlußbilanz ist nicht heiterer als die Cunos. Wir haben allmählich genug von den gutgeschnittenen Gentlemen mit Widderprofil, deren dünne kosmopolitische Politur den mäßig begabten Ministerialbeamten darunter nicht vergessen machen kann.

Noch in den letzten Jahren hat Cuno eine rege Kulissentätigkeit entfaltet. Durch das Medium der von ihm ausgehaltenen ‚DAZ' brachte er sich wiederholt als Reichskanzler in Empfehlung; ebenso gehörte er zu jenen Wirtschaftsgebietern, die dem angeblich antikapitalistischen Hitler die zärtlichste Fürsorge zuteil werden ließen.

Auch der Romantiker Papen revoltiert gegen den aufgezwungenen Ruhestand und versucht sich einstweilen in bescheidenen Kabalen. So ist seine heimliche Zusammenkunft mit Hitler postwendend — und wohl nicht ganz ohne Mithilfe des Herrn von Schleicher — in die Presse gelangt. Oder ist wieder einmal irgendwo eine Mappe liegen geblieben? Der elegante Herr von Papen schlürft immer auf Holzsohlen durch die Politik. Selbst wo er auf Zehenspitzen auftritt, krachen die Bohlen, wo er flüstert, steht immer unglücklicherweise ein Lautverstärker. So bleibt er der ewige Attaché, der seinem Chef immer feuchte Finger bereitet, und er wird es bleiben bis zu der Zeit, wo er sich endlich damit begnügt, in den paar noch erhaltenen Salons der großen Welt zu erzählen, daß auch er einmal Prinz in Arkadien war.

Kanzler z. b. V.

Herr von Schleicher ist seinen offenen und geheimen Gegnern im Komplottieren über. Auch diesmal hat er schnell und

scharf pariert. Kaum, daß Hitler und Papen zusammensitzen, ist die werdende Konspiration schon aller Welt offenbar. Aber Schleicher selbst war auch nicht müßig. Er hat mit Gregor Straßer und selbst mit Röhm Fühlung genommen; er setzt der Nazipartei, um sie bündnisreif zu machen, gleichsam Blutegel an. Das erinnert an den alten Simplicissimuswitz: „Er wird ein guter Ehemann, er ist schon etwas kränklich."

Wir registrieren die Vorgänge auf der Rechten und um die Regierung herum mit dem Interesse des Beobachters von der andern Seite und ohne Parteinahme für einen der heldenmütigen Gralsritter, die ohne Helm und Lanze nicht anders und nicht vorteilhafter wirken als konkurrierende Teppichjuden. Muß man gewissen Republikanern immer wieder zutuscheln, daß es sich bei alledem um Familienstreit handelt, bei dem uns nicht die Beteiligten angehen sondern nur die strittigen Objekte? Denn dazu gehören auch wir, dazu gehört Deutschland.

Ob sich Schleicher mit Adolf verträgt oder mit Gregor gegen Adolf, ob er mit Hugenberg regiert oder ihn an die Wand quetscht — das Prinzip ist immer das gleiche. Es heißt immer Autorität und Militarismus gegen Demokratie, Sozialismus, Republik, es heißt immer Herrenschicht gegen Volk, einerlei ob diese offen durch Agrar- und Industriefeudalismus repräsentiert oder von Hitler- und Seldte-Kohorten maskiert wird. Alle diese Männer, die durch persönlichen Ehrgeiz oder reale Gruppeninteressen getrennt sind, bilden doch Stücke einer ideologischen Front. Sie kämpfen für reaktionäre Mächte, und nur die ungeheure Unsicherheit dieser Zeit hat sie in die absonderlichsten Verkleidungen getrieben.

Inmitten dieser schnell wechselnden Verbrüderungen und Verfeindungen bedeutet der Reichskanzler von Schleicher die stabile Figur. Wir sind nicht wie seine eifrigen Lobredner von seiner staatsmännischen Begabung überzeugt, ebensowenig von seiner Fähigkeit, schöpferische Gedanken zu produzieren. Aber er ist zugleich der Chef der Wehrmacht, deren zentrale Stellung im Staate nicht mehr anzuzweifeln ist, und er verfügt über jenen Mangel weiter Aspekte, der in Deutschland Vertrauen erweckt, weil man das für gesunden Menschenverstand hält. Herr von Schleicher hat sich im innern Ministerialbetrieb gebildet, diesem schwierigen Terrain gehört seine Passion, und dessen Gesichtskreis und taktische Gepflogenheiten trägt er in die große Politik. Aber was er bisher öffentlich verlautbart hat, zeugt von einer phantasielosen Subalternität, die zur Bedeutung nur gelangen konnte in einer Periode allgemeiner physischer Erschöpfung. Wenn in Deutschland ein Politiker schlecht und langweilig redet, glaubt man an die Tiefe seines Gemüts. Wenn er in allgemeinen Phrasen um die Wirklichkeit herumredet und seine Programmlosigkeit mit der greulichen Plattheit salviert, er halte weder von Sozialismus noch von Kapitalismus etwas, so gilt er für ein Genie der Synthese.

Herr von Schleicher ist kein Troupier sondern ein Bureauoffizier, er vertritt die besondere Nuance der Säbelbureaukratie, wie sie sich in der Bendler-Straße unter den Augen republikanischer Regierungen entwickeln durfte. Das

deroutierte und anarchisierte Bürgertum hat eine Position nach der andern geräumt und sucht heute die Reste seiner ökonomischen Substanz zu wahren und neu zu befestigen. Weil man an die beherrschenden und ordnenden Kräfte der Gesellschaft nicht mehr zu glauben vermag, deshalb vergottet man den absoluten Staat, der nicht nur das respektheischende Symbol des Sieges über das eigne Volk sein soll sondern auch die Verheißung künftiger militärischer Triumphe. Dieser Staat ist ein bewußtes Interimistikum, wirklich eine Art „Zwischenreich", dessen endgültige Form erst im Feuerofen einer neuen kriegerischen Katastrophe gebildet wird.

Eine solche Zeit unentschiedener Übergänge schafft ihre eignen Diktatoren. Sie müssen nur zäh genug sein, das Endziel nicht aus den Augen zu verlieren, elastisch genug, um sich selbst in liberale Episoden einzulassen, ohne deren Geist zu verfallen, intelligent genug, um halbwegs unkompromittiert durch die Außenpolitik zu steuern. Es ist Schleichers Mission, die Exaltationen des extremen Nationalismus ebenso zu dämpfen wie die Ansprüche einer sich neu sammelnden Linken. Es hieße Schleicher überschätzen, in ihm einen Cäsar zu vermuten. Er bleibt ein bewährter Beamter, dem man für alle kommenden Fälle gute Nerven zutrauen darf. Der Kanzler zur besondern Verwendung.

Der Flaschenteufel

Niemals ist in Deutschland mehr intrigiert worden als heute unter der präsidialen Autorität. In den Jahren der Weimarer Koalition verstimmte der parlamentarische Kuhhandel, das Couloirtreiben der Parteiführer, niemals aber war der Parteiführer so sakral, so ausschlaggebend wie heute, wo der Parlamentarismus ausgeschaltet ist und niemand ohne Verachtung von ihm spricht. Wie unter der Republik das Kaisertum noch gespenstisch fortlebte, so führt auch heute noch die Demokratie ein Scheindasein weiter, so als wäre nichts gewesen.

Deutschland ist äußerlich ruhiger geworden, aber alle Elemente, die im vergangenen Jahre bis an den Rand des Bürgerkriegs trieben, sind noch vorhanden und ebenso die wirtschaftlichen Ursachen. Die neue Regierung hat bisher nicht gezeigt, daß sie auch nur einen produktiven Einfall hat; wie sehr Schleicher selbst bis über die Ohren in der verquasten neukonservativen Ideologie steckt, beweist die Berufung grade Herrn Gerekes auf den augenblicklich wichtigsten Posten als Kommissar für Arbeitsbeschaffung. Hier zeichnen sich die Anfänge der nächsten Pleite gründlich ab; Gereke trägt alle Voraussetzungen in sich, für Schleicher das zu werden, was Treviranus für Brüning geworden ist.

Der Teufel des Bürgerkriegs tobt nicht mehr frei herum, man hat ihn eingefangen, und in eine notdürftig versiegelte Flasche gesperrt. Aber wird das Siegel halten und wird nicht doch einmal eine von einem fanatisierten Hirn geführte Hand die Flasche einfach zu Boden werfen? Dann wird der verschlossene Geist ausströmen und sich groß und schrecklich erheben, und die Gefahr wird nicht geringer, weil sich so viele

heute in dem Glauben schaukeln, sie wäre längst vorüber und alles wieder halbwegs normal.

Man beliebt heute, den Nationalsozialismus mit der Boulange zu vergleichen, die kam und schnell verging. Die gegenwärtige Krise der Hitlerbewegung ermutigt die Herren des Braunen Hauses ganz gewiß nicht zu einem großen Feuerwerk, bei dem mehr brennen kann als ihre geschmackvoll gewählten Stilmöbel. Aber man darf Hitler eben nicht danach beurteilen, was er erreicht, sondern nur danach, was er angerichtet hat. Als Haupt einer Millionenpartei hat er nicht gewagt, die gierig ersehnte Macht an der Schulter zu packen, hat er sich mindestens in einer fast komischen Weise wieder fortmanövrieren lassen. Aber seine Mission hat er trotzdem erfüllt. Deutschland nimmt die Diktatur als selbstverständlich hin, demokratische Prinzipien zählen nicht mehr, und jede Partei hat sich vom Nationalismus infizieren lassen. Im Grunde könnte die Nazipartei heute mit gutem Gewissen vom Schauplatz abtreten, sie hat in kurzer Zeit mehr getan, als ihre Auftraggeber von ihr erwarten durften. Sie hat keine fascistische Regierungsform geschaffen, wohl aber Deutschland den Fascismus ins Blut geimpft, sie hat, was sie die Befreiung nennt, nicht durchgesetzt, wohl aber die Stimmung bereitet, in der eine neue Katastrophe möglich wird. Niemand wagt mehr, die natürliche Berechtigung der Reichswehr zur Alleinherrschaft öffentlich anzuzweifeln. Soweit es noch eine Linke gibt, ist sie herzlich zufrieden, daß Herr von Schleicher ihr die unangenehme Verpflichtung zu selbständigem Handeln abgenommen hat. Mit einem nicht unbehaglichen Gruseln stellt sie sich vor, wie der böse Feind in der Flasche rumort, und hält sich für gerettet, weil ein General drauf sitzt.

Parteitag der SPD von Hanns-Erich Kaminski

Am 12. März wird in Frankfurt a. M. ein Parteitag der SPD zusammentreten. Auf der Tagesordnung steht zunächst ein Vortrag Hilferdings über „Marx und die Gegenwart". Sodann wird Wels unter dem Titel „Die Politik der Sozialdemokratie" den Bericht über die Tätigkeit der Partei und der Reichstagsfraktion erstatten. Ferner werden Aufhäuser über „Krisenbekämpfung und Arbeitsbeschaffung" und Breitscheid über „Die wirtschaftliche und politische Völkerverständigung" sprechen.

An dieser Ankündigung ist alles merkwürdig: das Tagungsdatum ebenso wie der Tagungsort und wie die Tagesordnung.

Die Führer der Sozialdemokratie pflegen unbequeme Polemiken von Nichtmitgliedern mit der Frage zu beantworten, was diese Leute eigentlich die Angelegenheiten der Partei angingen. Man könnte darauf einfach erwidern, daß, was in der Öffentlichkeit geschieht oder unterlassen wird, jeden Menschen angeht. Doch wir wollen noch deutlicher werden.

Wir sind Sozialisten, wir glauben, daß unser krankes Land nur durch den Sozialismus gesunden und daß dies Ziel allein durch die Kraft der Arbeiterklasse erreicht werden kann. Ein großer Teil der Arbeiterklasse ist aber in der Sozialdemokratie organisiert. Daß die Partei in absehbarer Zeit nicht ver-

schwinden wird, steht fest, und sie auf dem Papier immer mal wieder zu vernichten, ist sinnlos. Wer Politik machen will, muß mit ihr rechnen. Nicht als Feinde polemisieren wir darum gegen sie sondern als Sozialisten, die eine Kampfbasis für die ganze Arbeiterklasse suchen.

Was bedeutet nun der frankfurter Parteitag für das deutsche Proletariat, das mit der deutschen Linken identisch ist?

Erstens: Der Parteitag wird nach langem Zögern zum 12. März einberufen. Bis dahin also läßt sich die Sozialdemokratie Zeit, um durch ihre höchste Instanz die Situation analysieren und ihrer Aktion die Richtung weisen zu lassen. Die Politik Brünings und damit auch die sozialdemokratische Tolerierungspolitik haben zum Bankrott der Republik geführt, Hindenburg wurde mit sozialdemokratischer Hilfe gewählt, dann ernannte er Papen, Braun und Severing wurden aus ihrer sogenannten Zitadelle verjagt, die Demokratie oder was noch so hieß wurde gekillt, dann kam die neue Krise, die Führer der Sozialdemokratie wurden vom Reichspräsidenten überhaupt nicht empfangen, Schleicher bekannte sich zum Sozialismus der preußischen Könige und der allgemeinen Wehrpflicht, und auch unter seiner Herrschaft werden sozialdemokratische Beamte weiter abgebaut. Man sollte meinen, die Partei habe es eilig, die Fragen der Gegenwart zu klären und ihre Haltung zu revidieren oder wenigstens zu rechtfertigen. Aber sie hat Zeit, mindestens bis zum 12. März.

Zweitens: Der Parteitag soll in Frankfurt a. M. stattfinden. Ich erinnere mich, wie auf dem Heidelberger Parteitag die Einladung eines frankfurter Delegierten, das nächste Mal in seiner Stadt zu tagen, mit allgemeinem Gelächter aufgenommen wurde. Damals war Frankfurt nämlich oppositionell. Inzwischen sind die „Stänker" zum großen Teil zur SAP gegangen, Frankfurt „taugt wieder was". Jetzt kann man dort ungefährdet zusammenkommen, man kann dort sogar die Geschlossenheit der Partei mit besonderm Nachdruck demonstrieren. Ja, es ist der rechte Augenblick für einen Triumph, sei es auch nur über den innern Feind!

Drittens: Die Tagesordnung. Der Verein für Sozialpolitik würde sie vermutlich als zu akademisch ablehnen. Die Titel der angekündigten Referate lesen sich wie Zeitungsüberschriften, selbst Hilferding wird etwas tun und seine Hörer in die Sphären der Theorie geleiten. Aber die Tage des „Finanzkapitals" und der ‚Freiheit' sind längst vorüber, Hilferding wird nicht mit Zitaten seine eigne Politik totschlagen, er wird wahrscheinlich auch nicht aus den Briefen von Marx an Engels vorlesen, was der große Mann schon über die deutsche Sozialdemokratie dachte, als sie noch viel besser war; er wird den armen Marx nur strapazieren, um den Marasmus der Gegenwart wissenschaftlich zu begründen. Es ist alles in Butter! Darum sehen auch Braun und Severing keine Notwendigkeit, sich zu verteidigen, darum verzichtet Tarnow auf eine Stellungnahme zu seinen überholten Prognosen, darum ist in der Tagesordnung kein Raum für die Fragen des badischen Konkordats, der Jugendertüchtigung und des Reichsbanners. Etwaige

Angriffe wird Wels nötigenfalls in seinem Schlußwort „abfertigen“ Die Diskussionsredner haben ja nur zehn Minuten Zeit.

Die Schlußfolgerung aus dem Sinn dieses Tagungsdatums, dieses Tagungsorts, dieser Tagesordnung ist zwingend: Die Sozialdemokratie hat gar nicht das Bedürfnis nach einem Parteitag; indem sie ihn abhält, erfüllt sie lediglich eine statutengemäße Pflicht. Um jede Opposition von vornherein lahmzulegen, wird man zudem Crispien, obgleich er die bureaukratische Altersgrenze noch nicht ganz erreicht hat, aus dem Parteivorstand ausbooten und zu Fritz oder vielmehr Friedrich Ebert junior einen weitern Vertretern der „Jugend“ hineinwählen lassen. Da der Parteitag vorwiegend aus abhängigen Funktionären besteht, wird voraussichtlich auch alles klappen.

Wie weit entfernt die Partei von jeder ernsthaften Diskussion ist, kann man aus der „Neujahrsbetrachtung“ ersehen, die der Parteivorsitzende Wels im ‚Vorwärts‘ veröffentlicht hat. Da heißt es:

Ein schweres Jahr liegt hinter uns. Ein nicht minder schweres steht vor uns. Um es wiederum zu bestehen, muß die Schlagkraft der stärksten Arbeiterpartei Deutschlands zur höchsten Vollendung gebracht werden. Das geschieht nicht durch langatmige Zeitungsartikel über taktische und organisatorische Fragen. Nichts liegt uns ferner, als die traditionelle Diskussionsfreiheit der Partei einzuschränken. Aber angesichts der Feinde ringsum sind jedem einzelnen von uns in seinen öffentlichen Meinungsäußerungen Grenzen gesetzt. Sie beginnen dort, wo der Gegner aus dem geschriebenen oder gesprochenen Wort Waffen gegen uns schmieden kann. Es gibt in der ganzen Welt keine zweite Partei, in der vor der gesamten Öffentlichkeit so offenherzig gehandelt wird wie bei der Sozialdemokratie. Mit diesem Grundsatz wollen wir es im allgemeinen auch in Zukunft halten. Aber wer kämpfen will — und das wollen wir — der breitet seine Pläne nicht auf offenem Markte aus.

Das erinnert in fataler Weise an die Erklärung Hitlers, er werde seine Rezepte fortan geheim halten, da sie ihm sonst immer von der Regierung und andern Parteien gestohlen würden. Ähnlich beklagten sich die russischen Sozialrevolutionäre im Exil lange Zeit über den Diebstahl ihres Agrarprogramms durch die Bolschewiki; vielleicht bedauerten sie nachträglich auch, Jahrzehnte für dieses Programm gekämpft zu haben, denn erst dadurch war es ja bekannt geworden. Diese Besorgnis um die Geheimhaltung politischer Ziele, diesen Versuch, „in großen Dingen schlau zu sein“, dieses „Listen mit der Idee“, hat bereits Lassalle verspottet, und solange die Sozialdemokratie seiner Methode folgte, „auszusprechen was ist“, ist sie ganz gut gefahren. Wels will seine Pläne lieber verbergen. Will er damit nicht nur jede Opposition in der Partei abwürgen? Hat er überhaupt Pläne?

Weite Kreise der SPD und ihrer Wähler sind von einer tiefen Beunruhigung erfaßt. Diese Menschen haben gesehen, wie gründlich die Politik der Partei versagt hat, sie haben beobachtet, wie hilflos die Führer vor den Ereignissen standen und noch stehen. Sie warten immer noch auf Aufklärung, auf eine Parole. Und was erhalten sie? Die stolze Mitteilung, daß die Partei „in ihren Grundfesten unerschütterlich ist“, daß Wels geheimnisvolle Pläne verfolgt und daß über taktische und

organisatorische Fragen nicht gesprochen werden darf! Davon, daß die Partei Fehler gemacht hat und daß sie daraus gelernt hat, gar was sie daraus gelernt hat, kein Wort.

Wels sagt: „Wir wollen kämpfen." Aber gleichzeitig mit dem Artikel, in dem das steht, erschien folgender Neujahrsgruß Leiparts an die Funktionäre der freien Gewerkschaften:

Unsere Ideen haben sich in der Öffentlichkeit mehr und mehr durchgesetzt. Heute versucht die Regierung von Schleicher, einen Teil unserer Forderungen zu erfüllen. Den Sozialismus wird diese Regierung nicht verwirklichen. Das wissen wir wohl. Sie will im Gegenteil, ebenso wie die Regierung von Papen, die kapitalistische Wirtschaft befestigen. Aber können wir in dieser Situation die Aufforderung der Regierung ablehnen, an der Durchführung der Arbeitsbeschaffung mitzuarbeiten? Wenn wir als die berufene Vertretung der Arbeiterschaft zu dieser Mitarbeit bei der Durchführung der Arbeitsbeschaffung bereit sind, so geben wir von unseren letzten großen Zielen kein Jota auf. Die Verantwortung für die Arbeiterschaft, die auf uns lastet, ist aber zu groß, als daß wir es ablehnen können, mit diesem oder jenem zu verhandeln, der uns auf Grund seiner Vergangenheit nicht angenehm ist.

Die Gewerkschaften sind also zur Mitarbeit bereit. Daß ihnen Schleicher nur wegen seiner Vergangenheit — folglich nicht auch wegen seiner Gegenwart — nicht angenehm ist, ergibt sich daraus von selbst. Aber lassen wir das. Entscheidend ist der Gegensatz zwischen der Ankündigung von Wels, gegen die Regierung zu kämpfen, und der Ankündigung von Leipart, mit ihr zusammenarbeiten zu wollen. Sollen die Mitglieder der SPD darüber nicht diskutieren? Dürfen sie sich und der Partei nicht die Frage vorlegen, ob hinter diesem Gegensatz womöglich eine Synthese steckt und was das für eine geheimnisvolle Synthese ist?

Eine Formalie ist hier sehr aufschlußreich. Wie Hindenburg und Hitler hat auch Leipart seine Parole in einer Neujahrsbotschaft ausgegeben. Nicht ein Politiker sprach hier zur Öffentlichkeit, nicht ein Genosse zu Genossen sondern ein General zu seinen Offizieren, ein Chef zu seinen Beamten, kurz: der Vorsitzende des ADGB zu seinen Funktionären. In unserm stramm hierarchischen Vaterland sind somit auch die Gewerkschaften zu einer Hierarchie geworden. (Welch ein Irrtum Mussolinis, zu glauben, die Hierarchie sei das Wesen des Fascismus!) In einer Hierarchie aber diskutiert man nicht; man gehorcht. Das ist das neue sozialdemokratische Ideal.

Daß die Führerschaft alles tut, damit auf das politische Fiasko der Partei nicht auch noch ein organisatorisches folgt, ist verständlich. Aber die hochmütige Selbstgerechtigkeit, die meint, es genüge, die Mitglieder zusammen und die Wähler bei der Stange zu halten, nützt nichts der Republik und noch weniger der Arbeiterklasse. Es ist einiges geschehen in Deutschland, was auch die Sozialdemokratie nicht ignorieren kann. Welche Folgerungen zieht sie aus diesen Ereignissen?

Da die Führer in ihren Ämtern und Würden nicht darauf antworten, wäre das Sache der Opposition. Unglücklicherweise ist die Linke innerhalb der Partei durch die Übertritte zur SAP so geschwächt, daß sie überhaupt nicht mehr sichtbar ist. Die Masse der Unzufriedenen und dabei Unklaren klam-

mert sich jetzt an die Politik der sogenannten Jugend, die sich um die ‚Neuen Blätter für den Sozialismus' gruppiert.

Das Schlimme ist, daß diese Jugend, obgleich sie im Angriff ist, die hierarchische Tendenz der Sozialdemokratie noch fördert. Diese Oppositionellen wollen eigentlich nicht diskutieren sondern kommandieren, und sie diskutieren nur, weil sie noch nicht kommandieren dürfen. Die Hierarchie aber, die alle Entscheidungen der Führung überläßt, ist nicht nur der Tod jeder Demokratie in der Partei, sie macht auch jede theoretische Durchdringung einer Situation überflüssig und sogar unmöglich.

Hoffentlich wird es in Frankfurt Delegierte geben, die den Mut haben, auf diese Gefahren hinzuweisen. Programmgemäß soll nur festgestellt werden, daß alles in Ordnung ist. In Wirklichkeit ist leider gar nichts in Ordnung. Die deutsche Arbeiterklasse hat eine furchtbare Niederlage erlitten, und die Sozialdemokratie trägt große Schuld daran. Daß sich die Partei infolgedessen in einer schweren geistigen Krise befindet, ist offensichtlich. Um sie zu überwinden, braucht sie nicht eine Parade sondern Bekenntnisse und Erkenntnisse, Selbstbesinnung und Selbstverständigung und vor allem den Willen zur Erneuerung.

Das deutsche Proletariat zerfällt nun einmal in zwei Parteien. Daß es nur als Ganzes kämpfen und siegen kann, wird jedoch von Wels so wenig wie von Thälmann bestritten werden. Den Weg dazu zu suchen, sollte heute die wichtigste Aufgabe jedes Parteitags einer Arbeiterpartei sein. Die Sozialdemokratie kann das, genau wie die Kommunistische Partei, selbstverständlich nur im Rahmen ihres Programms tun. Aber tun muß sie es, sofern ihre Existenz überhaupt noch einen Sinn haben soll, nachdem die Koalitionspolitik zunächst zur Tolerierungspolitik verblaßt und schließlich ins Nichts zerflattert ist. Das darf hier — zweifellos in Übereinstimmung mit unzähligen Mitgliedern und Wählern der SPD — gesagt werden, auch wenn die ‚Weltbühne' alles andre als ein sozialdemokratisches Organ ist.

Der Korridor von Hellmut v. Gerlach

Sicherheit durch Revision! Das ist die neuste deutsche Parole, die von einer gewissen Presse mit einer Einmütigkeit und einem Nachdruck ausgegeben wird, als wäre sie ihr von der Wilhelmstraße souffliert worden.

Deutschland forderte die Gleichberechtigung in der Rüstungsfrage. Frankreich gestand sie zu „in einem System, das allen Nationen Sicherheit bietet". Deutschland nimmt an, daß Frankreich auf der Abrüstungskonferenz einen Garantiepakt für die augenblicklich in Europa bestehenden Grenzen vorschlagen werde. Vorsorglich läßt es schon jetzt erklären, daß in diesem Fall Deutschland Grenzrevisionsansprüche anmelden werde.

Schöne Aussichten für die Abrüstungskonferenz!

Wenn in Deutschland von Grenzrevision die Rede ist, so wird zunächst an den Osten gedacht.

An der Westgrenze dürfen wir nicht rütteln, ohne offen vertragsbrüchig zu werden, da sie durch den Locarno-Vertrag von uns freiwillig garantiert worden ist. So ungerechtfertigt die mit einer verfälschten Volksabstimmung verbundene Abtretung von Eupen-Malmedy war, so sind wir doch seit Locarno auch moralisch daran gebunden. Nur Belgien könnte einst durch einen freiwilligen Akt diese Ungerechtigkeit aus der Welt schaffen. Die Nordgrenze gegenüber Dänemark ist durch eine ehrliche Volksabstimmung fast mathematisch genau nach dem Willen der dortigen Bevölkerung festgesetzt worden.

Bleibt also nur die Ostgrenze. Und zwar ist da der wundeste Punkt der sogenannte Korridor. Denn der weitaus größte Teil der ehemaligen Provinz Posen ist kernpolnisches Land und war es immer. Über Oberschlesien aber hat die Volksabstimmung entschieden. Bei dem Teil der ehemaligen Provinz Westpreußen dagegen, den heute die Polen Pommerellen und die Deutschen Korridor nennen, da stimmt etwas nicht.

Es war eine falsche Interpretation der Wilsonschen Punkte und ein Hohn auf das Selbstbestimmungsrecht des Volkes, daß der Korridor 1919 ohne Abstimmung zu Polen kam. Zwar hatte ein erheblicher Teil dieses Gebietes immer polnisch gewählt. Zwar war polnisch die Muttersprache der Mehrheit der Einwohner. Aber ob diese Mehrheit 1919 wirklich zu Polen wollte, kann niemand wissen. Auch in Oberschlesien sprachen zwar zwei Drittel polnisch, aber nur ein Drittel wollte polnisch werden.

Die Wurzel der üblen deutsch-polnischen Beziehungen ist die unterlassene Volksabstimmung im Korridor. Wie sie auch ausgefallen wäre, ob für Polen oder Deutschland, sie hätte klare Verhältnisse geschaffen.

Doch das sind historische Betrachtungen, die man zwar zum psychologischen Verständnis der heutigen Sachlage braucht, die uns aber praktisch-politisch keinen Schritt vorwärts bringen.

Heute ist der Korridor unzweifelhaft polnisches Land, nicht nur dem Friedensvertrage sondern auch dem Willen der Bevölkerung nach. Bei den letzten Wahlen erhielten die polnischen Listen 85 Prozent der Stimmen. Die Deutschen ihrerseits empfinden es als unerträglich, daß das kerndeutsche Ostpreußen als Enklave im polnischen Reiche liege. Kerndeutsch nämlich ist es, trotz des erheblichen Prozentsatzes der in ihm lebenden Masuren und Litauer, weil diese Masuren und Litauer fast ohne Ausnahme zum Deutschen Reich gehören wollen.

Zahllose Vorschläge sind von wohlmeinenden Leuten, zumal in Frankreich und England, gemacht worden, wie man das Korridorproblem in einer für beide Parteien annehmbaren Form bereinigen könne. Da schlug der eine einen Tunnel unter den Korridor vor, um Ostpreußen in eine von Polen nicht kontrollierte Verbindung mit dem Reich zu bringen. Da empfahlen andre Eisenbahn-Querlinien durch den Korridor, mit einem internationalisierten oder der deutschen Souveräni-

tät unterstellten Landstreifen längs der Eisenbahn. Aller menschliche Scharfsinn wurde von Männern wie Coudenhove-Kalergi aufgeboten, um die widerstreitenden Interessen zu versöhnen.

Machen wir uns nichts vor. Mit all diesen ausgeklügelten Hilfsmittelchen kommt man nicht zum Ziel.

Mit einem gewissen Entsetzen hörte ich dieser Tage einen Herrn regierungsfreundlicher Observanz, Journalisten noch dazu, sich folgendermaßen expektorieren: „Passen Sie auf, noch 1933 wird der Korridor wieder deutsch. Polen bekommt zur Entschädigung das Memelland. Dann hat es den gewünschten freien Zugang zum Meer. Alle Schwierigkeiten zwischen Polen und Deutschland sind damit behoben."

Daß wir über das Memelland nicht zu verfügen haben, schien den Herrn nicht weiter zu beunruhigen. Ebensowenig die Frage, wie Litauen sich dazu stelle. Ebensowenig der Gedanke, daß im Memelland überhaupt kein Pole wohnt, im Korridor dagegen 85 Prozent. Er veränderte die Grenzen mit derselben Genialität, mit der Anfang August 1914 jeder deutsche Spießer auf der Landkarte von Europa die Grenzen zugunsten Deutschlands abrundete.

Für alle Polen ohne Ausnahme, auch die Sozialdemokraten einbegriffen, ist der Korridor ebenso unantastbarer nationaler Besitz wie Warschau oder Krakau. Sie stützen sich dabei nicht nur auf das ethnographische sondern auch auf das historische Moment. Westpreußen war ja viel länger polnischer als deutscher Besitz, nämlich bis 1792, eine Tatsache, die jedem Polen lebendig ist, aber von manchen Deutschen vergessen scheint. Unnötig zu sagen übrigens, daß für jeden modernen Menschen die Historie nichts sein darf gegenüber der Ethnographie. Der Wille des Volkes allein muß entscheiden.

Einer der besonnensten und kundigsten Außenpolitiker Frankreichs ist Graf Wladimir d'Ormesson. In einem für die Carnegiestiftung geschriebenen Aufsatz wendet sich d'Ormesson gegen die in Deutschland weit verbreitete Auffassung, daß die Lösung des Korridorproblems eigentlich nur von Frankreich abhänge. Er bemerkt dazu:

In den Augen Deutschlands ist Frankreich der traditionelle Freund und Verbündete Polens; es würde daher genügen, daß die französische Regierung den entschlossenen Willen zeige, endgültig die deutsch-polnischen Beziehungen zu sanieren, um sogleich die Zustimmung der warschauer Regierung zu einer freundschaftlichen Revision dieses Grenzabschnittes (des Korridors) zu erwirken.

Eine solche Ansicht ist durchaus falsch. Der Irrtum, auf dem sie beruht, bietet in der Tat den Schlüssel zum Problem selbst. Die Deutschen unterschätzen in erstaunlicher Weise — um nicht zu sagen, vernachlässigen völlig — die Macht und die Einstimmigkeit des polnischen Nationalgefühls. Dieser Irrtum ist um so schwerwiegender, als die Geschichte sie davor warnen sollte. Nicht die materielle Auferstehung ist die bemerkenswerteste Tat seit der Wiederherstellung, sondern die moralische Auferstehung des polnischen Volkes. Nach einer Fremdherrschaft von mehr als anderthalb Jahrhunderten ist heute die Nation, die in drei Teile zerstückelt war, in kürzester Zeit völlig geeint wieder erstanden. Das polnische Nationalgefühl ist in der Tat niemals geschwächt worden. An dem Tage, wo das Vater-

land wiederhergestellt war, hat es seine volle Schöpferkraft wieder aufgenommen. Schon infolge dieses Erlebnisses ist es heute viel stärker, viel bewußter, viel empfindlicher als je zuvor. Jeder Pole kann, wenn er am Morgen erwacht, sich mit Genugtuung sagen: Ich bin Herr im eignen Hause! Ein Franzose, ein Deutscher, ein Engländer braucht solche Gefühle nicht zu haben, weil sein Vaterland nie zu existieren aufgehört hat. Beim Polen muß man solche Gefühle respektieren und verstehen. Das Gefühl des Besitzes ist um so stärker, wenn das Besitztum nach einer langdauernden Beraubung zurückerstattet wird.

Kein vernünftiger Franzose könnte verlangen, daß Polen sich selbst aus Gutherzigkeit einen Teil seines Territoriums amputiere und dieses Opfer auf den Altar des Friedens lege — ganz einfach darum, weil es keinen Polen gibt, der ihn hören würde.

Wie empfindlich die Polen in Sachen der Unantastbarkeit ihres Gebietes sind, ersah ich vor Jahresfrist bei einem Vortrag in Bromberg. Ich hatte darauf hingewiesen, daß der französische Professor Ruyssen, Generalsekretär der Internationalen Völkerbundsassoziation, in einem Artikel sehr scharf die Tatsache kritisiert habe, daß fünf überwiegend deutsche Dörfer auf dem rechten Weichselufer zu dem Korridor geschlagen seien. Ein gebildeter Pole, der sich als Pazifisten bezeichnete, wandte sich mit einer Schärfe gegen mein Zitat, als ob er einen Krieg für unvermeidlich halte, wenn auch nur an eine Grenzkorrektur bei diesen fünf Dörfern gedacht werde.

Polen hat keine Absichten auf Ostpreußen. Wer solche behauptet, täuscht das deutsche Volk. Oft genug hat Polen amtlich oder halbamtlich ein Ostlocarno angeboten, also eine feierliche gegenseitige Anerkennung der Grenzen.

Die schroffe deutsche Ablehnung dieser polnischen Anregungen hat in dem ganzen polnischen Volk die Überzeugung tief begründet, daß Deutschland jede geeignete Gelegenheit benutzen werde, um wieder in den Besitz des Korridors zu gelangen. Es wird bestärkt in seiner Überzeugung, wenn es in einem der deutschen Regierung so nahestehenden Blatt wie der ‚Täglichen Rundschau' im Anschluß an eine deutsche Weichselkundgebung Äußerungen wie diese liest:

Der Deutsche im Grenzgebiet hofft auf den Tag der Erlösung. Wann wird er kommen? Niemand im Ausland leugnet heute mehr, daß es so nicht bleiben kann, wenn ein neuer Krieg vermieden werden soll.

Das schmeckt verdammt nach Drohung: entweder Grenzrevision oder Krieg!

Der Vertrag von Versailles sieht, was ihn angenehm von frühern Friedensverträgen unterscheidet, die Möglichkeit einer friedlichen Revision auch der Grenzen vor. Das ist gut. Irrsinn ist es, für alle Ewigkeit Grenzen festlegen zu wollen. Aber Wahnsinn, gefährlicher Wahnsinn wäre es, anzunehmen, der Zustand des überhitzten Europa gestatte schon heute, an die Grenzrevisionsfrage heranzugehen.

Die deutsche Regierung könnte keinen größern psychologischen Fehler begehen, als wenn sie die Abrüstungskonferenz damit belasten wollte, Revisionsforderungen vorzubringen. Nicht bloß Frankreich und Polen, die Welt würde den Eindruck haben: hier wird vor offenen Pulverfässern mit Zündhölzchen gespielt.

Kolonie China von Asiaticus

Schanghai, Mitte Dezember 1932

Sun Yat-Sen hat einmal den treffenden Ausspruch getan, China sei als Halbkolonie schlimmer dran als eine Kolonie, denn es werde nicht nur von einer Großmacht sondern von mehreren Großmächten beherrscht und sei in Wirklichkeit unter dem Scheine der Unabhängigkeit die Kolonie der ganzen Welt. Der Widerstreit der auswärtigen Interessen um China war in der Tat eines der wichtigsten Hindernisse für eine Aufteilung Chinas in mehrere Kolonien. Aber der Verlust von Randgebieten des Riesenreiches ist dadurch nicht nur nicht verhindert worden sondern war im Gegenteil ein Ergebnis dieses Ringens. Die andern Ergebnisse waren territoriale Stützpunkte, wie Hongkong und die Konzessionen in den wichtigsten Häfen, Flottenbasen, Besatzungen, eigne Polizei und Justiz, Zoll- und Finanzkontrolle, Kontributionen, Staatsanleihen und Investitionen in Eisenbahnen, Bergbau und Industrie. Rückständige Länder können ausländische Staatsanleihen und industrielle Investitionen manchmal gut gebrauchen; hier waren sie aber in der Hauptsache Pfänder für besondere Interessen. Ob besondere Einflußsphären oder Offene Tür, ob die Politik Japans und Englands oder die der USA, um die heute wichtigsten Partner zu nennen — der gewollte Endzweck dieser Politik war und ist, die imperialistische Durchdringung Chinas immer vollständiger zu machen. Die Einflußsphären hatten die Zerreißung Chinas in mehrere Kolonien zum Ziel, die Offene Tür hingegen hat sich längst als ein Schild für die Kooperation der Großmächte und des internationalen Finanzkonsortiums entpuppt, das unter Führung der USA steht. Die chinesischen Regierungen haben seit je die eine Politik gegen die andre ausgespielt. Sie versuchten, zwischen beiden, die oft zusammengingen, zu balancieren.

Die Zeiten haben sich geändert, die Kräfteverhältnisse unter den Großmächten wechselten, das zaristische Rußland hat das Zeitliche gesegnet, und in China ist das Kaiserreich längst verschwunden, seit Jahren ist die Kuomintang, die Partei Sun Yat-Sens, am Ruder, ihre Jugendsünde, den Kampf gegen England, hat sie abgebeten, die Spuren der Verbindung mit dem roten Acheron und dem neuen Rußland in Strömen von Blut untergehen lassen. Die Grundlinien der imperialistischen Politik gegenüber China haben sich aber nicht geändert. Im Gegenteil, die offiziell abgesagte und unter der Hülle der Offenen Tür weitergeführte Politik der Einflußsphären hat eine Beute heimgeführt, die alle frühern in den Schatten stellt. Was sind Annam, Tibet und die Mongolei gegenüber der Mandschurei? Die Frage, ob Einflußsphären oder Offene Tür, wird wieder offen umstritten. Japan fordert die Anerkennung der Mandschukuo, Einbeziehung der inneren, freie Bahn nach der äußeren Mongolei und internationale Kontrolle über China. England verstärkt seine Position im Süden und in Schanghai, tritt ein für die Kooperation der Mächte zur Schaffung einer „effektiven Zentralgewalt" in Nanking, fordert von Japan Respektierung seiner Interessen in Nordchina (Eisenbahnen, Bergbau, Handel), ferner der Handelsinteressen in der Mandschurei. Zwischen den beiden Positionen gibt es mehr Berührungspunkte als Differenzen. Amerika bemüht sich, durch die Streitfrage der Mandschukuo einen Keil zwischen England und Japan zu treiben, und beruft sich auf die alten Verträge, die es jedoch nur durch „passive Resistenz" verteidigen will, so durch die Nichtanerkennung der Mandschukuo und die Drohung mit einem internationalen Anleihe-Embargo gegen Japan und den neuen Staat — falls die Andern mitmachen. Dieser Standpunkt hinderte aber amerikanische Radiokapitalisten keineswegs, die Mandschukuo-Regierung um größere Aufträge und Monopolrechte zu berennen. Wie auch diese Interessengegensätze schließlich enden mögen, China wird doch das leidende Objekt bleiben — so lange es nicht aus eigner Kraft eine Wendung herbeiführt.

Es handelt sich heute nicht mehr allein um die Mandschurei. Der Appetit kommt mit dem Essen. Die Mandschukuo-Regierung reklamiert auch die Provinz Jehol in der innern Mongolei für sich. Mit dem Anschluß Jehols setzt sich Japan in der engsten Nachbarschaft Peipings, das es vom mongolischen Hinterland trennt, fest. Der japanische Krieg in der Mandschurei hat Englands Position in China gewaltig verstärkt. Die Trennung der mandschurischen Zollstationen von der chinesischen Seezollverwaltung bedeutet für die Nankingregierung den Verlust von fast einem Viertel ihrer wichtigsten Einnahmequelle, wodurch ihre Abhängigkeit von Schanghai und damit von England, das als größtes Gläubigerland durch seinen Treuhänder die Seezolleinnahmen kontrolliert, um so größer wurde. Ein englisches Bankhaus hat erst kürzlich, zum ersten Mal seit 1912, der Regierung respektive der schanghaier chinesischen Stadtregierung eine Anleihe von sechs Millionen chinesischer Dollar gegen Verpfändung städtischer Einnahmequellen für den Wiederaufbau der durch Japan zerstörten Stadtteile gewährt. Die vielen Streitfragen müssen natürlich in dieser Atmosphäre der „sinobritish cooperation" aufgeschoben werden. Ein besonderes englisch-chinesisches Komitee gewährt jetzt aus dem Fonds der chinesischen Boxerkontribution an England eine Anleihe nach der andern für die Vollendung der Eisenbahn Kanton—Hankau und ihrer Verbindung mit Hongkong und für Regierungsaufträge an die englische Industrie. Zwischen Hongkong und Kanton herrscht jetzt das beste Einvernehmen. Die Abhängigkeit Kantons und Südchinas von Hongkong ist heute politisch und wirtschaftlich noch viel größer, als es vor dem Boykott 1925/26 war. Der Süd West Politische Rat in Kanton, mit seinem Programm der „Autonomie" des Südens, wird offen von Hongkong begünstigt. Auch ist es kein Geheimnis, daß England aktiven Anteil an den tibetanischen Ausfällen nach Schetschuan und an den ständigen Generalskriegen in dieser Provinz hat. Japans Presse bringt dazu trotz aller Freundschaft ausführliches und beweiskräftiges Material.

Die Tatsache, daß Verluste von chinesischen Gebietsteilen heute wieder auf der Tagesordnung sind, hängt aber sehr wesentlich nicht nur mit der internationalen sondern auch mit der innern chinesischen Situation zusammen. Das einstige große chinesische Reich verdankte seine jahrtausendlange Existenz der bis zur Vollendung entwickelten vorkapitalistischen Landwirtschaft, die zusammen mit dem frühzeitig entwickelten und verbreiteten Merkantilismus China zum stabilsten und fortschrittlichsten Land in der asiatischen Abgeschlossenheit machte. Es war weniger ein Land mit einheitlicher Bevölkerung und gleichen wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen als ein Weltteil unter der politischen und kulturellen Führung der Chinesen. Dieses Riesenreich nach dem Zusammenprall mit dem industriellkapitalistischen Europa, zu dem sich dann die USA und Japan gesellten, zusammenzuhalten, wäre nur möglich gewesen, wenn die revolutionären Kräfte das verfallende Gesellschaftsgefüge aus dem Wege geräumt hätten. Nur mit Hilfe eines modernen Staatsapparates und eines modernen Heereswesen hätte die chinesische Bourgeoisie die Randgebiete, ihre Rohstoff- und Handelsmärkte, dem Reiche erhalten können. Die Tatsache, daß diese Voraussetzungen unter bürgerlicher Führung bisher nicht geschaffen wurden, hat zunächst das Schicksal der Randgebiete und jetzt auch das der Mandschurei besiegelt. Noch mehr. Die enge Verbindung der mächtigen imperialistischen Staaten mit der altchinesischen Reaktion und der militaristischen Provinzdespotie, ihrem wichtigsten Halt nach dem Niederbruch des Kaiserreichs, hat den Verfallskräften eine ungeheure Zähigkeit verliehen. Die Folge davon ist, daß China verhältnismäßig leicht die innere Mongolei, Sinkiang, Kokonor und das innere Tibet verlieren kann. Die innere Mongolei grenzt an Peiping und das eigentliche Nordchina, das innere Tibet ist das Einfallstor nach Schetschuan, einer reichen Provinz mit etwa 70 Millionen Einwohnern. Die Nankingregierung hat über diese

Provinz eher noch weniger Gewalt, als sie sie in der letzten Zeit über die Mandschurei hatte, wo die Dynastie Tschang Tso-Lins gründlich dafür gesorgt hat, daß keine Sehnsucht nach ihrer Rückkehr aufkommt. So schreien diese Verhältnisse direkt danach, daß eine Scheibe nach der andern vom chinesischen Kuchen abgeschnitten wird.

Am widerstandsfähigsten gegen den Imperialismus sind naturgemäß die industriell entwickelteren Städte, hauptsächlich an der Küste und im Jangtsetal, und das weite Land in Mittel- und Südchina, wo die ländlichen Verhältnisse für die Agrarrevolution überreif sind. Hier sind die modernen Klassen vorhanden und treten auch in Aktion, obgleich der sie führende moderne Staatsapparat fehlt. Das hat Schanghai 1925/27 und auch jetzt im Kampfe gegen Japan bewiesen, ebenso wie die Bauernschaft in Mittel- und Südchina früher den Kuomintang geholfen hat. Diese Gebiete sind vor dem direkten Zugriff des Imperialismus am sichersten. Aber auch hier kann weitere imperialistische Durchdringung, zunächst mit „friedlicher" finanzkapitalistischer Aktivität, nicht verhindert werden.

Die Aufteilung Chinas in mehrere Kolonien ist kaum möglich und auch den Großmächten, mit Ausnahme vielleicht von Japan, kaum erwünscht. Seine Verkleinerung durch Losreißung der ferneren Gebiete, und zwar nicht nur der Grenzgebiete sondern auch größerer Landesstriche mit etwa einem Viertel seiner Bevölkerung, reicher Rohstoff- und Handelsmärkte, ist ein historischer Prozeß, der grade jetzt in eine akute Phase tritt. Dem übrigen China droht „nur" die sogenannte internationale Kontrolle, das heißt eine weitere Verschärfung seiner halbkolonialen Lage, sei es durch Verständigung der Großmächte oder durch weitere Entwicklung der Einflußsphären. Am endgültigen Resultat ändert sich dadurch wenig: China bleibt, wie Sun Yat-Sen sagte, die Kolonie der ganzen imperialistischen Welt. Die Nankingregierung aber führt Krieg gegen die revolutionären Arbeiter und Bauern, die ihr zur Macht verholfen haben und deren Existenzkampf nach wie vor der Kampf um die Befreiung Chinas ist.

Spann von Kurt Hiller

II

Spann will die „Herrschaft des Besten" (interessanterweise nicht der, nein, des Besten, womit zunächst ein Prinzip und kein Mensch, kein Monarch gemeint ist, zuletzt aber doch ein Mensch, doch jener Eine Homers, der Herr sein soll); wie kommt diese Kratie des Ariston zustande? Da „Herrschaft höherer geistiger Kräfte" „nicht unmittelbar möglich" sei, „sondern nur mittelbar, nur durch stufenweises Weitergeben", so gelangt „das Geistige des Lebens", ja, da staunt man, „im ständischen Staate allein zu seinem vollen Recht". Also Handwerksobermeister plus Bischof plus Rittergutsbesitzer plus General plus Generaldirektor plus Oberstudiendirektor plus Gewerkschaftswebel plus Reichsgerichtsrat: die Aristokratia. Freilich bilden sie sie nicht „atomistisch" „koordiniert", vielmehr „rangstufig" „dezentralisiert" — ach, du grundgütiger Novalis! Der Satz ‚Ein Volk, Eine Regierung' dürfe nicht mehr gelten, im Gegenteil: „viele Teilstände oder Volkskreise, viele Teilregierungen oder Standesgewalten" (hier nähert sich Spann teils der Anarchie des Mittelalters teils dem Syndikalismus). „Die Herrschaft geht grundsätzlich in der Richtung von oben herunter" — das ist autoritär gemeint, aber, nimmt mans genau, ein bloß analytisches Urteil, nämlich leeres

Stroh; auch in der Demokratie, auch im Bolschewismus „geht" die Herrschaft „von oben herunter"! Worauf es unter Philosophen ankäme, wäre: zu ergründen, wer denn nach „oben" gehöre und wie man ihn dort hinbringe.

Einen Rüffel kriegt natürlich Plato. (Er, die Vorform Kants, ist ja, samt Sokrates und den Sophisten, griechisches Achtzehntes Jahrhundert.) Platons „Fehler" sei, daß er verlange, „dem Stande der Weisen die politische Führung zu übertragen". „Dieser Stand ist dazu ungeeignet ..." Geeignet bleiben die Stände der Nicht-Weisen. Wie sie zur Führung zusammentreten, wie sie sie tätigen sollen: Nebel und Vagnis! In einer 1931 herausgegebenen Broschüre ‚Hauptpunkte der universalistischen Staatsauffassung', ist von einem „Wirtschaftlichen Ständehaus" als Beirat die Rede; bloßem Beirat; dagegen müsse „sich jener Menschenkreis, der den Schlag führt, selbst in irgendeiner Weise als ‚Stand Staat', als Körperschaft formieren." („Den Schlag führt" ist gut; man denkt an Richtschwert, an Henkerbeil.) „Ein Staatsrat, der sich dann um den zukünftigen Staatsführer schart, hätte das heutige Parlament entweder zu ersetzen oder — falls es formell bestehen bliebe — zu überhöhen." Wird hier Papen vorgeahnt? Mussolinisiert Othmar? Mich mutet das Bild, das er entwirft, beinah an wie die — aber mißlungene — Karikatur des Projekts ‚Deutsches Herrenhaus' eines mir nahestehenden Verfassers (1918). Auf jeden Fall herrscht im Clair-Obscur dieses Gemäldes das Obskure vor; storchhaft stakt Spann herum im Schlamm des Irgendwie.

Der Positivismus, das heißt die Zumutung an das Denken, sich auf Feststellung von Tatsachen zu beschränken, bleibt hassenswert; angesichts einer dürftig-dämmrigen Deontologie wie der Spannschen begreift man ihn.

Die ernsthafte neo-aristokratische Bewegung verbindet mit ihr nichts; auch die antimaterialistisch-sozialistische Aktion hat sich aufs schärfste gegen eine „Kritik des Marxismus" abzugrenzen, wie dieser breit flackernde Halbgeist sie übt. Das Zutreffende, das sie enthält, ist wertlos gleich Glimmerschuppen am Kies: noch keine Irrlehre entriet ganz des Richtigen. Uns Propagatoren der revolutionären Revision und Frondeuren gegen den Marxismus etwa Spann an die Rockschöße zu hängen — solchen Versuch bekäme nur ein Tölpel fertig. „Der Ständestaat ist der vollkommenste Ausdruck der universalistischen Gesellschaftsauffassung": nach Kenntnisnahme dieses Bekenntnisses könnten wir uns von der „universalistischen Gesellschaftsauffassung" verabschieden.

Aber wir dürfen es nicht, ohne wenigstens einen Blick auf die konkret-politischen Schlußfolgerungen zu werfen, die ihr Bekenner aus ihr zieht. Sie werden uns am unmißverständlichsten dargeboten in der (schon 1913 erschienenen) Schrift ‚Zur Soziologie und Philosophie des Krieges'. Spann lehrte damals in Brünn (Mähren). Geschichtlich lernen wir aus ihr, daß er ein glühender Tschechenhasser war und einer der wildesten Kriegshetzer auf österreichischen Lehrstühlen. Die Schrift enthält auf der zweiten Seite einen richtigen Satz:

Die Menschenverluste, die der Krieg mit sich bringt, stellen... eine negative Auslese dar, weil sie die gesündesten und kräftigsten Männer im besten Alter treffen.

Diese Erkenntnis war nicht an seinem Spalier gewachsen; aber wie schön, daß er sie auf dem Teller hatte! Nur bewirkte sie nichts. Sie bewahrte ihn keineswegs vor der Überzeugung:

Die Verluste an Menschenleben sind denn auch lange nicht das Schlimmste am Kriege. Das Leben ist nun einmal auf den Tod gestellt.

Mit dieser Begründung dürften die Ärzte sich von der Bekämpfung der Seuchen drücken!

Daß der Krieg Gewaltanwendung von Gruppe zu Gruppe sei, entspreche nur den Erscheinungen des freien Wettbewerbs. „Schließlich läuft es auf einen bloßen Formunterschied hinaus, ob es eine Festung ist, die ausgehungert wird, oder ein Konkurrent." Krieg sei „somit in diesem Lichte betrachtet kein Anachronismus, keine Stilwidrigkeit in unsrer fortgeschrittenen Zeit". Damals also beliebten Herr Professor Aprioricke noch, empiristisch zu sein. Auf diese Art läßt sich auch der Lustmord verteidigen.

Daher wird das soziologisch geschulte Denken niemals zu dem Ergebnis kommen, daß der Krieg jetzt und für absehbare Zukunft entbehrlich werden könne. Denn es schaut hier Kräfte am Werke, die auch sonst das Leben der Menschen bestimmen...

Also unentbehrlich ist er. Nicht bloß „unvermeidlich". Ich für mein Teil würde ja dem „soziologisch geschulten Denken" ein denkerisch geschultes Soziologentum vorziehen. Es käme kaum zu dem Ergebnis:

Wenn die Völker von Anbeginn bis zum gegenwärtigen Augenblick Krieg geführt haben, werden sie wohl schwerlich nach Beendigung des tripolitanischen und Balkankrieges ewigen Frieden schließen.

Die Geschichte hat Herrn Spann recht gegeben. Trotzdem gleicht sein Sätzchen der Äußerung jenes Antitechnikers aus der Großväterzeit: „Von Anbeginn bis heute sind die Menschen nicht wie Vögel durch die Luft geflogen; sie werden also auch in Zukunft nicht fliegen." Dieser Skeptiker wollte in Wahrheit nicht, daß geflogen wird. Spann will nicht, daß die Kriege aufhören. Ihnen wohnt nämlich „jenes daseinskampfliche, aufrüttelnde Element am meisten inne, das die für alle Entwicklung unentbehrlichen, auslesenden Wirkungen in sich trägt" („..auslesenden.."!); und mehr: der Krieg ist auch „gerecht". Jawohl, da stehts. Er ist „jenes Geschehen, das dem Stärkeren und Besseren zu seinem Platze verhilft". Zum Beispiel den Tschechen in Brünn. Der Krieg von 1914...

Wir (wir Deutschen in Oesterreich) müssen diesen Krieg herbeiwünschen, schon um zu beweisen, daß auf uns allein seine Last ruhen wird, wir allein ihn ausfechten müssen, mit der ganzen Kraft, welche die germanische Herrscherrasse durch die Jahrtausende hindurch bewährt hat.

Zuletzt besteigt der Recke das metaphysische Roß:

Der Mensch spürt nun... die Vergänglichkeit dieses Lebens; er spürt eindringlich, als ob es eine körperliche Empfindung wäre, wie seine letzte Grundlage nicht hier liegt, sondern in dem, was wir vom Tode erwarten... Der Krieg erreicht beim gemeinen Manne das, was im Frieden die Philosophie nur bei wenigen Auserwählten erreicht... So ist der Krieg, weil er das Leben auf seine wahre Grundlage stellt, den Tod, zugleich das höchste und reinste Lebensphänomen...

Man kann das mit gleichem Recht auch von der Bubonenpest sagen. Weder sie noch der Krieg hat Herrn Spann geholt. Vielmehr blieb er bis heut in der Lage, zu lehren, es führe „der Krieg, indem er die metaphysische Empfindung aufs gewaltigste in einem Volke weckt, zur Geburt der Philosophie"; durch ihn werde sowohl in den Kämpfern wie in den Zurückbleibenden jene „metaphysische Stimmung und mystische Ahnung geweckt, die der Mensch braucht, um sich ganz seiner vernünftigen Natur würdig zu finden".

Da Erdbeben und Vulkanausbrüche bei den Betroffnen ähnliche Wirkungen hervorrufen: wie wärs, wenn wir derartige Katastrophen künstlich herbeizuführen versuchten! Katastrophenproduktion um „metaphysischer" und „mystischer" „Empfindungen", „Stimmungen", „Ahnungen" willen — das wäre doch noch ein Unternehmen, Herr Spann, ganz unsrer „vernünftigen Natur würdig"! Blüher, Jünger und Spengler hülfen gewiß aufgekratzt mit. Und Scheler spendete aus dem Elysium seinen Segen dazu. Sind sie doch sämtlich mit Spann der Meinung:

> Das Leben als letzter Zweck für sich hätte keinen Wert mehr für die menschliche Vernunft ... Staat und Nation aber sind nicht bloße Mittel des Lebens, sondern das Leben selbst, Fleisch und Blut unsres eignen Lebens ... Im Kriegsopfer wird also das Leben nicht dem Staate als einem Mittel des Lebens geopfert, sondern dem Staate als dem Träger des Lebens selbst. Das Leben wird sich selbst geopfert ..

— mit andern Worten:

> Das Blut der gefallenen Krieger ist die feurige Arznei für die kreisenden Säfte des staatlichen Organismus.

Was nach 1918 alle Nationen, auch die siegreichen, ja am eignen Leibe deutlich gespürt haben.

Man soll Weisen, denen es gelang, vom Irrtum zur Wahrheit zu reisen, ihren erledigten Irrtum nicht vorhalten. Narren, die beim Irrtum verharren, haben jede Rücksicht verwirkt. Spann läßt vor dem Weltkrieg drucken: „selbst das wirtschaftliche Leben" werde im Kriege von einem „Aufschwung des Gemeingeistes" „ergriffen", „die Geschäftsmoral gehoben", im übrigen seien „die Verluste an Menschenleben heute kleiner als früher", „denn heute schickt ein Volk einen kleineren Prozentteil als Kämpfer in die Schlacht". Blamabel! Aber Behauptungen, die durch Erfahrung nachprüfbar sind und durch die Tatsachen widerlegt wurden, blamieren einen Mann nicht entfernt in dem Maße wie Thesen, die, jenseits aller Erfahrung, der Geist durchstreicht. Daß Spann falsch prophezeit hat, mag ihn in Philisteraugen zur komischen Figur machen; daß er ein falscher Prophet, ein Advokat des Todes ist, setzt ihn in unsern herab.

Seine Nachkriegsschrift ‚Vom Wesen des Volkstums. Was ist deutsch?' zeigt ihn von keiner bessern Seite. Zwar geht Volkstum, wie er lehrt, über Staat, Wirtschaft, Klima und vermag selbst über Sprache, ja „sogar über Rasse hinauszugehen und sich, wenn auch nur in engbegrenztem Maße, über sie hinweg durchzusetzen" — womit er denn vom Zoologismus der Hakenkreuzler leidlich frei wäre; „Volkstum ist etwas Geistiges, Volkstum beruht auf geistiger Gemeinschaft": hm. Wie sieht die aus? Alles, was nicht Edda-Eckehart-Eichen-

dorff sondern Linie Lichtenberg ist, rechnet unter die „Entwurzelten und der Volksgemeinschaft geistig Entfremdeten". Philosophie und Literatur, die ihm nicht paßt, und mag sie von den deutschesten Meistern herrühren, gilt ihm als „volksfremd"; „gut deutsch" dagegen ist „der bodenständige, in fester völkischer Überlieferung, in altererbter Religion und Sitte lebende Bauer". So kommt er zu der Weisheit, „daß nicht jeder Deutsche in gleichem Maße ein Deutscher ist"; „die entwurzelten, der Volkssitte und dem Volksleben entfremdeten Menschen unter den Fabrikarbeitern sind am wenigsten deutsch". Also Primitivität mal Mystik gleich Volkstum; ethnisch aufgeputzte Zurückgebliebenheit gleich Volkstum; Romantik gleich Volkstum. Merkmal des Nichtvolkstums: das Intellektuelle, das Humanitäre, Fortschrittssinn und kritischer Geist. Goethe — Herrn Spann ein peinliches Kapitel; über die Inkarnation der Fülle, die Verlebendigung der Polarität allen Volkstums schweigt er betreten.

Krähwinkelei, das ist wahr, lehnt er ab. „Volkstum geht über Stammestum; Stammestum geht über Heimat." Er soll bedankt sein. Aber warum bleibt er beim Volkstum stehen? Weshalb geht ihm nicht Europäertum über Volkstum? Erdbürgertum über Europäertum? Wo er doch die Sprache so hoch nicht schätzt!

Es scheint, ihn hindert an dieser Konsequenz eine bestimmte Tatsachentaubheit. Er glaubt:

Die Art, wie wir uns verhalten (sittlich, künstlerisch, denkend, sinnlich), das gibt uns den inneren, völkischen Charakter.

Aber so wie er verhalten sich allerhand französische, englische, italienische, slawische Metapolitiker, während unter seinen Antipoden beste Deutsche sind. Die Grenzen zwischen den Charakter-Typen decken sich nicht mit den Völkergrenzen; im Gegenteil, sie laufen quer. Mit „geistiger Eigenart" hat Volkstum nichts zu schaffen; daß eine „arteigen geistige Gemeinschaft der Volksgenossen" bestehe, ist einfach unwahr. Der Art-Unterschied zwischen Spann und Heinrich Mann, aber auch der zwischen Spann und Piefke ist ungleich größer als der Art-Unterschied zwischen Spann und Maurras. Wenn Spann „Ernst und Innerlichkeit" als „den Grundzug deutschen Wesens" betrachtet und andern Völkern diese Tugenden abspricht, so gibt Maurras analog mit seinen Galliern an. Polemik lohnt hier nicht mehr.

Man wird von Professor Othmar Spann, einer im Grunde unschöpferischen Primadonna des Katheders, einem nicht alltäglichen Verstand, der sich verbraucht in der Verbegrifflichung dumpfer, gegen die ewige Vernunftidee aufbegehrender Gefühle, einem wissensreichen, virtuos-unklaren, donauländisch kultivierten Reaktionär, einige Jahre nach seinem Tode knapp den Namen noch kennen. Aber heute ist er eine Macht. Widerlegung untergräbt sie nicht. Widerlegen lassen sich Tendenzen überhaupt niemals. Nur eine Gegenmacht kann gegen sie aufgerichtet werden. Ich sehe weder im liberalen Relativisten alten Stils noch im Marxpfaffen solche Gegenmacht. Vor fünf Jahren starb zu Göttingen Leonard Nelson. An rund dreißig Universitäten deutscher Zunge lehrt kein einziger Logokrat.

EINHEIRAT!
Horst Wessel
Alraune, geb. Ewers

von Walter Mehring

Da warf sich, mit ausgebreiteten Armen, die Fürstin auf das Mädchen, drückte es mit dem mächtigen Gewicht ihres Körpers zurück in das Bett. Umfaßte es rings, krallte die Finger ...
Alraune

Es war ihm, als ob er den ganzen nächsten Tag über einen Brechreiz in der Kehle habe ...
Wessel

Schlüpfrig nannten die Stutzer und Gigerls, die Monokel-und-Favoritenträger der „Fin-de-siècle" ihre Literatur. Hoch her gings da. In Boudoirs mit rotem Ampellicht, die nach Patschuli rochen. Fesche Weiber mit Büste. Jeunesse dorée im Schamber sehpareh .. ähäh .. beinah Sekt jesoffen! Vetter stand bei Totenkopfhusaren; Philister trug Loden; Volk hieß Pöbel — Mob — Krethi und Plethi. Zur Bildung jehörte: Zola, Mikosch oder — abjekürztes Verfahren — jleich Hanns Heinz Ewers. Donnerwetter, waren das Kerle! Haben später Kiste mit Weltkrieg getrudelt. Mode ändert sich. „Kille-kille ..." sungen die Alten. „Kille! kille!" zwitschern die Jungen, die bei der Feme stehen.

Die Mode ändert sich. Rauhe Germanenfürsten schlugen Feinden die Köpfe ab, machten Trinkbecher aus den Schädeln, soffen roten Wein daraus — hu, Feindesblut!

Prost! Mode ändert sich mitnichten. Bloß Poeten fordern Hand in Hand mit der Konjunktur ihr Jahrhundert in die Schranken. Väter und Söhne erregen sich bei H. H. Ewers. Einst: Alraune, die Geschichte eines lebenden Wesens — Jetzt: Horst Wessel, ein deutsches Schicksal.

Die Sünde atmet durch die tiefe Nacht, speit ihren Pesthauch weit hinaus über alle Lande (Alraune). Was hat das mit Moral zu tun? Begreifst du denn nicht, daß es nur um eins noch geht in diesen Tagen? Nur um das eine ... Deutschland? (Wessel.)

„Es bringt Geld ins Haus ..." antwortete Herr Gontram aus Alraune.

Horst Wessel lächelte: „Das sagte Doktor Goebbels auch — wie mit unserm Freiheitskampf sei es. Zwei Jahre Fieber und wirre Gärung, nun gehts aufwärts, unaufhaltsam zum Sieg!"

Auftakt

Wie willst du leugnen, liebe Freundin, daß es Wesen gibt, die aus der verruchten Lust absurder Gedanken entsprangen? ... Adolf Hitler; er war es, der mir vor Jahresfrist im Braunen Hause die Anregung gab ... Dir aber schrieb ich es, du wilde, sündige Schwester meiner heißen Nächte. Ich möchte hier auf die eigentümliche Ähnlichkeit des Lebenslaufes Horst Wessels mit dem eines andern hinweisen — Alraunes. Wohin sein giftiger Atem traf, schrie alle Sünde. Beide stellten „Leier und Schwert" in den Dienst der deutschen Freiheit. Einer schlug es tot, der war es, der es einst dachte: Frank Braun. Und es hat obendrein den Vorzug — wahr zu sein.

I

Alraun — Mandragora officinarum. Nein, war kein berliner Kind. Wasser vom Rhein trank er in seiner Kindheit, wie der Mann mit den

glühenden, sengenden Augen und den geballten Fäusten, den er liebte, wie Joseph Goebbels. Eine Pflanze, die zu den Solanazeen gehört, sie findet sich um das Mittelmeerbecken.

„Befruchten Sie nur Äffinnen, Herr Geheimrat?" fragte sie atemlos.

Er fühlte tief ... er stand da, wo das Geschick ihn hingestellt hatte, oder Gott — wer mochte das sagen? Er sah sie an, breit grinsend. „Zweifellos, Durchlaucht!" Und er dachte, daß sie zweifellos eine noch viel bessere Bordellmutter geworden wäre. Er blickte zum Fenster hinaus. Rot war das Herz Berlins; Gleichgültige lebten hier, Freidenker und Gottlose. Der Speichel tropfte ihm aus den Mundwinkeln. Er genoß dieses Spiel, dieses koprolale Geschwätz. Ja, und wie hätte er ihr das erklären sollen? Das Nationale, das war ihr selbstverständlich. Horst Wessel sprach. Dann war ihm, als ob ein andrer aus ihm spräche — ja, Goebbels — ja, Hitler! Da stand die Großmutter im Zimmer, händeringend und klagend. Sie zitterte in heißem Kitzel, über ihre Fleischmassen kroch ein perlender Schweiß. „Zackiges Leben in der SA." Ihr Atem keuchte. Das war auch so ein Bild, das man nicht mehr vergaß im Leben.

II

Welche Wonne, als er sich zum ersten Male Handgranaten mitnehmen konnte, die im Rathaus in Massen aufgestapelt lagen. In der Schule konnte man damit Handel treiben. Was, Holzsäbel, Erbsenkanonen — diese Jugend spielte mit echten Waffen. Patronen lagerten haufenweise im Zimmer: unter seinem Kopfkissen lag stets der geladene Revolver. An der Wand hing ein buddhistischer Rosenkranz aus grünen Jadesteinen.

Sie fuhren ins Pommerland mit Lastautomobilen, achtzig berliner SA-Männer. Eins waren sie, ein Leib und ein Geist. Die Kameraden sangen: „Laßt euch die Ketten nicht bekümmern." Horst Wessel sagte: „Aber die Erde ist auch die ewige Metze ... die immer feile Dirne ... Keinem versagt sie den geilen Leib. Und darum, Ohm Jakob, mußt du eine Dirne wählen."

Der Student nickte. Ja, so war es: aus dem Hirn kam das alles, nicht aus dem Herzen. Wenn man Kommunisten herüberzog in die eignen Reihn, dann half die Rede. Aber daß man sie hielt, daß man deutsches Empfinden in ihre Herzen senkte — dazu war etwas andres nötig. Etwas Seltsames, Mystisches.

„Ich hab mirs überlegt," sagte Sprengel. „Was die Marxisten fordern, ist stets dasselbe: sichere Arbeit, hohe Löhne, Spiel, Sport. Aber wenn mans immer wieder hört, und gar nichts andres dazu, kotzts einen an. Wir wollen mehr — und das andre ist die Hauptsache ... Und wenn sie die rechte ist, wird sie dich an ihren fettigen Busen pressen und dich abküssen. Weil — du ihr etwas bietest, was ihr kein andrer Mann je bot — vor dir!" ...

„Paß auf, Horst!" rief Sprengel; „sie ziehn die Kanonen! — Ballern!"

Sie schossen beide — durch die Rocktaschen. Drüben schrie einer auf —

„Den hats gehascht!" meinte der Sturmführer.

Die Kommunisten flohen — schleppten den Verwundeten mit.

... Ein Kind mußte begreifen, daß das Volk zerbrach unter den Lasten und Tributen!

III

Am Abend kam die Nachricht, daß Sprengel mit ein paar Kameraden verhaftet sei. Das war nichts sonderliches. Man hatte auch da seine Verbindungen: durch einen befreundeten Schupomann erfuhr Horst Wessel ... Er eilte zum Alexanderplatz ... Mexiko, hieß das Lokal. Dirnen an den Tischen. Die Dirne setzte sich still zu ihm, suckelte an dem Schnaps. Er sagte: „Du gehst auf den Strich, was?"

Ob sie denn nicht bei einem Verbande sei? O ja: beim roten Frauen- und Mädchenbund sei sie. Er nickte — natürlich war sie dabei; und die Vorsitzende ihrer Gruppe war sicher auch eine ausgediente Dirne.

„Da gehören sie hin — die KPD kann sie brauchen... Dazu brauchen sie das Verbrecherpack der Ringvereine. Und die Prostitution jeder Art — was glaubst du wohl, welch gute Spionage die leistet?!... Darin wird uns Moskau immer über sein!" sagte Fiedler auf Seite 88.

Aber auf Seite 127 zog Erna, die obzitierte Dürne aus dem Mexiko zu Wesseln. Er wußte selbst nicht, wie das kam. Immer neue Aufträge gab er ihr, dies auszufinden und das, was ihm wichtig erschien bei den Roten. Sie lief herum, traf alte Bekannte, horchte sie aus...

„Ach, et is unser Alräunchen!" sagte Frau Gontram. „Verdammt, wie det Aas den Steiß schwingt!"

O ja, sie schwang ihren Steiß. Schwang ihn, höher und frecher. Schwang ihn wie eine Flagge, wie ein sturmgefülltes Banner nackter Sinnenlust. Die Sonne lachte über den Hakenkreuzfahnen.

IV

Einmal, als sie zu Bett gehen wollte, erschreckte sie zu Tode die Wirkung des Brausepulvers in ihrem „Vase de nuit". Der Geheimrat grinste, als er in dem Lederbande eintrug: „Dieser süße Engel ist Alraune" ... Dann sah er den Bericht durch, schickte ihn durch Mende zum Gau. „Das ist gut, Horst Wessel", überlegte er, „daß das kein andrer sah. Gibts einen Burschen in Berlin, der anständiger ist als du? Und doch speit das feige Pack dir ins Gesicht: Ludewig!... weil du mit deinem reinen Herzen sie herausholtest aus dem Saubetrieb — das ist echt rotes Denken! Pfui Teufel!"...

Immer eigenwilliger wurden ihre Launen. Der Alte gab, aber er handelte. Ließ sich leicht kraulen auf der Glatze, oder mit raschen Fingern über den Arm spielen, auf und nieder.

Dann stand sie auf, ging zum Flügel, hob die Hände, senkte sie rasch auf die Tasten. Und begann:

Il était une bergère
et ron'et ron petit patapon...

Ein wenig ernster wurde ihr Gesicht, ganz versteckt klang eine leichte spöttische Drohung aus ihrer halben Stimme...:

Der mächtigste König in Großberlin,
Das ist der Isidor Weiß —
Doch Doktor Goebbels, der Oberbandit,
Der macht ihm die Hölle schon heiß!...

„Hübsch," sagte er. „Woher hast du das Kinderliedchen?"

„Ein Dichter schrieb es... man sollte es weit durch alle Gassen schrein, dröhnen soll sie und rasen die Luft, rasen im Donner der Rache — Deutschland erwache!"

Staf IV horchte auf und all seine Leute, was war das wieder für ein neues Lied, das der fünfte Sturm sang...?

Er fiel auf einen Stein.
Er fiel auf einen — kille, kille, kille —

Horst Wessel zog auf mit seinem Sturm — stramm ausgerichtet — das machte auch die Reichswehr nicht besser... „Küß weiter!" murmelte er. „Küß mich!" flehte er. „Küß mich!" schrie er. „Küß mich!" wiederholte er leise. Gut, gut waren seine Küsse. Schmeichelnd und weich, wie ein Harfenspiel. Wild auch, jäh und rauh, wie ein Sturmwind. „Ich brenne," jauchzte sie — Da riß er die Kleider ihr vom Leibe. Das machte auch die Reichswehr nicht besser.

V

Auf der Brüstung des Teiches saß Alraune. Saß in schwarzem Seidenmantel. Langsam streifte sie das Hemd ab, legte es auf die Bronzenixe an ihrer Seite. Sechs Najaden saßen herum auf der Mar-

morbrüstung des Teiches, gossen Wasser ... spritzten es in dünnem Strahle aus den Brüsten. In der Mitte blies Triton sein Horn ...

Sie setzten auseinander, was man vorhabe: Horst Wessel fertig zu machen.

„Jetzt ham wa'n", frohlockte Erwin.

Aber sie blieben stehn. Else Cohn hetzte: Feiglinge seien sie! Was würde Kupferstein sagen ...!?

„Komm mein Freund!" sagte sie.

Dann stiegen sie in das Wasser. Es war sehr kühl und ihn fröstelte. Blau wurden seine Lippen ...

Wieder war es Else Cohn, die ihnen Mut machte. Ihr Gesicht verzerrte sich, ihre dünnen Lippen spien giftigen Haß ...

Die Tür ging auf — da krachten Schüsse ...

Und wie sie zurückkehrten, Hand in Hand, unter den Blutbuchen, sagte sie: „Ich danke dir, Liebster!"

VI

Dicke Luft bei den roten Klicken? Da verlor keiner den Geschmack an Schnaps und Karten, trank keiner eine Molle weniger. Wozu war die Partei da, wenn sie solche Heldentaten nicht decken sollte? In Prag wartete die rote Hilfe auf Ali; eine üppige Kommunistin nahm den armen Verfolgten in Empfang. So widerlich war diese giftige Verlogenheit, daß auch die linksstehendsten (!) Blätter auf bürgerlicher Seite ihren ehrlichen Abscheu bekundeten und — zum ersten Male — einem Nazi Gerechtigkeit widerfahren ließen ...

Und vielleicht, du mein blondes Schwesterchen, tropfen auch deiner stillen Tage Silberglocken nun weiche Klänge schlafender Sünden.

VII

„Er war wieder bei mir, der Prinz", sagte der Kranke, „ihr müßt ihn aufnehmen."

Goebbels wiegte den Kopf. „Es wird kaum gehn, Horst! ... Wir dürfen die Bewegung mit nichts belasten, das nach Reaktion riecht!"

Der junge Sturmführer gab nicht nach. Dieser Hohenzollernprinz August Wilhelm sei schon letzten August auf dem Parteitag erschienen ... Wie und wo er könne, arbeite er für Hitler, erziehe seinen Sohn zu einem echten deutschen Nazijungen.

„Gut", sagte Goebbels, „ich werde es dem Führer vorstellen ..."

Das war nie geschehen, solange das Herrenhaus stand. Zwar füllten die Frommen im Dorfe gleich am andern Morgen die Lämpchen, aber sie sagten, daß es ein großes Unglück bedeute und das sichere Ende.

Ausklang

Nun schrieb ich dir, Schwester, dies Buch ... Es ist mir eine liebe Pflicht, allen denen meinen Dank auszusprechen, die mir bei diesem Buche geholfen haben. Vor allem dem Führer der deutschen Freiheitsbewegung Adolf Hitler ... In alle Himmel ragt sein Werk und bricht doch zusammen und begräbt im Sturz den frechen Tropf, der es dachte — — zählt doch die Hitlerbewegung allein über dreihundert Tote ... Alte, längst vergessene Narben riß ich auf, mischte ihr dunkles Blut mit dem hellen und frischen der letzten Qualen: schöne Blüten wachsen aus solchem Boden, den Blut düngt ... Wenn heute die SA die Straße beherrscht, so hat sie das mit Strömen von Blut erkauft ... Daß es Wesen gibt — keine Tiere — seltsame Wesen, die aus verruchter Lust absurder Gedanken entsprangen — du wirst es nicht leugnen, liebe Freundin, du nicht.

Horst Wessel?

Ach, et is unser Alräunchen! Die Mode ändert sich. Aber: obszön oder national, es ist der selbe Blutrausch der Schwächlinge und Impotenten. Wie der Ewersschen Phantasielosigkeit,

befruchtet von Villiers de l'Isle Adam, das Gewächs Alraune entsprungen war, so wuchs aus Phantasielosigkeit und Kasernenhof die Blutsaat des Weltkrieges. Die Busenfreunde Marc Henry und Ewers wurden Kriegshetzer für ihre diesbezüglichen Vaterländer, der eine in der Schweiz, der andre in USA. Von der Literaturfront jenseits des großen Teiches sandte Hannsheinz der Verhinderte der teuren Heimat beziehungsweise der ‚BZ' jenes unvergeßliche Poem:

Meiner Mutter Haus steht am Rhein — ist nun ein Krankenhaus mit 16 Krankenbetten... Aber der Pionier wird uns wohl sterben... sie stachen ihm beide Augen aus, in Loucin bei Lüttich...

das keineswegs obendrein den Vorzug hatte, wahr zu sein, sondern — wie der ‚Vorwärts' ihm nachwies — ein Schwindel Satz für Satz. Von diesem Abstecher ins Heldische kehrte Ewers wieder in die Leihbibliothekserotik zurück, wo ihm sein Bestes gelang: Der Hanns Heinz Vampir von Hans Reimann. Und nun hat er heimgefunden — bis auf weiteres.

Ich habe mir einen Scherz erlaubt mit dieser Geschichtsklitterung aus Alraune und Wessel. Nein, es ist kein Scherz! Die Ewers-Alraune und der Wessel-Ewers sind eines Ungeistes Kind. Der Wechselbalg ist umständehalber aus dem Schloß des Geheimrats ten Brinken ins Braune Haus übergesiedelt. Schöne Stilblüten wuchsen aus solchem Boden, den Alräunchen gedüngt hat: Hakenkreuzweis und Judaverrecklein. Das sind keine Glaubenskämpfe, das ist ein Ausschlachten von Metaphern. Der Vampir auf dem völkischen Lotterbett.

Vergessen Sie alles, Stand, Beruf, Herkunft, vergessen Sie Konfession und Erziehung — hat Hitler gesagt — nur vergessen Sie nie:

Deutschland? Ne, Herr Ewers! Die Konjunktur!

*

Die antisemitischen Schlüpfrigkeiten des völkischen Kiesewetters sind bei Cotta erschienen. So beging der Goethe-Verlag das Goethejahr. Man achte dies Zeichen nicht gering! Fast die halbe Nation läßt sich ihr Heil aus dem braunen Kaffeesatz wahrsagen. Der literarische Rauschgifthandel, von Oben gegen den Kulturbolschewismus verordnet, wird Folgen haben, gegen die es keine Leibesübungen, keine Ertüchtigung gibt. Die Hüter der Nation werden sich wundern, wohin der Mißbrauch des Nationalen führt, wohin es führt, wenn Spekulation auf übelste Instinkte: Nächsten- und Judenhetze ungestraft national firmieren darf. Es ist nicht gleichgültig, mit welchen Mitteln und zu welchen Zwecken man Heroismus, Opfermut und Tatendrang, der in jedem Volke steckt, zur Auslösung bringt. Die Völker, die 1914 gegeneinander zogen, hatten ganz andre Feinde gemeint. Auch die vom Hakenkreuz hypnotisierte Jugend könnte etwas ganz andres meinen. Ich kannte Wessel ebensowenig wie sein Biograph ihn gekannt hat, daß aber Wessel sich nicht den Ewers ausgesucht hätte, geht aus folgender Zuschrift an die ‚Weltbühne' hervor:

Hanns Heinz Ewers schrieb auf Anregung Adolf Hitlers einen Roman „Horst Wessel", in dem der „Kampf um die Straße", ein „Kapitel deutscher Geschichte" geschildert wird. Ewers wird sich des ersten und wohl einzigen persönlichen Zusammentreffens mit Wessel kaum erinnern. Wessel und ich

hatten als Statisten im „Student von Prag" mitgewirkt, hatten jeder eine Premierenkarte bekommen und sahen nun den Autor, der damals noch nicht unter die „nationalen" Schriftsteller gezählt wurde, sich in der Künstlerloge dem erstaunten Publikum zeigen. Damals sagte Wessel zu mir: „Solche Leute sollte man auch mit Nagelschuhen so lange in den Hintern treten, bis ..." Er würde diesen Ausspruch sicherlich heute wiederholen, wenn er zum Beispiel das Kapitel über die Totenwache läse oder manche andre Geschmacklosigkeit. So leicht wird man eben doch kein deutscher Schriftsteller, auch nicht auf „Anregung des Führers der deutschen Freiheitsbewegung". *R. B.*

Die Flucht zu den Schachtelhalmen

von Rudolf Arnheim

„Solche Mißgriffe", setzte er abbrechend hinzu, „sind unvermeidlich, seitdem wir von dem Baum der Erkenntnis gegessen haben. Doch das Paradies ist verriegelt und der Cherub hinter uns; wir müssen die Reise um die Welt machen, und sehen, ob es vielleicht von hinten irgendwo wieder offen ist."

Kleist: Über das Marionettentheater

Die Vernunft hat heute einen schweren Stand. Auf den Siegeszug des Beweisbaren, den die naturwissenschaftlichen Philosophen des vorigen Jahrhunderts angetreten hatten, folgte der Katzenjammer der Zweifler, die durch den Geist die Seele bedroht sahen. Man pilgerte zurück zum Gemüt, zu den Sinnen, zur Natur, Universitätsprofessoren predigten die „Schau", und Maß und Zahl — bisher höchst vertrauenerweckend — erregten Mißtrauen und Mißmut. In diese Geisteslage hinein brach der Konkurs der politischen Weltordnung, und alle, die zu besserer Erkenntnis nicht bereit oder nicht fähig waren, beeilten sich, dies Ereignis als vorzüglichen Beweis für die Schädlichkeit des Geistes, des Fortschritts und der Technik anzuführen. Die Gemütsmenschen unter den Geisteswissenschaftlern demonstrierten an der Weltwirtschaftskrise die zerstörerische Dämonie alles Verstandesmäßigen; die politischen Rückschrittler ihrerseits holten sich aus den Büchern der Geistfeinde sehr willkommene Belege dafür, daß nicht die widersinnige Verteilung der Geld- und Machtmittel (für die sie verantwortlich und an der sie interessiert waren) zum Ruin geführt habe sondern das Prinzip vernünftiger Ordnung, vertragsmäßiger Regelung überhaupt. Das internationale Kleinbürgertum, von Ruhe und Ordnung im Stich gelassen, strömt zu der Unruhe und Unordnung geistfeindlicher Sektierer, von Aimée MacPherson bis Weißenberg und Hitler. Die Gebildeteren unter den Reaktionären pinseln im Kämmerchen Weltuntergangsphantasien mit dem frommen Eifer des Fra Angelico. Viel Klugheit wird hier zur Widerlegung der Klugheit vertan.

In diese Reihe gehören leider die beiden Essaybände, die Gottfried Benn herausgegeben hat: „Fazit der Perspektiven" und „Nach dem Nihilismus" (Gustav Kiepenheuer, Berlin; 3,40 und 4,25, im ersten Band 25 Druckfehler, im zweiten 34 — darunter so greuliche wie: Shakeshand, Koctail Phydias,

Ingnorabimus, Hamsum, Internieur und Pathenogenesis). Die Lektüre dieser beiden Bücher ist sehr zu empfehlen. Wer durch Detektivromane nicht zu fesseln ist, der findet bei Benn, was er bei Wallace vergeblich suchte: berauschende Unterhaltung, Spannung von der ersten bis zur letzten Seite, und dennoch keinerlei Konsequenz oder Berufsstörung und wenig Nutzen. In einer großartigen, strömenden Rhetorensprache trägt Benn seine Abhandlungen vor. Er ist Arzt, und so übernimmt er die Termini der medizinischen Wochenschriften in die Weltanschauungsdebatte, ein Schwemmland von Fremdwörtern, über das man schwankend, einsinkend, wie leicht angetrunken, schreitet. Aber diese Sprache, die nur wenigen Lesern ohne die Hilfe eines Lexikons verständlich sein dürfte, entspringt bestimmt nicht der snobistischen Sucht, gebildet zu erscheinen. Hier wächst aus dem naturwissenschaftlich-medizinischen Fachjargon — und die besten sprachlichen Neuschöpfungen kommen ja immer wieder aus den Fachsprachen! — ein neuer Metaphernstil. So wie die Klassizisten zwischen den Tempeln und Göttern Griechenlands, so wandelt hier ein Dichter zwischen blinkenden Instrumentenschränken, grellfarbigen anatomischen Wandtafeln, Firmenplakaten und Börsenberichten. Solche Bilder spiegeln sich tausendfach in seinen Worten, und aus ihrer Fremdartigkeit gewinnt er den Abstand für ein neues Pathos. Ihre Künstlichkeit dient ihm dazu, die Naturferne der verhaßten Zivilisation in Anilinfarben zu malen.

Das Leben wird seinen Rachen aufreißen gegen diese Zivilisationshorden, die das Meer als ein Nährklistier achten um ihre Austernbänke und das Feuer als Bierwärmer unter ihre Asbestplatten. Weil es diese Früchtchen zur Vermehrung läßt, weil es diese Wasserfarben sich mit ihren Samenflecken hochpinseln läßt an seinen Basaltwänden, ist es noch lange nicht auf die Postille gebückt. Der Tag wird kommen, wo die Monts Pelées diese fruchtbaren Siedlungen mit ihrer Lava ersticken und die Ozeane diesen Meliorationsmodder ohne Gebrüll überfluten werden — o schöner Tag der Reue der Natur, wenn auf einer Eisscholle zwei Tranherden mit Grätenkeilen wieder um die Seehundsstellen boxen, o Heimkehr der Schöpfung, wenn gelackte Doppelhorden ihre Lippenflöcke salben und unter Hakenschnabelmasken das Opfer bringen im Schrei des Totemtiers.

Ein Jeremias für Hörer aller Fakultäten. Aber er ruft die Tochter Zions nicht zu Gott sondern verweist sie zurück an die Tranherde. „Ist denn keine Salbe in Gilead, oder ist kein Arzt nicht da? Warum ist denn die Tochter meines Volkes nicht geheilet?" Der Arzt ist da, aber er verordnet Seltsames: Kuraufenthalt in den Schachtelhalmwäldern der Urzeit.

Für Benn leben die Versteinerungen, er sehnt sich in die verschütteten Schichten zurück, aus Abscheu vor der Gegenwart. Den Weg zu einer Neuordnung des Lebens sieht er nicht, denn auf eine sehr charakteristische Weise verwechselt er den zivilisatorischen Fortschritt mit dem Mißbrauch dieses Fortschrittes durch eine schlechte Gesellschaftsordnung. Wenn er von der „Reihe der Konquistadoren zwischen Induktion und Industrie" spricht, so ist das mehr gegen die Induktion als gegen die Industrie gemünzt; wenn ein amerikanischer Statistiker von der „Gesundheit als Wirtschaftsgut" predigt, so ärgert sich Benn über die Gesundheit statt über die Wirtschaft; und wenn die

Hindufrauen, von der Witwenverbrennung befreit, „zu geordneter Arbeit mit ihren Kindern 16 Stunden in die Bergwerke" geschickt werden, so sagt er das gegen die Bergwerke, statt gegen die 16 Stunden. Sein Haß auf den Maschinen- und Zahlenapparat hindert ihn an gerechter Beurteilung der Schuldverhältnisse. Wenn er von dem spricht, was „an Stelle der chthonischen Macht als künstlicher Dünger vertrieben" wird, so übersieht er, daß die Urkräfte des Lebens durch die Zutaten des Fortschritts nicht vernichtet zu werden brauchen. Er bucht zündende Antinomien, wo er nach einem Ausgleich suchen könnte. Man spürt hier die begreifliche, aber etwas überlebte Nervosität einer durch die Telephone und Lautsprecher aus ihrer Ruhe geklingelten Generation, die vor den Brutschränken an den Müttern zweifelt.

Und dabei ist doch längst klar, daß die Seele durch die Experimentalpsychologie nicht vernichtet wird, das Schreiben nicht durch die Schreibmaschine, die Kunst nicht durch das Kino. Der Fortschritt ersetzt zwar die ihm jeweils vorausgegangene Zivilisationsstufe, niemals aber die großen Urkräfte, um die es Benn geht. Durch die Glühbirne ist zwar die Petroleumlampe verdrängt worden, nicht aber die Sonne, und wer die Sonne zu sehen wünscht, braucht also nicht bis vor Edison zurückzugehen. Benn retiriert zur Tranherde und zu den Schachtelhalmen. Eros ist weder durch Van de Velde noch durch die Psychoanalyse aus der Welt getrieben worden. Wer zwingt Benn, sich mit den Leuten zu befassen, für die sein Satz gilt: „An den Genitalien wird nichts mehr ernst genommen, abgesehen von den Geschlechtskrankheiten"? Mit großartigen Worten schmäht er den Schieber-, Konjunktur- und Modebetrieb — die Weltbühnenleser kennen seinen Vortrag „Die neue literarische Saison" —, und sicherlich sind solche Pamphlete nützlich, aber sie geraten in einen falschen Rahmen, wenn innerhalb einer Weltbetrachtung, die mit den Riesenmaßstäben der geologischen Schichten arbeitet, als heutige Situation des Geistes bezeichnet wird, was nur der dürftige Gesichtskreis der Boulevardredaktionen, Filmateliers, Cocktailpremieren und der Blätter für die elegante Welt ist. Wer zwingt ihn, der vom aristokratischsten Standpunkt her den Geistigen auffordert, über der Saison zu stehen, sich so heftig in der Saison zu verstricken? Statt zu untersuchen, wie sich bei den besten, in einem höheren Sinne charakteristischen Vertretern unsrer Zeit das Gehirn zur Zivilisation einerseits und zur Erbmasse der Urtriebe andrerseits verhält. Gute Polemiken sind oft nichts als getarnte Gewissensbisse.

Auf eine reichlich demagogische Art trägt Benn Argumente dafür zusammen, daß die Menschheit an den zerstörerischen Spielereien der Gehirne zugrunde gehe. Es ist eines gebildeten Menschen nicht recht würdig, so zu tun, als betrieben unsre Biologen nichts als sinnlose Geduldspiele mit Haarschlingen und Seziermesserchen; als sei die euklidische Geometrie durch die nichteuklidische „widerlegt"; als bedeute die relativistische Raum- und Zeitvorstellung gegenüber der absolutistischen eine endgültige Zertrümmerung des physikalischen Weltgebäudes. Und all dies angesichts einer

Wissenschaft, die überall einen fast ins Lyrische ausschweifenden Hang zur Ganzheit, zur Sinnlichkeit, zu philosophischer Weltbetrachtung an den Tag legt! Nein, hier wird gewaltsame Chaoshetze betrieben. Ein Gehirnmensch, dem die Hormone zu Kopf steigen, findet die Natur in sich selbst nicht, wünscht sie daher auch bei den Zeitgenossen zu vermissen und sucht sie in der ungefährlicheren, zwar vom Beimischungszwang der Zivilisation noch freien, dafür aber auch nicht mehr aktuellen Urzeit der Höhlenbewohner und Mammutjäger. Es ist schwer zu verstehen, wie ein Denker, der in seinem schönsten Aufsatz, über „Goethe und die Naturwissenschaften", die Einheit von Natur und Denken so prächtig darlegt, aus einem andern Grunde als dem Selbstrechtfertigungstrieb zu der Meinung kommen kann, diese Naturgebundenheit des Denkens sei ausgerechnet im Jahre 1832 für immer ausgestorben. Aber das tut Benn, und für diesen Zweck überspitzt er den Biologismus der modernen Seelenkunde zu einem unerwünschten Extrem: wo man die Bedeutung des Triebhaften, des Unbewußten, des Hirnstamms ins rechte Verhältnis zu den intellektuellen Funktionen der Hirnrinde zu bringen sucht, da setzt Benn einen Kult des Atavistischen an — verächtlich scheinen ihm eine „Schöpfung ohne Grauen, Dschungeln ohne Bisse, Nächte ohne Mahre, die die Opfer reiten". Wenn die Seele sich entwickele, so bilde sie sich abwärts; wenn es noch eine Transzendenz gebe, so müsse sie tierisch sein, und schließlich ist der Dichter, als ein Taucher in der Tiefsee des Archaischen, kaum noch zu unterscheiden von dem Schizophrenen mit seinen grauenhaften Rückfällen in atavistische Seelenzustände. Zwanglos führt solche Weltbetrachtung zu reaktionären Gedankengängen. Wir lesen, daß „Ausbeutung eine Funktion des Lebendigen" sei, und die großartige Parabel von dem Mann, der mit einer winterharten Weizensorte die Getreidewirtschaft Amerikas förderte und sich dann durch die Weltwirtschaftskrise um den Sinn seiner Arbeit betrogen sah, läuft sich tot in peinlichen Auslassungen über das „Lebensgesetz tragischer Dialektik", aus der auch die Kornfrucht nicht losgelöst sei. Aus einer seltsamen Liebe zum Krankhaften, zum „Bionegativen", zur „Minusvariante", aus einem Haß gegen alles Gesunde und Lebensbejahende erstehen Töne, wie wir sie bei Hans Blüher und Franz von Papen wiederfinden: die Verhöhnung des „Wohlfahrtsstaates". Da fast alle großen Männer krankhaft belastet waren, setzen wir „heute den Geist nicht in die Gesundheit des Biologischen ein", und Krankenkassen und Ambulatorien erübrigen sich!

Man muß bedauern, daß so viel dichterische Sprachkunst, so viel Wissen und ein solcher geistiger Elan nutzlos vertan werden. Aber da gerade der erwähnte Goetheaufsatz, in dem die Möglichkeit einer Synthese von Hirn und Auge so packend, die Hinneigung eines großen Menschen zu den kleinen Aufgaben des praktischen Alltags so rührend und nietzschefern gestaltet ist — da grade dieser Aufsatz einer der neuesten Gottfried Benns ist, darf man hoffen, daß hier eine Entwicklung beginnt, die uns noch Wichtigeres bringen wird als eine brennende, fesselnde Unterhaltung.

Presse-Ball im Savoy von Herbert Ihering

In der großen Pause des „Balls im Savoy", der vom Großen Schauspielhaus „welturaufgeführten" neuen Operette Paul Abrahams wird ein Extrablatt ausgerufen: „Riviera-Journal! Riviera-Journal!" Darin heißt es, schmatzend und anzüglich, über die „sensationellen" Gesellschaftsaffären des Stückes... „es ist in den Annalen der internationalen Chronique scandaleuse ein einzig dastehender Fall, daß eine Dame der Gesellschaft sich auf einem öffentlichen Ball selbst der Untreue bezichtigt... Im übrigen traut niemand der allgemein beliebten jungen Frau, deren Onkel Kammerpräsident Bernard ist, einen Ehebruch zu."

Das liest man in der Pause und das bleibt der Inhalt der Operette: dramatisiertes kleines Journal. Pikant ist daran nur, daß der Verein Berliner Presse grade diese Aufführung für seine Festvorstellung wählte. Die seriöse Presse lädt Regierung, Behörden und Persönlichkeiten zu einer ihrer großen, repräsentativen Wohltätigkeitsveranstaltungen ein, und in der Pause bereiten Gebrüder Rotter ihr die Überraschung, mit einem Extrablatt nach Art der Skandalpresse aufzuwarten. Theaterleute sind seltsam: vielleicht hatten sie sich das als besondere Ehrung der Presse ausgedacht.

Man muß gerecht sein. Der Verein Berliner Presse hat seinen Mitgliedern gegenüber große Verpflichtungen. Er muß für Journalisten sorgen, die in Not geraten sind; er hat an Kranke, Witwen und Waisen zu denken; seine Wohltätigkeitskassen sind über Gebühr in Anspruch genommen. Er kann also nur Festvorstellungen wählen, die etwas einbringen und eine gesellschaftliche Attraktion bilden. Auf der andern Seite aber muß er die Unabhängigkeit der Presse wahren, Niveau halten und den offiziellen Mächten eine geistige Macht entgegenstellen. Es genügt, diese Doppelaufgabe beim Namen zu rufen, um heute die Ausweglosigkeit eines auf Wohltätigkeit abgestellten Systems zu erkennen und die Abhängigkeiten aufzuzeigen, in die es, ohne Verschulden einzelner, hineinführt. So kam es, daß der Verein Berliner Presse keinen andern Ausweg fand, als den „Ball im Savoy" und den Einzug der Rotters ins Große Schauspielhaus für seine erste große Winterveranstaltung zu wählen. In demselben Augenblick, in dem das künstlerische Theater in Berlin einen Stoß nach dem andern empfängt, in dem jede Vorstellung des ernsten Theaters verrissen oder niedergeknüppelt wird (die einzige Ausnahme bildeten die Hauptmann-Jubiläen), in demselben Augenblick schützt der Verein Berliner Presse mit seiner Autorität eine Operetten-Uraufführung, die seiner Unterstützung nicht bedarf.

Unterstützung — natürlich und mit Recht fassen alle Theaterdirektoren die Vorstellungen für den Verein Berliner Presse als Hilfe auf und sind hinter ihnen her. Die Reklame ist leichter, die Aufmachung in den Zeitungen liebevoller, und die Kritik kann sich diesen (zumindest atmosphärischen) Einflüssen kaum entziehen.

Eine Vorstellung für den Verein Berliner Presse bedeutet eine ungewöhnliche Bevorzugung für das auserwählte Theater

und damit eine Ungerechtigkeit gegen alle andern Bühnen. Es ist dabei gleichgültig, ob es sich um die Rotters oder um Reinhardt handelt, wenn das breite, flache, populäre Genre gewählt wird und das ernste Schauspiel nicht nur ohne jede Reklameunterstützung bleibt sondern auch mit schärfster Kritik belastet wird. Wenn Faust und Mephisto kritisiert werden, geschieht es mit schärfster Betonung. Wenn im Großen Schauspielhaus Herr Oskar Denes spielt, als ob Josef Chapiro Gesangs- und Tanzkomiker geworden wäre, jubelt die Kritik. Festvorstellung für den Verein Berliner Presse und Klarheit des Urteils, das scheint unvereinbar zu sein. Deshalb dürfte der Verein nie mehr Premieren für seine Veranstaltungen wählen sondern erst Wiederholungsvorstellungen von bereits kritisch gewürdigten Aufführungen. Im andern Falle bleibt der Widerspruch unüberbrückbar, der Widerspruch zwischen den charitativen und ethischen Aufgaben des Pressevereins.

Das Extrablatt des Riviera-Journals fährt fort: „Der Oberkellner Pomerol vom Etablissement Savoy äußerte sich, daß er die Herrschaften bedient habe. Weiteres zu sagen, verbiete ihm seine Diskretion." Leider verbietet es auch der ernsthaften Presse oft die Diskretion, über ihre eignen Veranstaltungen und deren Zusammenhänge die Wahrheit zu sagen.

Verbutterte Margarine von Hermann Budzislawski

Junker Heinrich von Aue, der nach stolzem, hochmütigem Leben von einer schrecklichen, ihm unerklärlichen Krankheit befallen wurde und den Tod vor Augen sah, wurde abergläubisch. Blut der Gesunden sollte ihn heilen. Doch der arme Heinrich hatte ein mitleidiges Herz. Schon schwebte das Messer über dem Opfer. Da verzichtete er auf das Menschenblut — und wurde doch oder vielleicht grade deshalb gesund.

Heute sind die Junker anders. In ihrer Not haben sie von den Städtern schon manches Opfer gefordert. Alles wurde ihnen gegeben. Doch das Wunder der Heilung, der Sanierung unrentabler Güter hat sich nicht vollzogen. Haben sie daraus gelernt? Wollen sie nun selbst ein Opfer bringen, etwa einen Teil ihrer Latifundien den Siedlern geben? Sie denken nicht daran. Neue Massenopfer werden von den zwei Dritteln des deutschen Volkes verlangt, die das Pech haben, in den Städten zu wohnen. Erst wurde Spiritus in das Benzin gegossen — mag der Motor klopfen! Dann mußten die Bäcker Kartoffelflocken in den Brotteig rühren. Jetzt soll Butter in die Margarine geknetet werden. Die Margarine wird dadurch nicht besser sondern wahrscheinlich schlechter und jedenfalls teurer. Aber ein guter Zweck wird doch damit erreicht: endlich bekommen die armen Leute, die sich sonst nur Margarine leisten können, auch etwas Butter in den Magen. Daß das kein fauler Witz ist sondern weise Absicht, beweist die ‚Berliner Börsenzeitung'. Sie schreibt:

Man erkennt dies am deutlichsten, wenn man das neue Verfahren einmal nicht so betrachtet, daß Butter zur Margarine beigemischt wird, sondern umgekehrt so, daß Margarine einem Teil der verkauften

Butter beigemischt wird. Diese Beimischung hat nämlich die Wirkung, daß das Gemisch infolge Beigabe der wesentlich billigeren Margarinerohstoffe zu einem Preis abgegeben werden kann, der nennenswert unter dem Preis für reine Butter liegt.

Gelänge die menschenfreundliche Tat so, wie sie wahrscheinlich mißlingt, so stünden wir vielleicht vor einer Zeit, in der wir unserm Gast beim Abendbrot Appetit machen, wenn wir ihm zuflüstern: „Kosten Sie, reine Margarine!" Die Mischmargarine wird, so behaupten wenigstens die Margarinefachleute, ziemlich früh ranzig. Gute Butter könnte aber unter Umständen bald knapp werden. Die Landwirte, die seit einem Jahr mit allen Nachbarn und guten Kunden Deutschlands einen Butterkrieg führen, haben bisher nicht soviel Butter geliefert, wie Deutschland braucht, aber vor allen Dingen viel schlechtere Butter als Dänemark und Holland. Immer schimpften sie über die ausländische Konkurrenz, die bessere Ware billiger lieferte. Nur ein Achtel der deutschen Butter kann an Qualität mit der ausländischen verglichen werden. Die ausländische Einfuhr ist kontingentiert. Vorläufig liegen in den Kühlhäusern Vorräte, die auf den Markt drücken, und dadurch ist die Butter nach Weihnachten billiger geworden. Wenn aber erst einmal die Vorräte aufgezehrt sind, wird Butter in Deutschland knapp werden; vor allem gute Butter wird fehlen. Die Margarinefabriken würden aber nur die beste Markenbutter kaufen, denn mit der billigeren Landbutter müßten sie ihre Margarine noch mehr verderben. Daraus ergibt sich: die wenig vorhandene gute Butter würde zum Teil in die Margarine gerührt werden, und wir könnten schlechte Landbutter essen, die mindestens soviel wie jetzt die Markenbutter kosten würde.

Die Bauern, die im ersten Augenblick davon begeistert waren, den Städtern die Margarine zu verderben und zu verteuern, sind schon wieder nüchterner geworden. Dafür gibt es mehrere Beweise: zunächst die abwartende und zum Teil ablehnende Haltung der Molkereiverbände, dann aber, und das ist gewiß überzeugend, die Stellung der Nationalsozialisten. Die nationalsozialistische Reichstagsfraktion will, wenigstens im Augenblick, für die Aufhebung der Margarineverordnung stimmen, und sie würde das nicht tun, wenn sie damit die Bauernwähler gegen sich aufbrächte. Die Margarineverordnung stammt aus den Kreisen der Großagrarier, sie wurde von Herrn v. Rohr-Demmin erdacht. Dieser Junker ist der Vorsitzende des Pommerschen Landbundes. Im Sommer setzte er sich für die Margarinesteuer ein, deren Ertrag zur Senkung der Schlachtsteuer dienen sollte. Daraus wurde nichts. Jetzt hat Rohr-Demmin einen umfassenden Plan zur Rettung der Landwirtschaft erdacht, und da er über die besten Beziehungen im Reichsernährungsministerium verfügt, muß man sich mit diesem Plan, von dem die Margarineverordnung nur ein Stück darstellt, beschäftigen. Das ist kein Vergnügen.

Rohr-Demmin stellt etwa folgende Überlegung an: verarbeiteten die Margarinefabriken nicht Erdnußöle, Soyaöle und Walfischtran sondern statt dieser ausländischen Rohstoffe deutsche Butter, deutschen Talg, deutschen Raps und deutsches Rüböl, so würde die Margarine sehr viel teurer werden.

Außerdem hätten wir aber nicht aus den Preßrückständen der ausländischen Ölsaaten soviel Ölkuchen, es würde also das wichtigste Futtermittel für die Bauernwirtschaften fehlen. Sperrt man die Grenzen nicht nur für Margarine-Rohstoffe sondern außerdem für Futtermittel, so müßten die Bauern das teure Korn verfüttern. Sie müßten auf solchem Boden, auf dem sie jetzt Getreide bauen, wieder Hülsenfrüchte pflanzen, sie müßten Ackerland in Grünland verwandeln, sie könnten Raps anpflanzen. Gäbe es aber in Deutschland weniger Getreideboden, so gäbe es weniger Getreide und höhere Getreidepreise — und damit wären die Rittergüter gerettet. Die Rittergüter sollen aber gerettet werden, ergo müssen die Margarine-Rohstoffe im Inland erzeugt werden.

Der Leitgedanke Rohr-Demmins und seiner Standesgenossen ist: Herstellung eines „gerechten Getreidepreises". Gerecht ist der Getreidepreis dann, wenn die ostelbischen Junker bei ihrer Mißwirtschaft bleiben, aber trotzdem gut leben können. Solange Deutschland darauf angewiesen war, Getreide einzuführen, konnte man den Preis im Inland durch Schutzzölle hochhalten. Mit Jubel wurde es von der Landwirtschaft, aber auch von Kaliski in den ‚Sozialistischen Monatsheften' begrüßt, daß jetzt Deutschlands Getreideernte zum ersten Mal den Bedarf überstieg. Damit verloren jedoch die Zölle einen Teil ihrer schützenden Wirkung, das Gesetz von Angebot und Nachfrage trat wieder in Kraft, die Preise fielen. Der erste Einfall, den der nicht sehr ideenreiche Landbund hatte, war: das Reich muß die Preise stützen. Das umfassendere Projekt ist hier soeben dargelegt worden. Durch volle Autarkie zur Verteuerung aller landwirtschaftlichen Erzeugnisse! Mit der Margarine wurde begonnen, weil man den Widerstand dieser Industrie am leichtesten zu brechen dachte. Der Butterkrieg gegen Holland und Dänemark verärgerte die politisch mächtige Exportindustrie. Die Margarine wird zu vier Fünfteln in den Fabriken des holländisch-englischen Unilever-Trusts hergestellt. In der öffentlichen Diskussion, die die merkwürdig autoritäre Schleicherregierung mit dem Margarineverband zur Zeit führt, hat man die nationalistischen Massen in Deutschland zart auf diese Tatsache aufmerksam gemacht. Auch auf die hohen Gewinne der Margarineindustrie wurde hingedeutet. Sie werden nicht immer nachzuweisen sein; denn da der Unilever-Trust nicht nur deutsche Margarinefabriken besitzt sondern auch sehr viele deutsche Ölmühlen und da er diesen die Ölsaaten liefert, ist er der Lieferant seiner eignen Margarinefabriken. Wenn er die ausländischen Rohstoffe diesen Fabriken teuer verkauft, machen sie nur geringe Gewinne oder arbeiten sogar mit Verlust; berechnet er die Rohstoffe billig, so entstehen seine Gewinne nicht in Holland sondern in Deutschland. Durch knappe Devisenzuteilung kann man ihn jetzt allerdings zwingen, seine deutschen Unternehmen nicht zu überteuern.

Wie der Margarinetrust im letzten Jahr abgeschnitten hat, läßt sich schwer übersehen. Jedenfalls hat die Landwirtschaft seine Macht unterschätzt. Wenn Rohr-Demmin meinte, daß ein Handelskrieg gegen die Margarine-Rohstoffe leichter zu führen sei als gegen die Buttereinfuhr, weil Soyaöle, Walfischtran und

Kokosfett aus der Mandschurei, aus dem Eismeer und aus Westindien kommen, also aus Ländern, die sich nicht wehren können, hat er nicht mit der Kraft des Margarinetrusts gerechnet. Die Zumutung, dem Volk die Butter in der Margarine als „heimliche Wohltat" zukommen zu lassen — nach der Notverordnung soll es verboten sein, mit der Verwendung von Butter für die Mischmargarine Reklame zu machen — diese Zumutung hat der Margarineverband durch einen großen Inseratenfeldzug in der deutschen Presse schon zunichte gemacht. Die Regierung befindet sich vor dem aufgebrachten Volk wieder einmal auf dem Rückzug. Während unter Brüning jede Notverordnung geschluckt wurde, gelingt es seit einiger Zeit nicht mehr, dem Volk alles aufzuzwingen. Um den Rückzug zu verschleiern, wird nun davon gesprochen, statt Butter Fettmilch in die Margarine zu rühren. Fettmilch ist Vollmilch. Gewöhnlich nehmen die Margarinefabriken Magermilch, aber in einigen Betrieben wird auch Vollmilch verarbeitet. Das ließe sich also durchführen, ohne neue Maschinen anzufertigen, ohne Lagerräume zu mieten, ohne die Margarine wesentlich zu verteuern, und vor allem ohne sie zu verschlechtern. Aber damit wären auch die weitreichenden Pläne der Junker ins Wasser gefallen.

Unmittelbaren Nutzen hätte die Landwirtschaft weder von der Beimischung von Butter noch von der von Vollmilch. Die Preiserhöhung der knapp werdenden Butter könnte bei der geringen Kaufkraft der städtischen Massen nicht bedeutend sein. Dagegen könnten einige Spekulanten, die vor ein paar Wochen zuviel Butter aufgekauft und in die Kühlhäuser gelegt haben, wieder zu ihrem Geld kommen, wenn die Verordnung durchgeführt werden sollte. Ob es geschieht? Wahrscheinlich nicht. Es kommt darauf an, wie sich das deutsche Volk verhält. Glaßbrenner sagt darüber:

Gäbe es keine Gerber, so brauchten sich die Ochsen nicht das Fell über die Ohren ziehen zu lassen; die Ochsen müssen sich aber das Fell über die Ohren ziehen lassen, ergo muß es auch Gerber geben.

Wochenschau des Rückschritts

— Die kommissarische Preußenregierung hat den außerordentlichen Professor für Staatsrechtslehre an der berliner Handelshochschule, Carl Schmitt, der die Reichsregierung in dem Prozeß wegen des Eingriffs in Preußen vor dem Staatsgerichtshof juristisch vertreten hatte, zum ordentlichen Professor an der Universität Köln ernannt. Das Provinzialschulkollegium Berlin hat auf Anordnung der kommissarischen Preußenregierung die Auflösung der Körperkulturschule Adolf Kochs verfügt.

— Eine in München geplante Demonstration der KPD wurde von der Polizei verboten.

— Bei den Neujahrsbeförderungen in der Ordnungspolizei von Mecklenburg-Schwerin sind nur solche Beamte befördert worden, die der NSDAP angehören.

Wochenschau des Fortschritts

— Roland Dorgelès, der Verfasser der „Hölzernen Kreuze", ist zum Kommandeur der französischen Ehrenlegion ernannt worden.

Bemerkungen

Sie suchen die Jugend

Schleicher will nicht zu denen gehören, die der Jugend erzählen, daß sie das Salz der Erde und die Blüte der Nation sei. Er sieht im Reichskuratorium für Jugendertüchtigung nur die Frucht seiner Bemühungen um die allgemeine Wehrpflicht im Rahmen einer Miliz. Weil er dies so deutlich sagte, besteht wohl auch Klarheit über den Zweck der am Heiligabend bescherten Notwerk-Suppen, die täglich zehn Minuten den Magen füllen und vier Stunden lang zur „geistig-sittlichen und körperlichen Ertüchtigung der deutschen Jugend" verhelfen sollen.

Gottlob, wir sind schon wieder soweit, daß wir auch das notwendige „Material" für ein „Volks"-heer zur Verfügung stellen könnten. Trotz Geburtenrückgang und kleinerem Reichsgebiet hat Deutschland, wenn es darauf ankommt, heute mehr Kanonenfutter als jemals. Bei Ausbruch des Weltkriegs zählte die Reichsbevölkerung rund 68 Millionen, wovon genau 6 349 000 (oder 9,4 Prozent der Bevölkerung) junge Männer im Alter von 15 bis 25 Jahren waren. Die Volkszählung 1925 ergab ebenfalls einen Bestand von 6 350 000 (10,2 Prozent der Bevölkerung) Männer dieses Alters. Die Fortschreibung der Zahlen läßt ein weiteres Anwachsen der männlichen Jugend erkennen. Allein die „wehrfähige" Jugend (die Altersklassen von 18 bis 25 Jahren nach Abzug eines Teils wegen Untauglichkeit, wie beim früheren Ersatzgeschäft des stehenden Heeres) zählt heute mehr als 4 Millionen, reichlich mehr als der Vorkriegsstand!

Hinzu kommt, daß man wirklich nicht weiß, was man mit der Jugend anfangen soll. Denn gut ein Viertel ist arbeitslos, und das Rezept, sie nach altem Brauch in den Waffenrock zu stecken, erscheint auch manchem deutschen Republikaner als angängig, um die „Verwahrlosung" und nebenbei die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen.

Da aber „das Diktat von Versailles uns diese wirkliche Lösung unmöglich machte", meint der Kanzler, „mußten andre Mittel gefunden werden". Man schuf zuerst den freiwilligen Arbeitsdienst, der indes die Wünsche des Reichswehrministeriums nicht ganz erfüllte. Ja, gewisse Bedenken kamen auf, wenn es auch ein Einzelfall bleiben mag, daß Jungstahlhelmer in einem Arbeitslager in den Streik traten. Viel sicherer erscheint die Schaffung des Reichskuratoriums, die eine Woche nach der Stahlhelmparade vor Papen und dem Helden von Charleville erfolgte. An die Spitze dieses Kuratoriums wurde General v. Stülpnagel gestellt. Ein sehr umfangreiches Reichsbüro mit dreizehn Landesgeschäftsstellen, deren Leiter (und Stenotypistinnen) Träger adeliger Namen sind, nimmt mit den verschiedensten Sport- und Wehrverbänden Fühlung, richtet „Führerschulen" (vorläufig zwanzig) ein, deren Besucher, auf ihre Tauglichkeit von einem Militärarzt geprüft, bereits im Kleinkaliberschießen, Entfernungsschätzen, Zurechtfinden im Gelände, Kartenlesen und in ähnlichen „Erziehungsfragen" bewandert sein müssen, — und sorgt für feldmarschmäßige Ausrüstung. Für all das übernimmt das Reich die vollen Kosten, während für berufliche Ausbildungsbestrebungen die staatlichen Mittel rücksichtslos geschmälert werden. Zwar beschwert sich die Reichsanstalt für Arbeitslosenversicherung, daß Jugendliche in die Berufsausbildungskurse für Erwerbslose kommen, die trotz vollendeter Lehrzeit nicht imstande sind, ein Werkstück richtig in den Schraubstock einzuspannen und eine Feile zu handhaben, aber dies gehört eben nicht zur „körperlichen und geistigen Ertüchtigung der Jugend, die dem Wehrminister besonders am Herzen liegen muß".

Solange die allgemeine Wehrpflicht nicht eingeführt werden kann, wird das Reichskuratorium

über die Sportverbände die Jugend „ertüchtigen". Die ziemlich starke Beteiligung, die Herrn v. Stülpnagel bereits sicher ist, verschafft dieser Methode sogar manche Vorzüge gegenüber dem System der allgemeinen Wehrpflicht, denn man ist besonders gegen „bolschewistische Zersetzung" ausreichend geschützt.

Jungstahlhelm, Deutsche Turnerschaft, Eichenkreuz (evangelische Jugendbünde), Deutsche Jugendkraft (katholische Vereine), alle Pfadfinder, Reichslandjugendbund, DHV-Ring der jungen Mannschaft, ferner die Hitler-Jugend und der Kyffhäuserbund — diese Jugendorganisationen unterstützen bisher direkt die Bestrebungen des Reichskuratoriums und stellen die Schüler für die „Führerkurse". Zwar mußte Höltermannn auf Druck des Parteivorstands die Teilnahme des Reichsbanners widerrufen, und auch der Osaf soll die Zurückziehung von SA-Leuten aus den Lehrgängen des Reichskuratoriums „befohlen" haben, aber immerhin bleiben noch etwa zwei Millionen Jugendliche, die die erwähnten Organisationen erfassen. Eine stattliche Zahl; sie reicht vorläufig aus, denn sie erfaßt bald die Hälfte der überhaupt vorhandenen Jugendlichen. Und die Hoffnung auf eine breite „Ertüchtigungs-Volksgemeinschaft" bleibt bestehen. Denn auch die Gewerkschaften (der DHV ist schon mitten drin) und der sozialdemokratische Arbeitersport wollen die Jugend lieber marschieren als „gehen" sehen. Die christlichen Gewerkschaften, die ebenfalls vorläufig dem Kuratorium noch nicht angehören, sprechen im ‚Deutschen' den Höltermanns, Wildungs und andern Arbeiterführern aus dem Herzen:

Es wäre unsinnig, zu verlangen, daß die deutsche Jugend nur Fußball spielt. Mit Seide werden keine Säcke genäht, und mit Gummibällen wird der Kampf ums Leben nicht geführt . . . Deutschland ist nur mit der innersten Anteilnahme der Arbeitnehmerschaft wehrfähig. Dem muß Rechnung getragen werden, nicht nur von der Reichsregierung, nicht nur vom Wehrminister, sondern auch von der Leitung des Reichskuratoriums für Jugendertüchtigung.

Also, Herr v. Stülpnagel, etwas mehr Bemühung um die „Arbeitnehmerschaft", und Sie haben Deutschland wehrfähig gemacht. Auch moderne Militärs rechnen nicht nur mit Kriegsmaschinen; man braucht halt brave Soldaten.

M. Bergmann

Eine großartige Leistung

vollbringt in „F P 1 antwortet nicht" der Mitwirkende Speelmans, beziehungsweise die Figur, welche er darstellt, Damsky heißt die Kanaille. In dem erwähnten Filmwerk wird bekanntlich zwischen zwei Kontinenten von der Ufa eine künstliche Insel hingesetzt, die, umspült von des Meeres und der Liebe Wellen, gewissen Leuten ein Dorn im tückischen Auge ist. Was das für Leute sind, läßt der Film im erregend Unklaren, nur ein einziges Mal und nur flüchtig bekommen wir ein paar von ihnen zu sehen: allem Anschein nach den Generaldirektor und zwei Subaltern-Schurken der infernalischen Gesellschaft, in deren Sold Speelmans-Damsky auf der Insel die Vernichtung der Insel betreibt. Das Gesicht jenes Generaldirektors wird Keiner, der es geschaut, jemals vergessen. Gräßlich spiegelt in seinen, von kommerzieller Bosheit zerfressenen, Zügen sich hämische Genugtuung über die Untat wider, welche der Beauftragte Damsky vollbracht hat. Sie, die Züge, wissen freilich noch nichts von dem Strich, den ihnen Hans Albers durch die Genugtuung machen wird, der, als kühner Flieger Ellison, die Insel und ihre Insassen rettet. Dafür fliegen ihm aber auch Bewunderung und Dankbarkeit zu, indes Damsky . . . Vergegenwärtigen wir uns einmal, was dieser Mann zuwege bringt: ganz allein, ohne Helfer, ohne daß von der hundertköpfigen Besatzung der Insel irgend jemand etwas merkte, wirft er sämtliche Ölvorräte der „F P 1" ins Meer, ruiniert alle Sicherungen, die ein Untersinken der Insel verhindern, rüstet für seine Flucht ein Spezial-Motor-

boot mit Proviant und allem für längere Seefahrt Nötigem, erschießt den Kapitän, listet die gesamte Mannschaft, inklusive Wachen und Posten, alle ohne Ausnahme, in luftdicht verschlossene Räume, setzt sie dort unter betäubendes Gas und entfernt sich händereibend. Moralisch ist seine Tat gewiß verwerflich, aber rein als Leistung betrachtet, hat sie nicht ihresgleichen in der Kriminalgeschichte des Films. Und deshalb sieht der Zuschauer es mit gemischtem Gefühl, wie dieser Herkules der Übeltäterei von seinen Auftraggebern, weil sie sich des Mitwissers entledigen wollen, eiskaltblütig geopfert wird: sie schicken nicht das versprochene Schiff, das ihn auf hoher See übernehmen sollte. So, von Gott und Teufel verlassen, mag Damsky (wie lange dürfte sein Proviant schon gereicht haben?) eines schlimmen Todes verblichen sein, das Röcheln seiner vergasten Opfer im Ohr. Auch er wußte ja, zumindest offiziell, nichts von der Dazwischenkunft Hans Albers', der stets Alles zum Guten lenkt. Wo gibt es den Jäger, dessen dieser stattlichste Happy-Ender im deutschen Filmwald nicht spottete?

Eduard Lunz

Theater normal

Theater anormal kennen wir; es ergibt sich bei jeder Premiere. Wenn sie, mißlaunig begrüßt von abgehetzten und skeptischen Rezensenten, heranrauscht, dann erscheint alsbald jene ziemlich glänzende Menge, die sich selbst als „das" Publikum betrachtet. Darunter erstens die schon erwähnten Kritiker, ein paar Dutzend sind es, verschieden an Gesinnung, Geschmack, An- und Aussehen, ja selbst von Rasse, und einig nur in trübseliger Sehnsucht nach ruhigen Abenden im stillen Heim, fern von Uraufführung und Nachtkritik; ferner ihre Frauen und die Frauen oder sonstigen Familienmitglieder der Schauspieler; die Theaterdirektoren der Provinz, etliche offizielle Persönlichkeiten, und endlich die glitzernde Sippe, die man früher Premierentiger nannte. Was dann am nächsten Tag über die Aufnahme des neuen Bühnenwerks in der Zeitung steht, gibt außer der Ansicht des Kritikers nichts wieder als die Wirkung auf eine kleine Sippe, die mit dem normalen Theaterpublikum keineswegs identisch ist.

Theater normal: wenn man das kennen lernen will, muß man ein paar Wochen warten. Früher oder später, manchmal nach acht Tagen, manchmal erst nach zehn Wochen, kommt ja doch der Augenblick, da die Theaterdirektion die kleinen Restaurants und Friseurläden der besseren Wohngegenden mit freundlichen Gutscheinen „für Plakataushang" überschwemmt, auf die man „im Vorverkauf und an der Abendkasse, auch Sonnabend und Sonntag, 1 bis 6 Parkettplätze zu 1,75 RM., Rang 90 Pfennige" erhält. Der Premierenkritiker sollte. wenn er grade Rasieren und Haarschneiden zahlt und zufällig die bunten Papierchen erblickt, das eine oder andre einstecken und damit einmal abends an die Kasse wandern. Er wird sich reich belohnt finden.

Zwar kauft er weder den Platz zu 1,75 noch den zu 90, weil man auf beiden nichts sehen kann. Aber getrost: auch alle übrigen sind zu halben Kassenpreisen zu haben. Die Provinzler können einem leid tun, die voll zahlen, und erst recht die mehr oder minder stellungslosen Schauspieler, denen ihre Brotherren z. D. drei, fünf, sieben Mark für „Steuer" abknöpfen. Der Kritiker betritt den Zuschauerraum und glaubt zu träumen. Er kennt die Schauspieler, er kennt das Theater. Es ist der gleiche Raum und doch nicht der gleiche. Denn es fehlen Alfred Kerr im Parkett und Lil Dagover in der Loge, es fehlen die fünfzig Menschen, die „man" sofort erkennt. Hier ist normales Publikum, eine anonyme Majorität, für die schließlich an neunzig von hundert Abenden gespielt wird. Hier ist Berlin, „wie es keiner kennt".

Man soll nicht Berlin mit Deutschland verwechseln und nicht den Kurfürstendamm mit Berlin. Man soll auch nicht unnütz auf den Kurfürstendamm schimpfen, aber doch daran denken, daß er und das Zeitungsviertel zusammen nun einmal wirklich nicht die Reichshauptstadt ausmachen. Auch die Elendsquartiere tun es nicht; ihre Einwohner gehen zudem kaum ins Theater. Ins Normaltheater geht die Provinz. Die Provinz von Berlin. Die Männer haben Bäuche, christliche Bäuche, ohne sich ihrer zu schämen; auch die Frauen über zwanzig zeigen keine Sportkörper und sehen alle miteinander so aus, als müßten sie noch den schwarzen Tuchrock und die hartrosa Seidenbluse für „gut" tragen und die Haare dazu gekreppt. Sie tun es natürlich nicht, aber nicht darauf kommt es an. Sondern darauf, wie diese Menschen auf das reagieren, was man ihnen vorspielt, worüber sie lachen und worüber sie weinen. Und da erlebt man erstaunliche Dinge.

Was die Frage des geistigen Eigentums angeht, stellt sich alsbald heraus: hier ist es ganz gleich, ob der Autor Motive und Szenen geklaut hat; wenn sie gut waren, wirken sie auch im Plagiat. Ferner stellt sich heraus, daß Situationen, Witze, Aphorismen, über die unsereins nur müde lächelt, schreiend begeisterte Aufnahme finden — mit den ewigen Problemen verhält es sich genau so. Schließlich beruht der Erfolg der Klassiker zum großen Teil ja darauf, daß alle fünf Jahre ein neues Publikum da ist, dem diese Werke noch fremd sind. Man sollte sie lieber etwas weniger vergewaltigen, als die Spielleiter es heute belieben: sie wirken trotzdem. Und nicht nur die Klassiker. Ich sah eine Vorstellung von „Pygmalion"; die Komödie lief seit Wochen im Lessingtheater, und ihre Darsteller bewiesen, daß nicht abgespielt zu sein braucht, was sich gut eingespielt hat. Stücke, die zwanzig Jahre alt sind, haben es schwerer zu wirken als die hundertfünfzigjährigen. Pygmalion wirkt. Es wurde gelacht wie bei Pallenberg oder Harald Lloyd, und eine himmlisch heitere Stimmung ergoß sich von der Bühne aus über das gänzlich unliterarische Publikum. Neben mir saß eine Eliza Dolittle, grade so weit gediehen in ihrer Entwicklung, daß sie die ihrer Schwester da oben begreifen konnte. Sie, meine Nachbarin, lachte so begeistert, wie ich selten einen Menschen lachen sah. „Dass iss — nee, großartig is das!"

Was folgt? Kritik, Theaterkritik, ist eine bedauernswert zweischneidige Sache. Wenn die Theaterreferenten mehr Zeit hätten, sollten sie, des Spaßes und der Kontrolle halber, außer zur Premiere zwischendurch mal zur zwanzigsten oder vierzigsten Aufführung gehen; sie könnten dann manchmal an ihrem Handwerk recht irre werden. (Gegenbeispiel: trotz einhelliger Hymnen der Kritik war es 14 Tage lang bei der Wessely leer; die Leute wollten sich nicht von „Rose Bernd" quälen lassen ... Dann hatte es sich von Mund zu Mund herumgesprochen, daß man die Schauspielerin sehen müsse, und dann gingen sie hin — mit der Kritik, trotz der Kritik!) Vielleicht sollte man, Doppelkritik auch hier, zur Erstaufführung neben dem erfahrenen Rezensenten einen unerfahrenen, jungen schicken, der das Stück zum ersten Mal sieht, mit keiner früheren Aufführung vergleichen kann und den frischen Eindruck auf ein harmloses Gemüt zu schildern vermag. Nur so käme eine fürs normale Publikum gültige Kritik zustande. Wenn sie nötig ist.

M. M. Gehrke

On revient toujours

Der schwärmerische Schauspieler Hans Rehmann hat innerhalb kurzer Zeit nun die zweite Bildhauerin zu lieben. Nach Lil Dagover (in dem wunderhübschen „Abenteuer der Thea Roland" von Kosterlitz und Wilhelm) jetzt Asta Nielsen (in „Unmögliche Liebe"). On revient toujours. Auch Asta Nielsen kommt wieder, nachdem die jahrelange Abnei-

gung der Filmindustrie gegen charaktervolle Frauen zu allzu fühlbarer Langeweile geführt hat. Sie gerät in einen nach Manuskript und Regie merkwürdig hilflosen Tonfilm, gibt daher weniger, als sie vermutlich geben könnte, wennschon ungewöhnlich Schönes, bereichert aber eben deshalb die Filmtheorie um ein bemerkenswertes Dokument. Wieso das?

Die Urheber dieses Films, Erich Waschneck und Franz Winterstein, bringen, offenbar im Solde einer Polstermöbelfirma, einen Totalausverkauf von Sofaszenen: symmetrische Damengruppen auf der Couch, rauchende Herren im Sessel, die Projektionsfläche als Sitzfläche. Sie drücken sich — Tonfilmrezept! — mit Hilfe des Tons um den Film. So ist denn Asta Nielsen, wie ihre Kollegen, ziemlich sich selbst überlassen und spielt daher, was sie früher gespielt hat: stummen Film. Und es zeigt sich an einem sehr lehrreichen Beispiel, daß, was früher richtig war, heute falsch ist.

Man erinnere sich der allerersten Tonfilme. Wie da unter der Wirkung des Sprechtons die Photofiguren runder, realer, wärmer zu werden schienen. Der Eindruck verlor sich später, und dennoch zeigt Asta Nielsen jetzt, daß die Eingliederung eines Menschenbildes als Schwarzweißornament in die Fläche nicht mehr so vollständig möglich ist wie früher. Die geometrische, lackschwarze Pagenfrisur, große schwarze Augen und ein scharfer, schwarzer Mund in einem kalkweißen Gesicht, dies sehr filmische Ornament, war auf der höheren Stilisierungsebene des Stummfilms zugleich auch naturnah genug. Nun spricht dies Gesicht, widerspricht dem Ton und wird darum zur Maske.

Ähnliches ergibt sich für die Ausdrucks- und Bewegungstechnik. Asta Nielsen hält noch beim mimischen Dialog. Mit Gesichtsmuskeln und Gebärden demonstriert sie, was außerdem auch ihr Sprechtext enthält; so redet sie zwei Sprachen zugleich und wirkt dadurch überdeutlich. Ihr stummes Spiel wirkt ausgedehnt und langsam, weil im Stummfilm die zwischenmenschlichen Beziehungen nicht durch das Wort sondern durch sehr ausgespielte Gebärdenmotive gegeben wurden, mit denen man die Zeit des Beieinanderseins ausfüllte. Erst heute spüren wir, wie auch hier stilisiert wurde, wie das Fehlen eines wichtigen Sinnensektors, des Hörbaren, die ganze Darbietung dem Wirklichen entrückte (was beileibe nicht als Tadel gemeint ist). Und Asta Nielsen spielt nicht zum Partner sondern zur Kamera hin, weil die Breitseite des Gesichts auf den Zuschauer abgeschossen werden mußte, als das Wort noch nicht zur Verständigung beitrug.

Asta Nielsen ist klug genug, umzulernen. Wir freuen uns, daß ohne Absicht der Beteiligten dies Experiment geliefert worden ist: beste Stummfilmtechnik im Tonfilm. Effekt: diese Bildhauerin Vera Holgk wirkt wie eine eindrucksvolle, manchmal erschütternde Bildhauerarbeit. (Zumal neben der entzückenden Lebendigkeit ihrer Tochter und Sofapartnerin Ellen Schwannecke, die mit kräftigem, sicherem Stimmton die albernsten Drehbuchsätze erstürmt und so eindeutig, zupackend, überrumpelnd und kraftvoll ihre kleinen Szenen gestaltet, daß man prophezeien darf: das wird einmal eine große Schauspielerin.)

Rudolf Arnheim

Verein der Freunde Schwejks

Anläßlich des Geburtsfestes der tschechoslowakischen Republik fand eine Zusammenkunft von Offizieren und Soldaten des ehemaligen 91. Infanterie-Regiments statt. Ein interessantes Regiment; dort hat Jaroslav Hašek gedient und die Eindrücke für seinen Schwejk bekommen.

Beim letzten Treffen des Regiments stellten sich wirklich die Hauptpersonen von Schwejks Abenteuern ein, und es soll die Absicht bestehen, auch alle andern Menschen aufzustöbern, die dabei eine Rolle spielen. Man plant nämlich einen „Verein der Freunde des braven Soldaten Schwejk". An der Sitzung nah-

men unter anderm Oberleutnant Lukasch — jetzt Stabskapitän im tschechoslowakischen Verteidigungsministerium — und Zugführer Marek — sein bürgerlicher Name ist Jan Málecek, Kapitän der Reserve und Beamter — teil. Ob es möglich sein wird, den Feldkuraten Katz für den Verein zu gewinnen, ist noch fraglich, aber die Initiatoren hoffen, daß er genug Humor und Bekennermut hat, sich ins Vereinsregister eintragen zu lassen. Da seine Fähigkeit zu geistiger und weltlicher Repräsentation von Hašek mit zwingender Kraft geschildert wurde, soll die Absicht bestehen, ihn sogar zum Präsidenten des Vereins zu wählen.

Der Leutnant Dub hat sich nicht gemeldet. Er ist nämlich jetzt Direktor einer Mittelschule in Südböhmen und hat es — sein Hang zum Nationalismus ist eben nicht auszurotten, auch wenn sichs nicht mehr um den deutschen handeln kann — bis zum Ortsführer der tschechischen Nationaldemokraten gebracht. Diese Partei der Intelligenz (so pflegt sie sich mit einigem Stolz und wenig Berechtigung zu nennen) hat sich im Kampf gegen Hašeks Roman besonders hervorgetan. Der Funktionär wird es also schwer haben, dem Verein, in dem er keine geringere Rolle spielen könnte als im Roman, beizutreten.

Welche Ziele soll nun der „Verein der Freunde des braven Soldaten Schwejk" verfolgen? Das wird man nicht leicht erraten. Mit der Vereinsgründung wird beabsichtigt, „für ein größeres Verständnis zwischen Armee und Zivilbevölkerung zu wirken".

Ernst Frantek

Krise unter Fingernägeln

Gaston weiß es. Ja, er ist für sie da. Sie ist für ihn da. Dieses betäubende lockere Haar ist für ihn da, diese rosigen arbeitslosen langen Fingernägel, dieser straffe Leib, sogar dieser blaue Schminkstrich unter den Augen.

‚Berliner Illustrirte Zeitung'

Der Termin

Jahrelang hatte mich der Herr Direktor gezwungen, allmonatlich den Futternachweis zu schreiben — eine abscheulich langwierige, überflüssige Arbeit.

Endlich gelang mir, die Götter für mich zu stimmen — die Vernunft siegte — der Direktor erhielt die Kündigung — am Dreißigsten soll er gehen.

Da — am Achtundzwanzigsten — was verlangt er? Den Futternachweis.

„Sie, Herr Direktor", sagte ich mild und ruhig, „wissen Sie, was Sie mich diesmal können?"

„Gewiß", antwortete er. „Aber erst am Dreißigsten mein Lieber, erst am Dreißigsten."

Roda Roda

Kotzpfröpfchens Zeitvertreib

Zeichen der Zeit!

40 000 Exemplare in 6 Wochen von Trotzkopf, Original-Volksausgabe in 5 Bänden verkauft, dabei schon durch beträchtliche Nachbestellungen. Das ist gewiß ein überzeugender Beweis für die Abkehr vom unbedingt „modernseinwollenden" Jugendbuche und für die Wendung zum bewährten Jugendbuche, in dem die unverfälschten, naturgewachsenen Kräfte des Herzens und Gemütes bestimmend wirksam sind. Wenn es also noch Sortimenter geben sollte, die den, nur in diesem Sinne „altmodischen" ewigjungen Trotzkopf zu verkaufen sich scheuen, dann verstehen sie die Zeichen der Zeit nicht ganz und begehen gleichzeitig eine Sünde wider die eigene Ladenkasse.

Anzeige im Buchhändler-Börsenblatt

Rudern hebt den Geschmack

In England kann man betrunken in einer Loge liegen und die tollsten Sachen rufen und die herrlichen Melodien von Sullivan und die genialen Texte von Gilbert stören, wenn man schneller rudert als andere.

12 Uhr-Blatt

Eingepaukt

Eine eigenartige und wohlgelungene Veranstaltung im Schulfunk der Deutschen Welle hörten wir in Form einer Übertragung aus Hamburg. Das Orchester der Ordnungspolizei Hamburg spielte eine Reihe ausgewählter Märsche. Beginnend mit dem Marsch der Landsknechte (1462) und endigend mit dem Kaiser-Friedrich-Marsch. Zwischen den einzelnen Märschen wurden verbindende Worte gesprochen, so daß die Schüler auf die nicht alltägliche Art und Weise die Entwicklung der deutschen Geschichte kennenlernten.

Stahlhelm-Funkzeitung

Liebe Weltbühne!

Eine nicht mehr ganz junge Dame wünscht zum Theater ausgebildet zu werden:

„Sind Sie schon vor mir bei jemanden zur Talentprüfung gewesen?"

„Ja, bei Herrn von W."

„Was hat Herr von W. gesagt?"

Nach einer Pause: „Es ist mir peinlich, davon zu sprechen — — er sagte — — er sagte — —

? ? — —

„Er sagte, ich dürfe mich nicht dazu hergeben, das Proletariat am Theater zu vermehren — (in Tränen ausbrechend): Und dabei bin ich doch aus allererster Familie!

Hinweise der Redaktion

Berlin

Internationaler Sozialistischer Kampfbund. Dienstag 20.00. Haverlands Festsäle, Neue Friedrichstr. 35. Gustav Heckmann: Die Kriegsgefahr wächst. Freie Aussprache.

Arbeitsgemeinschaft marxistischer Sozialarbeiter. Mittwoch 20.00. Haverlands Festsäle, Neue Friedrichstr. 35. Öffentliche Disputation zwischen Wilhelm Reich und Manes Sperber: Das Sexualproblem in der bürgerlichen Gesellschaft.

Club der Geistesarbeiter. Mittwoch 20.15. Gastabend im Kunstklub, Meinekestr. 27. Diskussion zwischen Fritz Schiff und Willi Wolfradt: Die Kunst greift ein.

Die Lupe. Mittwoch 20.30. Aula der Fürstin-Bismarck-Schule, Charlottenburg, Sybelstr. 2–4. Kurt Hiller und Franz Schauwecker: Heldische und Pazifistische Weltanschauung. In der Diskussion: F. Hielscher, F. W. Heinz, K. O. Paetel, O. Straßer, W. Mehring, E. Toller, Th. Plivier, W. Karsch, J. R. Becher und H. Gollong.

Liga für Menschenrechte. Ortsgruppe Westen III. Donnerstag 20.15. Bräustübl am Zoo. Werner Hegemann: Gustav Adolf – die deutsche Einheit und das Siedlungsproblem.

Rote Studentengruppe. Matinee Sonntag 11.30. Piccadilly, U-Bahnhof Städtische Oper. Es wirken mit: Truppe 1931, Ernst Busch, Hanns Eisler, Wolfgang Heinz, Erich Weinert und Stephan Wolpe.

Galerie Gurlitt, Matthäikirchstr. 27. Ausstellung: Gerda v. Freymann, Kurt Günther, Erich Isenburger, Karl May, Robert Stieler und Fritz Wagner.

Hamburg

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Mittwoch 20.00. Heimstätte, Nagelsweg. Öffentliche Versammlung: Kirche und Krieg. Kurt Zornig.

Kollektiv Hamburger Schauspieler. Sonnabend 23.00. Oper im Schillertheater: Den Nagel auf den Kopf.

Mannheim

Bund der Freunde der Sowjet-Union. Dienstag (17.) 20.00. Altes Rathaus. Hannes Meyer: Sozialistisches Bauen und die Lage der Spezialisten in der UdSSR.

Stuttgart

Linkskartell der Geistesarbeiter und freien Berufe. Donnerstag 20.00. Bürgermuseum, Langestr. 4. Will Schaber: Übern Berg? Betrachtungen zur Krise des Kapitalismus.

Bücher

Otto Heller: Wladi wostok. Neuer Deutscher Verlag, Berlin (kart. 3.20; geb. 4.80).

André Maurois: Verzicht auf das Absolute. Phaidon-Verlag, Wien (geb 6.).

Theodor Mommsen: Römische Geschichte. Phaidon-Verlag, Wien (geb. 4 80).

Mit oder gegen Marx zur deutschen Nation? Diskussion zwischen Adolf Reichwein, Wilhelm Rößle, Otto Straßer und dem Leuchtenburgkreis. W. R. Linder, Leipzig (0.90).

Rundfunk

Dienstag: Berlin 15.20: Die Frau im öffentlichen Leben, Gertrud Sternberg-Isolani. — Breslau 17.50: Hermann Kesser liest. — Berlin 18.05: Streichquartett von Hindemith. — **Freitag:** Moskau (Komintern) 20.00: Ein Gefängnis in der Sowjet-Union. — Hamburg 21.15: Paul Hindemith. — München 21.35: B. Traven: Die Brücke im Dschungel. — **Sonnabend:** Moskau (Komintern) 20.00: Marxismus — Leninismus.

Antworten

Carl v. Ossietzky dankt allen, die ihn zu seiner Rückkehr aus dem Gefängnis beglückwünscht haben, aufs herzlichste. Mehr die Umstände als seine Neigungen haben ihn genötigt, in seinem Leben mehr Unfreundliches als Freundliches zu sagen; er steht also vor soviel Sympathie etwas beschämt und verwirrt und weiß nicht recht, womit er sich das verdient hat. Er kommt sich schon beinahe wie Gerhart Hauptmann vor. Alles das ist sehr gegen sein Prinzip, er quittiert nochmals mit einem verlegenen Kratzfuß und versichert zugleich, daß alles, was ihm jetzt an Nettigkeiten zuteil wurde, gleich für das nächste Mal mit gelten soll.

Elard v. Oldenburg-Januschau. Sie veröffentlichen in der ‚Kreuzzeitung' einen offenen Brief an Ludendorff, in dem Sie ihm bescheinigen, daß seine Unkenntnis nur von seiner Anmaßung übertroffen werde. Doch das nebenbei. Wir begrüßen, daß Sie als klassischer Zeuge die Richtigkeit der in unserm Artikel „Die Neudecker Luft" enthaltenen tatsächlichen Feststellungen bekunden.

Wilhelm Kube. Als „Vertreter des Frontsoldatentums" haben Sie sich im Landtag gegen Herrn v. Schleicher gewandt. Daraufhin hat die ‚AP-Korrespondenz' den von Ihnen unterzeichneten Kriegsstammrollen-Auszug sich angesehen und festgestellt, „daß Herr Kube bei Kriegsausbruch im hoffnungsvollen Alter von 27 Jahren stand; daß Herr Kube kerngesund war, sich aber zur Verteidigung des Vaterlandes nicht stellte, sondern sich reklamieren ließ für den Beruf eines Parteibeamten der Deutschen Konservativen Vereinigung; daß Herr Kube jedoch am 5. Juli 1917, als der letzte Mann draußen an der Front gebraucht wurde, vom Schicksal ereilt und ‚zu den Waffen' gerufen wurde; daß Herr Kube aber über Breslau nicht hinauskam, sondern nach einundzwanzig Tagen Soldatentums sich am 26. Juli 1917 erneut für den Parteidienst reklamieren ließ und bis zum Kriegsende im Bureau der Konservativen seiner ‚Soldatenpflicht' genügte". Zwischen Ihrem „Frontsoldatentum" und der Betätigung eines Kriegsdienstverweigerers scheint uns, was den kriegerischen Nutzeffekt angeht, kein sehr erheblicher Unterschied bestanden zu haben.

‚Allgemeine Zeitung', Chemnitz. In einem Schimpfartikel gegen Hellmut v. Gerlach findet sich bei dir folgender Satz: „Alle Dementis verhinderten und verhindern eben nicht, daß die ‚Weltbühne' und ähnliche Presseerzeugnisse, deren finanzielle Grundlagen wert wären, in der Öffentlichkeit erörtert zu werden, in der Tschechoslowakei alles und jedes einfach himmlisch finden." Warum begnügst du als „teutsches" Organ par excellence dich mit so dunklen Andeutungen? Die ‚Weltbühne' bittet dringend darum, daß du ihre „finanziellen Verhältnisse" in der Öffentlichkeit erörterst. Wir sind sogar bereit, in diesem Ausnahmefall deine Spalten mit Öffentlichkeit zu identifizieren.

Internationale Friedens-Korrespondenz. Ihre Organisation, die Briefwechsel mit Ausländern und Austauschbesuche vermittelt, umfaßt jetzt bereits 100 Mitglieder in 12 verschiedenen Ländern. Nähere Auskunft erteilt Herche, Wuppertal-Unterbarmen, Auerschulstr. 9.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Bankrott der Autorität von Carl v. Ossietzky

Die Fehlleistung der Diktatur

Als Herr Bracht im vergangenen Sommer die preußische Regierung ins Privatleben schickte, setzte auf der Rechten ein begreiflicher Triumph über das Ende des „Systems" ein. Dieses „System" hat nur in seiner besten Zeit seinen Namen verdient, seit den Tagen Brünings lag es siech und krank, auf seine Ablösung wartend.

Wir haben auch in den Glanztagen des parlamentarischen Regimes niemals zu den Zufriedenen gezählt sondern ihm immer Mangel an Haltung, Energie und Zugriff vorgeworfen. Wenn man indessen die Leistungen des gegenwärtigen präsidialen Regiments betrachtet, wird man leicht geneigt sein, dem Andenken auch des schwächsten demokratischen Kabinetts eine dicke Wachskerze zu spenden. Angeblich wird nach autoritären Prinzipien regiert, in Wirklichkeit bemerkt man weder Autorität noch Prinzip. Es gibt zwar einzelne Ressortminister, die sich mehr schlecht als recht mit den Wortführern der Interessentenhaufen herumschlagen, die einmal aufgedrehte Verwaltungsmaschine läuft noch automatisch weiter, aber regiert wird nicht mehr.

Der parlamentarische Kuhhandel war kein herzerfreuender Anblick, ging jedoch auf offenem Markte vor sich, und selten nur verlor die Öffentlichkeit völlig die Kontrolle. Seitdem jedoch die Aera der Autorität eröffnet ist und ein Reichspräsident unmittelbar von der Vorsehung bedient wird, hat ein obscurer Wettlauf eingesetzt, an deren Stelle zu treten und die erleuchtenden Formeln unmittelbar ins allerhöchste Ohr zu flüstern. Die Politik hat sich in eine Reihe von nichtsnutzigen Kabalen aufgelöst. Programme sind durch persönliche Betriebsamkeit ersetzt — es gibt überhaupt nur noch Persönliches, nur noch Kapitäne, die sich gegenseitig den Rang abzulaufen trachten, dazwischen freundliche Vermittler mit größenwahnsinnigen Provisionsansprüchen. Das Volk ist ausgeschaltet, sein Schicksal wird hinter dichten Schleiern entschieden. Von der ganzen Politik ist nichts geblieben als eine Serie unbegabt gespielter Mantel- und Degenstücke.

Tagtäglich berichten die Blätter über neue Geheimkonferenzen, neue Tastversuche. Ballons d'essai werden mit dem Scherenfernrohr gesichtet und Vermutungen über ihre Richtung vorsichtig geäußert. Ob Adolf oder Gregor oder Franz, ob sie miteinander oder gegeneinander, ob wer gegen wen: das ist der Inhalt der deutschen Politik geworden. Die souveräne Nation macht indessen „Rührt euch!" und wartet geduldig, daß die Herren endlich zu Stuhle kommen.

Wir brauchen nicht lange zu versichern, wie herzlich uninteressant das ist und daß wir keine Ambitionen haben, uns an dem Rätselraten zu beteiligen. Ausgesprochen muß nur werden, daß dieser Zustand eine ungeheure Blamage für Deutschland bleibt, daß diese Männer, die sich zu Lenkern seines Ge-

schicks aufgeschwungen haben, nichts mitbringen als eine durchschnittliche Pfiffigkeit und sehr viel Qualm, daß sie weder durch Originalität noch durch Intelligenz hervortreten. Charakteristisch sind sie nur für den Grad der geistigen Erschöpfung Deutschlands. In keinem andern Lande könnte Mangel an Qualität solche Rolle spielen. In England, zum Beispiel, würde man die Gregorianer und die Franziskaner, wo sie sich in die Politik zu drängen versuchten, an das Sonntagspublikum im Hyde Park verweisen.

Die Demokratie hat viele schwer verzeihliche Sünden begangen und büßt dafür. Das Regime der Autorität ist ein einziger Marasmus. Welch eine Hilflosigkeit in allen Dingen, die außerhalb des Bereichs der Intrige liegen! Selbst wenn Herr Bracht weiterhin mißliebige Beamte in die Wüste schickt, so hat man dabei kaum das Gefühl eines planmäßigen Handelns sondern einer nervösen Improvisation. Wer könnte auch sonst auf die groteske Vorstellung kommen, Herrn Klausener von der Katholischen Aktion, die noch eben ihre reaktionäre Zuverlässigkeit in dem Randal gegen das Drama von Julius Hay bewiesen hat, zu den zersetzenden republikanischen Elementen zu rechnen?

Herr von Schleicher wird von seinen Freunden noch immer für einen großen Mann gehalten, und auch die demokratischen Blätter suchen die Fiktion eines über den Durchschnitt begabten Politikers etwas mühselig aufrechtzuerhalten. Wie es um das Ingenium des Kanzlers stehen mag, er ist um ein halbes Jahr zu früh gekommen. Er schwebte ja schon lange wie ein Fatum über den großen Wassern und jetzt, wo dieses eher im Steigen begriffen scheint, wirkt er nur noch wie eine Fatalität. Er mag es sich recht schön ausgerechnet haben: Wenn Franz Gentleman sich noch bis zum Frühjahr hält und alle notwendigen unpopulären Dekrete erläßt und die Ökonomisten recht behalten, die jetzt das Krisentief für überschritten erklären, dann komme ich als der Letzte, als der Mann der Sanierung, dem die Lorbeerblätter zufallen, nachdem die Andern nur Stockprügel bezogen haben.

Diese Kalkulation hat sich nicht erfüllt. Im Gegenteil, Schleicher kommt grade in das dickste Getümmel der Interessenkämpfe. Industrielle und Agrarier geraten sich in die Wolle, die Wirtschaftspolitik des Reichs zeigt ihre Brüchigkeit. Schleicher ist grade rechtzeitig auf die Szene getreten, um den von Herrn von Sybel auf einer Mistforke überreichten Bundschuh entgegenzunehmen. Der General, der alle Stände mit jovialem Händedruck versöhnen wollte, erhält von überall Kriegserklärungen.

Die Agrarier haben am wenigsten Anlaß zur Klage. Die Osthilfe erinnert mehr und mehr an die vergeudeten Ruhrgelder. Die Osthilfe ist das echteste Kind der Aera Hindenburg. Sie wäre in diesem Umfang ohne den Reichspräsidenten nicht möglich gewesen. Bricht sie zusammen, so zieht das augenblicklich Hindenburgs Resignation mit sich. Der Landbund weiß, was er riskieren kann. Er weiß, daß selbst eine Fronde gegen den Reichspräsidenten vom Kanzler ausgebadet werden muß.

Deshalb beschränkt sich die Gegenwehr der Regierung auch auf den einstweiligen Abbruch der gesellschaftlichen Beziehungen zum Landbund. Eine weitere Änderung tritt nicht ein. Das Selbstverständliche wäre, die agrarischen Subventionen und alle andern rechtlichen und wirtschaftlichen Liebesgaben für die Junker, die ohnehin eine grelle Verhöhnung der hungernden Städter darstellen, augenblicklich zu suspendieren. Der Konflikt bleibt durchaus innerhalb der gewohnten Herrenklub- und Casino-Allüren. Der Kanzler kann beschwichtigen, kann kitten, kann in der gleichen Bahn weitermachen. Er kann nur nicht herrschen. Vielleicht verflucht er heimlich die Dummheit der großen Interessenmächte, die ihm keine Ellenbogenfreiheit läßt. Aber das ändert auch nichts an der harten Tatsache: er ist als Säbelträger in sein Amt berufen, und den Säbel kann er nur gegen die andre Klasse führen, nicht gegen die eigne.

In dem Pronunciamento des Landbundes steht der angenehme Satz, keine marxistische Regierung hätte das den Agrariern zu bieten gewagt. Man muß davon die Übertreibung gegen Schleicher abziehen, dann stimmt der Satz durchaus. Alle republikanischen Regierungen haben nach der Rohrpfeife des Landbundes getanzt, nicht eine hat ein entschiedenes Nein gewagt. Alle haben sie die Anmaßungen der grünen Demagogen hochgepäppelt, die Zentrumsleute haben Hermes beigesteuert, die Demokraten Dietrich, die Sozis Baade. Hätten die Volksbeauftragten im Herbst 1918, als alles wieder zur Diskussion stand, mit einem Federzug die Enteignung der Latifundien vollzogen, so wäre die Geschichte der Republik anders verlaufen.

Wunderzirkus in Lippe

Seit vor ein paar Jahren Herr Hugenberg seine Varusschlacht gegen den Youngplan am Hermannsdenkmal schlug, wird diese stille Landschaft gern von der Politik frequentiert. Jetzt ist Hitler an der Reihe.

Das ist der Teutoburger Wald,
den Tacitus beschrieben;
das ist der klassische Morast,
wo Varus stecken geblieben.

Hier schlug ihn der Cheruscerfürst,
der Hermann, der edle Recke;
die deutsche Nationalität,
die siegte in diesem Drecke.

So hat Heine die Moritat von Anno 9 gefeiert, und Hitler überzieht nun als ein etwas südöstlicher Cherusker die 1215 qkm des Ländchens Lippe mit einem Tschingtrara, wie es dort seit den Tubabläsern der Legionen kaum gehört wurde. Die bestrenommierten Großschnauzen der NSDAP schäumen über Lippe, ein riesiges Zeltlager ist aufgerichtet, um die agitatorischen Attraktionen, die sich anderswo schon den Wolf gelaufen haben, richtig exerzieren zu lassen. In Lippe regiert ein Sozialdemokrat mit dem gut niederdeutschen Namen Drake, der von der nationalsozialistischen Ritterschaft erlegt werden soll. Aber die Wahl in Lippe ist auch zum Gottesurteil über das fernere Verhalten der Partei ausersehen. Bringt Lippe einen Aufschwung, so wird die Partei ihre Meinung über eine Koali-

tionsregierung revidieren, wenn nicht, dann wieder in die grundsätzlichste Opposition zurückstürmen. Viel Ehre für Lippe.

So verlautete es wenigstens noch neulich. Was der gewaltige Herr der Höhen und Tiefen heute noch denkt, weiß niemand. „Rodrigo, tu Geld in deinen Beutel!" Das ist gegenwärtig die einzige Devise der Partei, wo sie sich auch anbiedert. Ihre Generallinie besteht darin, auf einen zu warten, der sie chartert. Die sozusagen intellektuell interessierten Pg's sind damit jedoch nicht so zufrieden und diskutieren andre Möglichkeiten. Sie sind mehr an den nächsten Reichstagswahlen interessiert als an dem Gottesurteil von Lippe. Und weil sie sich von Wahlen nicht mehr viel versprechen, so greifen sie auf einen alten Vorschlag von Goebbels zurück, durch Wahlenthaltung den Parlamentarismus für immer zu ruinieren. Nationalsozialistische Provinzblätter brachten kürzlich aus einer in Kreuznach gehaltenen Rede die Stelle: „Die Entscheidung über die Zukunft in Deutschland haben wir Nationalsozialisten unter allen Umständen in der Hand, denn wenn wir nicht zur nächsten Wahl gehen, dann ist der Bolschewismus in Deutschland da." Auch in bestimmten Ecken des Braunen Hauses selbst wird eine solche Möglichkeit erörtert, wie denn überhaupt in keiner öffentlichen Versammlung etwas über das vorbestimmte Schema Hinausgehendes gesagt wird.

Daß man über diese Idee ernsthaft spricht, zeugt von erheblicher Katerstimmung. Wahlenthaltung ist das Programm der spanischen Syndikalisten, die auf die direkte Aktion eingeschworen sind, deren Zugkraft in einer blendenden, den persönlichen Einsatz fordernden Ideologie liegt, die nichts mit den Gassenraufereien des zum Mythos aufgeblasenen Zuhälters Horst Wessel zu tun hat. Wahlenthaltung ist in Deutschland auch für eine antiparlamentarische Partei ein schweres Wagnis; die allmählich an die Wahlurne gewöhnten Quiriten würden einfach für andre Parteien votieren. Zudem kann man sich den Nationalsozialismus leicht in manchen mehr oder weniger schönen Lebenslagen vorstellen, ganz undenkbar ist nur, daß er das Maul hält. In ruhigem selbstgewolltem Verzicht beiseite stehen, während die Andern schwadronieren, das ist ihm schon eine physische Unmöglichkeit. Hitlers geistiger Urvater mag, weiß Gott, wer sein. Sein Lehrmeister in der Propaganda ist Barnum, der amerikanische Rummelplatzkönig, der in jede Stadt feierlich einzog mit seinen Elefanten, Kamelen und Affen, einer ganzen Division von Fakiren und am Ende, feierlich unter einem Baldachin, die Dame ohne Unterleib. Das muß Hitler weiterführen, so lange sich noch ein Dummer findet, der zahlt.

Die Militärattachés

Wer nach den politischen und sozialen Leistungen der Regierung Schleicher fragt, muß Fehlanzeige notieren. Nur für die Stammtische gibt es eine neue Art von patriotischem Freibier: die Militärattachés.

Es würde zu weit führen, hier nochmals aufzuzählen, was diese sehr rührige Gehaltsklasse der deutschen Außenpolitik in Jahrzehnten eingebrockt hat; Theodor Wolff hat das vor einigen Tagen ebenso amüsant wie ausführlich besorgt. Zudem

ist das Thema durch die amtliche Auferstehung des Herrn von Papen wieder frisch geworden, wenngleich der Gerechtigkeit halber erwähnt werden muß, daß er ganz gewiß zu den Trostlosesten des Genres gehört hat. Aber wir wünschen auch nicht die Geschickten.

Es ist kein Argument, daß die andern Staaten und auch das sonst so untraditionelle rote Rußland auf diese Institution nicht verzichtet haben. Es genügt der Hinweis, daß Deutschland seit Kriegsende die Entbehrlichkeit der Herren bewiesen hat. Mögen Staaten, die sich fest in bürgerlicher Hand befinden, ihre Militärbevollmächtigten entsenden: sie sind, wenn nicht schädlich, so doch ein überflüssiges Ornament. In Deutschland, dessen Spitzen ohnehin von Generalen besetzt sind, bedeuten sie nur die weitere Militarisierung der Außenpolitik.

Jeder diplomatische Vertreter Deutschlands hat jetzt seine Aufpasser im Haus, jeder Botschafter, der eine maßvolle Richtung bevorzugt, erhält die nötige Korsettstange, um dem Erbfeind, bei dem er akkreditiert ist, durch stramme Haltung zu imponieren. Ganz davon abgesehen, daß unsre gründlich politisierten Reichswehroffiziere ohnehin schon dazu neigen, sich selbständig zu machen. Man denke sich in jene Zeit zurück, wo Stresemanns Außenpolitik unter der Ungnade des Herrn von Seeckt litt. Was hätten brauchbare Militärattachés damals anrichten können? Und was werden sie nicht verhindern können, wenn einmal die heutige Seelenharmonie zwischen Wehrministerium und Auswärtigem Amt aufhört? Hier wird gegen alle nur denkbare friedliche Zukunftsarbeit schon heute ein Zeitzünder konstruiert.

Die Militärattachés sollen unsern Anspruch auf volle Wehrsouveränität näher illustrieren. Sie illustrieren nichts als die völlige psychologische Unzulänglichkeit des Herrn von Schleicher in außenpolitischen Dingen. Sie dementieren in schlagendster Weise alle die netten Anekdoten von seiner staatsmännischen Klugheit. Während das Volk nichts zu beißen hat, bietet ihm sein Kanzlergeneral nichts als ein buntes Prestigefähnchen, dessen aktueller außenpolitischer Schaden größer ist als sein dauernder Nutzen.

Mögen ein paar Stammtische jubilieren, die Erkenntnis wächst, daß sich der militärische Sektor an seiner selbstgestellten Aufgabe, Deutschland offen zu regieren, übernommen hat und daß er sein Manko mit ein paar neuen Paradeuniformen vergeblich zu überschatten sucht.

Brennender Balkan von Hellmut v. Gerlach

Vor einem Krankenhaus in Sofia spazieren zwei Militärposten auf und ab. Drinnen liegt nämlich Trajanow, schwer verwundet bei dem letzten blutigen Kampf der beiden Mazedoniergruppen, bei dem Eftymow, der Führer der Gegengruppe, ums Leben kam. Die Posten sollen verhüten, daß die Anhänger Eftymows Trajanow ganz erledigen.

Trajanow wird liebevoll betreut von einer mazedonischen Krankenpflegerin. Eines Tages zieht sie unter ihrer Schürze

einen Revolver hervor und schießt ihren Pflegebefohlenen mit sicherem Kopfschuß ab. Als sie vernommen wird erklärt sie, der Revolver sei ihr von einem unbekannten Mann mit dem Befehl zur Erledigung Trajanows übergeben worden. Als Mazedonierin habe sie den Befehl natürlich ausgeführt.

Als Albert Londres in seinem letzten Buche „Der Terror auf dem Balkan" (Phaidon-Verlag, Wien; 3,50 kartoniert, 4,80 gebunden) die Schauerzustände in Mazedonien und Bulgarien schilderte, fragte mancher, so hoch er den zu früh verstorbenen Franzosen schätzte, sich zweifelnd, ob die Phantasie nicht doch manchmal mit dem Schriftsteller durchgegangen sei.

Etwas Schauerlichers als den Mord der mazedonischen Krankenpflegerin an dem ihr vertrauensvoll übergebenen Landsmann ist überhaupt nicht vorstellbar. Wenn der hilflose Verwundete nicht einmal mehr im Hospital vor seinem eignen Pflegepersonal sicher ist!

Durch die Braunhemden ist das System der Fememorde in Deutschland eingeführt worden.

Die mazedonischen Revolutionäre sind potenzierte Nazis.

Zwei Gruppen, die Protegerowisten und die Alexandrowisten (jetzt nach der Ermordung ihres früheren Führers geleitet von Michailow) bekämpfen einander auf Tod und Leben. Einig oder wenigstens angeblich einig mit der andern Gruppe im Ziel, sieht jede Gruppe in den Angehörigen der andern Verräter. Und Verräter bringt man eben um.

Das könnte, scheint es zunächst, den Außenstehenden ziemlich unberührt lassen. Wenn die mörderischen Organisationen sich gegenseitig dezimieren, darf das nicht vielleicht als Gewinn für die friedliebende Menschheit gebucht werden?

In Wahrheit sind jedoch die mazedonischen Revolutionäre nicht nur eine Gefahr für sich selbst sondern vor allem für den Staat, in dem sie leben, und für alle Staaten ringsherum. Sie sind das Haupthindernis der Pazifizierung des Balkans.

Bulgarien mit seinen etwa sieben Millionen Einwohnern zählt 600 000 mazedonische Emigranten. Dies knappe Zehntel übt einen dominierenden Einfluß auf die restlichen neun Zehntel aus. Die Mazedonier waren einst das Hauptobjekt der türkischen Verfolgung. Das hat sie geschult zu Kampf und Verschwörung, das hat sie aktiv und wendig gemacht, das gibt ihnen eine gewaltige Überlegenheit über die Massen der arbeitsamen und friedliebenden bulgarischen Bauern. Sie sind Freischärler in Permanenz geworden. Den Komitadschicharakter nimmt allzu leicht nicht nur der mazedonische Politiker sondern sogar die mazedonische Krankenschwester an.

Das ganze öffentliche Leben Bulgariens steht unter — wenn nicht dem Terror, so doch der Angst vor dem Terror der Mazedonier. Sie haben es verstanden, die wichtigsten Staatsstellungen in ganz überwiegendem Maße zu besetzen. Der frühere Ministerpräsident Liaptschew war Mazedonier. Von den sechzehn Gesandtenposten des Landes sind elf in den Händen von Mazedoniern. Das bulgarische Parlament würde nie wagen, etwas gegen den Willen der Mazedonier zu beschließen.

Die mazedonischen Emigranten haben es zuwege gebracht, daß die Interessen der „unerlösten" Mazedonier in Jugoslavien und Griechenland zum Hauptziel der bulgarischen Politik geworden sind. Alle andern Interessen werden denen der nationalen Minderheit außerhalb der bulgarischen Grenzen hintangestellt. Daraus ergibt sich der bisher unversöhnlich erscheinende Gegensatz gegen andre Balkanstaaten, insbesondere gegen Jugoslavien.

Was sind die Mazedonier eigentlich, ethnographisch angesehen? Das ist eine der umstrittensten Fragen der Völkergeschichte.

Kommt man nach Siebenbürgen, so weiß man ganz genau: diese Familie besteht aus Sachsen, jene aus Rumänen, die dritte aus Ungarn. Die drei Volksbestandteile sind reinlich voneinander geschieden. Was vor hundert Jahren sächsisch oder rumänisch oder ungarisch war, ist es heute noch. Bei den Volkszählungen gibt es keine Zweifel, höchstens bei den Zigeunern, die ihre Nationalität der politischen Konjunktur anzupassen pflegen.

Kommt man nach Mazedonien, so ist alles labil, ein Völkergemisch verschwommenen und wechselnden Charakters. Die Serben behaupten — sicher zu Unrecht —, es gebe überhaupt keine mazedonische Minderheitsfrage, da die ihnen 1918 zuerkannten Teile Mazedoniens durchweg von Jugoslaven bewohnt seien. Die Bulgaren ihrerseits reklamieren fast die Gesamtheit dieser Bevölkerung für sich. Unlösbarer und wenigstens scheinbar unlösbarer Widerspruch!

An dem bulgarisch-jugoslavischen Gegensatz ist die dritte Balkankonferenz in Bukarest im Oktober 1932 zusammengebrochen. Ein wohldurchdachter Balkanpakt aus griechischer Feder wurde der Konferenz vorgelegt. Alle sechs Balkanvertretungen (Türken, Griechen, Rumänen, Jugoslaven, Albanier, Bulgaren) hießen grundsätzlich den Pakt gut. Aber die bulgarische Delegation weigerte sich, für ihn zu stimmen, wenn nicht zuvor gewisse Verhandlungen in Sachen der nationalen Minderheiten erledigt seien, und verließ vor der Abstimmung den Saal.

Die in diesem Fall sehr verwickelte Schuldfrage soll hier nicht erörtert werden. Sicher hatten die Bulgaren recht mit der Behauptung, daß die Jugoslaven in der Minderheitsfrage der Verschleppungstaktik huldigten. Trotzdem war die intransigente Haltung der Bulgaren taktisch unklug. Durch ihre Sezession isolierten sie sich völlig, brachten sich in Gegensatz zu sämtlichen andern fünf Staaten. Durch dies ihr Verhalten ist der Balkanfriede heute mehr bedroht, als es noch 1931 auf der zweiten Balkankonferenz in Istanbul und Ankara schien.

Solange sich die Balkanstaaten nicht durch einen Pakt untereinander gegen gegenseitige Friedensstörung zu sichern verstehen, werden sie immer der Spielball imperialistischer Großmächte bleiben.

Mussolinis expansive Gedanken schweifen nach dem Balkan. Als unbequemsten Gegenspieler empfindet er Jugoslavien, gegen das seine Presse grade jetzt eine Hetzkampagne ohnegleichen eröffnet hat. Er versucht es einzukreisen. Von

Westen her rechnet er auf das arme Albanien, das nur mit Mühe sich der Entwicklung zur italienischen Kolonie widersetzt. Von Norden kooperiert er mit der ihm gesinnungsverwandten Regierung der magyarischen Magnaten, der er durch riesige Waffenschiebungen unter die Arme zu greifen versteht. Von Osten her möchte er das mazedonisch infizierte Bulgarien ganz in das Kielwasser seiner Politik zwingen — ein Zweck, dem seinerzeit auch die eheliche Verbindung einer italienischen Prinzessin mit dem bulgarischen König diente. Und im Süden — da besorgt der ewige Unruheherd Mazedonien seine ehrgeizigen Geschäfte.

Wer übrigens liefert den armen Teufeln von Mazedoniern die Waffen, wer sorgt bei ihnen für den nervus rerum? Niemand kann hundertprozentige Beweise erbringen. Aber wer sich des führenden Grundsatzes des römischen Strafprozesses erinnert, wird auch hier fragen: Cui bono? Nur Mussolini kann davon profitieren, wenn die dauernde mazedonische Unruhe Erbfeindschaft zwischen Bulgarien und Jugoslavien stabiliert.

Vom Balkan nahm der Weltkrieg seinen Ausgang. Heute wieder ist der Balkan Spielzeug fremder Mächte, die nichts für den Balkan tun, aber möglichst viel von ihm haben wollen. Die Balkanvölker sind Schachfiguren oder sollen wenigstens als solche benutzt werden.

Der Balkan den Balkaniern! Die große Freiheits- und Friedensparole kann nur dann verwirklicht werden, wenn die Balkanstaaten sämtlich dem großen Beispiel folgen, das ihnen Kemal und Venizelos gegeben haben, als sie die türkisch-griechische Erbfeindschaft in ehrliche Freundschaft umwandelten. Die Voraussetzung der Befreiung des Balkans ist das Zustandekommen des Balkanpaktes. Jedes scheinbare nationale Opfer, das Bulgaren und Jugoslaven diesem großen Ziele bringen, wird sich für sie als nationaler Gewinn erweisen. Dies Opfer allein gibt ihnen die Freiheit von fremden Einflüssen und den Frieden, den sie in ihrer Wirtschaftsnot so bitter nötig haben.

Ein tragisches Gastspiel von Rudolf Adrian Dietrich

Leo Trotzki, aus Rußland verbannt, in Europa nicht eingelassen, hat eine Tochter durch Selbstmord verloren. Aus der geistigen Qual eines Mannes wird die Tragödie einer Familie. Welcher europäische Staat gibt dem Exilierten endlich ein menschenwürdiges Asyl? Soll sich die Schande von Sankt Helena wiederholen? Hier schreibt ein Zeuge von Trotzkis kopenhagener Vortrag, dessen politischen Wertungen wir uns nicht in allem anschließen.

Der Mann, dem nun schon über drei Jahre sämtliche Länder der Welt das Einreisevisum verweigern, dem sein Heimatstaat den Paß wegnahm, bringt es allein auf Grund der Tatsache, daß er in Kopenhagen einen einmaligen „rein historischen Vortrag" über die Oktoberrevolution halten darf, allein durch sein Erscheinen in Westeuropa fertig, daß Weißgardisten genau wie die Kommunistische Partei, christliche Reaktionäre genau wie Mitglieder der Gottlosenbewegung sich im Protest hiergegen völlig einig sind. Im Polizeipräsidium in Paris hagelt

es Drohbriefe, falls man etwa den Gedanken haben sollte, dem „unheimlichen Reisenden" auch nur für eine Nacht in der Hauptstadt Frankreichs Asyl zu gewähren. Deutsche Zeitungen schreiben voll Entrüstung, man müsse Dänemark für die sich aus diesem „Schritt" eventuell ergebenden Folgen zur Verantwortung ziehen. Und in Dänemark selbst wird ein Polizeiaufgebot auf die Beine gebracht, wie es in diesem friedlichen Lande seit erdenklichen Zeiten nicht gesehen ward.

Da bei der Kontroverse Stalin—Trotzki Stalin vorläufig Sieger geblieben ist, wird Trotzkis Auftauchen in einem Staate Westeuropas indirekt eine Art politischer Konfliktsgefahr mit der UdSSR. (So konnte Schweden sich bei der Ablehnung eines kurzen Aufenthaltsgesuchs auf den Einspruch der Gesandten Alexandra Kollontai berufen.) Trotzkis Prinzip der nie rastenden „Weltrevolution", der „permanenten Revolution", die stets das mit Rußland begonnene Werk dort fortsetzt, wo sich das jeweils „schwächste Glied in der Kette der kapitalistischen Staaten" befindet, wirkt beunruhigend, zersetzend. Wäre Trotzki eine andre Natur, wäre er infolge seiner Niederlage in jenem Machtkampf mit Stalin in eine Art passive Resignation versunken, hätte er sich selbst für politisch tot erklärt, niemand würde ihn fürchten oder bekämpfen. Jeder aber, der durch Trotzkis in Kopenhagen in deutscher Sprache gehaltene Rede eine Kostprobe davon bekommen hat, wie dieser rastlos aktive Mann durch das gesprochene Wort mehr noch als durch das geschriebene zu wirken, zu packen vermag — auch im Rahmen eines von außen besehen „rein historischen" Vortrags, sogar in einem Arrangement, das keineswegs den ihm entsprechenden Resonanzboden zu geben vermochte —, der kann sich eine ungefähre Vorstellung davon machen, welche Auswirkungen eine offen politische Rede dieses Mannes haben muß, wenn der ihm entsprechende Resonanzboden geschaffen würde. Man spürte schon ohne all dies die von so vielen Seiten gefürchtete „Gefährlichkeit" Trotzkis. Dabei waren die Begleiterscheinungen, die behördlich oktroyierten „Bedingungen" bei diesem kopenhagener Vortrag derart, daß sie bis zu einem gewissen Grade sein Bild und seine Wirkung grade unter Proletariern beeinträchtigen konnten. Trotzkis ganze Art zu sprechen, jeder seiner klargeformten Sätze, ist eigentlich an die Masse, an die Massen gerichtet; so wie jeder seiner Gedanken die Kurve einer historischen Bewegung, das heißt einer Massenbewegung aufzeigt. In Kopenhagen wurde diese direkte Rede an die Massen aber nicht nur durch die Begrenzung, durch den Rahmen eines „rein historischen" Vortrags und durch das ganze Arrangement beeinträchtigt sondern auch noch durch eine geflissentliche Mystifizierung seines Aufenthaltszweckes und eine Ausbeutung seines Auftretens zur Sensation im unangenehmsten Sinne. Daß Trotzki, während eine tausendköpfige Menge ihn auf dem kopenhagener Hauptbahnhof erwartete, an einer Station unterwegs den Zug mit dem Auto vertauschend, sich, wie ein enttäuschter kopenhagener Journalist schrieb, „heimlich in die Hauptstadt einschmuggelte", daß seine Wohnung streng geheim gehalten wurde und daß jeder, der eine Karte zu dem Vortrag Trotzkis in Idraetshuset haben

wollte, sich durch die Mitgliedskarte der einladenden Studentenvereinigung oder sonst genauestens auszuweisen hatte, während sein Name in eine Liste eingetragen wurde: — das alles war wohl unter den gegebenen Bedingungen nötig oder begründet. Nicht nötig hingegen, wenn auch symptomatisch, waren die Mystifizierungen, deren Verworrenheit höchstens durch ihre Naivität überboten wurde und die von denselben Kreisen lanciert wurden wie die „Offenen Briefe" in ‚Berlingske Tidende' und im ‚Christlichen Tageblatt'. So erstand der Nährboden des Sensationsbetriebs, der um das Ganze gemacht wurde. Daß Fox-Film 5000 Dollar zahlte, um einen kurzen Ausschnitt aus dem Ereignis für seine „tönende Wochenschau" aufzunehmen, daß nach dem Verbot, die Rede auf den dänischen Rundfunk zu übertragen, Columbia Broadcastings das Übertragungsrecht für Amerika erwarben, daran hatten diese Firmen schließlich ebensoviel Interesse wie Trotzki an dem „Reisekostenzuschuß". Und so hatten „Fama" und „Sensation" es tatsächlich mit sich gebracht, daß kurz vor Beginn des Vortrags die seit Tagen verbreiteten Gerüchte von der Möglichkeit eines Attentats, von Tränengas und Stinkbomben die Spannung bis zur Explosionsgefahr gesteigert hatten.

Und als dann trotz des zweifachen kontrollierenden Polizeikordons rings um Idraetshuset der Abend ohne Attentat auf Trotzki, ohne Stinkbomben, ja ohne irgendeine kleinste Saalschlacht verlief, war ein Teil der Zuhörer beinahe ebenso enttäuscht wie die einladende sozialdemokratische Vereinigung es darüber sein mußte, daß ihr Redner absolut keine Fehler der bolschewistischen Partei oder ihrer Führer, Fehler etwa seitens Stalin „enthüllte", daß er nicht die Sowjetunion preisgab sondern sich vorbehaltlos für die Sowjetunion einsetzte. Und nicht einmal packende äußere Bilder der Oktoberrevolution gibt dieser Leo Dawidowitsch Trotzki, wie es der Menschewik Abramowitsch vor einem Jahr an dieser Stelle getan hatte. Trotzki schilderte lediglich die Voraussetzungen und innern Zusammenhänge der Oktoberrevolution, sprach vergleichsweise auch einmal von der französischen Revolution, zog Parallelen zwischen gewissen ähnlichen Voraussetzungen damals und 1917 und erzählte so nebenbei auch etwas von den Voraussetzungen und der Berechenbarkeit aller Revolutionen. Nein, er sagt kein Wort gegen Stalin. Er verteidigt lediglich seinen Standpunkt von 1905, den er freilich auch noch bis heute beibehalten hat. Er sagt es sogar mit einem witzigen Bonmot, daß er noch immer an diesem alten Standpunkt hänge: „Man wird zwar älter, aber man verbessert sich nicht!" Daß Josef Stalin seinen, Leo Dawidowitsch Trotzkis, Standpunkt von 1905 nicht teilt, dafür kann schließlich Trotzki nichts; aber daß dieser Standpunkt von 1905 in der Praxis von 1917 seine Richtigkeit bewies, ist eine Tatsache und nimmt andern, noch nicht praktisch erwiesenen Auffassungen ziemlich viel Boden. Zwischendurch gruppieren sich in Nebensätzen Thesen und Gegenstände, Begriffe wie der der „permanenten Revolution" werden erläutert und ganz allmählich entwickelt sich auf dem Hintergrund des „rein historischen Vortrags" über die Oktoberrevolution von 1917 eine Theorie, eben seine, Trotzkis Theorie

des rechten Weges zur sozialistischen Weltepoche. Ein dänischer Referent schrieb später über diesen Vortrag: „In anderthalb Stunden vom Professor zum Agitator." Das ist nicht ganz richtig. Denn einmal: der Rahmen des „historischen" Vortrags wurde gewahrt. Zum andern: der Historiker, der an diesem Abend das Wort hatte, war nicht erst später sondern vom ersten Satz an ein Politiker. Allerdings einer mit überaus viel Fingerspitzengefühl für den Rahmen seines Themas. In diesem Rahmen aber spürte man allerhand von dem, was unter andern Bedingungen, was nämlich bei einem offen politischen Vortrag vor breiten Massen dieser Mann zu entfesseln vermöchte, die elementare „Gefährlichkeit" seiner Natur. (Unter den seltsamen Umständen dieses Vortrags kam es allerdings nicht nur auf die Worte des Redners sondern auch auf die Ohren der Hörer an.)

Während der letzten Partien seines Vortrags schlugen Trotzkis Hände von oben nach unten durch die Luft. Bis sie gegen Schluß, zu Fäusten geballt, das Rednerpult trafen, wieder ... wieder ... ein schlagendes Finale, dem nichts besser antworten konnte als die nach Schluß der Rede aus zweitausend Kehlen in vielerlei Sprachen, aber auf die eine Melodie gesungene Internationale, der Gesang der Weltrevolution, das Lied der Massen, die den Führer wollen und nicht eine Sensation.

Die größte Firma von * * *

Man stürzt aus dem fünften Stock mit an Wahrscheinlichkeit grenzender Sicherheit tödlicher als aus dem ersten. Die Gründe, die zum Sturz führten, werden meist erst gesucht, wenn die Leiche am Boden liegt. Hier aber? Die NSDAP lebt noch — und ist doch schon tot — mindestens angetötet ...

Adolphus Imperator Rex, Herr der Heerscharen — sein Nekrolog sei hier erspart: Adolphus ist der Mann der verpaßten Gelegenheiten: das Jahr 32 hat sie ihm massenhaft geboten. Er schlug nicht ein. Er schlug aus.

Adolphus, der Schöpfer des Kollektivmutes war nicht immer, wer er heute ist: er war, wie er selbst sagt, der unbekannte Gefreite des Weltkrieges, er habe dienen gelernt, daher könne er auch herrschen.

Wo Schminke sitzt, soll und muß sie herunter: Kadavergehorsam ist keine straffe Organisation. Befehle sind, vielmehr waren, in der Partei sakral. Ihre Nichtbefolgung zog unwiderruflich Ausschluß nach sich, und Ausschluß heißt übersetzt: weg von der Futterkrippe, weg aus der SA-Küche, weg aus der Frauenschaft oder aber weg vom Pöstchen. Und Pöstchen gabs in Mengen. Man geht nicht fehl, wenn man annimmt, daß 95 Prozent der Anhänger nach 1930 (Septemberwahl: 110 Abgeordnete im Reichstag) Morgenluft witterten, Pöstchen suchten und bekamen.

Was vorher war, waren Revolutionäre, waren Kämpfer, die den steilen Aufstieg mit ihrer Arbeit erst ermöglicht hatten.

Es waren die Kämpfer des Jahres 1923, die schon damals ihre erste Enttäuschung hinunterwürgten — damals, als man

von München nach Nürnberg funkte: Putsch hat versagt. Es stehen die Gespenster auf: Kahr, Lossow, Seißer.

Und dann kam die Festungs-Tid... der erste Verfall und die zweite Sammlung, die Anfänge zur Organisation. Sturm-Abteilung Hitler (Hakenkreuz am Stahlhelm!) wurde SA und die Leibgarde SS. Nicht zu vergessen: die ersten Rollkommandos. Koburg lag früher. In Memoriam: die erste Saalschlacht. Treppenwitz der Weltgeschichte: Schwedenhochzeit 1932 ebendort!

Weit später steht die SA im Vordergrund, organisiert und aufgebaut nach dem Schema des Vorkriegsheeres. Nicht im Tohuwabohu der Uniform — jener Mischung aus den Uniformen Englands, Italiens und Oesterreichs mit einem Schuß ins Deutsche — wohl aber in der Gruppierung: Kopie, wie alles an Hitler.

SA trägt die Regimentsnummern der alten Regimenter und ihrer Standorte, trägt den Spiegel am Kragen: in Berlin schwarz, in Brandenburg weiß und in Sachsen grün. Vorarbeit fürs Dritte Reich: man teilt den Sturm dem jeweiligen Regiment zu. Basta. Oft treffen die alten Regimentsnummern auf die Reichswehr zu, dort ist es dann noch einfacher.

Und in der SA beginnt das Verbrechen am Einzelnen: ja, das Verbrechen am deutschen Volk, denn wieder schwebt Hitler ein Größerer vor, als er jemals sein kann: Napoleon! Jeder SA-Mann trägt zwar nicht den Marschallstab im Tornister, wohl aber die Aussicht, Gruf — Gruppenführer, Truf — Truppführer, Scharf — Scharführer und vieles mehr zu werden. Das verträgt der einfache Mann nicht, das macht ihn größenwahnsinnig: der Stallknecht Kabutzke darf plötzlich zehn Mann befehligen? Ist er nicht schon fast Hitler selbst?

Gigantische Auswertung menschlicher Dummheit — fast achtunggebietend; fast: wenn wir nicht anno 14 mit dem gleichen oder ähnlichen Geist ins größte Schlachthaus gerutscht wären.

Organisationseinzelheiten können erspart werden: aus Schar wird Trupp, aus Trupp wird Sturm und so fort. Und der Sturm hat eine Fahne, und Fahnen müssen geweiht werden, auf Fahnen muß man vereidigt werden. Und mit Fahnen stirbt man. Jawohl.

Vergessen wäre beinahe die SS mit der gleichen Organisation und dem noch größern Kadavergehorsam, noch größerm Führerwahnsinn. Und mit den ewigen Reibereien zwischen ihr und der SA. Die sind da, und wenn sie tausendmal geleugnet werden, sie sind, wo sich SA mit SS trifft, und sie sind massiv. Das Massive an ihnen ist sichtbar in Wunden, in Krüppeln und in Verfolgten. Womit, sogar in sehr klarer Form, der Femegedanke fröhliche Urständ feiert. Die Provinz neigt noch mehr zu Reibereien als Berlin. Mag sein, daß das am engen Zusammenleben liegt, mag sein, weil Einer des Andern sterblichste Stelle kennt, und grade dort feiern sie Orgien. Gehetzte Kreaturen, gehetzt und verhetzt von einem Gedanken, einer Idee, die keine greifbare Form aufzuweisen hat, die überall, wo man sie fassen will, sich ins Nichts auflöst.

Ein Irrglaube die Zusammenarbeit. Wenn SS Marsch angesetzt hat, bleibt SA im Bau — und umgekehrt. Nicht daran zu denken, daß ein SS-Führer sich einem SA-Führer unterordnen würde oder umgekehrt. Sie sind Feinde, sie müssens ja sein, denn sie sind Deutsche, sie sind geschwollen vor Wichtigkeit, sie nehmen sich selbst zu wichtig. Und daran scheitert der Grundgedanke: die Verbrüderung, das Auslöschen des Standesdünkels. In Praxi verstößt der Führer selbst täglich dagegen.

Das Tragische für Deutschland und das deutsche Volk liegt in der Tatsache, daß es Hitler gelungen ist, die Dummheit restlos zu mobilisieren. Ein Gekreuzigter ist noch lange kein Erlöser, auch wenn er Hitler heißt. Das ist langsam bekannt geworden. Sogar in den Dörfern. Sogar am Meer, im Schwarzwald und bei den oberschlesischen Kumpels. Der letzte Wahlkampf hat diesen Beweis eklatant erbracht.

Man kann dem Volk nicht dreizehn Jahre das Paradies versprechen. Man kann auf die Dauer keine Wechsel geben, die immer wieder zu Protest gehen, der letzte platzt mit Getöse. Wahrscheinlich wäre auch dieser nicht so offensichtlich geplatzt, wenn nicht vor dem 6. November 32 schon offene Rebellion geherrscht hätte. Rebellion insofern, als die wichtigsten Posten der NSDAP draußen auf dem flachen Land mit unfähigen Leuten besetzt waren — und noch heute besetzt sind. Man hat sie geschont, und jetzt kommt die Säuberung. Sabotage der Versammlungen, ungenügende Vorarbeit waren an der Tagesordnung. Daran hat auch der an sich gute Apparat nichts geändert, ein Apparat, der bis ins Kleinste geht; denn es gibt: den Blockwart, den Stützpunktleiter, den Ortsgruppenleiter und den Kreisleiter. Die Figuren, die man hier zwischenschaltet, haben lediglich Kontrollfunktion. Sie werden, wie alles, geleitet durch die Dienstordnung, die dem frühern Militärreglement an Umfang und Unsinn kaum nachsteht und sogar so weit ins Einzelne geht, daß darin die jeweiligen Anreden der Führer, Unterführer und deren Trabanten enthalten sind.

Nach dieser Dienstordnung, die jedem Pg, der auf irgendeinem Posten steht, gegen Zahlung eines nicht unerheblichen Betrages ausgehändigt werden muß, wird der Oberste SA-Führer Adolf Hitler mit „Mein Führer" angeredet. Ist es auch Unsinn, so hat es doch System!

Mein Führer — mon prince — welche Duplizität, welcher Unsinn, welche Vergötterung, die bedenkenlos gefordert, aber auch ebenso bedenkenlos gewährt wird. Zwölf Millionen hatten am 6. November das Denken verlernt, und unter ihnen waren etwa 80 000, die von der Gnade des Göttlichen, von seinem Sold, lebten. „Wir geben schon innerhalb der Partei etwa 80 000 Menschen Arbeit und Brot," sagte der Doktor, sagte Goebbels, in einer der letzten Sportpalastversammlungen. Er hat nur vergessen zu sagen: „Wir sind die größte Firma in Deutschland!"

Und die größte Firma Deutschlands hat Anspruch auf den größten Bankerott des Jahrhunderts, sie wird sich dieses Anspruches würdig zeigen. Ob zwölf Millionen ausreichen, ist

eine Frage der Bilanz. Fest steht: Adolphus, der Prophet, der Erlöser, hat sich keinesfalls gescheut, den letzten Groschen vom letzten Arbeitslosen zu nehmen, hat sich nicht gescheut, ihn, wenn er zur SA wollte, mit den Uniformpreisen der Zeugmeistereien übers Ohr zu hauen, hat sich nicht gescheut, die irrsinnigen Kosten der durch ihn verschuldeten Wahlkämpfe auf die Schultern der Schwächsten der Schwachen umzulegen. Er hat einen Opferwillen und einen Opfermut geerntet, mit dem heute nicht nur die Krise sondern wahrscheinlich das ganze Arbeitslosenelend behoben wäre. Und das ist seine historische Schuld und sein historisches Verbrechen — nicht, daß er es gewagt hat, an die Sterne zu greifen, sondern: daß ihm allein die Schuld zu geben ist, daß vieles Gute durch seine Sabotage im Keim erstickt wurde, daß Vieles nicht vorwärts kam, weil es nicht vorwärtskommen durfte, denn es paßte nicht ins Programm. Hitler lebte nicht von der Besserung, er lebte nur vom und durch das Massenelend.

„Ich lebe nicht von der Partei", eines der geflügelten Worte des Osaf. Was wäre er ohne Franz Eher, was wäre er ohne die Partei?

Vorläufig lebt die NSDAP noch — auch wenn sie leicht angetötet ist — sie lebt und reißt das Maul auf, das größte, das sie hat, schon wieder steigen die „Massen-Versammlungen", schon wieder steht Goebbels, der ewige Ministeranwärter, in vorderster Front im kindlichen Glauben, die Klappe machts. Und eben dieser Goebbels vergißt, daß man draußen nichts von ihm wissen will, daß sein Größenwahn draußen zur Ablehnung geführt hat und führen mußte. Er fordert garantierte Besuchsziffern für seine Versammlungen und garantierte Honorare...

Und weiter geht der Kampf — wahrscheinlich mit dezimierter Kämpferzahl, ohne das sagenhafte „Treibholz", ohne das Hitler wäre, was Herr Meyer oder Herr Schulze ist. Und weiter gehen die Eifersüchteleien der Ortsgruppenleiter dem Stützpunktleiter gegenüber, und der drangsaliert den Blockwart. Und der seinerseits die Pgs, deren Beitragsätze ins Unerträgliche gesteigert sind.

Klinisch gesehen, wäre das der Beginn unheilbarer Paralyse, politisch gesehen ist es die Fortsetzung eines einmal beschrittenen Weges im Glauben an die Dummheit der Menschen. Das eben begonnene Jahr 1933 wird zeigen müssen, was es zu bringen vermag: es wird die ewig Unheilbaren nicht heilen, es wird aber die Infizierten zu retten haben. Prognosen? Ja: Bankerott der größten Firma Deutschlands.

*

Dem Doktor Goebbels zufolge gibt die NSDAP etwa 80 000 Menschen Arbeit und Brot. Nüchterner gesagt: sie hat 80 000 besoldete Parteiangestellte. Demgegenüber ist zu vermerken, daß die SPD, wie uns von zuständiger Stelle mitgeteilt wird, 1410 Personen besoldet, nämlich 890 in ihren Zeitungen und 520 im reinen Parteidienst. Diese Zahlen umfassen die Gesamtheit der Parteiangestellten einschließlich der Stenotypistinnen und der Laufjungen. Bei der KPD dürfte es noch weniger besoldete Stellen geben. Das sind die Parteien, für deren Funktionäre angeblich die Arbeitergroschen draufgehen.

Dreimal elektrischer Stuhl von Kurt Großmann

Ossining N. Y. 354, Hunter Street, Nr. 81 784. Seit über drei Jahren wohnt hier der deutsche Staatsangehörige Fred W. Edel, im Zuchthaus.

Am 29. Dezember 1927 wird die Schauspielerin Emely Harrington im Badezimmer ihrer Wohnung ermordet aufgefunden. Emely Harrington war mit Fred W. Edel befreundet, der dadurch belastet ist, daß ein Scheckbuch der Ermordeten und Kleidungsstücke bei ihm gefunden werden. Seinen Beteuerungen, die Schauspielerin habe ihm die Sachen zur Aufbewahrung gegeben, glaubt man nicht.– Am 29. Dezember wird die Tat entdeckt. Die Sachverständigen erklären, sie müsse sechs Tage vorher, also am 23. Dezember, verübt worden sein. Zeugen behaupten, Frau Harrington noch am 25. Dezember gesehen zu haben. Eine andre Zeugin, Mitbewohnerin, will am 23. Dezember gegen 10.30 Uhr vormittags einen Schrei aus der Wohnung der Frau Harrington gehört haben. Das Gericht und die Sachverständigen versteifen sich darauf, die Mordtat als um diese Zeit geschehen zu betrachten. Warum?

Fred W. Edel hat an diesem Tage um 12.30 Uhr mittags sein Hotel verlassen und ist nach Springfield gefahren. Wenn Edel der Täter gewesen ist, so muß die Tat vor 12.30 Uhr vollbracht worden sein. Denn vom 23. Dezember 1927 bis Ende des Jahres kann der Beschuldigte sein Alibi nachweisen. Andre Mitbewohner haben den Schrei nicht gehört, ja eine behauptet, Frau Harrington noch am 23. Dezember abends im Korridor oder in der Wandelhalle des Hauses gesehen zu haben. Noch ein andres Moment macht diesen Fall so mysteriös. Ein gewisser William Hoffmann aus Detroit hat von Frau Harrington eine Weihnachtskarte erhalten. Der Poststempel war undeutlich. Es kann der 23., aber auch der 26. gewesen sein. Auf jeden Fall hat Hoffmann die Zeit noch fest im Gedächtnis, und die war 1.30 Uhr mittags. Es ist demnach unwahrscheinlich, daß der Mord um 10.30 Uhr passiert ist

Alle diese Feststellungen sind von amerikanischen Journalisten getroffen worden. Auch die Geschworenen scheuten nicht die lange Reise, um dem Gouverneur Roosevelt, dem jetzigen Präsidenten der Vereinigten Staaten, die neuen Ermittlungen vorzulegen.

Inzwischen ist die Justizmaschine weiter gelaufen. Am 23. Dezember 1929 sollte die Hinrichtung auf dem elektrischen Stuhl in Sing-Sing stattfinden. Edel wird für den letzten Gang vorbereitet. Der Kopf ist ihm kahl geschnitten, die Hosen zur Anbringung der Elektroden aufgetrennt. Fünfzig Minuten vor der Hinrichtung wird Edel vom Gouverneur des Staates New York ein dreiwöchiger Aufschub bewilligt. Nach diesen drei Wochen erreicht Edel einen neuen Aufschub vierzig Minuten vor der Hinrichtung. Die Öffentlichkeit hat sich des Falles angenommen. Auch aus Deutschland wird Roosevelt dringend beschworen, Edel zumindest zu begnadigen. Aber der Gouverneur hat Zeit. Endlich Ende März 1930, als Edel bereits zum dritten Mal zum Gang auf den elektrischen Stuhl vorbereitet wird, trifft bei der Gefängnisdirektion die Nachricht ein, daß der Gouverneur ihn zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt habe. In seinem Communiqué heißt es: „Die Tatsachen in diesem Falle haben eine höchst verwirrte Situation geschaffen, seit dem Tage, wo ich den ersten Aufschub bewilligte. Ich habe sorgfältig und ganz ausführlich alle Berichte geprüft, die mir durch private Nachforschung in der Aufspürung der Tatsachen seit der ersten Fristverlängerung gemacht wurden. Ich habe sowohl die eidlichen Aussagen und Aufzeichnungen geprüft ... als auch die von dem Richter Nolt vertretene Meinung, der diesen Antrag ablehnte. Obgleich wahr ist, daß die

von dem Beklagten vorgebrachten Tatsachen sich auf Hörensagen beschränkten und infolgedessen nicht dazu angetan waren, eine neue Untersuchung zu rechtfertigen, ließen sie doch in mir einen Zweifel entstehen, der zu einer Umwandlung des Urteilsspruches in lebenslängliches Zuchthaus ausreichend war. Mehrere der Geschworenen, die den Beklagten für überführt halten, erschienen persönlich vor mir und bestätigten mir, daß, falls man ihnen einen neuen Beweis, der seit der Überführung aufgetaucht wäre, geben könnte, dieser einen berechtigten Zweifel in ihrer Meinung hervorgerufen hätte. Alle diese Umstände, die diesen Fall betreffen, haben mich nicht davon überzeugen können, daß die Überführung so zweifelsfrei ist, um diesen Mann zum Tode zu verurteilen. Die bisherigen Nachforschungen werden, wie ich höre, fortgesetzt. In dem Falle, daß ein unbestreitbarer Beweis später dieses Mannes Unschuld zutage treten läßt, würde natürlich diese Umwandlung gegenstandslos werden. Im Falle, daß sich seine Unschuld nicht klar erweist, wird der Angeklagte den Rest seines Lebens im Gefängnis verbringen."

So wurde Edel vom Tode auf dem elektrischen Stuhl befreit und nach der Hunter Street gebracht, wo er sich noch heute befindet, immer seine Unschuld beteuernd. Keiner wird bestreiten, daß die Indizien gegen ihn außerordentlich schwach sind.

Gobineau von Siegmund Feldmann

Das Leben wird immer schwieriger. Früher genügte es, arisch zu sein, jetzt muß man obendrein „nordisch bestimmt" sein, um nicht der deutschen Acht zu verfallen. Das hat vor einiger Zeit Herr Hitler in seinem Heiratsukas seinen Mannen von neuem eingeschärft. Das mußte kommen. Seitdem 1914 die Indogermanen sich so unsterblich blamierten und, auf Kosten Deutschlands, übereinander herfielen, konnte man mit ihrer angeblichen Wesens- und Seelengemeinschaft nicht mehr krebsen gehen. Eine partikularistische Absonderung wurde unvermeidlich. Zu diesem Zwecke erfanden die Gelehrten des Dritten Reichs die „Aufnordung" der Menschheit.

Aber sie dürfen sich auf diese Erfindung durchaus nichts einbilden. Den Norden als Quellgebiet alles Heils, als Heimat der Herrenrasse, der allein auf Erden das Recht auf Gesetz und Gewalt zusteht, hat schon bald achtzig Jahre vor seinen heutigen Ausschreibern, 1855, der französische Graf Arthur de Gobineau in seinem vierbändigen „Essay sur l'Inégalité des Races humaines" gepredigt und gepriesen, worin er mit einem riesigen Aufwand von Daten und Noten über die willkürlichsten Verknüpfungen zu den abenteuerlichsten Schlüssen stolpert. Juda bleibt darin unverreckt. Er tilgt jedoch diesen unleugbar großen Schönheitsfehler dadurch, daß er, der erste, aus der Ungleichheit der Menschenrassen auch deren naturgesetzte Unveränderlichkeit herleitet, mit der die völkische Lehre steht und fällt.

Er hat damit die antisemitische Bewegung entscheidend gefördert. Indem er von jedem überlieferten Evangelium völlig absah und ihr an Stelle von theologischen mit anthropologischen, ethnologischen, psychologischen und sonstigen kostbaren Beweisen beisprang, machte er das seinige auch den so-

genannten Intellektuellen schmackhaft, die sich früher heftig geniert hätten, in das plebejische Hepp! Hepp! aus der Unterwelt des Geistes einzustimmen. Heute ist es der Geist der Oberwelt, der aus der „voraussetzungslosen" Wissenschaft seine sehr primitive, aber, wie der Erfolg zeigt, auch für die „Gebildeten" handliche Ideologie schöpft. Dieser Ideologie die Stichworte gegeben zu haben, reiht in Ermangelung andrer Taten Gobineau in die Weltgeschichte ein. Und er hat es doch so ganz anders gemeint!

Wie er es gemeint hat, darüber belehrt uns eine neue Biographie dieses merkwürdigen Mannes: „Gobineau" par J. N. Faure-Biguet, die bei Plon in Paris erschienen ist. Der Verfasser hat sie aus bisher unbenutzten Familienbriefen und andern privaten Aufzeichnungen, zum allergrößten Teil aber aus vielen langen und vertraulichen Mitteilungen seiner Egeria, Madame Serpeille, der Tochter Gobineaus, geformt und dabei dessen Lebensbild, ohne kritische Stellung zu seinem Stoffe, mit ihren Augen angesehen. Grade dieser vom Autor selber zugestandene Mangel des übrigens literarisch vortrefflich gehaltenen Buches macht für uns seinen größten Wert aus. Denn in dieser von keinem Zweifel getrübten, mit liebenden Händen eingeschalteten Beleuchtung wird Gobineau durchsichtig wie Glas. Der unbestreitbar geistreiche, äußerst anregbare und wohl auch anregende, mit vielen Gelehrsamkeiten vollgekramte Viel- und Allesschreiber war ein ausgesprochener Monomane, der alle Kenntnisse und Erkenntnisse seiner fixen Idee unterstellte, in direkter Linie der Bluts- und Rechtserbe des wikinger Heerkönigs (Jarl) Ottar zu sein. Dieser Gedanke verließ ihn keinen Augenblick; er beschäftigte ihn unablässig und schlich sich auch in das gleichgültigste Alltagsgespräch ein. „Ich als Königssohn" war eine seiner beliebtesten Wendungen. Er arbeitete sein Leben lang an seinem Stammbaum, dem er die ausgefallensten Ahnen aufpfropfte, um seine Herkunft zu beweisen. Selbst sein Werk über die Rassen sollte nach seiner Absicht nur als (vierbändige!) „Einleitung" zur „Geschichte seines Hauses" und dem gleichen Zwecke dienen. Nichts auf Erden schien ihm wichtiger als die Feststellung seiner „Legitimität".

Schon im Alter von vierzehn Jahren fühlt der in sehr engen Verhältnissen geborene Sohn eines abgebauten Gardehauptmanns der Restauration „dunkel königliches Blut in seinen Adern rauschen", und je älter er wird, desto fester vernietet sich dieser aus nichts als aus der Luft seiner heimatlichen Normandie gegriffene Wahn in seinen Gehirnwänden, zwischen denen der wüsteste feudale Spuk immer toller rumort. Auch er soll Offizier werden, fällt aber bei der Aufnahmeprüfung für St.-Cyr durch, weil er die Vorbereitungszeit, ein neuer Don Quijote, mit der Lektüre von Rittergeschichten vertan hat, und als er sich hierauf der Literatur in die Arme wirft, dichtet er einen „Amadis", eine „Manfredine" und, um des lieben Brotes willen, einen Stoß Kitschromane, die zumeist in Ahnensälen, auf Burgsöllern, in Kemenaten, auf Turnierplätzen und immer um Abstammungs- und Ebenbürtigkeitsfragen spielen. Und schon damals prägte er seinen Leitsatz:

„Ein Staat ohne Adelsherrschaft kann vor dem rapiden Verkommen nur durch Wiederherstellung einer Internationalen Chevalerie gerettet werden, die die Ansprüche der Leibeigenen (serfs) niederkämpft."

Hochmütiger und schroffer konnte man an des Königs Artus Tafelrunde auch nicht sprechen. Der junge Mann, der so sprach, saß aber an einem viel bescheideneren Platze: an einem Pult im pariser Postamt, wo er hundert Franken monatlich verdiente. Man muß schon sehr gut klettern können, um so tief unten anzufangen und seine Laufbahn als Gesandter in den französischen Staatspalästen Teherans, Rios, Athens und Stockholms (erst 1877) zu vollenden. Der Ballast seiner Überzeugungen beschwerte ihn dabei nicht im geringsten. Er besaß außer seinem Fleiß und seiner Lebenswut Geschmeidigkeit genug, um sich allen Gesinnungen anzupassen, alle Verbindungen zu nützen und ihnen nach dem Munde zu reden.

In um so hemmungsloseren Ergüssen strömt seine Seele aus, wo er sich ganz gehen lassen kann. Seine erste auswärtige Verwendung führte ihn als Legationssekretär nach Bern, wo er sich sehr unbehaglich fühlt. Er haßt die Schweiz, er kann, wie er seiner Schwester Karoline schreibt, „in der ekelhaften Atmosphäre dieses demokratischen Misthaufens, in dem liberalen Dreck" nicht atmen. Am meisten empört ihn, daß die Bürgersleute und das Landvolk in weißen, festgefügten, reinlichen, bequemen Häusern wohnen, sogar „mit einer Rasenbank vor der Tür", was, seiner Ansicht nach, dem „den römischen Sklaven entsprossenen Dritten Stand" nicht zukommt, und erst als er auf einer Erholungsreise in Piemont auf Dörfer stößt, wo „die guten Bauern barfuß, in Lumpen, verlaust und mit ihrem Elend zufrieden unter ihren verfaulenden Strohdächern demütig" hervorkriechen, erhellt sich sein Gesicht, und er beginnt wieder getröstet an die göttliche Weltordnung zu glauben.

Bei seiner Rückkehr vom Urlaub erwartet ihn eine angenehme Überraschung. Er wird, 1851, zur Vertretung des erkrankten Gesandten nach Hannover beordert. Das sind vielleicht die schönsten Monate seines Lebens. Er kommt an einen Hof! Es gibt einen König, eine Favoritin, Kammerherren, Rangordnungen, Galatafeln, und wenn er eingeladen in seiner Amtskarosse vorfährt, trägt er „einen goldgestickten Frack und die Wache tritt ins Gewehr". Und man betitelt ihn Exzellenz! Sein Wikingerherz jubelt. Majestät sind huldvoll, der Herzog (von Braunschweig) sind gnädig, der Himmel hat sich aufgetan. Brief um Brief fliegt in die Heimat, um seinen Angehörigen und Freunden diese „éxistence délicieuse" begeistert zu schildern. Am meisten aber bezaubert ihn, so schreibt er wieder der Schwester, daß „kein Adliger mit einem Bürgerlichen verkehren kann, ohne sich der Verachtung und den Angriffen seiner Standesgenossen auszusetzen", und vollends beglückt verzeichnet er, daß die „untergebene Bourgeoisie" sich von diesem Zustande „weder verletzt fühlt noch sich darüber beklagt!" Deshalb liebt er Deutschland so sehr, wo „die Ehrerbietung gegen den Adel lebendiger geblieben ist als in andern Nationen."

So also sah der Mann aus, den sich die nationalistische Jugend zum Belieferer ihrer Ideale erkor, dem sie an allen Universitäten von Straßburg bis Königsberg in den Gobineau-Vereinen Kultstätten errichtete: wilde Fakultäten der Unreife und Überhebung, Seminare jenes Rassengerassels, das uns mitten im europäischen Klima auf einer exotischen, vom Welthaß umbrandeten Insel isolierte. Diese Bekenntnisse einer schönen Seele muß man niedriger hängen. Man sollte sie an das Schwarze Brett aller Hochschulen nageln, neben die Anschläge, in denen die von eignen und ihrer Lehrer Gnaden regierende Deutsche Studentenschaft ihre arische Notdurft ver... zapft; obenan den Satz aus einem amtlichen Bericht Gobineaus vom Frankfurter Bundestag, worin er seinen Minister beschwört, „eingedenk der säkularen Aufgabe Frankreichs", die Zerstückelung (morcellement) Deutschlands zu verteidigen und sich mit allen Kräften seiner Einigung zu widersetzen. In seines Herzens Tiefe gehen seine Wünsche noch viel weiter, bis hinter den Wiener Kongreß und selbst den Frieden von Luneville zurück. Nicht nur in der Verewigung der bestehenden sondern auch in der Wiedereinsetzung der bereits „mediatisierten Teilfürsten" in ihre Rechte erblickt er die Pflicht, das Glück und die Zukunft der deutschen Erde.

Hier deutet sich der Punkt an, wo sein persönlicher sich mit seinem Rassenwahn überschneidet. Muß man erst einen Abriß der Geschichte der Normannen geben, um dessen abgründige Hohlheit aufzudecken? Die Normannen waren die Geißel ganz Europas. Diese Seenomaden fielen in alle Länder ein, in vielen, in England, Nordfrankreich, Rußland, Unteritalien etcetera bemächtigten sie sich der Herrschaft und setzten sich fest, aber selbst, wo sie sich nicht auf die Dauer zu behaupten vermochten, vermischten sie sich Generationen hindurch geschlechtlich mit den Eingeborenen, die von ihnen nicht „aufgenordet" wurden sondern, im Gegenteil, durch ihre erdrückende Überzahl den Eroberern sehr viel mehr autochthones Blut abgegeben als sie von diesen skandinavisches Blut empfangen haben. Und auf das Blut, auf nichts als auf das Blut, kommt es den Rassefanatikern doch an; auch dem Grafen Gobineau. Ihm aber nur auf das Blut der Edlen und Herren, jener „internationalen Chevalerie", die dem Volke, den „Leibeigenen", wie er sagt, nur „die Wahl zwischen der Unterwerfung und dem Tod" läßt. Auch dem deutschen Volke nicht anders. Er hat nie das geringste Verständnis für dessen Größe, Aufschwung und Kulturwert gehabt und seine nationalen Forderungen als Diplomat wie als Publizist stets mit Verachtung bekämpft.

Die alldeutsche Megalomanie verehrt ihn nichtsdestoweniger als ihren treusten Eideshelfer. Und wenn heute an den Universitäten die alljährliche Reichsgründungsfeier wiederkehrt, marschieren die Gobineau-Jünglinge, ganz wie früher bei Kaisers Geburtstag, mit ihren Fahnen und den Chargierten in vollem Wichs auf und singen ergriffen „Deutschland, Deutschland über alles".

Jawohl, über alles. Nur nicht über den numerus clausus. Bis auf weiteres. Und dafür wird schon unser Adolf sorgen.

Oh Falladah, die Du hangest! von Bert Brecht

(An einer Mauer hängt ein blutiger Pferdekopf)

Reporter:

Schauermärchen aus der Frankfurter Allee:
Gestürztes Pferd von Menschen angefallen!
In weniger als zehn Minuten nurmehr Knochen!
Ist Berlin die Arktis? Hat die Barbarei begonnen?
Oh Falladah, die Du hangest!
Wenn das Deine Mutter wüßte
das Herz zerbräch ihr im Leibe!
Wollen Sie uns den furchtbaren Vorgang näher erläutern!

Pferd:

Ich zog meine Fuhre trotz meiner Schwäche.
Ich kam bis zur Frankfurter Allee.
Dort denke ich noch: oh je!
Diese Schwäche! Wenn ich mich gehen lasse
kanns mir passieren, daß ich zusammenbreche...
Zehn Minuten später lagen nur noch meine Knochen
auf der Straße

Reporter:

Also zu schwere Fuhre? Also zu wenig Futter?
Nicht ohne Mitgefühl sieht man in solcher Notzeit
Mensch und Tier kämpfen mit unerträglichem Elend!
Oh Falladah, die Du hangest!
Ausgeplündert — bis — auf — die — Knochen!
Mitten in unsrer Riesenstadt, vormittags 11 Uhr!

Pferd:

Kaum war ich da nämlich zusammengebrochen
(der Kutscher lief zum Telephon)
da stürzten sich aus den Häusern schon
hungrige Menschen, um ein Pfund Fleisch zu erben,
rissen mit Messern mir das Fleisch von den Knochen
und ich lebte überhaupt noch und war gar nicht fertig
mit dem Sterben

Reporter:

Oh Falladah, die Du hangest!
Aber das sind ja nicht Menschen! Aber das sind ja Bestien
Kommen aus Häusern mit Messern und Töpfen
und holen sich Fleisch ein!
Dies bei lebendigem Leibe! Kalte Verbrecher!
Wollen Sie uns sofort diese Leute beschreiben?

Pferd:

Aber die kannte ich doch von früher, die Leute!
Die brachten mir Säcke gegen die Fliegen doch,
schenkten mir altes Brot und ermahnten noch
meinen Kutscher, sanft mit mir umzugehen.
Einst mir freundlich und mir so feindlich heute!
Plötzlich waren sie wie ausgewechselt! Ach was war
mit ihnen geschehen?

Da frage ich mich: was sind das für Menschen?
Haben sie kein Gemüt mehr? Schlägt da im Busen
Keinem ein Herz? Mit eiserner Stirne
tritt das hervor und vergißt die menschliche Sitte!
Zucht und Beherrschung vergißt es kalt und ergibt sich
den niedersten Trieben! Wie soll man da helfen?
10 Millionen helfen! Das ist nicht möglich!

Da fragte ich mich: was für eine Kälte
muß über die Leute gekommen sein!
Wer schlägt da so auf sie ein
daß sie jetzt so durch und durch erkaltet?
So helfet ihnen doch! und tut es in Bälde!
Sonst passiert Euch etwas, was Ihr nicht für möglich haltet!

Ist der Rundfunk ein Theater?

von Hans Georg Brenner

Der angesehene Intendant einer als fortschrittlich gerühmten Provinzbühne antwortete einmal auf die Frage, was er im Winter zu spielen gedenke: „Mit Rechts und mit Links hab ichs verdorben, infolgedessen spiele ich Klassiker." Der Rundfunk verfährt heute nach einem ähnlichen Prinzip: von Rechts, Ganzrechts und Mäßigrechts möchte er sich gern aushalten lassen, auf die gesamte Linke kann er unter dem Schutz seiner gottgewollten Auftraggeber pfeifen, und mit der verhaßten liberalen Mitte möchte er es nicht ganz verderben. Infolgedessen erklärt Herr Doktor Duske, der mit der Aufgabe betraut worden ist, alle fortschrittlichen Elemente aus dem Funkhaus in der Masurenallee aus- oder abzuweisen: „Die literarische Abteilung berücksichtigt in stärkerem Maße, als es früher war, die Klassiker."

Diese Verlegenheitslösung ist ebenso alt wie die bureaukratische Angst vor dem Normalhörer, den es nicht gibt; der kölner Intendant Ernst Hardt huldigt ihr auf seiner „klassischen Sendebühne" schon geraume Zeit ohne fühlbaren Gewinn, und die halbamtliche Zeitschrift ‚Rufer und Hörer', die so tut, als bemühe sie sich um die Entwicklung eines eignen Rundfunkstils, propagiert sie im Interesse einer „Volksbildung" verschämt als das kleinere Übel. Herr Doktor Duske kennzeichnet seine und seiner Auftraggeber Vorliebe für die Klassiker selber als Verlegenheit, wenn er fortfährt:

> Wir wissen, daß sich vieles gegen die Aufführung von Theaterstücken im Rundfunk sagen läßt. Dennoch halten wir die Kraft des Wortes unsrer großen Dichter für stark genug, um auch im Rundfunk zu wirken. Grade die Darstellung klassischer Werke wird immer wieder von neuem einen Vergleichsmaßstab bieten, wenn es sich um die Entwicklung besondrer funkischer Formen handelt. Es ist natürlich, daß von den vielen Versuchen, zu einem besondern, in seiner Eigenart durch das Mittel des Rundfunks bestimmten Hörkunstwerk zu gelangen, vieles eben nur Versuch sein kann. Es ist nicht möglich, Meisterwerke aus dem Boden zu stampfen. Aber grade das Nebeneinander von klassischer Bühnendichtung und Funkhörspiel wird vielleicht deutlicher und schneller die besondern Bedingtheiten des Hörspiels klarlegen.

Abgesehen davon, daß eine „Darstellung" klassischer Werke niemals einen Vergleichsmaßstab für die Möglichkeiten und Grenzen eines Hörspiels bieten kann, weil es eine Darstellung von Bühnenwerken vor dem Mikrophon nicht gibt, dürfte es Aufgabe der dafür bestellten Dramaturgen sein, die notwendigen Vergleiche vor sich selber anzustellen, den seltsamen, sinnverwirrenden Begriff „Sendebühne" endgültig aus allen gedruckten und ungedruckten Programmen zu streichen und ausschließlich an der „Entwicklung besondrer funkischer

Formen" zu arbeiten. Aber so ernst, wie Herr Doktor Duske es darstellt, dürfte nicht einmal dieses Einerseits-andrerseits-Programm gemeint sein. Die laute Liebe zu den Klassikern und das verdächtig aufdringliche Vertrauen zu der Kraft des Wortes grade dieser verstorbenen und zeitlich entrückten Dichter dürften tatsächlich nur ein willkommener Vorwand sein, die Stimmen lebendiger Dichter zu ignorieren und das Hörspiel, das heißt ein aus den gesellschaftlichen Spannungen unsrer Epoche entstehendes Kunstwerk, zur Förderung der Untertanen-Lethargie zu unterdrücken — zumal die Praxis bisher gezeigt hat, daß man nur die hinlänglich bekannten, „für den Schulgebrauch geeigneten" Dramen der Klassiker vor dem Mikrophon auszuprobieren gedenkt und grade die Ideen-Dramen, die auf theatralisch-optische Effekte verzichten und ausschließlich der Kraft des dichterischen Worts und der Idee vertrauen, auch weiterhin vernachlässigen wird. Soweit sich die Dramatiker, von Shakespeare bis Hebbel, auf den Boden der Bühne gestellt haben, kann sich die Kraft ihrer Sprache auch nur auf der Bühne, in der gleichzeitigen sichtbaren Projektion in den lichtbelebten Raum entfalten. Ihre Sprache wird rudimentär, sobald ihr die optische Dreidimensionalität der Bühne genommen wird. Was auf der modernen Bühne noch als verdichtetes Leben erscheinen kann, dringt aus dem Lautsprecher größtenteils als kompromittierendes und unverständliches Echo exaltierter Deklamationen. Und kein Rundfunkbeamter denkt daran, aus diesen mißglückten Sendungen die unerläßlichen Konsequenzen für das Hörspiel zu ziehen, obwohl er wahrscheinlich ganz genau weiß, daß sich die Kraft des dichterischen Worts nirgendwo besser beweisen kann als im Rundfunk.

Das natürliche Mittel des Hörspiels ist nicht die Lärmkulisse als dynamischer Lückenbüßer sondern das Wort, die dichterische Abstraktion, die dialektisch geordnete Sprache als Abbild des menschlichen Seins. Wenn Beispiele dafür aus der dramatischen Weltliteratur anzuführen sind, sollten sie unter den kultischen Dramen der Antike gesucht werden, die andern, dem Hörspiel naheliegenden Gesetzen gehorchen, und im Ideendrama von Lessing über Goethe bis Georg Kaiser und Wedekind. Lehrreiche Beispiele, auch für das eigentliche Hörspiel lehrreich, könnten unter den „Versuchen" Brechts gefunden werden, wenn es den Rundfunkbeamten wirklich um die „Kraft des Wortes unsrer großen Dichter" zu tun wäre. Und tatsächlich fehlt es nicht an originellen funkischen Versuchen, die die theatralischen Reminiszenzen vor dem Mikrophon bereits überwunden haben — von O. A. Palitzschs „Etagenhaus" bis zu Glaeser-Weyrauchs „Anabasis", von Friedrich Wolfs „SOS! Rao Rao Foyn..." bis zu Erich Kästners lyrischer Suite „Leben in dieser Zeit", von F. W. Bischoffs Hörfolgen „Hallo, hier Welle Erdball!" und „Song" (der Verfasser dieser bahnbrechenden Hörfolgen scheint mit dem gegenwärtigen breslauer Intendanten gleichen Namens nicht mehr identisch) bis zu Gerhart Pohls „Weltreise durch einen Arbeitstag", von Ernst Bringolfs literarischen Montagen „Der Dreißigjährige Krieg" und „Die verhexte Stunde" bis zu Walter

Benjamins literarischem Lehrspiel „Was die Deutschen lasen, während ihre Klassiker schrieben" (diese letzten Beispiele gehören in diese Erörterung hinein, weil sie die Hörspieltechnik gefördert, teilweise sogar überholt haben).

Aber diesen maßgebenden Vergleichsobjekten und Versuchen gegenüber fühlen sich die Funkgewaltigen heute nicht im geringsten verpflichtet. Sie ignorieren diese Beispiele einer eigenwilligen, schöpferischen Rundfunk-Kunst, weil die unbestrittene Wirkung der angeführten Werke darauf zurückzuführen ist, daß in ihnen jeweils ein dichterischer Stoff in funkischer Form eine neuartige, der räumlich und zeitlich unbegrenzten Phantasie des modernen Hörers entgegenkommende Präzision erfahren hatte, und weil diese Werke infolgedessen das Bewußtsein manches Hörers verändert haben dürften.

Was also ist der Rundfunkweisheit letzter Schluß, wenn die „Aufbauarbeit an Volk und Staat" die Unterdrückung des Geistes, die Aufrichtung einer unkontrollierbar verteilten Zensurgewalt erheischt und wenn der Respekt vor dem Normalhörer, dessen Spukgesicht mit jeder Regierung wechselt, größer ist als die Achtung vor dem Lebendigen, vor dem täglich sich Bekämpfenden und Erneuernden? „Die literarische Abteilung berücksichtigt in stärkerem Maße, als es früher war, die Klassiker." Die Klassiker der Bühne als Kronzeugen für eine programmatisch erhärtete geistige Trägheit im Rundfunk! Die Klassiker schlechthin als Wortführer der Reaktion! Das klassische Schauspiel als Waffe gegen die Zeit, also gegen den schaffenden, planenden, immer zerstörenden und immer aufbauenden Geist, also gegen den Menschen! Das Theater, entkleidet der Kostüme, der Scheinwerfer, Kulissen, Rampen und Wände, als Karikatur auf den Rundfunk! Das Schauspiel, des Schauspielers beraubt und eingesperrt in schalldichte Räume, nur durch einen Draht der Welt zugänglich und dem Ohr allein unbegreiflich, das papieren erstarrte Schauspiel als amtliches Zeugnis gegen das Hörspiel! Nicht genug damit, daß die häßlichen Nebenerscheinungen eines Theaterbetriebes — Erfolgneid, Cliquenwirtschaft, Klatsch, Intrige, Unzuständigkeit und Abonnentenjagd — dank dem seligen Herrn Scholz jetzt in allen Funkhäusern nach Spezialabteilungen geordnet erscheinen... soll auch noch die Bühne vors Mikrophon gestellt und das Schauspiel, dazu noch das Schauspiel der Vergangenheit, als unzulängliches Not- und Verlegenheits-Hörspiel mißbraucht werden? Es wäre interessant, durch eine Umfrage festzustellen, wie weit die Unpopularität des Theaters durch diese fortgesetzten Stilwidrigkeiten gefördert wird, ohne daß sich die Theaterkritiker, denen nicht nur die Beobachtung des gegenwärtigen sondern auch der Schutz des ererbten Dramas obliegt, gegen diesen Mißbrauch bisher gewehrt und ohne daß sich ein Theatermensch gegen diese planmäßige Verstümmelung des Theaters verwahrt hätte!

Das Bekenntnis zum Rundfunk schließt das Bekenntnis zum Hörspiel mit ein. Oder umgekehrt: je weniger sich eine Generation von Rundfunkbeamten um das Hörspiel und um die Ausbildung funkischer Unterhaltungsformen überhaupt kümmert, je weniger sie praktisch an der formalen Entwick-

lung der Rundfunk-Unterhaltung, also auch an ihrer inhaltlichen Vertiefung, Aktualisierung und Schlagfertigkeit, arbeitet, um so weniger liegt ihr am Rundfunk und, da der Rundfunk heute längst Allgemeingut geworden ist, an der Allgemeinheit. Diesen Rundfunkbeamten liegt wirklich nichts an alledem, sie lieben nur sich selber. Was sie täglich mit der Energie von einigen hundert Kilowatt beweisen.

Wie werde ich lebendig und deutsch?

von Adolf Behne

Grete Ring (Paul Cassirer) und Alfred Flechtheim haben ihre Kräfte vereint, um in drei Ausstellungen die „lebendige deutsche Kunst" zu zeigen. Die erste Abteilung haben sie jetzt mit Baumeister, Belling, Campendonck, Dix, Feininger, Fiori, Garbe, Grosz, Kandinsky, Kirchner, Klee, Levy, Nauen, Purrmann, Röder, Schlemmer, Sintenis und E. R. Weiß eröffnet. Es ist eine durchaus sehenswerte Ausstellung geworden, in der Schlemmers blendende „Bauhaustreppe" den Ehrenplatz hat. Baumeister nobel, breit, gelassen. (Sein und Schlemmers Lehrer und einer der stärksten Anreger der Jüngeren überhaupt, Adolf Hölzel in Degerloch, wird demnächst achtzig. Es wäre Ehrensache, diesem Mann endlich einmal für seine imponierende und ganz stille Lebensarbeit öffentlich zu danken. Aber er ist nicht „im Munde". In die National-Galerie kam vor dreißig Jahren eine schöne dachauer Landschaft, als Geschenk, blieb das einzige Bild — und hängt zumeist im Depot.) Feininger, Kandinsky sind meisterlich wie stets. Klee, sehr schön vertreten, fesselt durch den höchst eigenartigen Aggregatzustand seiner letzten Abstraktionen, die wie der Unterbau großer gegenständlicher Kompositionen vor dem Gegenstand wirken. Es ist ein ungewöhnlich spannender Moment der Balance, generell wichtig zu beobachten, man möchte ihn fast mit der Zeitlupe festhalten. Das stärkste Erlebnis der Ausstellung aber scheint mir E. L. Kirchner, der mit einer prachtvoll jugendlichen Frische malerischer Phantasie bezaubert. Merkwürdigerweise verhält sich grade Kirchner gegenüber die berliner Kritik hilflos. Ähnlich würde Molzahn die Kritik überraschen — wenn er vertreten wäre! Nolde scheint die Beteiligung abgelehnt zu haben, und daß Arthur Segal fehlt, ist ja nur das Übliche. Er wird ebenso wie Otto Freundlich selbstverständlich auch in der zweiten Abteilung fehlen, für die Barlach, Beckmann, Heckel, Hofer, Kokoschka, Kolbe, Marcks, Scheibe und Schmidt-Rottluff gemeldet sind. Am wichtigsten wird die dritte Abteilung sein, die den Nachwuchs präsentieren soll. Ich möchte für sie den Veranstaltern gleich einige Namen nennen: Mahringer, Ehmsen, Wahn, Scharl, Kupferberg, Pridöhl, Waldschmidt, Lahs, Seiwert, Haizmann, Rössing, Luft, Muche, Holz.

Leider steht im Katalog auch ein Vorwort, leider hat es nicht Flechtheim geschrieben sondern Grete Ring. Auf ihre Sätze, die ein bißchen nach Papen schmecken und denen ein bieder deutsches Romantiker-Zitat mit autarkem Beiklang vorangesetzt wurde, ist zu erwidern, daß es niemandem einfallen

wird, den Kunsthändler, wenn er endlich die besten Künstler seiner Zeit entdeckt, sie auch ausstellt, sie sogar verkauft, auf alte Unterlassungssünden selbstgefällig hinzuweisen. Aber es kann doch nur komisch wirken, wenn ausgerechnet derjenige Kunsthändler, der am allerlängsten an der lebendigen deutschen Kunst vorbeisah, jetzt da er sich wohl einigen Vorteil von ihrer nun ziemlich risikolosen Vertretung verspricht, in geschwollenem Selbstbewußtsein die „Kunstschreiber" ermahnt, „sich endlich der Notwendigkeit einer kontinuierlichen Betrachtung nicht zu entziehen". Zwanzig Jahre lang hat sich die werte Firma um diese Kunst nicht einen Deut gekümmert, und sie würde sich auch heute nicht einen Deut um sie kümmern, wenn nicht inzwischen Schutzzölle in aller Welt ihre Mauern höher und höher bauten, wenn nicht Währungskrisen und die allgemeine Sehnsucht nach Autarkie und nationaler Unvergleichlichkeit, wenn nicht die wahrhaft Deutschen, Papen und Gayl, und jene allgemeine Stockung des internationalen Warenaustausches gekommen wären. Jetzt, da geschäftlich kaum ein andrer Ausweg bleibt, entdeckt man die „lebendige deutsche Kunst" ... und wer hat nun die Schuld, daß die Firma nicht früher (als doch geschäftlich alles ganz anders lag) die „lebendige deutsche Kunst" vertrat? Der Kunstschreiber, der Kritiker! „Es hat die Weltgeltung, die der deutschen Kunst unserer Generation nach ihrer Bedeutung geziemt (Donnerwetter, man braucht wirklich nur bei edlen Frauen anzufragen!) so schmerzlich erschwert, daß grade die deutsche Kritik, die nicht bestehenden Gegensätze künstlich verschärfend, fast ausnahmslos eng und starr auf die Alternative Alt oder Neu eingeschworen blieb."

Zwanzig Jahre lang haben die besten deutschen Kritiker darauf hingewiesen, daß die Kunst der Klee, Kokoschka, Nolde, Schmidt-Rottluff, Kirchner, Schlemmer legitime Fortsetzung der früheren deutschen Meister sei; ja vom Erlebnis des Neuen aus ist mancher alte Meister erst neu und richtig gesehen worden ... und diesen Kritikern will heute eine „offen nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten geleitete Kunsthandlung", die eben in dieser Minute erkannt hat, „daß die neuere deutsche Kunst, nunmehr auch händlerisch gesehen, einem geweiteten Kreis dargeboten werden sollte", die Schuld an ihren Versäumnissen aufhalsen ... Versäumnissen in einer Zeit, da man sich halt von andern Weltgeschäften mehr versprach! Mit lyrischem Schwung schreibt heute die Firma: „Uns war es von jeher unerfindlich, weshalb der Verehrer nordischer Flachlandschaft (Heil!) nicht Ruisdael, C. D. Friedrich, Thoma und Heckel gleicherweise suchen, weshalb nicht derselbe Liebhaber wünschen sollte, Cranach und Kirchner, Rubens und Kokoschka, Bosch und Klee, Frührenaissancebildwerke und Kolbe zu besitzen." Und nicht auch Le Nain und Courbet, Chardin und Cézanne, Watteau und Renoir? Wird sich nicht Paul Cassirer im Grabe herumdrehen, wie hier plötzlich seine großen Franzosen und seine große künstlerische Tat verleugnet werden?!

Wer regte sich auf, wenn ein Kaufmann sich nach der Konjunktur richtet? Aber er möge die geschäftliche Um-

stellung (auf wie lange wird sie kalkuliert?) nicht mit der blauen Blume der Romantik und nicht mit Ausfällen gegen Leute, die mangels geschäftlicher Interessen keine Schwenkungen vorzunehmen brauchten, bemänteln. Flechtheim hätte dieses Vorwort streichen sollen.

Am wichtigsten bleibt die letzte Gruppe: der Nachwuchs. In den ersten beiden Gruppen finden wir wieder nur die festen, stehenden Größen, wobei ich immer wieder warne, die Liste, auf die sich allmählich Museen und Sammler und Händler geeinigt haben, für richtig, endgültig und komplett zu halten. Sie ist nur eine Konvention, ein unkämpferischer Marken-Katalog. Es fehlt da mancher — nicht weil er schwächer ist, sondern nur weil er ohne Nimbus blieb ... wie der herrliche Adolf Hölzel. Entscheidend wird nun sein, ob uns Cassirer-Flechtheim in der letzten Abteilung wirklich eine Übersicht über die Jugend geben werden, mit Mut, mit Eifer, mit Liebe durchgeführt, oder auch hier nur wieder die bei der Gesellschaft bereits akkreditierten Jung-Prominenzen.

Amerika wird europäisch von Thomas Tarn

Als 1926, wo in Amerika noch Hochkonjunktur herrschte, in Deutschland ein schwerer Konjunkturrückschlag eintrat — mit einer Winterarbeitslosigkeit von mehr als drei Millionen, mehrten sich bei uns die Stimmen, man müsse nur die amerikanischen Wirtschafts-, die amerikanischen Rationalisierungsmethoden übernehmen, man müsse den deutschen Kapitalismus amerikanisieren, dann würde alles wieder aufwärts gehen. Man hat in Deutschland „amerikanisiert", man hat im schärfsten Tempo rationalisiert, das Tempo in der Krisenverschärfung hat sich aber dadurch nur gesteigert. Auf der anderen Seite hat grade im letzten Jahrzehnt der amerikanische Kapitalismus seine Sonderbedingungen immer mehr verloren, hat sich das amerikanische Wirtschaftsleben in vielen Punkten immer stärker „europäisiert"; ein Entwicklungsprozeß, der sich bereits in den Vorkriegsjahren ankündigte und sich nun in beschleunigtem Tempo fortsetzte.

Durch seine Sonderbedingungen unterschied sich der amerikanische Kapitalismus lange Zeit von dem Wirtschaftsleben der alten kapitalistischen Staaten, vor allem Englands und Deutschlands. In England war bereits um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die landwirtschaftliche Bevölkerung dezimiert, in Deutschland setzte seit den siebziger Jahren eine außerordentlich starke Abwanderung in die Städte ein, so daß die Zahl der landwirtschaftlich tätigen Bevölkerung seitdem völlig stagnierte.

Dagegen erhielten sich die Vereinigten Staaten noch bis in unser Jahrhundert hinein eine gewisse Kolonialstruktur; ihre landwirtschaftliche Bevölkerung nahm zwar relativ ab, in absoluten Zahlen aber stieg sie bis ins erste Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts noch um viele Millionen. Da außerordentlich viel freies Land vorhanden war, mußten die Unternehmer

ihren Arbeitern, wenn sie sie sich halten wollten, Löhne zahlen, die zumindest so hoch waren wie das Einkommen der freien Farmer. In industriellen Depressionszeiten gingen hunderttausende Arbeiter aufs Land, wodurch eine zu starke Lohnsenkung verhindert wurde. Darüber hinaus wuchs die Bevölkerung nicht nur durch die Geburtenüberschüsse sondern auch infolge einer riesenhaften Zuwanderung, die im letzten Jahrzehnt vor dem Krieg etwa eine Million jährlich betrug.

Die starke Lohn- und Gehaltssteigerung, das Anwachsen der landwirtschaftlichen Bevölkerung und der Industriearbeiter brachten es mit sich, daß trotz der außerordentlichen Erhöhung der Arbeitsproduktivität der Absatz gesteigert werden konnte. Und weiter ergab sich ein Tatbestand, dessen Bedeutung auch für die heutige Entwicklung kaum überschätzt werden kann: für die amerikanische Produktion bleibt der Binnenmarkt der entscheidende Faktor. Während in England ungefähr ein Drittel der Produktion auf den Außenhandel geht, in Deutschland ein Viertel, schwankte die Zahl in Amerika nur zwischen fünf bis acht Prozent.

Da die amerikanischen Arbeitslöhne eine so außerordentlich ansteigende Kurve hielten, gab es dort im Gegensatz zu Deutschland, im Gegensatz aber auch zu der englischen Entwicklung der letzten Jahrzehnte bisher keine politische Arbeiterbewegung größern Ausmaßes. Die Arbeiter blieben bis in die letzten Jahre im Schlepptau der beiden großen bürgerlichen Parteien, sie wählten Republikaner oder Demokraten. und nur ein geringer Prozentsatz fiel für sozialistische oder kommunistische Zählkandidaten ab.

Das war der ökonomische Hintergrund, der in den Vereinigten Staaten lange Zeit starke antieuropäische Strömungen hervorrief. Für den liberalen Amerikaner, der sah, wie es den Mittelschichten und den Arbeitern besser ging, waren diese europäischen Klassenkämpfe etwas, womit er sich nicht weiter beschäftigte, was er instinktiv ablehnte. Wenn er sich doch mit ihnen beschäftigte, führte er sie in der Vorkriegszeit auf die Rückwirkung feudaler Herrschaftsformen zurück und in der Nachkriegszeit auf die Zerrissenheit Europas, die ja durch die Friedensverträge nicht verkleinert sondern verstärkt wurde.

Im letzten Jahre aber haben sich ganz entscheidende Veränderungen ergeben, die das Bewußtsein der bürgerlichen Schichten ebenso wie das der Arbeiterschaft stark zu verändern beginnen, ja teilweise schon verändert haben. Der amerikanische Kapitalismus hat seine Kolonialstruktur verloren. Zwischen 1920 und 1930 hat zum ersten Mal die landwirtschaftliche Bevölkerung nicht nur relativ sondern sogar absolut abgenommen. Die Abwanderung vom Land in die Städte, die in den kapitalistischen Ländern Europas bereits vor Generationen einsetzte, hat in Amerika in diesem Jahrzehnt außerordentlich starke Dimensionen angenommen.

Freies Land war nicht mehr zu verteilen, die Agrarkrise durch wachsende Rationalisierung der landwirtschaftlichen Produktion wirkte sich grade in USA besonders schwer aus, und auch die Entwicklung der Industrie entsprach nicht mehr den

Vorkriegsepochen. Die Einwanderung, die in der Krise unter das Niveau von 1830 zurückging, war bereits während der vorausgegangenen Konjunktur stark abgestoppt worden; sie betrug nur noch ungefähr ein Viertel der Zahlen aus den letzten Vorkriegsjahren. So hatte der amerikanische Kapitalismus auf den beiden entscheidenden Gebieten seine Kolonialstruktur verloren.

Auf der andern Seite ist er genau wie die übrigen nationalen Kapitalismen von der Verschärfung der Konkurrenzkämpfe um die Weltmärkte stark betroffen worden: es sind keine neuen Kolonien mehr zu verteilen, in den alten regt sich immer mehr die nationale Bewegung, Sowjetrußland baut sich auf der Basis seines Außenhandelsmonopols eine eigne Schwerindustrie auf, und das Gewimmel der durch den Versailler Vertrag neu geschaffenen europäischen Staaten beginnt hinter hohen Schutzzollmauern eine eigne Industrie zu organisieren. Die Antwort der entscheidenden kapitalistischen Staaten auf diese Verschärfung der Konkurrenzkämpfe — und auch hier machen die USA keine Ausnahme mehr — ist eine Verschärfung des Tempos der Rationalisierung. Wenn die Weltmärkte schon nicht wuchsen, wollte jeder einzelne Staat doch einen möglichst großen Anteil des Weltexports an sich reißen. Und grade der Kapitalismus der USA suchte einen Teil der verlorenen Binnenkaufkraft durch Forcierung seiner Exporte wieder zu gewinnen. Daher die außerordentlich starke Rationalisierung in der Konjunkturepoche. Aber was war die Folge? Bereits 1928, also noch vor der Krise, betrug die amerikanische Arbeitslosigkeit etwa vier Millionen. Da im Gegensatz zu früher die Arbeitslosen nicht mehr aufs Land abwandern konnten, ja infolge der Agrarkrise noch dazu Abwanderungen in die Städte eintraten, drückten die amerikanischen Arbeitslosen schon während der Konjunktur auf den Lohn, so daß die Lohnsumme der amerikanischen Arbeiterschaft zwischen 1926 und 1928 nur minimal gestiegen, in vielen Fällen sogar zurückgegangen ist. Die Krise, die etwa 1929 in den USA eintrat, schloß also, genau wie in Europa, nicht mehr eine eindeutige Aufstiegsepoche ab sondern eine Konjunktur, in der die Löhne kaum mehr gestiegen, die Arbeitslosenzahlen bereits stark gewachsen waren.

In der Krise hat sich diese „Europäisierung" weiter fortgesetzt. Wenn man die einzelnen amerikanischen Wirtschaftskurven mit den analogen Kurven Deutschlands und Englands vergleicht, wird man zuweilen durch die frappierende Ähnlichkeit überrascht. Berücksichtigt man die Verschiedenheit der absoluten Bevölkerungsziffern, so ist heute die Arbeitslosigkeit in USA ungefähr so groß wie in Deutschland, das gesamte Einkommen der Arbeiterschaft hat sich ähnlich wie in Deutschland ungefähr halbiert. Hier wie dort hat sich die Rationalisierung nicht auf das Arbeiterdasein beschränkt sondern auch eine ungeheure Erwerbslosigkeit unter den Angestellten hervorgerufen. Deren Zahl ist dort wie bei uns größer als die Gesamtzahl der Arbeitslosen früherer Krisen. Hier wie dort ist die Industriekrise von einer außerordentlichen Agrarkrise begleitet — nur, daß diese in Deutschland durch die jahrzehnte-

lange Unterstützung und Subventionierung des Großgrundbesitzes noch beträchtlichere Dimensionen aufweist.

Natürlich bestehen trotz diesen Tendenzen zur Europäisierung noch wesentliche Differenzen zwischen den USA und Deutschland. Der amerikanische Kapitalismus ist gesünder in die Krise gegangen. Hoover, der in der Prosperity gewählt wurde, versuchte mit allen staatlichen Mitteln, diese Prosperity wieder zu organisieren. Grade in den USA wurde lange vor uns erklärt, der Staat solle eingreifen, er solle die Arbeitslosigkeit beseitigen. Ja, wenn er nur könnte. Seit Beginn der Krise soll der Staat eingreifen, soll er die Arbeitslosigkeit beseitigen. Aber der Staat ist ein kapitalistischer Staat. Und in der schärfsten Krise, die den Kapitalismus bisher betroffen hat, kann auch der kapitalistische Staat nicht bessernd eingreifen.

In einem Aufsatz des ‚Hamburger Wirtschaftsdiensts' „Krise der Arbeitsbeschaffung in den Vereinigten Staaten" heißt es:

Als der heutige Präsident Hoover zur Zeit Coolidges das Amt eines Sekretärs des Handelsamtes verwaltete, und als solcher sich um den Präsidentenposten bewarb, galt Hoover als der Garant eines fortgesetzten wirtschaftlichen Aufstiegs. Hoover hatte das Unglück, daß noch nicht acht Monate seiner Amtszeit als Präsident der Vereinigten Staaten verstrichen waren, als die Krise im Oktober 1929 den Anfang nahm. Dadurch wurde Hoovers Regierungsaufgabe größtenteils ausgefüllt durch das Bemühen um die Krisenbekämpfung. Zu diesem persönlichen Mißgeschick kommt hinzu, daß Hoover im Dezember 1932 dem Kongreß ein Wirtschaftsprogramm vorgelegt hat, das einer weitgehenden Verurteilung der eignen bisherigen Grundsätze der Krisenbekämpfung gleichkommt. Ganz im Gegensatz zum Inhalt der wirtschaftspolitischen Vorschläge der Vorjahre entscheidet sich Hoover in der Kongreßbotschaft vom 6. Dezember 1932 gegen Arbeitsbeschaffung und für den Vorrang der Aufgabe, das Gleichgewicht im Haushalt herzustellen. Während bis zur Gründung der Reconstruction Finance Corporation der Präsident eine ausgesprochen expansive Bekämpfung der Krise vorgeschlagen hatte, tritt er heute für eine ausgesprochen restriktive Methode der Krisenbekämpfung (zumindest, soweit diese den Staatshaushalt betrifft) ein. Im Budget ist diesmal nur die Fertigstellung der öffentlichen Bauarbeiten vorgesehen, soweit diese bereits begonnen oder vertraglich festgelegt sind. „Die Beschleunigung der öffentlichen Arbeiten während der letzten vier Jahre zum Zwecke der Arbeitsbeschaffung hat zahlreiche Einrichtungen bis zu einem Punkte gefördert, wo eine weitere Ausdehnung dieser Einrichtungen weder für die Regierung noch für das Volk nützlich sein kann." Dieser Feststellung in der Kongreßbotschaft fügt Hoover nur die Empfehlung bei: „Als ein Mittel zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit sollten wir außerhalb des normalen Bauprogramms die Herstellung reproduktiver oder sogenannter selbstrentierender Bauwerke vornehmen."

Was bedeutet das? Der Kapitalismus der USA ist noch heute der reichste der Welt. Für das Arbeitsbeschaffungsprogramm konnte Hoover riesenhafte Kapitalien verwenden. Aber es zeigte sich bald folgendes: Wenn Arbeiten während der Krise unter privatkapitalistischen Gesichtspunkten rentabel waren, dann wurden sie auch vom Privatkapitalismus ausgeführt, dann brachten sie ja Profit ein. Nur dann, wenn sie absolut unrentabel waren, überließ sie der Privatkapitalismus dem Staat. Dann belasteten sie aber das Budget immer

mehr, und so gab es für Hoover wie für jede kapitalistische Regierung nur die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten: das öffentliche Arbeitsbeschaffungsprogramm aufzugeben beziehungsweise bis auf ein Minimum einzuschränken, oder solange Kredit zu geben, bis eine Kreditinflation eintrat. Diesen letzten Weg ist man natürlich nicht gegangen, und daher hat das Beschaffungsprogramm an den gigantischen Zahlen der amerikanischen Arbeitslosigkeit nichts ändern können.

Die Erfahrungen mit diesem Programm sind nicht unwesentlich für Deutschland, wo man heute wieder Illusionen über die Wirkungen öffentlicher Arbeitsbeschaffung zu erwecken versucht.

In der öffentlichen Arbeitsbeschaffung ist Amerika Deutschland vorausgegangen; dagegen gibt es bis heute drüben keine amtliche Arbeitslosenunterstützung. Es entbehrt nun nicht der Pikanterie, daß zur gleichen Zeit, wo Papen seine Attacke gegen den Wohlfahrtsstaat ritt, in USA die Frage der öffentlichen Arbeitslosenunterstützung immer stärker ventiliert wurde. Und mancherlei Anzeichen deuten darauf hin, daß der amerikanische Staat sehr bald ein Wohlfahrtsstaat im Sinne Papens wird. Die Gründe sind klar. Nach den Worten eines deutschen Großindustriellen ist die Arbeitslosenversicherung noch immer die billigste Risikoprämie gegen revolutionäre Umwälzungen; und der von Hoover eingesetzte Forschungsausschuß für soziale Probleme erklärt in seinem Bericht unter anderm, daß in den Vereinigten Staaten revolutionäre Möglichkeiten, Möglichkeiten eines gewaltsamen Umsturzes bestehen, wenn nicht sehr schnell die brennendsten sozialen Probleme befriedigend gelöst würden.

In USA spürt man bis tief in die bürgerlichen Kreise hinein, daß der Klassenkampf nicht mehr eine europäische Angelegenheit ist, daß er sich zwangsläufig aus der ökonomischen Situation ergibt. In den für das zwanzigste Jahrhundert entscheidenden Fragen ist die Europäisierung also bereits weit fortgeschritten.

Wochenschau des Rückschritts

— Als Nationalsozialisten eine berliner KPD-Versammlung zu sprengen versuchten, hob der anwesende Polizeioffizier die Versammlung auf.

— Die Premiere des Films „Mädchen in Uniform" wurde in Italien verboten.

Wochenschau des Fortschritts

— An der Beerdigung eines vor kurzem von der SA ermordeten breslauer sozialistischen Arbeiters nahmen Angehörige der Eisernen Front, der SPD, der SAP und der KPD teil; je ein Vertreter dieser Organisationen sprach am Grabe des Ermordeten.

— Durch das Zusammengehen zwischen SPD und KPD wurde in Leipzig ein Sozialdemokrat zum Präsidenten des Stadtparlaments gewählt; auf die gleiche Weise kam in Pirna ein rein kommunistisches Präsidium zustande.

Bemerkungen

Katalonien ohne Politik

Revolution in Barcelona! Tote und Verwundete. Die Guardia Civil, das Militär, die Syndikalisten, die Anarchisten... Von hier aus und durch die Spalten der mitteleuropäischen Zeitungen gesehen, muß man annehmen, der Teufel sei los und ganz Katalonien in Aufruhr. Wie aber sieht so etwas im Land aus, in einem kleinen katalonischen Städtchen, Badeort, neunzig Kilometer von Barcelona entfernt?

Ungefähr so: Unter einem strahlendblauen Mittelmeerhimmel sitzen am Strand in der herrlichsten Landschaft der Welt die Fischer und ruhen sich von der Frühmorgenarbeit aus. Sie sind um drei Uhr aufgestanden, um ihre Netze einzuholen und die Fische auf den Markt zu bringen. Die deutschen Badegäste, die aus ihrer vier Tage alten, deutschen Zeitung wissen, daß in Barcelona „etwas los" war, möchten erfahren, was die Eingeborenen dazu meinen. Fortunato, Tintenfisch- und Sardinenfänger, begeisterter Katalane und guter spanischer Republikaner streitet mit Antonio, dem Küstenwachsoldat, der aus Madrid stammt. Die Auseinandersetzung erschöpft sich in Worten, Worten, Worten. Fortunato ist durchaus glücklich darüber, daß er reden kann und daß ihm jemand zuhört. Und Antonio ist froh, daß er hier, wo nichts los ist, Küstendienst hat, den er in Leinensandalen und, bei Regen, mit einem Schirm bewaffnet macht. Nur „nix guerra", um Gottes Willen nicht. Dabei stammt er aus einer kriegerischen Familie: sein Vater ist aktiver General.

Ob nicht jemand eine spanische Zeitung hat? Doch, der Schneider, der gleichzeitig Friedensrichter ist und außerdem französisch sprechen soll. Er ist ein Jahr in Perpignan gewesen. Nun, was sein Französisch anbetrifft, so ist es schlechter als unser Spanisch, aber eine Zeitung hat er wirklich. Irgend etwas über die sozialen Zusammenhänge der Unruhen steht nicht darin. Vielleicht weiß der Postdirektor?

Wieso Postdirektor? Die Post, die täglich nur eine Stunde, abends zwischen sieben und acht, geöffnet ist, untersteht einer sehr hübschen jungen Spanierin. Was sage ich? Untersteht? Sie gehört ihr ganz und gar. Sie ist Postvorsteher, Schalterbeamter und Briefträger, alles in eigner Person. Sie erhält für jeden Brief, den sie ausliefert, fünf Centimos Trinkgeld. Sollte man das nicht wissen, braucht man sich nicht zu wundern, wenn zunächst überhaupt keine Post ankommt. Um sie in ein längeres Gespräch zu verwickeln — man hofft, sie zur Verletzung des Postgeheimnisses zu bringen, denn sie hat ja doch wahrscheinlich Telegramme und Telephonate aus Barcelona angenommen — verlangt man von ihr zunächst ein paar Marken. Nein, Marken hat sie nicht zu verkaufen, die gibt es nur im Tabakladen. Aber der ist um diese Zeit geschlossen. So. Aber, vielleicht wäre sie so gut, eine Drucksache zu wiegen und zu sagen, wieviel Porto sie kostet. Es tut ihr furchtbar leid, eine Briefwage habe sie nicht, da brauche man nur zum Apotheker zu gehen, der sei sehr liebenswürdig. Wie das mit dem Telephonieren sei, ob man lange auf Anschluß nach Barcelona warten müsse? Das könne sie nicht sagen, denn „das" Telephon sei ebenfalls im Tabakladen. Oder ob es billiger sei, zu telegraphieren? Das wisse sie leider auch nicht. Denn Telegramme müsse man bei einem besonderen Amt aufgeben.

Obwohl ja nun eigentlich der Zweck meines Besuches verfehlt ist, und obwohl ich — leider — auch gar keine Geldsendung zu erwarten habe, frage ich, ob nicht vielleicht eine solche für mich angekommen sei. Ja, das sei sogar sehr wohl möglich, meinte sie, nur nicht bei ihr. Wenn, wie ich behauptete, die Bank in Madrid mir etwas überweisen wollte, so wäre

das jedenfalls beim Friseur eingegangen, der sei nämlich der Bevollmächtigte der Bank. Friseur! Wie fein! Das war doch gewiß ein Gesprächsstoff für die schöne Postmeisterin. Ob dieser Friseur auch ihren gutgeschnittenen Bubikopf ...? Nein. Das Haarschneiden besorge eine Nonne. Und jetzt wurde sie endlich lebhaft und interessiert am öffentlichen Leben. Ob sie das nicht sehr gut gemacht habe, die Nonne? Und heute abend sei Tanz im „Casino". Und es müsse sich ja nun bald entscheiden, ob der Kolonialwarenhändler, der zwar schon zweimal Witwer, aber eine sehr gute Partie sei, sie heiraten werde oder nicht ...

Ich sah ein, daß diese Entscheidung für ihr persönliches Glück viel wichtiger war als die hohe Politik in Barcelona, beschloß aber der Einfachheit halber gleich dorthin zu fahren. Hier würde man ja doch nichts erfahren, und neunzig Kilometer ist ja nicht weit. Gar nicht weit. Jawohl. Nur fünf Stunden Postauto- und Bahnfahrt braucht man für diese neunzig Kilometer. Wozu die Eile? Wir sind alle infiziert vom amerikanischen Tempo und der jüdischen Hast! Wir möchten am liebsten alles vorgestern schon wissen. „Mañaná" ist das Lieblingswort des Spaniers: „Morgen". Unannehmlichkeiten erfährt man morgen immer noch früh genug. Glückliches Land ohne Politik.

Johannes Bückler

Der Dyk-Skandal

Arbeitsgericht. Vor einem Pult steht ein fristlos entlassener Vorkämpfer christlichen Deutschtums, er ficht zäh, ohne Beweismittel und hoffentlich ohne Erfolg. Gern gebraucht er das Wort „deutschstämmisch", verwechselt aber die Zugehörigkeit zum deutschen Stamm mit dem Besitz deutscher Staatsbürgerschaft, worauf ihn der Richter Wawretzko, ein nationaler deutscher Mann, ausführlich über die verschiedenen von Italienern, Belgiern, Tschechen und Polen unterdrückten deutschen Gruppen belehrt. Der Mann deutschen Stammes, der das nicht so genau weiß, heißt Doktor Alexander Hirsch und sieht trotz zerhacktem Schädel auch so aus. Gegen ihn verteidigt sich Salomon Dyk, ein Agronom von Rang, Geschäftsführer der Gemeinnützigen Siedlungs - Treuhandgesellschaft. Als der Richter ihn nach seiner polnischen Staatsangehörigkeit fragt, antwortet er: „Galizischer Jude bin ich auch."

Daß ein Angestellter, dem gekündigt wird, „auspackt", kommt oft vor. In diesem Fall schrieb er am 12. August vorigen Jahres — einen Tag, bevor Hitlers Eintritt in die Regierung scheiterte — an den Vorsitzenden des Aufsichtsrats einen langen Brief, der offenbar später veröffentlicht werden oder mindestens für eine Untersuchung der Aufsichtsbehörde als Unterlage dienen sollte. Bestechlichkeit und Mißwirtschaft waren darin die geringeren Vorwürfe gegen Dyk, dessen Bruder und den zweiten Geschäftsführer der Gesellschaft; da der preußische Staat die Majorität der Anteile besitzt, mußte der kräftige Hinweis darauf, daß die beiden Brüder Dyk mehrfach das Deutschtum geschädigt und Ausländern Vorteile zugeschanzt hätten, auf die kommissarische Preußenregierung noch größern Eindruck machen. Der Brief war eine Kriegserklärung. Teils dieserhalb, teils außerdem warf die Siedlungsgesellschaft den Gekündigten nun fristlos heraus. Lief er zum Staatsanwalt? Das hatte er nicht nötig, da ein freundliches Arbeitsgericht ihm die ungewöhnliche Möglichkeit bot, einen umfangreichen Wahrheitsbeweis zu versuchen und dabei die schweren Anschuldigungen gegen Salomon Dyk, der an dieser Stelle nicht einmal durch einen Rechtsanwalt geschützt werden darf, vor den eifrig mitschreibenden Journalisten vorzubringen.

Das Arbeitsgericht hat den Angestellten vor der Willkür des Chefs zu schützen, und dabei hat es unsre Sympathie. Kann es entscheiden, ob sich unter vielen hundert deutschen Siedlern einer

befinden darf, der noch vor ein paar Jahren die polnische Staatsangehörigkeit besaß? Ist es für die Nationalitätenpolitik im Siedlungswesen zuständig? Darf es sich in einen strafrechtlichen Untersuchungsausschuß verwandeln und prüfen, ob in einer Gesellschaft mit einer Million Kapital alles mit rechten Dingen zugegangen ist? In den paar Stunden, die ich der Verhandlung zuhörte, gewann ich die Überzeugung: ein deutscher Richter kann alles.

Der Prozeß um ein paar hundert Mark eines entlassenen Angestellten bot die Gelegenheit zu einem politischen Vorstoß gegen die abgesetzte Preußenregierung Otto Braun, die einem Polen gestattet hatte, seine bedeutenden und überall anerkannten Kenntnisse für die Ansiedlung deutscher Bauern und Landarbeiter in der Mark Brandenburg zur Verfügung zu stellen. Er schuf auch der Pogromstimmung gegen die unter uns lebenden Polen ein Ventil. So erklärt sich die Lautstärke des Echos, das die dürftigen „Enthüllungen" im Gerichtssaal im schönen deutschen Blätterwald gefunden haben. Nun ist die Jagd auf einen polnischen Juden, der seit seinem zwölften Jahr in Deutschland lebt, als Oesterreicher geboren wurde und in deutschen Staatsdiensten viel geleistet hat, gewiß ein Vergnügen, dem man sich heute gern ohne nähere Begründung hingibt. Dyk hat teils aus Schlamperei, teils in der sentimental-stolzen Absicht, später seine Einbürgerung nicht nicht zu erbitten sondern für seine bedeutenden Leistungen zu fordern, um die deutsche Staatsbürgerschaft erst vor einigen Wochen nachgesucht. Die Jagd auf den Polen bringt einer bestimmten Schicht Nutzen. Wem? Geraten. Die Junker können Salomon Dyk nicht leiden, seine Siedlungstätigkeit, durch die die Richtigkeit Franz Oppenheimers agrarpolitischer Forderungen experimentell bewiesen werden soll, nennen sie Agrarbolschewismus. Und so taucht hinter der Polenhetze, der Judenhetze und dem Angestelltenstunk ein uns längst vertrautes Gesicht auf: der deutsche Rittergutsbesitzer wahrt sein „Recht".

Als Dyk Ende 1919, Anfang 1920 mit seiner Siedlungsarbeit begann, sollte er von Preußen fünf Domänen bekommen. Warmbold, der damals die Angelegenheit im Landwirtschaftsministerium bearbeitete, gab ihm nur eine. Von Anfang an machten ihm die Junker das Leben schwer. Nach Oppenheimers Plan soll der Großgrundbesitz nicht in viele kleine Bauernparzellen zerschlagen sondern zum Teil erhalten und unter Gewinnbeteiligung der Landarbeiter in Zusammenarbeit mit den am Rand des Gutes angesiedelten Bauern rentabel gemacht werden. Ob das richtig ist oder nicht, kann hier nicht nebenbei entschieden werden. Glückt jedoch das Experiment Oppenheimers und Dyks im Kleinen, so wäre dadurch bewiesen, daß man große Güter besser ohne Junker als mit ihnen bewirtschaften kann. Die Herren vom Landbund werden daher wahrscheinlich nicht ruhen, bis sie die Siedlungs-Treuhandgesellschaft zu Fall oder in ihre Hände gebracht haben. Der erste, agitatorische Vorstoß scheint zu mißglücken. Der Aufsichtsrat, in dem Preußen trotz seiner höheren Anteile nur über ein Drittel der Stimmen verfügt, hat den Geschäftsführer Salomon Dyk nicht abberufen, weil sein Vertrag bis 1940 läuft. Nun hat die Regierung eine Kreditsperre über die Gesellschaft verhängt. Sie will sie zugrunderichten und dann die Masse billig übernehmen, natürlich ohne Dyk. Wenn immer von einer Affäre Dyk gesprochen wird — wessen Skandal ist es eigentlich?

Hermann Budzislawski

Das Buch unsrer Schuld

Am 18. Juni 1927. Sitzung im Feme-Untersuchungsausschuß des Reichstags (so etwas gab es mal!). Zeuge: Herr Oberst v. Schleicher. Verhandlungsgegenstand: Wo sind die Akten über die Schwarze Reichswehr geblieben?

Der Zeuge macht wohlvorbereitete, wohlabgewogene Ausführungen im verbindlichen Ton des Biedermannes, der nichts verbergen will, weil — so soll es scheinen — nichts zu verbergen ist. Der Vorsitzende stellt ein paar Fragen; recht belangloser Natur, mehr um das Gesicht zu wahren. Einmal kann der Zeuge nicht antworten: „Wann ist das gewesen?" — „Das müßte ich erst einmal feststellen. Ich habe, glaube ich, die Akten darüber nicht hier."

Da erklingt eine andre Stimme: „Im März 1923." Der Abgeordnete Paul Levi greift ein. Er braucht nicht nervös in Akten zu blättern, er beherrscht diese Materie wie kein Zweiter in Deutschland. Noch eine Frage des Vorsitzenden, noch eine Antwort des Zeugen: „Die Vernehmungen sind aber selbstverständlich auch in den Akten des damaligen Roßbach-Prozesses." Wieder diese Stimme, ruhig und bestimmt: „Nein." Vorhin drei Worte, jetzt eins. Nicht eine Silbe zuviel.

Und dann gibt es in dieser Verhandlung keinen Vorsitzenden mehr und keine sonstigen Ausschußmitglieder. Es gibt nur noch diesen sozialistischen Abgeordneten, der Deutschlands klügster politischer Anwalt ist, und den Zeugen Schleicher, der schon damals alle Fäden der deutschen Wehrmachtpolitik in der Hand hat. Es folgt ein Duell in den elegantesten Formen; es endet damit, daß die Widersprüche, die Unwahrheiten in den Auskünften des Reichswehrministeriums ans Tageslicht kommen. Die mächtige Generalsklique wird besiegt, soweit das mit den Waffen des Geistes möglich ist. Als Schleicher, sonst allen Situationen gewachsen, die Tür des Sitzungssaales hinter sich schließt, ist er leichenblaß.

Das ist eine Szene aus dem soeben erschienenen Buche von Kurt Caro und Walter Oehme: „Schleichers Aufstieg" (Ernst Rowohlt-Verlag; kart. 4,80). Der Titel gibt keine rechte Vorstellung von der Bedeutung dieser Arbeit. Sie ist mehr als etwa eine Biographie einer noch so wichtigen Persönlichkeit. Sie ist, wie der Untertitel sagt, „ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Gegenrevolution" — und zwar ein höchst wertvoller! Eine Darstellung des Anteils der Militärs am Siegeszug der deutschen Gegenrevolution, eine Geschichte der deutschen Reichswehr vom November 1918 bis zum November 1932.

Wievieles wird da wieder lebendig, wievieles wird erst jetzt ins richtige Licht gerückt! Die Verbindung zwischen kaiserlicher Heeresleitung und sozialdemokratischen Volksbeauftragten gleich nach dem Umsturz — die politische Hilflosigkeit der Arbeiter- und Soldatenräte — die Zeit der Freikorps und des Reichswehrministers Noske — der Kapp-Putsch — die langen Jahre des Regimes Geßler — 1923 und der heroische, weitsichtige Kampf Zeigners gegen die Schwarze Reichswehr — so geht es weiter bis in unsre herrliche Gegenwart. Eine Fülle von Material, gut ausgewählt, überzeugend geordnet. Ein packendes, dramatisches, ein im besten Sinne politisches Buch.

Manches kann man anders sehen als die Verfasser. Ich glaube, daß sie irren, wenn sie der Schwarzen Reichswehr, dem Grenzschutz und den andern Anhängseln der Wehrmacht nur innenpolitische, konterrevolutionäre Bedeutung zuschreiben. Man darf nicht übersehen, daß dies alles auch Faktoren in der Vorbereitung neuer imperialistischer Bestrebungen waren. Ich meine auch, daß man die wirtschaftlichen Grundlagen nicht so unerwähnt lassen darf, wie es die Verfasser getan haben.

Trotz dieser Einwände: Dieses Buch geschrieben zu haben, diese so entscheidend wichtigen Probleme so mutig und so klug dargestellt zu haben, ist in höchstem Maße verdienstvoll. Dieses Buch zeigt, warum alles so gekommen ist, so kommen mußte, es veranlaßt uns einmal über das andre

zu der Erkenntnis: „Nostra culpa, nostra maxima culpa!". Je mehr die Lehren dieses Buches Allgemeingut werden, um so größer ist die Aussicht, daß wir bei der nächsten Gelegenheit anders, klüger, erfolgreicher handeln!

Walter Fabian

Stafetten-Gespräch

Einen Stierkampf der Geister durfte man erhoffen, als die „Gesellschaft für Deutsches Schrifttum" ein „Streitgespräch" zwischen dem revolutionären Nationalisten Friedrich Hielscher, dem Protestanten Günther Dehn und dem Katholiken Erich Przywara ankündigte. Denn Hielscher hätte das Zeug dazu, die Herren von der Religion aus ihrer formvollen Ruhe zu kitzeln; böse, kalt und scharf, ein nackter Spitzkopf, aber zupackend, gebildet, intelligent — ein geistiger Genuß ersten Ranges. Sehr prägnant und witzig, wo er ablehnt, und von einer zänkischen Unduldsamkeit, wo er bejaht. Ein Reich der Seele will er. Deutscher ist man nicht durch Rasse oder Abstammung sondern durch eine bestimmte Denkweise. Auch Chinesen und Neger angenehm. Was für eine Denkweise? Der Bau, den Hielscher aufführen will, ähnelt dem Völkerschlachtdenkmal. Recken unter sich. Eine Art Kasernenhofsozialismus, der die Menschen schon gerecht zu behandeln glaubt, wenn er sie alle miteinander in Reih und Glied ausrichtet.

Die Aussicht auf ein Streitgespräch hatte den Saal bis auf den letzten Platz gefüllt. Das Publikum etwa einer Wagneraufführung im Abonnement. Hausfrauen in Begleitung ihrer Ehemänner, baumlange Studenten mit aneckenden Ellenbogen, kurze Mädchen mit Notizbuch und unbekümmertem Busen — zuverlässige, aufmerksame, spießbürgerliche Zuhörer. Aber nicht drei Kanzeln waren aufgebaut sondern nur eine, und die Veranstalter hielten sich an das Rezept aus Morgensterns Turmuhren-Gedicht: „Warum nicht auch die Völker hintereinander statt widereinander schlagen". Vorträge nach Manuskript, statt des Mutes zu improvisierter, lebendiger Auseinandersetzung. Mit einem humanistischen Feuerwerk griechischer und lateinischer Vokabeln beleuchtete der kleine, schmale Jesuit den wenig aktuellen Begriff des Gottesreiches. Daneben weichlicher und unbestimmter der protestantische Professor. Welch eine Zeit, die einen solchen — nach diesem Vortrag zu urteilen — friedlichen Phrasendrescher auf der Tenne des Herren als Aufrührer vom Kollegpult trieb!

Was das Thema „Reich und Kreuz" anlangt, so konnte die Auseinandersetzung zwischen einer mittelalterlichen Utopie und einem mittelalterlichen Symbol auch im besten Fall nicht sehr fesselnd werden. Immerhin zeigte sich das Publikum beunruhigt durch die Frage, ob das „Reich", das es nie geben wird, mit oder ohne den lieben Gott zu errichten sei. Dehn kennzeichnete Hielschers Gleichsetzung von Staat und Gott mit Recht als verkappte Gottlosigkeit. Er forderte, daß der Staat ins Privatleben des Einzelnen nicht eingreife, offenbar nicht aus Liberalismus, sondern wohl, weil er dies Privatleben der Kirchenpraxis zu reservieren wünscht. Die Herren teilen einen Besitz, der nicht ihr Eigentum ist. Hielscher vertrat einen Standpunkt gänzlicher Amoralität im Dienste eines egoistischen Deutschtums. Die Heiligkeit, von der er gern spricht, ist im Grunde keine andre, als die der Zweck dem Mittel verleiht. Was existiert, ist eo ipso gut; der Kampf wird als notwendige Grundbedingung alles Daseins akzeptiert; ubi patria, ibi bene und: wright or wrong — my country. Der Hohenfriedberger Marsch sei mit der Heilsbotschaft von Bethlehem nicht zu vereinen. Das sind klare Worte, an die man sich halten kann.

Als nächste Veranstaltung ist eine Auseinandersetzung mit den Kommunisten angekündigt. Man muß dringend wünschen, daß die Völker diesmal widereinander

streiten. Es besteht ein Heißhunger nach solchen Diskussionen. Begrüßenswert, daß sich, jenseits von Bierseidel- und Taschenmesserdisputen, eine Aussprache zwischen den Gegnern anbahnt. Kampf ist erst möglich, wo die Streiter aufeinandertreffen. Und so darf man sich über und auf solch Zusammentreffen mit den Worten des Clowns Charles Rivel freuen: „Eine Brücke — schööön!"

Rudolf Arnheim

Neues vom Kaffee

Der Nationale Kaffeerat in Brasilien kommt aus den Sorgen nicht heraus und ist darin ein verkleinertes Abbild der hilflosen europäischen Wirtschaftsberatungen in Permanenz. Alle bisherigen Versuche, sich des überschüssigen Kaffees zu entledigen, haben zu keinem befriedigenden Ergebnis geführt. Es sei nur an den glänzenden Einfall erinnert, aus Kaffee Briketts zu machen. Als die Briketts fertig waren, wußten die Brasilianer nicht, wen und was sie damit anfeuern sollten. Soll man zwecks besserer Ausnutzung der Kaffeebriketts neue Kesselanlagen erbauen? Und was mit dem Dampf dieser Kesselanlagen beginnen? Welche Schwungräder soll er treiben? Und die Schwungräder: welche Maschinen sollen sie in Bewegung setzen? Und in welchen Fabriken sollen die Maschinen arbeiten? Und was sollen sie erzeugen? Und wer soll das Erzeugte kaufen? Lauter ungelöste Fragen angesichts der riesigen Kaffeebrikettlager. Ganz abgesehen davon, daß Brasilien kein Geld hat, auch nur einen neuen Ofen zu setzen, um Kaffeebriketts zu verfeuern. Und wozu braucht man im tropischen Brasilien Öfen? Nein, so war die Wirtschaft nicht anzukurbeln.

Wills das Unglück, daß jetzt dem Nationalen Kaffeerat in Brasilien vom Kaffee-Forschungs-Institut in Sao Paolo eine interessante Entdeckung vorgelegt wird, wonach man die Kaffee-Ernte durch Anpflanzung von Eukalyptusbäumen verdoppeln kann; denn der Kaffeestrauch wächst im Schatten doppelt so üppig. Und damit nicht genug, geben die Blätter des Eukalyptusbaumes ein besonders gutes Düngemittel für die Kaffeepflanze.

Das Kaffee-Forschungs-Institut soll der Teufel holen, denkt der Nationale Kaffeerat in Brasilien und schüttet in nächtlicher Heimlichkeit hunderttausend Sack Kaffee in den Ozean.

Aber diese nationalökonomische Krisenmaßnahme genügt nicht. Der brasilianische Kaffeerat hat eine neue rettende Idee. Er hat herausgefunden, daß der Kaffee selbst ein noch besseres Düngemittel ist als die Eukalyptusblätter. Laut Beschluß des Nationalen Kaffeerats wird aus den Kaffeebohnen an Stelle von Briketts ein organisches Düngemittel hergestellt. Das Kaffee-Forschungs-Institut in Sao Paolo soll zerspringen.

Welch ein sinnvoller Kreislauf: man macht aus Kaffeebohnen Dünger, damit noch mehr Kaffee wächst, aus dem man Dünger macht, damit ... und so ins Unendliche der Kaffeekrise.

Unökonomisch ausgedrückt scheint es uns, daß der Nationale Kaffeerat in Brasilien Mist macht.

Es ist dies eine der verbreitetsten heutigen Produktionsformen, und nicht nur in der brasilianischen Kaffeewirtschaft.

An Stelle der Erfindung von Kaffeebriketts und Kaffeedünger ist eine große Welt-Entdeckung fällig, nämlich, daß der Kaffee eigentlich zum Trinken da ist. Und daß es darauf ankommt, die Welt so einzurichten, daß die Leute sich wieder ein paar Tassen leisten können. Man hat in der allgemeinen Geistesverwirrung eine Kleinigkeit übersehen: den Verbraucher. Nur darum düngt man mit Kaffee, um Bohnen zu erzeugen, die man verfeuert, um Wärme zu gewinnen, die man nicht braucht.

Aber um gerecht zu sein: der Nationale Kaffeerat ist nur ein Abfallprodukt der internationalen Ratlosigkeit.

Hans Natonek

Kann es dem Ehemann zugemutet werden?

Eine Frau, namens Müller, schrieb an ihren Ehemann: „Mein lieber Matz, sei verständig und gönne mir den Otto N. Ich verlasse dich ja darum nicht. Es ist meine große Liebe. Deine Muschie (Margarete)."

Darauf der Mann namens Müller: „Liebe Margarete, nicht mehr Muschi. Ich denke gar nicht daran ‚verständig' zu sein. Du hast einen kleinen Vogel. Ich gönne dir Otto, lasse mich aber scheiden, werde dich notfalls materiell sicherstellen. Max (nicht mehr Matz)."

Maxens Scheidungsklage wurde zugelassen: „Einer verheirateten Frau", so lautete das Urteil des preußischen Gerichts, „könne eine große Liebe zu einem andern Mann nicht zugestanden werden. Sie muß entweder die große Liebe aufgeben oder die Ehe lösen. Es kann einem Ehemann nicht zugemutet werden, damit einverstanden zu sein, daß seine Frau einen Geliebten hat."

Max bekam also Recht, worauf Margarete Widerklage wegen der Beleidigung „Du hast einen kleinen Vogel" erhob. In dem kleinen Vogel konnte das Gericht aber keine Beleidigung erblicken.

Der Schriftsteller Bernstein, der die Handlung zum „Träumenden Mund" geliefert hat, war der Ansicht: Zwei Männer und eine Frau — da bleibt nur: Ins Wasser, und zwar mit der Frau. Aber da ist nun eine vernünftige, ehrliche Berlinerin, der es ganz gleich ist, in welchem Ausmaß die Literatur vom Ehebruch gelebt hat und was überhaupt die große Liebe für eine große Rolle spielt und daß sie ein Naturtrieb ist, über den die großen Dichter und Menschen jeden Lebensalters sich den Kopf zerbrachen, und sie geht hin und denkt, man wird doch seinen eignen Mann noch fragen dürfen und macht einen Vorschlag zur Güte, den achtzig Prozent der Frauen und siebzig Prozent der Männer in aller Heimlichkeit richtig finden. Aber dieser Max trägt einen dicken Kamm auf dem Haupt und gestattet nicht. Dabei ist es doch so, daß heute bei einer heimlichen Umfrage wahrscheinlich von hundert Männern, die ihre Frauen lieben — und die meisten Männer lieben doch ihre Frauen, sie trauen sich nur nicht, es öffentlich zuzugeben — fünfzig auf dem Standpunkt stehen würden, eine lebendige Frau mit großer Liebe sei ihnen lieber als eine tote im Wasser ohne große Liebe. Und die meisten ließen es sich „zumuten".

Gabriele Tergit

Liebe Weltbühne!

Hier in Basel ist in einer Vorstadtstraße ein ganz kleines Lädchen, das gehört einem alten Fräulein, darin verkauft sie Socken und baumwollene Damenstrümpfe und Leibchen und allerlei brave Stricksachen.

Weil wir nun aber die Konkurrenz der großen Warenhäuser haben und weil der Mittelstand auch leben will und weil das Leben überhaupt sehr schwer ist, so hat sich das alte Fräulein eine gradezu amerikanische Reklame ausgedacht.

In ihrem Schaufenster steht, mit Watte umrahmt, ein Schildchen. Auf dem ist zu lesen:

DAS KÖNNEN SIE
AUCH BEI MIR HABEN!

Dies wünscht Dir
Dein treuer, aber noch nicht gesunder
Peter Panter

Weisheit aus dem Dritten Reich

Aus einer Rede des Pg Meyer-Koblenz in Kreuznach:

In Griechenland predigten die Juden die Frauenbefreiung, die Folge war das Hetärentum, das Griechenland zu Fall brachte.

Nicht jeder Kommunist ist ein Verbrecher, aber jeder Verbrecher ist ein Kommunist.

Die Frau braucht nicht zu wählen und braucht nicht zu kämpfen, sie ist mehr lyrisch veranlagt und soll sich dieser Veranlagung entsprechend dem Manne wertvoll machen, dann kann sie ihm den Elan geben, den wir Männer brauchen, um

Land und Volk wieder frei zu machen. So kann die deutsche Frau der Grundstein der deutschen Auferstehung werden.

Im Anfang schuf Gott die Rassen, die Klassen hat erst der Fremdling Karl Marx geschaffen.

Es kann ja gar nicht genug kosten!

Wäre die letzte Reichstagswahl nur vier Wochen später gewesen, wir hätten einen neuen und noch größeren Erfolg errungen. Denn auch dieses Mal haben sich meine Prophezeiungen mehr als zu hundert Prozent erfüllt.

A. Hitler, Schriftsteller

Früh übt sich ...

Niederscheldenhütte, 11. Januar. Schulkinder hatten „Soldatenklubs" gegründet. Zwei dieser „Soldatenvereine", der „Adolf"- und der „Augusta"-Klub, lieferten sich eine regelrechte Schlacht. Auf den Bunkeranlagen der früheren Hütte wurde die Schlacht ausgetragen. Mit Luftbüchsen, Steinen und Holzsäbeln gingen die Kinder aufeinander los. Als Erwachsene hinzukamen, hatte die Schlacht bereits zehn Verwundete, zum Teil mit schweren Kopfverletzungen, die von Steinwürfen herrührten, gefordert. Sämtliche Verletzte mußten sofort in ärztliche Behandlung genommen werden.

Hoche sieht durch Mauern

Die Argumente, mit denen radikale Gruppen die Todesstrafe bekämpfen, wollen nicht viel bedeuten; ihre Motive sind durchsichtig; sie haben ein Interesse daran, daß sie bei dem als Einleitung von Umsturzbewegungen üblichen Öffnen der Zuchthäuser bewährte Verbrecher dort am Leben vorfinden.

Prof. Dr. A. E. Hoche, ‚Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform', Heft 9/10

Hinweise der Redaktion

Berlin

Club der Geistesarbeiter. Dienstag 20.00. Spichernsäle, Spichernstr. 3. Kontradiktorische Diskussion zwischen K. A. Wittfogel, Otto Straßer und Herbert Blank: Kommunismus und Nationalsozialismus.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Donnerstag 20.00. Café Adler am Dönhoffplatz, Kommandantenstr. 84. Öffentlicher Ausspracheabend. Hans Joachim Wiegand: Aufrüstung aus Angst; Heinrich Mann: „Bekenntnis zum Übernationalen" (Rezitation: Leo Menter).

Club 1926. Freitag 20.00. Café Wittelsbach, Bayrischer Platz 2. Öffentliche Diskussion: Wie ist ein einheitlicher Kampf gegen die Kulturreaktion möglich? Es sprechen: Elly Brücker, Hanns-Erich Kaminski, Kurt Rosenfeld und Ernst Toller.

Antikriegsmuseum, Parochialstr. 29. Freitag (27. 1.) 20.15: Ernst Friedrich hält die traditionelle Ex-Kaisersgeburtstagsfeier ab.

Verein der Künstlerinnen, Schöneberger Ufer 38. 11.00—18.00. Sonntags 12.00 - 14.00: Ausstellung Arthur Segal.

Kunstgruppe des Deutschen Lyzeum-Clubs, Lützowplatz 15. 11.00—16.00: Ausstellung Käthe Münzer-Neumann.

Düsseldorf

Gesellschaft zur Organisierung Sozialwissenschaftlicher Vorträge. Mittwoch 20.15. Ludwigsburg, Steinstr. 40. Alfons Goldschmidt: Reise nach Mittelasien oder Sozialismus am Dach der Welt.

Hamburg

Weltbühnenleser. Donnerstag 20.30. Timpe, Grindelallee 10: Krisen und Krisenüberwindung.

Bücher

Friedrich Wolf: Bauer Baetz. Erwin Schuler, Stuttgart (0,90).

Rundfunk

Dienstag: Berlin 18.30: Wir kritisieren uns selbst, K. Heuser, H. Kasack und B. Nelissen-Haken. — Langenberg 20.00: Das Aschenseil, Hörspiel von Walter Bauer. — Leipzig 22.00: Musik der Zeit. — Donnerstag: Königswusterhausen 18.00: Alfred Mombert liest. — Freitag: Moskau 20.00: Landwirtschafts- und Industriepläne 1933. — Berlin 21.15: Artur Schnabel spielt. — München 21.40: Gedichte von Alexander Lernet-Holenia. — Sonnabend: Moskau 20.00: Marxismus und Leninismus. — Sonntag: Moskau 20.00: Lenins Gedenktag. Montag: Moskau 20.00: Die Entwicklung der Landwirtschaft im Jahre 1933.

Antworten

Professor Doktor Normano-Lewin. Daß Sie an der berühmtesten amerikanischen Universität nationalökonomische Vorlesungen halten konnten, ohne die hierfür vorgeschriebenen Examina gemacht zu haben, spricht nicht gegen Sie. Eher schon, daß Sie ungeheure Millionen erschwindelt haben. Sie meinen, es sei ein Milderungsgrund, daß man Ihnen das so leicht gemacht habe. Nach unsrer Meinung nicht. Es entschuldigt Sie nicht, es belastet nur Ihre Gegenspieler. Wieso ist es möglich, daß man einem Mann mit unverkennbarem ostjüdischem Jargon ohne weiteres den Paß von Nicaragua glaubt? Wieso war dieser Paß von Nicaragua sogar echt? Stimmt es, daß Sie und viele andre ihn an der allein zuständigen Stelle gegen Geld bekommen haben mit der einzigen Verpflichtung, ihn nicht zu benutzen, um nach Nicaragua zu gehen? Und warum wird es einem Staatenlosen noch immer und überall so schwer gemacht, als solcher oder mit einem Nansenpaß versehen durchzukommen?

Reichsverband der Deutschen Presse. In dem Neujahrsartikel deines Verbandsorgans überhäufst du deinen bisherigen Geschäftsführer Gustaf Richter mit Lobes- und Dankhymnen. In den Kreisen der Verbandsmitglieder denkt man über diesen Herrn vielfach recht anders. Man findet die Finanzwirtschaft, die er mit dem „Haus der deutschen Presse" getrieben hat, keineswegs erfreulich und bedauert besonders, daß dadurch die Regierung zu finanzieller Unterstützung genötigt wurde, was weder im Interesse des Ansehens noch der Unabhängigkeit der Presse begrüßt werden konnte. Man wundert sich auch über die etwas weitgehende Generosität, mit der die Bezüge des Herrn Richter geregelt wurden. Ein Monatsgehalt von 1700 Mark nebst 800 Mark Repräsentationszulage war gewiß nobel. Mußte dies ganze Gehalt einschließlich der Repräsentationszulage Herrn Richter noch ein halbes Jahr nach seinem Ausscheiden bewilligt werden? Auch die Monatspension von 650 Mark erscheint etwas reichlich, zumal Herr Richter sich noch in voller Arbeitskraft befindet und außerdem eine Offizierspension beziehen soll. Die Mitglieder des Reichsverbandes haben durchschnittlich ein Monatseinkommen von 300 Mark. Dieser Betrag erscheint uns nicht so erheblich, um eine so üppige Pensionierung eines Geschäftsführers zu rechtfertigen, der allzu üppig mit den Geldern für das Verbandshaus gewirtschaftet hat. Zumal in Krisenzeiten wie der heutigen die Zahl der erwerbslos werdenden Verbandsmitglieder täglich größer wird!

C. Z. Klötzel. Sie schreiben uns: „Warum gibt es jedesmal ein Malheur, wenn in Deutschland sogenannte ‚liberale' Professoren den Mund auftun? In der ‚Deutsch-Französischen Gesellschaft' sprach vor einigen Tagen Herr Fritz Kern, Professor an der Universität Bonn, ein Historiker und Soziologe, dessen journalistische Produktion in einigen als liberal geltenden Blättern gleich serienweise abgelagert wird. Man hatte ihn als deutschen Redner dem Herausgeber der pariser ‚Revue Allemande', Professor Boucher, gegenübergestellt, und das Thema der Herren war ‚Sturz und Wiederaufstieg des Liberalismus'. Der Franzose entledigte sich seiner Aufgabe in einer etwas abstrakten, im übrigen aber nach Form und Inhalt noblen Weise: mit einer Apologie für das Selbstverantwortungsgefühl des Individuums und die Geistesfreiheit, die kein ‚Glaube an den Führer' zu ersetzen würdig sei. Herr Kern versprach, die Ausführungen Bouchers vom Standpunkt des Historikers und Soziologen zu ergänzen. Was er sprach, war eine einzige moralische Rechtfertigung des Fascismus, von Hitler — dessen Namen zu nennen er sich noch genierte — bis zu Mussolini, den er als den einzigen europäischen Staatsmann pries, der es heute noch wagen dürfe, liberalistische Ideen laut auszusprechen. Die Franzosen, so führte Herr Kern aus, könnten gut Libe-

rale sein, sie seien eben ein Volk von Bürgern und außenpolitisch erfolgreich, den Deutschen aber habe Versailles den Appetit am Liberalismus verdorben, nachdem er ihm immer schon verdächtig war, weil sich dem Deutschen die französische Revolution in der Hauptsache als eine ‚imperialistische Expansion Frankreichs über seine Grenzen hinaus darstelle. In diesem Tone gings weiter: bis zu der Geschmacklosigkeit, die Deutschen hätten im Ruhrkampf ihr redlich Teil dazu beigetragen, die Franzosen ‚zur Vernunft zu bringen, so daß sie dem Poincarismus entsagten'. Als darob etliche Unruhe im Saal entstand, beeilte Herr Kern sich, hinzuzufügen, leider seien die Deutschen selbst dadurch nicht vernünftiger geworden... Im übrigen bemühte dieser „liberale" Soziologe alle Methoden des historischen Materialismus, um darzutun, daß man den Deutschen in ihrer wirtschaftlichen Notlage gar keinen Liberalismus zumuten dürfe. Und als Beweis für das große Maß liberalen Denkens, das immer noch bei der deutschen Intelligenz, besonders bei den Richtern und Professoren, wirksam sei, führte Herr Kern den Fall Cohn-Breslau an, der als grandiose Ausnahme die Regel bestätige. Im übrigen ist der Herr Professor optimistisch. Da er Liberalismus fortgesetzt mit freihändlerischem Kapitalismus verwechselt, ist ihm um die Zukunft Europas nicht bange. Es wird ‚liberal' im Sinne eines modifizierten Manchestertums sein, weil es gar nicht anders existieren könnte. So blamabel diese Selbstentlarvung Kerns war, so wichtig ist es, sie festzunageln. Sie ist eines der kennzeichnendsten Symptome für die geheime Fascisierung der angeblich liberalen Kreise."

Roda Roda. Sie schreiben uns: „Es gibt eine kleine Erzählung von mir ‚Die Gans von Podwolotschyska' — Geschichte vom Bahnhofswirt Zibebenstrudel, der jahrelang seine Gäste um den Gänsebraten prellte. Die Geschichte ist in drei Zeitungen erschienen: in Anthologien, in meinen Ausgewählten Werken; ich habe sie in Varietés vorgetragen, im Rundfunk, auf Schallplatten. Gestern schlage ich eine illustrierte Wochenschrift auf, und was lese ich darin? Meine Geschichte. Nur heißt sie diesmal anders und ist von Jo Hanns Rösler. Muß es mich nicht mit Stolz erfüllen? Es fand ein jüngerer Autor so viel Gefallen an meiner Arbeit, daß er die Arbeit neuerdings verbreitet; allerdings unter seinem Namen."

Reichsbund jüdischer Frontsoldaten. Wir nehmen gern von Ihrer Zuschrift Kenntnis, wonach der von uns glossierte „Kamerad Neumann", der bei Ihnen in einer Aufklärungsversammlung gesprochen hat, weder Mitglied Ihres Bundes noch überhaupt Jude ist. Andernfalls wäre seine Empfehlung, der Deutschnationalen Volkspartei beizutreten, auch gar zu toll gewesen.

Oberstudiendirektor Dr. Jacobsthal, Wilmersdorf. Bei der Weihnachtsfeier der Oberrealschule am Hindenburgpark fand eine Aufführung statt, die im Schützengraben an der russischen Front spielte. In Ihrer überaus kriegsbegeisterten Festrede — Friede auf Erden! — haben Sie die Feststellung getroffen, „daß niemals das Weihnachtsfest inniger, tiefer und frömmer gefeiert worden sei als im Schützengraben". Offenbar wollten Sie Ihren Schülern den Mund wäßrig machen nach einer künftigen Weihnachtsfeier im Schützengraben.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.
Im Falle höherer Gewalt oder Streiks haben unsere Bezieher keinen Anspruch auf Nachlieferung oder Erstattung des entsprechenden Entgelts.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Auf Befehl! von Jan Bargenhusen

Als Papen ging und Schleicher kam — welch ein Aufatmen! Wer damals zu sagen wagte, daß sich ja eigentlich im Grundsätzlichen nicht das Geringste geändert habe, wurde von den Realpolitikern hart angelassen. Nach zwei Monaten Schleicherkabinett ist die Ernüchterung fast ebenso groß wie damals der Überschwang. Die deutsche Politik hat nichts davon gewonnen, daß der ewige „Mann im Hintergrund" gezwungen worden ist, ins volle Rampenlicht der Verantwortung zu treten. Hat Schleicher den Schaden vom 20. Juli wiedergutgemacht, hat er die preußische Gegenrevolution der Bracht und Papen rückwärts revidiert? Hat er, der „soziale General", das Vertrauen des Volkes gefunden? Muß er nicht befürchten, daß beim nächsten Zusammentritt des Reichstags eine noch vernichtendere Mehrheit für ein Mißtrauensvotum gegen ihn zustandekommt als gegen Papen? Wo steht die versprochene Arbeitsbeschaffung, der „einzige" Programmpunkt der Regierung? Und wo die Siedlung?

Alles in allem muß man heute fragen: Hat Schleicher jemals regiert? Seit dem Beginn seiner Kanzlerherrlichkeit herrscht in den Ministerien eine Ruhe, die dieser Tage jemand treffend mit den Worten charakterisiert hat, daß die Wilhelm-Straße in ein „abenteuerliches Schweigen" gehüllt sei. Es geschieht nichts; es wird immer nur etwas verhindert. Die Allmacht der Bureaukratie, die — sobald sie keine Kontrolle über sich spürt — eigentlich nur im Negativen groß ist, hat wieder einmal Formen angenommen, die jeder Beschreibung spotten. Der Krieg der Ressorts untereinander ist auf der ganzen Linie entbrannt. Die Interessenten aber, denen die Wandelhalle des Reichstags verschlossen ist und die den Reichskanzler Schleicher vergeblich zur Erfüllung zahlreicher früherer Versprechungen des Reichswehrministers Schleicher mahnen, — die Interessenten stürmen das Reichspräsidenten-Palais.

Gereke, der „Schäferhund", der vordem mit muntern Kapriolen die „zinslosen" Arbeitsbeschaffungs-Kredite apportieren wollte, ist nicht nur an die Leine der Ressorts genommen worden. Das wäre ja noch kein Unglück, im Gegenteil. Er wird auch von der übermütigen Ministerialbureaukratie der umliegenden Häuser in einer so häßlichen und überflüssigen Weise geschurigelt, daß man dies Schauspiel nur mit einigem Mitleid betrachten kann. Und wenn erst der letzte Mann auf der Straße gesehen hat, welch groteskes Mißverhältnis zwischen den programmatischen Verheißungen des Kanzlers zum Thema Arbeitsbeschaffung und den realen Möglichkeiten des „Sofortprogramms" besteht, dann gute Nacht!

Einstweilen fängt das, was man in Deutschland so schön „die Wirtschaft" nennt, zu revoltieren an. Es sind keineswegs nur die Herren von Ruhr und Rhein, die Schleichers Passivität heftig tadeln. Auch anderwärts macht sich der Unmut darüber, daß das politische Krisenspiel unverändert andauert,

in deutlichen Worten Luft. So haben beispielsweise die Kaufleute und Industriellen Oberbayerns — also gewiß Leute, die alles Andre als Scharfmacher sind — in ihrer münchner Industrie- und Handelskammer eine Resolution angenommen, in der mit Sorge und Schmerz:

„die zerstörenden Wirkungen der zerfleischenden Innen- und Parteipolitik auf den wirtschaftlichen Genesungsprozeß, der als Folge des Papenschen Wirtschaftsprogramms in vielen Branchen durch eine bemerkenswerte Belebung sichtbar wurde . . ."

vermerkt werden. Sieht man noch immer nicht, wohin diese Enttäuschung über das Ausbleiben der Ankurbelung treibt?

Papen hat das unerhörte Glück gehabt, daß zu Beginn seiner Kanzlerschaft, gleich nach Lausanne, wo er die reifgewordene Frucht der Reparationspolitik pflücken konnte, das erste sanfte Säuseln einer aufsteigenden Konjunktur durchs Land ging. Und nun ist er der Kanzler der „Krisenwende"; der Ruhm, die ökonomische Entwicklung zum Bessern gedreht zu haben, wird ihm nie wieder genommen werden. Daß er, nach dem Willen des „Reviers", abtreten mußte, weil sein Weiterregieren die Gefahr konjunkturzerstörender Komplikationen heraufbeschworen hätte, ist bereits halb vergessen. In den Augen der „Wirtschaft" steht er — oder vielmehr das System der autoritären Regierung, das er verkörperte — wie ein Gigant da; sein Schatten verdunkelt den Weg des Nachfolgers, der nicht, gleich ihm, den Mut aufgebracht hat, dem Kapitalismus noch einmal eine Chance zu geben.

Was ist denn Schleicher? Nach seinen eignen Worten weder Kapitalist noch Sozialist, also ein ökonomischer Zwitter. Da wußte man ja unter Hermann Müller schon eher, woran man war! Tatsächlich wird jetzt in der „Wirtschaft" der Vergleich zwischen Müller und Schleicher gezogen; er fällt gewiß nicht schmeichelhaft für den „Syndikus der Reichswehr" aus, wie man den General gern nennt.

Mit aller Offenheit wird jetzt ausgesprochen, daß Schleichers Idee der „gewerkschaftlichen Volksfront" ebenso Schiffbruch erlitten hat wie sein Plan, mit Gregor Straßer gegen Hitler das Experiment zu wiederholen, das er mit Treviranus — gegen Hugenberg — unternommen hatte. Und nun dieser Rückfall in die parlamentarischen Methoden, diese Suche nach einer Mehrheit, wenn auch nach einer Mehrheit der Rechten; dies Hin und Her der Parteiführer-Empfänge... Die „Wirtschaft" ist herzlich unzufrieden; sie sehnt sich nach den Methoden Papens zurück. Damals ging auch bei der Linken, wenn auch mit Zähneknirschen, das Wort um: „Regieren können die Jungens doch — das muß man ihnen lassen!"

Ganz kluge Leute in der Industrie munkeln freilich, die Passivität Schleichers beruhe auf einem besonders fein gesponnenen Plan: er wolle lediglich dem Reichspräsidenten ad oculos demonstrieren, daß die ihm gegebenen Vollmachten nicht ausreichend seien, um dem „Fortwursteln", der „zerstörenden Parteipolitik", ein Ende zu machen. Er werde erst dann die Maske der Passivität abwerfen und, nach der abenteuerlichen Ruhe von heute, eine nicht minder abenteuerliche

Aktivität entfalten, wenn seine Ermattungsstrategie gegenüber den Parteien gesiegt habe — wenn klar erwiesen sei, daß mit dem Reichstag eben nicht regiert werden könne, weder in seiner jetzigen Zusammensetzung noch nach Neuwahlen, die ja kein grundsätzlich andres Bild ergeben könnten.

Rechnet Schleicher wirklich so? Und muß er nicht fürchten, daß er sich dabei schneller verbraucht als seine Widersacher —, so daß dann, wenn überhaupt, ein andrer Kanzler an seiner Stelle die gewünschten umfassenden Vollmachten für ein totales Präsidialsystem, für den direkten Appell an das Volk, also für die Ausschreibung von Nationalversammlungswahlen unter neuem Wahlrecht, für die Beseitigung des Dualismus Reich-Preußen und so weiter erhält —?

Freilich: viel gibt es da nicht mehr zu „verbrauchen".

Der Fonds an persönlicher Autorität, mit dem Schleicher sein Amt angetreten hat, ist bereits schrecklich zusammengeschmolzen. Besonders böse hat ihm der Landbund zugesetzt. Die Herren vom Landbund erzählen überall mit großem Vergnügen von der Szene, die sich — in ihrer Gegenwart — im Reichspräsidentenpalais abgespielt hat. Nach einer aufgeregten Vorstandssitzung des Reichslandbundes, in der es den „besonnenen Elementen" gelungen war, durch Vorlage einer Klamauk-Resolution die Forderungen der „Radikalen" abzubiegen — diese wollten nämlich die Landwirtschaft zum totalen Zahlungsstreik aufrufen — hatte man einen Empfang beim Reichspräsidenten improvisiert. Noch erhitzt von der Sitzung, erschienen die Landbund-Syndici bei Hindenburg, um sich darüber zu beklagen, daß jetzt die Osthilfe liquidiert, der Sicherungsschutz allmählich aufgehoben werde, sodaß einige der „alten Familien" ihre Güter verlieren müßten. Man verstand es, diese Maßnahmen, die seit einem halben Jahre überfällig sind, als etwas grundsätzlich Neues hinzustellen — als eine Aktion zur „Entedelung" des Besitzes, über die der Präsident bisher von seinem Kabinett im Unklaren gehalten sei.

Und nun wurden die Minister zitiert. Wieder einmal sprach der Offizier zum Offizier. Schleicher erhielt den „dienstlichen Auftrag", binnen vierundzwanzig Stunden durch Erlaß einer neuen Verordnung diese unerwünschten Dinge abzustellen. So kam die neue Verordnung über den Vollstreckungsschutz zustande. Und die Landbündler jubelten über ihren Erfolg, den sie sich keineswegs dadurch verekeln ließen, daß die Reichsregierung, eigentlich nur: das Reichskabinett, wegen des unerhörten Tones der mittlerweile veröffentlichten Resolution, nachträglich die Beziehungen zum Landbund abbrach.

Die neue Verordnung berührt zwar formell die Verhältnisse der Osthilfe nicht — aber keine Sorge! Die Sabotage der Siedlung wird deswegen auf kaltem Verwaltungswege doch weitergehen: man weiß ja jetzt ganz genau, daß Hindenburg keinen Siedlungsbolschewismus wünscht! Die „Wirtschaft", die längst mit Schmerzen auf den Beginn der Siedlung und ein allmähliches Auftauen der bei den Landwirten eingefrorenen Forderungen gewartet hat, wird durch die Ver-

ordnung arg enttäuscht: weil diese erneut eine künstliche Untertemperatur im agrarischen Sektor der Volkswirtschaft entstehen läßt, eine Vereisung also, die das Erwachen des Konjunkturfrühlings verzögert. Der Landbund aber wird jetzt mit der Behauptung krebsen gehen, daß Schleicher den Befehl Hindenburgs nicht richtig ausgeführt habe — ein herrliches Stichwort für die weitere Oppositionshetze der eigentlichen Machthaber.

So also macht Ostelbien heute bei uns Politik. Wenn einmal die geschriebene der wirklichen Verfassung angepaßt werden wird — ein Vorgang, der schon deshalb erforderlich ist, weil kaum ein Mensch im In- oder Ausland mehr unsre Staatsform richtig zu klassifizieren versteht —, dann wird es einleitend vor der Feststellung, wem die Befehlsgewalt und wem die Gehorsamspflicht zukommt, heißen müssen: „Das Deutsche Reich ist eine Republik. Alle Macht geht vom Landbund aus."

John Simons chemische Geschäfte

von Gerald Hamilton

Nach allen Enthüllungen über die internationalen Verbrecher von der Rüstungsindustrie, nach allem, was wir über Krupp und Zaharoff und Shearer wissen, nach all den erwiesenen Berichten von zynischer Schurkerei, großzügigster Korruption und Mordlust um des Gewinnes willen, nach alledem hält man es für wenig wahrscheinlich, daß noch irgendetwas Neues über die Rüstungsindustrie gesagt werden könnte. Aber die Rüstungsindustrie hat ihre Machtmittel noch keineswegs erschöpft — es scheint, als wäre sie immer noch in der Lage, ihre eignen Spitzenleistungen auf dem Gebiete des Phantastisch-Gräßlichen zu überbieten.

So ist es heute zum Beispiel bereits allgemein bekannt, daß die Aktienmajorität der führenden Tageszeitung in der „Friedensstadt" Genf, des ‚Journal de Genève', von dem französischen Rüstungskonzern Schneider-Creuzot käuflich erworben wurde. Aber eine andre Tatsache ist noch fast unbekannt, die Genf noch viel mehr angeht, die noch viel inniger mit Genf verknüpft ist: kein Geringerer als Sir John Simon, der wichtigste Staatssekretär Seiner Britannischen Majestät und zugleich der mächtigste Einzeldelegierte an der scherzhafterweise noch immer so genannten Abrüstungskonferenz, ist höchstselbst als Aktienbesitzer der Imperial Chemical Industries an einer Gesellschaft interessiert, die eine besonders wichtige Rolle in der Blutigen Internationale spielt. Das klingt unglaublich? Es ist trotzdem wahr. Die in Frage stehende Gesellschaft ist das wesentlichste Bindeglied zwischen dem Britischen Chemie-Trust (Imperial Chemical Industries) einerseits und dem größten britischen Rüstungskonzern (Vickers-Armstrong) andrerseits. Die Gesellschaft bezeichnet sich selbst überaus bescheiden als Erzeugerin von „Düngemitteln und synthetischen Produkten". Ist es da nicht sonderbar, daß

dieser Firma, trotz ihrer bescheidenen Angaben, von den britischen Behörden eine so überragende Wichtigkeit beigemessen wird, daß die englische Regierung sowohl die Nominalsumme als auch den Zinsendienst des Aktienkapitals im Betrage von 5 500 000 Pfund Sterling zu garantieren für richtig gefunden hat? Die Werke der Gesellschaft, die sich in Billingham, England, befinden, waren ursprünglich Eigentum der britischen Regierung, doch veräußerte diese sie später an die chemischen Fabriken „Brunner Mond". Zugleich verkaufte sie damals die geheimen Formeln für Giftgase und andre Kriegskampfstoffe, die in den Nachkriegsjahren von den offiziellen Mitgliedern der britischen Militärmissionen und andern Regierungsspionen emsig in deutschen Werken „gesammelt" worden waren. Später wurde dann Brunner Mond dem Imperial Chemical Trust einverleibt. Die Gesellschaft ist nun in ihren Betrieben in Billingham eifrig bemüht, die Geheimprozesse zur Produktion von Kriegsmaterial, die sie in Deutschland gelernt hatten, in die Praxis umzusetzen. Als eines der wesentlichsten dieser Verfahren sei die Oxydation des Luftstickstoffs zu Salpetersäure genannt.

Am Gedeihen dieser Gesellschaft, deren eigentlicher Lebenszweck die Herstellung von Giftgasen ist, bleibt Sir John Simon im Umfange von mehr als fünfzehnhundert Aktien der ICI direkt und persönlich interessiert. Wie bereits erwähnt wurde, ist dieses Werk nichts andres als eine Tochtergesellschaft der Imperial Chemical Industries. Und wie steht es nun mit den Kriegsvorbereitungen der ICI selbst? Diese Frage wird genugsam beantwortet mit dem nachfolgenden Ausschnitt aus einem Geheimabkommen, das die offizielle Zusammenarbeit zwischen den ICI und dem Rüstungskonzern Vickers-Armstrong regeln soll: „... in der Einhaltung solcher Richtlinien, die im betreffenden Zeitpunkte von den verantwortlichen Mitgliedern der Regierung Seiner Majestät für richtig befunden werden ..."

Unter den Hauptaktionären der ICI befindet sich auch kein Geringerer als Mr. Neville Chamberlain, britischer Finanzminister, mit genau 11 747 Aktien.

Schon vor dem Kriege waren die engen Zusammenhänge zwischen Vickers-Armstrong und verschiedenen englischen Regierungsstellen kein Geheimnis. Die im Somerset House, dem offiziellen staatlichen Archiv- und Registeramt, hinterlegten Aufzeichnungen zeugen von einer gradezu fieberhaften Tätigkeit im Handel von Rüstungsindustrieaktien während des Frühsommers 1914. Der Repräsentant der Pfandbriefbesitzer von Vickers-Armstrong war damals Lord Sandhurst, der Lordkanzler von England selbst, der bis vor kurzer Zeit Unterstaatssekretär im Kriegsministerium war. Der Staatssekretär für die Kolonien, der Rt. Hon. Lewis Harcourt, M. P., war einer der Hauptaktionäre des Konzerns.

Keine wenn auch noch so oberflächliche Aufzählung dieser Umstände wäre aber vollständig ohne den Namen eines griechischen Abenteurers, der ein ungeheures Vermögen aus dem Verkauf und der Erzeugung von Waffen zusammengerafft hat:

Sir Basil Zaharoff, der ein enger persönlicher Freund und Ratgeber von Lloyd George war, zuerst Munitionsminister und später Premierminister von England. Es ist nicht möglich festzustellen, wo die Macht und der Einfluß dieser „grauen Eminenz" anfängt und wo sie endet. Erwiesen ist aber, daß, als im Jahre 1917 durch die Intervention der Vereinigten Staaten die Möglichkeit eines Friedensschlusses auftauchte, der britische Gesandte in Paris, Lord Bertie, angewiesen wurde, Zaharoffs Meinung einzuholen, bevor die britische Regierung selbst eine Entscheidung zu treffen wagte. In seinem Tagebuch schrieb Lord Bertie unter dem 25. Juni 1917: „...habe Zaharoff gesehen. Er ist durchaus dafür, den Krieg bis zum Ende weiterzuführen..." Jeglicher Kommentar erübrigt sich wohl.

Die heutigen Verhältnisse sind gänzlich unverändert, wie jedermann, der in den Geheimbericht über die Generalversammlung der Aktionäre von Vickers-Armstrong vom 4. April 1932 Einsicht zu nehmen Gelegenheit hatte, bedauernd feststellen muß. Wer aber sind heute die Aktionäre?

Es ist ebenso schrecklich wie traurig, auch in dieser Aktionärliste so prominente Namen vorzufinden: Lord Hailsham, Staatssekretär für Krieg; Rt. Hon. Sir John Gilmour, M. P., Ackerbauminister; und Rt. Rev. Dr. Carr, Lordbischof von Hereford.

Man fragt sich erstaunt, was wohl dieser allerchristlichste Bischof glaubt, wozu die Kanonen, in deren Erzeugung er so viel von seinem überflüssigen und unverdienten Reichtum angelegt hat, etwa verwendet würden? Stellt er sich vielleicht vor, daß sie ausschließlich zur Abfeuerung von Ehrensalven anläßlich des Besuchs ausländischer Herrscher in Verwendung kommen würden, oder ist diese Handlungsweise nur die logische Fortsetzung der kirchlichen Tradition, während des Kriegs Bomben, Geschütze und Kriegsflugzeuge zu segnen?

Wir sehen also, daß, während Abrüstungsdiskussionen eine vorübergehende Modeerscheinung sein mögen, die Kontinuität der Rüstungen gewahrt bleibt; wie das Sir Herbert Lawrence, der Vorsitzende der obenerwähnten 65. Jahresversammlung von Vickers-Armstrong ebenso freudig wie treffend ausgedrückt hat: „...erhebliche Fortschritte in der Entwicklung unsrer Landrüstungen sind zu verzeichnen... wäre die Nachfrage nach Waffen und Munition auf einer normalen Stufe gewesen, so wären ohne Zweifel die geschäftlichen Expansionen der Gesellschaft in dieser Richtung höchst einträglich gewesen... Vickers-Armstrong ist zum allergrößten Teil von Rüstungsaufträgen abhängig, um existieren zu können..."

Der Erfolg dieser „Existenzkämpfe" der Blutigen Internationale, die der Ring der Rüstungsindustrien darstellt, ist klar zu ersehen aus den statistischen Arbeiten Arnold-Forsters, der berechnet hat, daß im Depressionsjahr 1931 ein Betrag von **19 600 000 000** Mark (bei pari) von der ganzen Welt für Rüstungen ausgegeben wurde.

Uebertragen von Raymond Pollard

Richtung Kompromiß? von Hanns-Erich Kaminski

Über die Bedeutung, die die Nazis den lippeschen Wahlen beimaßen, hat man sehr zu Unrecht gespottet. Soweit bekannt, haben die Bewohner von Lippe niemals anders abgestimmt als die übrigen Deutschen. Diesmal wurde ihnen ihre Entscheidung zudem durch keine Listen erschwert, die nur von lokalen Interessen bestimmt waren. Es ist darum nicht einzusehen, weshalb man diese Wahl nicht ebenso hoch bewerten soll wie beispielsweise jede Nachwahl in England. Rechte und Linke erscheinen dann als ziemlich konstante Größen. Daß es zwischen Nazis und Deutschnationalen viele schwankende Gestalten gibt, ist aufschlußreich, darf uns jedoch gleichgültig lassen. Daß eine große Zahl von kommunistischen Wählern wieder zur Sozialdemokratie zurückgekehrt ist, kann dagegen, falls die nächste Reichstagswahl es bestätigt, außerordentlich wichtig werden.

Die deutschen Parteien, einschließlich der Arbeiterparteien, pflegen jeden Erfolg auf politische Leistungen, jeden Mißerfolg auf organisatorische und agitatorische Mängel zurückzuführen. Jetzt triumphieren die Sozialdemokraten, während die Kommunisten sich entschuldigen. Bei den letzten Wahlen war es umgekehrt, und bei den nächsten wird es vielleicht wieder umgekehrt sein. Bewiesen wird dadurch nur, daß die beiden Arbeiterparteien niemals gleichzeitig verlieren oder gewinnen sondern sich stets nur gegenseitig Wähler abnehmen. Keine von beiden ist imstande, ihre Leute bei der Stange zu halten, geschweige denn, neue Schichten aus dem feindlichen Lager zu erobern. Die Ursache davon wird durch vorübergehende Teilerfolge immer wieder verdunkelt. Dennoch ist sie klar: beide Parteien machen schlechte Politik, und keine besitzt ein Aktionsprogramm, das, von den Erfordernissen des Alltags ausgehend, wachsende Massen dauernd zu fesseln und für größere Ziele zu begeistern versteht.

In Hunderttausenden von Arbeitern und andern Linksstehenden ist so die Überzeugung entstanden, der einzelne müsse selber Taktik treiben und sich bei jeder Wahl von zwei Übeln das kleinere aussuchen. Vor allem aber führt diese Direktionslosigkeit dazu, daß alles gebannt auf Wahlergebnisse starrt und die Rettung von parlamentarischen Kombinationen erwartet. Das ganze Elend der deutschen Linken wird hier sichtbar.

Der Deutsche aller Klassen und aller Lager ist heute ein Enttäuschter. Die Rechten sehen, daß der Anbruch des Dritten Reichs ebenso ausbleibt wie die Wiederherstellung der Monarchie. Auch auf der Linken aber sind weite Kreise darüber enttäuscht, so seltsam das klingen mag. Viele von uns hatten sich schon auf eine heroische Zeit gefaßt gemacht, sie waren bereit, Helden oder Märtyrer zu werden, stark durch die Überzeugung, daß aus solchen Prüfungen das Proletariat einig und siegreich hervorgehen werde. Nun scheint alles versumpft, und darüber brauen Nebel, durch die kein tröstender Lichtstrahl dringt.

Tatsache ist, daß die dramatischen Ereignisse fehlen — vielleicht, weil wir schon zu abgestumpft sind, um sie noch zu erkennen. Daß die Gegenrevolution trotzdem gesiegt hat, braucht hier nicht bewiesen zu werden. Sie ist jedoch uneinig und unfrei. Darum ist es ihr bisher nicht gelungen, ihre Herrschaft in eine feste Form zu bringen. Sie ist immer noch auf der Suche nach einer Legalität. Alle Versuche, mit Hitlers Hilfe eine neue Legalität zu finden, sind gescheitert und werden wahrscheinlich auch weiterhin scheitern. Manche Leute glauben deshalb schon, es bereite sich die Rückkehr zur alten Legalität und zu einer Rehabilitierung der erstarkten Sozialdemokratie vor.

Natürlich kann die Reaktion immer noch einen Mann finden, der, kühner und begabter als unsre derzeitigen Regierer, seine Diktatur auf der Basis der allgemeinen Indifferenz errichtet und die romantischen Bedürfnisse der Gegenwart befriedigt. Möglich ist immerhin auch, daß die Herren des Tages, müde der präsidialen Experimente, sich schließlich auf den Reichstag zurückziehen und daß dieser oder ein andrer Schleicher sogar der SPD die verlorenen Landratsämter wieder aushändigt. Severing würde dann sagen, er habe Recht gehabt, auf die Dauer könne eben doch nicht ohne die Sozialdemokratie regiert werden.

Er hätte dennoch Unrecht gehabt! Denn nicht auf den Namen der Firma kommt es an sondern auf ihre Ziele, Mittel und Möglichkeiten. In einer neuen Koalitionsregierung aber wären die Sozialdemokraten noch schwächer als früher. Und selbst wenn Braun wieder in seine angestammten Amtsräume übersiedeln dürfte, würde er dort nur von der Reaktion ausgehalten werden. Geändert hat sich ja allein die Stimmung, während das Kräfteverhältnis das gleiche geblieben ist.

Auch der vielzitierte Gang nach Canossa brachte in Wirklichkeit dem büßenden Kaiser mehr als dem Papst ein. Ebenso würde ein Canossagang nach Weimar den büßenden Diktatoren mehr einbringen als den dann scheinbar siegreichen Republikanern. Was die Reaktion braucht und wofür sie unter Umständen zu Zugeständnissen bereit sein wird, ist bestenfalls eine Scheinlegalität. Die Rückkehr zum Parlamentarismus und zu Koalitionen würde darum nicht bedeuten, daß die Partie remis ausgegangen oder daß ein Waffenstillstand geschlossen ist, sie würde nur bedeuten, daß die Gegenrevolution es für nötig hält, sich ein neues Etikett aufzukleben.

Nichts spricht dafür, daß eine solche Prognose vorläufig berechtigt ist. Die Präsidialdiktatur kann mit wechselnden Kanzlern noch ziemlich lange zwischen der Linken und der äußersten Rechten fortwursteln. Angesichts der neuen Wahlen, die uns bevorstehen, kann jedoch nicht früh genug vor Illusionen und Halbheiten gewarnt werden.

Völkerschicksale sind noch niemals durch Wahlen entschieden worden, und auch die deutsche Gegenrevolution hat nicht durch den Stimmzettel gesiegt. Eine richtige Mehrheit

hat sie bekanntlich bis heute nicht errungen, aber sie hat gesiegt und sie herrscht, weil sie schon unter Brüning und noch früher alle materiellen Machtmittel in die Hand bekam.

Das Ziel der Linken kann nicht sein, wieder nur einen Anteil an dem bureaukratischen Überbau dieser sehr realen Herrschaft zu erhalten, selbst wenn er in einigen Ministerposten bestehen sollte. Die Reaktion muß endlich einmal wirklich geschlagen werden, und das ist nur möglich, wenn ihr die Machtmittel entwunden werden. Diese Machtmittel sind erst in zweiter Linie militärischer, in erster aber wirtschaftlicher und sozialer Natur.

Solange man den Gegensatz zwischen rechts und links als rein politisch ansieht, mag ein Kompromiß möglich sein. Erkennt man ihn jedoch als das, was er ist, nämlich als einen Kampf zwischen Kapital und Arbeit, so wird klar, daß es hier nur Sieg oder Niederlage geben kann. Die Mensur muß also durchgepaukt werden bis zum letzten Gang. Im besten Fall würde sonst der Leidensweg der deutschen Republik, auf dem die Übermacht der reaktionären Gewalten höchstens durch gelegentliche Zugeständnisse gemildert wird, nur nochmals von vorn beginnen.

Es wäre ein nationales Unglück, wenn es so käme, wenn schließlich die Fassade des Reichs wieder schwarz-rot-gold überstrichen werden würde — und im übrigen alles bliebe, wie es ist. Daß die Kommunisten das nicht wollen, weiß jeder. Was aber will die Sozialdemokratie? Wenn sie aus ihren Fehlern gelernt hat, muß sie verhindern, daß auch nur der Gedanke auftaucht, sie marschiere auf ein derartiges Kompromiß los. Dann muß sie Freunden und Feinden klarmachen, daß sie entschlossen ist, diesmal aufs Ganze zu gehen. Dann muß sie folgerichtig davor warnen, trügerische Schlüsse aus Wahlen und Wahlerfolgen zu ziehen, die heute weniger als je wirkliche Erfolge sein können.

Es mag scheinen, als sei der Zeitpunkt für solche Betrachtungen noch lange nicht da. Freilich, noch ist die Linke in der Verteidigung. Jedoch die Flauen, die mit Sehnsucht der Ära Brüning gedenken, träumen schon wieder von einem „Ausgleich", und grade die besten Kräfte fürchten bereits, wiederum einem Phantom nachzujagen wie vor 1918. Damit aber entsteht die Gefahr, daß auch die Linke in der deutschen Enttäuschung untergeht und zu der sich ausdehnenden Indifferenz beiträgt.

Wir dürfen uns von der allgemeinen Erschöpfung nicht anstecken lassen! Je schlechter die Aussichten der Rechten werden, desto mehr Kampfgeist braucht die Linke, desto weiter muß sie vorstoßen, desto stärker muß ihr Wille sein, sich über den allgemeinen Kretinismus zu erheben. Das kann nicht die Aufgabe unsrer Generation sein, in der Wüste zu bleiben und dort zu warten, bis es einmal himmlisches Manna regnet. Was hinter der Wüste liegt, ist sicher nicht das gelobte Land, aber es ist doch ein Land, in dem wir bauen können.

General Kundts „Grüne Hölle“

von Günter Weisenborn

Der Verfasser dieser Zeilen hat vor etwa zwei Jahren jene Gebiete bereist, in denen General Kundt deutsche Erwerbslose „ansiedeln“ will.

Ein dicker Mann mit wasserhellen, verschlagenen Augen und einer brutalen Wamme über dem Stehkragen erklärt vor allen Leuten, er beabsichtige, in feindliche Kriegsdienste zu gehen. Es wird ihm nicht der Paß abgenommen, wie es in solchem Fall das deutsche Gesetz verlangt, er wird mit Segenswünschen entlassen, denn er ist kein Lehmann-Rußbüldt sondern ein General. Er heißt Hans Kundt.

Generalmajor Kundt war Oberbefehlshaber der bolivianischen Armee, bis ihm 1930 eine sozialistische Revolution unter der Führung von Hinojosa Arbeit machte. Diese Arbeit muß selbst in La Paz nicht überall befriedigt haben, denn kurz nach der Niederschlagung des Aufstandes verließ Kundt Bolivien und verwahrte sich hier in markigen Interviews dagegen, daß er, als die Gewehre losgingen, in die deutsche Botschaft von La Paz geflüchtet sei.

Jetzt ist er wieder in La Paz, denn man braucht ihn dort. Das nordamerikanische Ölkapital sehnt sich nach Profit, den es im Chaco Boreal zu finden hofft. Leider gehört diese wüste, aber an Bodenschätzen ungeheuer reiche Landschaft dem Land Paraguay, das den Chaco später einmal selber ausbeuten will. Die Ölherren wenden sich also an Bolivien, und Bolivien entdeckt rasch, daß der Besitz des Chaco eine brennende Streitfrage sei. Prompt wird ein nationalistischer Diskant gestartet, ein berliner General gekauft, und Hans kommt und findet fünf Bolivianer gegen einen Paraguayaner in der Notwehr, und da kann man siegen, meine Herren: fünf gegen einen, ein typischer Verteidigungskrieg! In New York jubelt die Presse, und in Berlin tut sie es auch: Dieser Kundt muß ein Teufelsjunge sein.

Er ist es. Er ist nicht nur ein bolivianischer Heros sondern auch eine Art berliner Christus, denn er hat in Berlin einen wohltätigen Plan entworfen, wie man dem deutschen Elend steuern könne. Das kann man, wenn man ein Christus in Stiefeln ist, man schickt nämlich bloß Hunderttausende von Deutschen nach Südamerika, wo sie siedeln sollen. Man schickt Hunderttausende von unterernährten arbeitslosen Nordeuropäern in die grüne Hölle des Amazonasgebietes, wo sie fünfzehn Jahre lang ohne einen Pfennig Lohn siedeln und Holz schlagen dürfen, sie werden lediglich ernährt. Wenn es dann ans Lohnauszahlen gehn sollte, lebt sowieso keiner mehr. Denn die Besiedelung dieses Gebietes hat sich schon früher als unmöglich erwiesen. Tausende von Versuchen sind ganz einfach daran gescheitert, daß keine Hand mehr am Leben blieb. Ein solcher Wahnsinnsplan, wie ihn die berliner „Inter-Continentale Arbeitsgemeinschaft Agro-Industrie“ propagiert, dürfte von keinem andern zu verantworten sein.

Leider sitzen in allen Familien rote Köpfe, die den Plan ernst nehmen, denn er existiert mit Zahlen, die keiner nach-

prüfen kann, er stiftet Verwirrung an, und es ist höchste Zeit, daß man ihn abkillt.

Zunächst: Kundt glaubt, daß die BIZ eine Anleihe gibt. Aber die BIZ ist nicht ermächtigt, langfristige Darlehen zu gewähren. Zweitens: Kundt behauptet, daß die deutsche Regierung dem Plan wohlwollend gegenüberstehe. Aber die Regierung hat die Förderung des Plans offiziell abgelehnt. Damit fällt auch dessen Finanzierung durch Kapitalisierung der Erwerbslosenversicherungen ins Wasser. Lediglich die Privatwirtschaft bleibt übrig, denn sie hat starke „Interessen".

Wir wagen die Behauptung, daß es eine Verantwortungslosigkeit ist, Divisionen von hungernden Badensern, Oldenburgern und Schlesiern, die bisher in einer Durchschnittstemperatur von 9 Grad aufgewachsen sind, in eine durchschnittliche Temperatur von 22 bis 24 Grad Celsius zu verpflanzen. (Wer 50 Grad Celsius erlebt hat, und das passiert drüben häufig, weiß, wie das schmeckt!) Außerdem gibt es Insekten, Seuchen, Hitzschläge, Tropenkrankheiten, ungeheure Strapazen, die den Nordeuropäer weich machen und ihn zielsicher erledigen, denn es handelt sich am Amazonas nicht um besiedelbare Gebiete, wie die Erfahrung lehrt, sondern um eine gigantische Urwaldhölle. Ausgerechnet Hans Kundt will deutsche Erwerbslose sammeln und sie zu 8000 gebündelt in die Gluthölle des Amazonas verfrachten, mit Häusern, Flugzeugen, Drahtseilbahnen, Verpflegung. Eine Arbeitsdivision besteht aus 8000 Familienvätern, macht zwei Brigaden, eine Brigade aus zehn Bataillonen, ein Bataillon aus vier Kompagnien, eine Kompagnie aus einem Führer, einem Arzt, zwei Sanitätern und 98 Mann.

Mit einem verschmitzten Seitenblick weist Kundt darauf hin, daß man auf diese Weise enorme Mengen von Holz auf den Weltmarkt bringen könne. Und hier wird die Sache interessant. Man entsinnt sich, daß Nordamerika und England einen wilden Krieg gegen das Sowjetholz unternahmen, weil es billiger war und dem internationalen Holzhandel das Geschäft verdarb. Man rief zum Boykott auf gegen das Sowjetholz, und jetzt heißt es plötzlich, daß die nordamerikanische und kanadische Privatwirtschaft an Kundts Plan „interessiert" sei. England gab inzwischen nach, und die „Timber Distributing Ltd." in London hat mit Rußland einen Holzlieferungsvertrag im Werte von 4,5 Millionen Pfund abgeschlossen, wogegen der kanadische Holzhandel blutig protestierte. Rußland ist im Begriff, den internationalen Holzhandel zu erschüttern. Gleichzeitig mit dem Boykottgeschrei fast aller Nationalen aller Nationen gegen Rußland wird von fast allen Nationalen aller Nationen Kundts Plan vorsichtig befürwortet. Merkwürdigerweise stehen dem General anscheinend ziemliche Gelder zur Verfügung. Zwölf Expeditionen sollen zum Amazonas geschickt, drei Viertel Millionen Mark für die Vorarbeiten ausgegeben worden sein.

Wenn man diese Tatsachen genau ansieht, so stellt sich bald der Schluß heraus, daß man den General benutzt, um das Sowjetholz zu bekämpfen. Und Hans Kundt benutzt eine Umsiedelung des Elends, um dieses Ziel zu erreichen. Die Gegenmaßnahme der internationalen Holztruste heißt Kundtplan, und

der „siegreiche" Kundt, über den man in nationalen Zeitungen plötzlich soviel Gutes liest, schickt sich an, Massen erwerbsloser Deutscher in die tropische Sklaverei zu deportieren.

Hunderttausende von Erwerbslosen lesen die frohe Botschaft, nirgendwo wird der Plan entlarvt, er heizt die Diskussionen über den „Ausweg", er rötet die Köpfe, aber wenn es ein Ausweg ist, so ist es einer in den Seuchentod, in die grüne Hölle und in fünfzehn Jahre Zwangsarbeit. Die internationalen Riesentruste drehen ein großes Ding gegen den Staat der Arbeiter. Wofür werden sich die Arbeitslosen entscheiden?

Von Reinhardt zu Rotter von Herbert Ihering

Als die Studenten Alfred und Fritz Schaie vor dem Kriege nach Berlin kamen, begann sie schon bald die Universität sehr wenig und das Theater sehr stark zu interessieren. Gerissene Psychologen, die sie waren, erkannten sie bald die Spannung, die zwischen den beiden führenden berliner Direktoren bestand: die Spannung zwischen Otto Brahm und Max Reinhardt. Sie merkten, daß man an Reinhardt so schnell nicht herankommen könnte, weil um ihn selbst Wirbel und Betrieb war. Aber bei dem stillen Otto Brahm würden sie eher auffallen. Er war einsamer und würde die Theater-Pläne zweier Studenten als eine Mitarbeit der Jugend auffassen.

So erschienen Alfred und Fritz Schaie mit den Plänen ihrer „Akademischen Bühne" bei Otto Brahm. Zwei Brüder, wie Max und Edmund Reinhardt, aber vertrauend auf die stille Kunst Otto Brahms. So begannen sie mit einem Autor, den Otto Brahm nicht gespielt hatte, mit Strindberg, aber sie spielten ihn in der Weise Otto Brahms, ohne Aufwand, menschlich, taktvoll mit Rosa Bertens, Helene Ritscher, Theodor Loos und Alfred Abel. Es war eine gute Vorstellung, auffallend durch die Begabung Helene Ritschers, die damals zum ersten Male mit einer Rolle in Berlin durchschlug.

So geschickt waren die Rotters, daß sie genau wußten, mit welchen Mitteln man damals Erfolg machen konnte, mit welchen geistigen Mächten man sich stellen mußte, bis man in den Betrieb einstieg. Mit Schund war damals in Berlin kein Geschäft und erst recht keine Karriere zu machen. Man brauchte die Visitenkarte Otto Brahms und gleichzeitig die Stücke, die Brahm in seinem Spielplan vernachlässigte und Reinhardt übrig ließ. Bald darauf spielten Alfred und Fritz Schaie Kleists „Penthesilea", auf wenige Personen zusammengestrichen. Es war ihre erste Fehlspekulation. Sie hatten zu schnell die Maske fallen lassen. Sie meinten, Kleists Name allein genüge zur Deckung, das andre sei Auffassung, Regie und Bearbeitung. Sie glaubten ja täglich zu erleben, daß Max Reinhardt damit Erfolge hatte. Trotz dieses Mißerfolgs hielten sie bald die Zeit für gekommen, um mit offner Konkurrenz gegen Reinhardt aufzutreten. Dem Deutschen Theater setzten sie an der Weidendammer Brücke in der Komischen Oper ein Deutsches Schauspielhaus entgegen, das allerdings Adolf Lantz leitete, hinter dem aber, wie allmählich heraus-

kam, die beiden Brüder Schaie standen. Jetzt verwandelten sie sich in Fritz und Alfred Rotter. Sie posaunten schon damals aus, daß sie alles, was Namen hätte, engagieren würden und mit ganz neuen Mitteln arbeiten wollten. Die Friedrich-Straße, von der Passage bis zur Komischen Oper, sollte eine einzige Lichtreklame für ihre Stars werden. Sie dachten damals daran, Joseph Giampietro zu engagieren. Der Name Massary wurde genannt. Fast alle Reinhardtleute tauchten in ihren Notizen auf. Ihre Eröffnungsvorstellung war „Egmont", den Friedrich Kayßler spielte. Die Vorstellung fiel durch. Siegfried Jacobsohn, der sie verriß, wurde das Haus verboten. Mit allen Mitteln der Beeinflussung versuchten die Rotters, sich durchzusetzen. Es mißlang. Die Zeiten waren noch zu gesund. Der Krach kam und dann der Krieg.

Was die Rotters in dieser Zeit getan haben, ist nicht ganz klar. Sie stellten Ensembles zusammen und gastierten. Konzessionsgesuche wurden abschlägig beschieden. Der kaiserliche Zensor, Herr von Glasenapp, hatte ein tiefes Mißtrauen gegen die Rotters und ließ sie offiziell zur Theaterführung nicht heran. Als die Revolution kam, hielten sie ihre Zeit für gekommen. Mit ihrer Witterung für die Schlagworte und für die psychologische Situation stellten sie sich jetzt als Opfer des fluchwürdigen alten Systems hin, spielten sich als die Verfolgten auf und inszenierten sich als Märtyrer. Das geht aus den Akten, die ich vor Jahren einmal durchgesehen habe, hervor. Wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, war es der Polizeipräsident Eichhorn, an den sie sich wandten. Man hatte damals wichtigeres zu tun, als sich um die Brüder Rotter zu kümmern. Sie benutzten diese Laxheit und schlüpften durch. Sie waren da. Sie machten Lärm. Sie kannten keine Hemmung mehr. Sie glaubten zu wissen, was die aufgestörten, durcheinandergewirbelten Publikumsschichten sehen wollten: Pikanterien und feine Welt. Die Rotters schrieben sich selbst ihre Kritiken und gaben sie mit Illustrationen als Inserate auf. Da sah man dann die englischen Lords pikfein um einen Kamin gruppiert. Da wurden die harmlosesten Lustspiele lasziv serviert. Zwar war das nur draußen, im Residenztheater. Aber bald kam das Kleine Theater, das Lessing-Theater und das Theater des Westens hinzu. Gefördert wurden sie kritisch oft grade dort, wo gegen die Verrottung des berliner Theaterlebens, gegen das Novembersystem geschäumt, wo Leopold Jeßner keine ruhige Minute gegönnt wurde. Die Rotters hatten, wie die Sklareks, viele Freunde. Heute will es niemand wissen.

Wieder erfaßten die Rotters auch schauspielerisch die Situation. Sie merkten, daß zur Zeit der ersten Martin- und Jeßner-Inszenierungen einige Schauspieler den Boden unter den Füßen verloren hatten, darunter sogar Albert Bassermann und Paul Wegener. Sie spürten, daß für Ida Wüst und Irene Triesch, für Falkenstein und Olga Limburg keine Rollen da waren. Sie sammelten die Unzufriedenen von Sudermann bis Fulda, von Wegener bis Irene Triesch und knallten ihre Namen an die Litfaßsäule und in die Inserate. Sie ließen diese Schauspieler jeden Satz unterstreichen. Sie ruinierten ihre Natur.

Je mehr aber das Theater erweicht wurde, je mehr die strengern Grundsätze der Repertoireführung nachließen, desto schärfer griffen die Rotters ein. Jetzt bildeten sie ihr System des Prominentenfangs systematisch aus. Theaterführung bestand für sie einfach darin, daß sie mehr boten als die andern. Sie kauften auf, sie sicherten sich, was zu haben war: Bühnengebäude und Stars, und machten dadurch jede reguläre Theaterführung unmöglich. Aber hatten sie nicht ein großes Vorbild in Max Reinhardt? Was die Rotters betrieben, war im letzten Grunde eine Kopie der Reinhardtschen Theaterführung. Reinhardt erklärte in den letzten Jahren immer wieder, daß sein Deutsches Theater das letzte Bollwerk gegen die Rotters sei. Merkte er nicht, daß die Geister, die er selbst gerufen hatte, ihn zu vernichten drohten? Was hatte er andres getan, als er Brahm eine so ensembleverwurzelte Kraft wie Else Lehmann abzujagen versuchte? Was andres, als er Bassermann wegnahm und Hermine Körner aus dem Dresdner Hoftheater holte? Was andres, wenn er Stücke annahm und sie nicht aufführte, nur damit der Konkurrent keine Erfolge haben konnte? Baute Reinhardt die Komödie und das Kurfürstendammtheater, so überzogen die Rotters Berlin mit einem Netz von GmbHs. Lud Reinhardt die Verantwortung auf andre ab, so hatten sie ihren Lipschütz. Es war der Reinhardt-Geist, der sich überschlug. Der Reinhardt-Geist, der in Rotters seine übelste Auswirkung fand. Hatte Reinhardt seine Reibaro, so hatten sie ihre Gesellschaft der Funkfreunde. Wie Regisseur und Stars sich bekriegten, so bekriegten sich die Abonnementsorganisationen. Der Krieg aller gegen alle begann. Keiner traute dem andern. Die Zerrüttung der ideologischen Grundlagen, die Zertrümmerung jeder weltanschaulichen Basis machten es möglich, daß die berliner Bühnen zu einem Manöverfeld für gerissene Konjunkturjäger wurden.

Aber die Entscheidung war schon vor zwanzig Jahren gefallen, als Max Reinhardt seine Repertoirevorstellungen verwahrlosen ließ und mit den ersten Kräften, denen die Reklame für die Vorstellung gegolten hatte, in die Provinz oder ins Ausland auf Tournee zog. Damals begann das Publikum zu verlernen, das Theater für eine solide Angelegenheit zu halten, an der Kasse die Aufführung einzukaufen, die angekündigt war. Damals hörte es auf, zu glauben, daß ein Theaterbillet ein Theaterbillet und ein Versprechen ein Versprechen sei. Hier und nur hier liegt die Wurzel auch für die spätern Methoden des irregulären Kassenverkaufs, des Billethandels, der Hintenherumkarten. Daß man den Künstler Max Reinhardt beleidigt, wenn man ihn mit Alfred Rotter vergleicht, ist selbstverständlich. Daß der Regisseur Max Reinhardt bergehoch über den Rotter-Inszenierungen steht, braucht nicht betont zu werden. Daß aber der Theaterdirektor Max Reinhardt den Rottermethoden den Weg geebnet, ja sie legitimiert hat, ist eine Tatsache. Wenn heute dieses ganze berliner Theater zusammenkracht, so kann der Fall nicht tief genug sein. Nur der radikale Kladderadatsch bedeutet eine Reinigung. Nur nach dem restlosen Zusammenbruch kann auf einer gesunden Basis weitergespielt werden — ohne Bons und verschleuderte

Karten in Läden und Friseurgeschäften, ohne Stars und Brimborium. Der Zusammenbruch ist keine Katastrophe. Eine Katastrophe wäre nur, wenn auch dieser Zusammenbruch wieder aufgefangen und mit halben Lösungen und Verbesserungen ausgeglichen würde.

*

Das Geheimnis des Erfolges

Aus dem Programmheft der Rotter-Bühnen.

„Wie sich Verdienst und Glück verketten,
das fällt dem Toren niemals ein..."

An dies Goethewort muß man denken, wenn man den erfolgreichen Aufstieg und die glückliche Entfaltung eines Unternehmens miterlebt. In einer Zeit, die in der Eigenart ihrer Struktur keinerlei Vergleichsmöglichkeiten mit frühern Epochen bietet, ist es unmöglich, vom Schreibtisch oder vom Direktionssessel aus den hundertprozentigen Erfolg — die Voraussetzung für die Lebensfähigkeit jedes Betriebes, die Lebensdauer vor allem aber des Theaters — kühl zu errechnen. Nicht mit dem Gehirn und nicht mit dem Gefühl allein ist heute ein Theaterbetrieb durch die ungeheuren Fährnisse der Gegenwart zu steuern. Notwendiger aber als je ist für den Bühnenleiter im Krisenjahr 1932 jenes imaginäre Fingerspitzengefühl, jener nachtwandlerähnliche Sicherheitsglaube, der unbeirrbar das Labyrinth der geheimnisvollen, nüchtern-phantastischen Bretter, die nun einmal die Welt bedeuten, zu durchschreiten vermag. Hierzu muß man freilich berufen sein. Deshalb werden erfolgreiche Theaterdirektoren auch niemals, selbst wenn sie es wollten, ihr Rezept mitteilen können: eben weil es keins gibt. Sie werden von der „heiligen Besessenheit" sprechen, die nach dem Glauben der Weisesten aller Zeiten Grundlage für jedes erfolgreiche Schaffen ist, von jener unbesiegbaren Liebe zu der buntfarbigen Welt des Scheins, die alles, Hoffnungen und Enttäuschungen, auf sich nimmt und sich durch keinen Rückschlag erschüttern läßt — und sie werden endlich als wichtigstes Moment, jenes Wörtchen in die Debatte werfen, das man je nach Weltanschauung: Zufall, Schicksal, Glück nennen mag, ohne das aber beim Theater noch weniger etwas anzufangen ist, als anderswo . . .

„Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
der Weise mangelte dem Stein..."

Zweierlei Rebellen von Rudolf Arnheim

Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil. Spiegelt sich die plumpe, tierische Weltanschauung des Militarismus in einem Film, der auf klobige Erschütterungen gestellt, von einer behaarten Tatze gedreht ist, so bleibt trotz allem Mißbehagen wenigstens der Vorzug, daß Form und Inhalt einander würdig sind. Verbindet sich aber die Unbedenklichkeit des rüden Naturburschen mit dem feinfingrigen, formgewandten, rückgratlosen Intellektuellen, kleidet sich der Schlagetot ins glitzernde Gewand der Schönheit, so kann etwas entstehen, was nicht nur reaktionär und ablehnenswert ist sondern tief böse. Man besehe sich diesen Produktionsstab: die amerikanische Riesenfirma des ausgewanderten Deutschen Carl Laemmle dreht, als eine „Paul-Kohner-Produktion", einen nationalistischen Film aus dem tiroler Freiheitskrieg: „Der Rebell", unter der Regie des bartlosen Rübezahls Luis Trenker und des schmalen, klugen Großstadtjungen Kurt Bernhardt; mit einer Musik des Italieners Guiseppe Becce und nach einem Drehbuch des Volksbühnenautors Stemmle. Und dann brechen riesige Steinlawinen hundert Meter tief auf vorüberziehende Menschen und Tiere nieder, immer wieder, und immer wieder klatschen die Zuschauer. Man stelle sich ein Publikum vor, das einer ver-

filmten Schlachthofszene zusähe und jedesmal, wenn einer Kuh der Hals durchgeschnitten würde, in Applaus ausbräche. Was wären die paar armseligen Kühe gegen den gigantischen Steinschlag, der, zur vaterländischen Vergnügung des Publikums, hier auf Menschentruppen niederprasselt! Eins der gewaltigsten Sinnbilder der Zerstörung, das jemals im Film gelang, kraftvoll und elementar, wird mißbraucht, um die Verwahrlosung heutiger Menschen auf die übelste Weise zu fördern. Der Greuel des Krieges erreicht seinen Gipfel, wenn die Menschheit nicht mit ihren selbstgebauten Zerstörungswerkzeugen „unter sich" bleibt sondern die Tiere und die großen Mittel der Natur hineinzerrt in die Materialschlacht, wenn die Erholungslandschaft der Berge, die letzte Zuflucht des Menschen, zum Kriegsschauplatz wird. Und dies alles höchst eindringlich gemacht durch die Bilderkunst begabter, aber verdorbener Filmleute. Was wird hier an Wertvollem vertan! Da wird ein Mann durch das Gestein zum höchsten Gipfel emporgehetzt, in rasender Eile wird der Umriß der laufenden Gestalt durch alle Lichtabwandlungen des Schwarzen und des Weißen hindurchvariiert. Oben über den Wolken, auf der letzten Bergspitze im leeren Himmel endet die Jagd, die zu einem der großen Filmerlebnisse hätte werden können, wenn sie straffer und folgerichtiger komponiert worden wäre. Gut vielleicht, daß das nicht gelungen ist. Daß sich wenigstens das Höchste dem Niedrigen entzogen hat.

Aus dem Grauen vor solcher Verirrung kann man sich flüchten zu einem tiefern, wärmern Rebellentum, wie es, im Gewande eines graziösen Tanzspiels, René Clairs neuer Film „Der 14. Juli" bietet. Clair hat sich diesmal aller handgreiflichen satirischen Themen, für die seine politische Einsicht — wie wir erfahren haben — noch nicht zulangt, enthalten. Er zeigt das harmlose Vergnügen hilfloser Privatmenschen, wahrt ganz den Volksstückrahmen von „Sous les toits de Paris" und gestaltet trotzdem sein tiefes Gefühl für das Sinnlose und Gespenstische heutigen Lebens in einem Humor, wie es ihn nur noch bei Chaplin gibt. So ist dies unheimliche, äußerlich so fröhliche Singspiel Clairs geschlossenster und schönster Film. Der 14. Juli ist nur ein Volksfest, und doch lebt der Geist des Bastillensturms in diesem Film, wenn er den Greisenschwachsinn des reichen Roués zeichnet, der, verlacht und bestohlen, zwischen den schönen Tänzern des Volkes hilflos umhertorkelt. Man muß das Schlachtgebrüll der Trenker-Tiroler und ihrer modernen Nacheiferer im Ohr haben, wenn man mitansieht, wie der vertrottelte Frackmensch in einem Tanzlokal seinen geladenen Revolver blank putzt, Krieg spielend zwischen friedlichen Menschen, selbst nahe vorm Grab und grade deshalb nicht mehr fähig, den Sinn des Tötens zu begreifen. Sinn und Wert der Geldscheine schwindet, wenn ein Irrer sie austeilt, ohne Gegenleistung zu verlangen, und aus einer Brieftasche, die unleerbar scheint — wertvoll ist nur, was in begrenzter Menge existiert und eine Aufgabe hat in der Welt. Die absterbende Macht, angezogen und geknechtet von der gesunden Kraft der Unbemittelten: der prächtige Chauffeur setzt den Zylindergreis ans Steuer und läßt sich kutschieren.

Der Gehalt dieses Humors wird erst klar, wenn man seine Schöpfungen bewußt zergliedert, aber trotzdem beruht hierauf seine unmittelbar wirksame Schlagkraft und Größe. Und jedes Motiv ist meisterlich geschärft und zu Ende erfunden. Wenn die Mutter des Mädchens stirbt, ist das Haus leer, alle Nachbarn sind beim Tanz, und der Hilferuf verhallt in den dunklen Treppen — Einsamkeit des Todes. Die Schlechtigkeit des Nebenmenschen, dem man vertraut, kristallisiert sich zu Taschendiebsfiguren; die Leidenschaftlichkeit einer Auseinandersetzung wird konturiert durch einen Platzregen, der die Streitenden nicht zu verscheuchen vermag. Bis er sie doch verscheucht und die Liebenden einander in die Arme scheucht, ohne ihren Willen — Naturkraft.

Bardamu von Jonathan Wild

Die offizielle französische Romanschreibergilde hat ein niederträchtiges Weihnachtsgeschenk bekommen. Gesunden Naturinstinkten folgend ist sie jetzt dabei, es gründlich in Fetzen zu reißen. Aber ihr Zorn wird immer größer, denn es zeigt sich, daß das hassenswerte Geschenk aus gutem Material ist.

Und was sagt das Publikum? Es kauft das Buch: „Voyage au Bout de la Nuit", einen Wälzer von 625 Seiten, zum teuren Preis von 25 Francs wie frische Semmeln. Sein Autor Louis-Ferdinand Céline heißt in Wirklichkeit Destouches und ist Arzt an einem öffentlichen Krankenhaus im Norden von Paris. Die Leser sagen schadenfroh zu jeder einzelnen Seite ja.

Dreimal war Céline Kandidat für die notabelsten Winterpreise des französischen Literaturgeschäfts. Zweimal ist er durchgesaust, und bekam nur mit Mühe den dritten, den Renaudot-Preis. Die Ehre kam aber zu spät, einen Skandal zu ersticken, der in der Goncourt-Clique zu rauchen begann.

*

„Voyage au Bout de la Nuit" ist die Geschichte eines Mannes von Kriegsausbruch bis heute. Episoden, die essentielle Lebensabschnitte dieses Mannes sind. Bardamu heißt er. Ferdinand Bardamu. Er ist der Sohn einer pariser Gemüsehändlerin; 1914 zieht er freiwillig in den Krieg. Verwundet, mit Militärmedaille und zerrütteten Nerven versehen, kehrt er zurück, im Spital aber geht er anstatt der Heilung einer rabiaten Angstpsychose entgegen, die ihn felddienstuntauglich macht. Bardamu fährt nach Afrika. Dort sieht er sich das an: die versoffenen, korrumpierten Direktoren der Kolonialgesellschaften; die schwarzen, am lebendigen Leib verfaulenden, ebenfalls korrumpierten Eingeborenen, schleppt sich, anstatt einen mörderischen Dienst in der glühenden Wildnis anzutreten, mit letzter Kraft in spanisches Kolonialgebiet und wird bewußtlos auf ein Amerikaschiff verladen. Der Kapitän päppelt ihn auf, teilt ihn der Bordmannschaft zu. Bardamu geht natürlich in der Quarantäne durch, schmuggelt sich in New York ein. Ohne Sou, niedergeschmettert von dieser Stadt, wandert er weiter und landet in Detroit bei Ford. Dort gibt ihm ein gutherziges Bordellmädchen das Geld zur Rückreise nach Europa. Im Sieger-Paris vollendet er mühsam sein Medizinstudium. Nach viel Ärger mit erbärmlichster Armut sucht er sich eine Praxis in einem schmutzigen pariser Arbeitervorort. Wir verlassen ihn in einem Narrenasyl, wo er nicht als Narr sondern als zweiter leitender Arzt untergekommen ist.

Dieses Romanskelett ist der Vorwand für eine infernalische Demonstration. Tatsächlich ist schon lange in Frankreich in einem ähnlichen Idiom nicht geschrieben worden. Über Krieg, Heldentum, Geldverdienen, über Frauen, Krankheiten, Liebe, Charakter, über alles, was imstande ist, das Leben eines Mannes nutzlos zu schinden und zu vergeuden, werden Ansichten ausgeteilt, daß einem eingeht, wie sehr den Trägern französischer Politesse und Bienséance die Spucke wegbleiben muß.

*

Der Soldat Bardamu im Krieg ist voll unbezwingbarer Todesangst. Er ist voll Hellsichtigkeit für den Wahnsinn der Zeit und rachedurstig wie ein eingesperrtes Tier. So wunderbar unkompliziert wird er, daß er jeden Volltreffer in den Schädel eines Vorgesetzten dankbar begrüßt, une vache de moins, die ihn dem Kriegsgericht hätte ausliefern können. Nachts, wenn er auf Erkundung ist, stößt er auf keinen Feind; niemals. Aber immer auf andre Bardamus, die auch den Feind — suchen. Verwundet in Paris begegnet er der amerikanischen Pflegerin Lola, deren Mission darin besteht, den Apfelkrapfen-Service für die ankommenden Verwundeten zu regeln und täglich die öltriefenden, dickgezuckerten Apfelkrapfen zu kosten. Ihr großer Enthusiasmus ist der Krieg, ihr nicht minder starker Kummer die Angst, in diesem vaterländischen Opferdienst die Hüften zu verlieren. Als Lola seiner müde zu werden beginnt, findet Bardamu die wunderbare Geste: er geht statt ihrer jeden Morgen und Mittag die fetten Apfelbeignets kosten.

Diese amerikanische Lola hat so ihre Ideen. Eines Tages schleppt sie Bardamu in eine Schießbude: „Sie schießen sicher gut, Ferdinand," sagt sie. Da fängt er an zu schrein: „Es wird geschossen! Verdrückt euch! Es wird geschossen! Man schießt euch tot! Man schießt euch alle tot!" — „Armer Soldat," flüstern die Leute.

Die Comédie Française veranstaltet patriotische Gala-Abende. Ein Heldendichter klappert die Spitäler ab, um Material zu sammeln. Bardamu erzählt ihm: „Glücklicherweise ist beim Heldentum nichts unmöglich."

Da er nicht mitspielt, lassen sie ihn laufen. „In Afrika habe ich gesagt: Je weiter fort, desto besser!" Auf dem Schiff hat er das Pech, einigen sich gräßlich langweilenden Kolonialoffizieren zu mißfallen. Er hört, daß sie beim Whisky beschlossen haben, ihm bei der erstbesten Gelegenheit eine runterzuhauen und ihn ins Meer zu werfen. Richtig, einer stänkert ihn an. Da hat Bardamu in äußerster Gefahr die Idee, ein halbes Dutzend vaterländischer Phrasen loszulassen. Das Mittel hilft. Er endet seine Rede folgendermaßen: „Unter tapfern Soldaten, meine Herren Offiziere, wird man sich schließlich doch verständigen? Es lebe Frankreich, zum Donnerwetter! Es lebe Frankreich!"

In Bambola-Bragamance im Kongo stellt sich Bardamu dem Direktor der Compagnie Pordurière vor, der einen Posten zu vergeben hat. „Wollen Sie Whisky?" fragt der Direktor, „wollen Sie was rauchen?" „Nein." „Ich kann Angestellte, die weder trinken noch rauchen, nicht vertragen... Sind Sie zufällig Päderast? Nein? Um so schlimmer. Diese Leute stehlen weniger als die andern..."

Ford, Detroit: Bardamu steht Schlange mit vielen andern, die auch auf Aufnahme warten: „Aus der Masse drang ein Uringestank wie im Krankenhaus. Wenn man mit ihnen sprach, vermied man ihren Atem, weil er schon nach Verwesung roch." Abends geht er ins Bordell. „Der Kientopp genügte mir nicht mehr!" Im Bordell ist Molly, die einzige Frau, die Bardamu je lieben wird, und das natürlich auf seine Art. Sie geht mit ihm spazieren, wenn sie frei ist, kauft ihm einen An-

zug und nimmt ihn aus der Ford-Fabrik. Er lebt von ihr und sie zahlt ihm, als ers nicht mehr aushält, die Reise nach Europa...

Bardamu ist Arzt geworden in Europa, ein ungläubiger und schon deshalb unmöglicher Arzt. Vor seinen Kranken verfällt er in grausamste Meditationen über Wert und Unwert aller Dinge, aber was das Leben dieser Unglücklichen betrifft, so ist dies wohl das letzte, was ihn interessieren könnte. Er sieht, wenn er ein Krankenzimmer betritt, alles: die lächerlichen Photos am Spind, die habgierigen Augen der Verwandten, aber niemals den Fingerzeig zur Rettung. „Der Todeskampf im ersten Stock hat nicht lang gedauert. Um so besser..." — — „Die Frau von oben blutet noch immer am Hintern. Fast wäre sie krepiert, ohne sich lange aufzuhalten..." Das sind so seine Reflexionen angesichts Krankheit, Elend und Tod. Wahrscheinlich fühlen viele Ärzte ähnlich. Aber dieser Bardamu ist doch so völlig verlassen von jedem Sinn für Gemeinschaft, daß er nicht die kleinste Geste der Hilfsbereitschaft finden kann. Und die Leute, besonders die armen Leute, erkennen schnell diese wurstige Gleichgültigkeit. Das einfachste, womit sie sich rächen, ist, daß sie seine Rechnungen nicht bezahlen. Bardamu wird fast niemals bezahlt. Und immer ist ein Konkurrent zur Stelle, der ihm das Brot wegnimmt, ein Kollege, der die Leute zwar genau so schnell ins Grab befördert wie Bardamu, der ihnen aber zum Abschied die Hand drückt und sie mit fettem Lächeln ans Tor der Hölle begleitet, darauf kommt es an. Der Konkurrent wird bezahlt.

Bardamu bringt die Miete nicht mehr zusammen. Und so verläßt er seine Bude eines Abends auf Nimmerwiedersehen. Er ist jetzt obdachlos. Aber man kann nicht sagen, daß er nun von Stufe zu Stufe sinkt, nein, er schwebt, er hängt in der Luft, das Gesetz der Schwerkraft funktioniert nicht bei ihm, ein schlechtes Lüftchen schlenkert ihn herum, auf, ab, ab. Er wird Statist in einer Revue, ganz zufällig, er bekommt die Stelle im Narrenhaus, ganz zufällig. Er greift den Mädchen in die Schenkel, wo und wann er kann — in der richtigen proletarischen Vorstellung, daß man die Gelegenheit packen müsse, wo und wann man kann, und sie präsentiert sich nicht zu oft.

*

Man diskutiert, was der Doktor Destouches mit Herrn Bardamu beweisen will. Daß der Krieg Menschen hinterlassen hat wie diesen? Ferdinand Bardamu ist ganz einfach der erste wahre und ungeschminkte Prolet der französischen Literatur. Er ist ein besonderer Typus, der unter seiner Armut entsetzlich leidet, sich aber zu ihr bekennt; mehr: zu ihr in fast mystischer, untilgbarer Beziehung steht. Bardamu ist hungrig wie ein Hungriger nach Weibern und gutem Essen, und er wird sofort schüchtern, wenn er vor diesen Reichtümern steht. Auskosten das Leben, immer daran denken, daß es nichts gibt als das: „Man muß noch im letzten Augenblick genießen, wenn man schon die Adern voll Gift hat!"

Er ist nicht der unkomplizierte, leicht zu befriedigende Prolet, der bezahlten Urlaub will und sich an den Reden seines

Lieblingsrevolutionärs aufmuntert. Nein. Er ist vielmehr ein ausgewachsener, ein böser, ein stolzer, bewußter Eliteprolet, individuell bis zum Exzeß und gar nicht kollektiv, der nicht mehr nach Bildung lechzt, weil er sie hat und schon verachtet, und dem keiner was vormachen kann in bezug auf Ideale. Die Kommunisten haben sehr unrecht, sich liebevoll auf ihn zu stürzen und ihn in ihre Höhle zu schleppen. Das ist kein Kommunist, Bardamu. Das ist kein Revolutionär. Er hat keine Kraft, ihm ist nicht zu helfen.

Die scheintote Prinzessin von Erich Kästner

Ich heiß Doornröschen, und ich bin
die allerlängste Schläferin
bei Tage und bei Nacht.
Sie wissen, daß ich viele Jahr
ununterbrochen scheintot war.
Doch nun bin ich erwacht!
Was gibts da groß zu reden,
wie das gekommen ist?
Es kam ein Prinz aus Schweden — und
der hat mich wachgeküßt.
Er gab mir einen Kuß.
Da wars mit Schlafen Schluß.
In Coburg wurden wir getraut.
Ich war die Braut und sang sehr laut:
„Ich hab geschlafen viele Jahr
und mag nicht schlafen mehr.
Und es muß wieder werden, wie es früher war,
weils sonst nicht wie früher wär."
Das war ein Fest für Groß und Klein.
Und alle fingen an zu schrein,
als sei es ihre Sache.
Sie schrien: „Deutschland erwache!"
und schliefen drüber ein.

*

Das war ein Fest für Groß und Klein.
Man hob den Arm und hob das Bein
und brüllte „Hoch!" und „Heil!"
Die Armut stand in Reih und Glied
und wünschte Guten Appetit,
anstatt das Gegenteil.
Aus sämtlichen Provinzen
des Reichs erschienen sie
und brachen vor dem Prinzen — samt
und sonders in die Knie.
Ihr wollt euch nicht befrein,
Lakaien sind Lakain.
Ihr schlaft mit der Vergangenheit!
Und alles schweigt. Und keiner schreit:
„Ihr habt geschlafen viele Jahr
und sollt nicht schlafen mehr.
Und es darf niemals werden, wie es früher war,
weil es sonst wie früher wär!"
Ihr seid Lakain. Ihr bleibt Lakain.
Ihr seid es. Und ihr wollt es sein.
Es ist nicht eure Sache,
zu schrein: „Deutschland erwache!"
Wenn ihr ruft, schläft es ein!

Devisenschieber von Hermann Budzislawski

Die beglückende Fähigkeit, aus jedem Schicksalsschlag Nutzen zu ziehen, hilft dem deutschen Volk oder wenigstens gewissen Teilen des Volkes über die Schwere der Zeit hinweg. Lebenskünstler dieser Art sind zum Beispiel die Devisenschieber. Als die apokalyptischen Reiter im Juli 1931 über der Burg-Straße und der Behren-Straße erschienen, spürten Großbankfürsten und kleine Makler und Privatbankiers den nahenden Weltuntergang. Damit sich das schreckliche Ereignis in geordneter Weise vollzöge, holte die Regierung aus ihrem Archiv die Devisenbestimmungen, die schon in der Inflation mustergültig versagt hatten. Die Börse war geschlossen. Als sie wieder geöffnet wurde, wollte sich das Publikum nicht mehr an einem Lotteriespiel beteiligen, bei dem es nur Nieten, keine Treffer und gewiß keine Hauptgewinne gab. Da erkannten die Drehköpfe, welche wundervollen Differenzgewinne durch die geschäftszerstörenden Devisenbestimmungen hervorgezaubert wurden. Wie Simson im Aas des Esels den Honig fand, entdeckten sie in dem Kadaver der verendenden Börse süße Margen.

Die Reichsbank und die Regierung Brüning waren keine Freunde der Devisenzwangswirtschaft. Doch das Ausland war über die deutschen Kapitalisten empört, die in Nazifurcht und voll Angst vor dem Chaos nur noch der Parole „Rette sich, wer kann" folgten, ihr Kapital über die Grenzen brachten und damit den ausländischen Gläubigern immer weniger Pfandobjekte ließen. Anfangs war das Netz der Devisenbestimmungen weitmaschig; durch die Löcher entwischte das deutsche Fluchtkapital, aber auch das zum „Stillhalten" verurteilte Kapital der Ausländer. Dann wurden die Maschen enger gezogen. Zwölf Devisenverordnungen und mindestens ebensoviel Ausführungsbestimmungen und Richtlinien folgten in wenigen Monaten, bis im Mai vorigen Jahres alle Bestimmungen zu einer neuen Devisenverordnung zusammengefaßt wurden. Damals liefen in der Reichsbank täglich fünfzigtausend Devisenkaufgesuche ein; in der berliner Devisenabteilung der Reichsbank waren schon über tausend Leute beschäftigt. Die Devisenbewirtschaftungsstelle, die Banken, die Zollfahndungsstellen mußten ihren Beamtenstab vergrößern. Die einzige Arbeitsbeschaffung, die in Deutschland zu glücken scheint, besteht im Aufbau neuer bureaukratischer Apparate.

Das Kapitel hat sehr menschliche Eigenschaften. In seinem Drang nach Freizügigkeit schleicht es auch ohne Paß über die Grenze. Doch mächtiger als der Freiheitsdrang ist bei allen Wesen der Fortpflanzungstrieb. In der Schweiz warf die Reichsmark keine Zinsen ab. Da hörten die Devisenschiebungen, die der Kapitalflucht dienten, allmählich auf. Die Weltuntergangsstimmung in Deutschland wich, dagegen wurde im vergangenen Jahr auch in Zürich und in Genf geschossen. Nichts verdienen und dann noch Barrikadenkämpfe? Schließlich erfuhr man im November vorigen Jahres, daß sich die französische Steuerbehörde die Abschrift von über tausend bei der Baseler Handelsbank geführten Konten hochangesehener

französischer Bürger verschafft hatte. Das Kapital reist gern diskret. Da ihm der Aufenthalt in der Fremde so verleidet worden war, hat es Heimweh bekommen. Auch deutsches Kapital, von jeher im Grunde seines Herzens patriotisch gestimmt, sehnt sich wieder nach Hause zurück und hat zum Teil schon die Heimfahrt angetreten.

Das ist ein großes Glück, denn so können die neuen Devisenschiebungen, die eigentlich Effektenschiebungen sind, in der Zahlungsbilanz des Volkes ausgeglichen werden. Täglich ertappen unsre zweiundzwanzig Zollfahndungsstellen ein paar Devisenschieber — Zufallstreffer, in einen Schwarm von Zugvögeln abgefeuert. Alle paar Tage wird ein Bankier verhaftet. Sähe man genauer hin, so könnte ein großes Untersuchungsgefängnis die Aufschrift erhalten: Nur für Privatbankiers. Die Bankiers sagen, die Devisenbestimmungen seien so gefaßt, daß jeder von ihnen einmal unbeabsichtigt gegen sie verstoßen müsse. Die Gegenseite fügt hinzu, daß man leicht fahrlässig handelt, wenn sich dabei etwas verdienen läßt. Zugegeben: die kleinen Bankiers sind nicht schlechtere Menschen als die großen und von durchschnittlicher Moral. Durch die Eigenart ihres Geschäfts werden sie in fast alle Devisenschiebungen verwickelt, während die eigentlichen Schieber aus den bessern Kreisen schlechthin stammen und im Hauptberuf Rechtsanwälte, Geheimräte oder Prinzen sind. Es soll auch vorgekommen sein, daß ein Bankier im Auftrag eines ausländischen Effektenschiebers für eine Million Wertpapiere verkauft, fünfzigtausend Mark Provision eingesteckt und dann den Rest nicht bar sondern auf Sperrkonto gezahlt hat. Ein schöner Ausnahmefall, der das Selbstgefühl des ganzen Standes einschließlich der Großbankiers hebt. Die Großbanken sind ja — abgesehen vom Fall Schäfer in Düsseldorf, bei dem allerdings der Glanz der Hochfinanz einige Flecken abbekommen hat — in die Devisenschiebungen nicht verwickelt; außerdem sind ihre Bücher schwer zu prüfen, und wo etwas passierte, konnte es nur den untern Angestellten bis hinauf zum Prokuristen zur Last gelegt werden. Im übrigen hat der ganze Stand mit der Lammsgeduld dessen, der weder Abänderungsvorschläge noch ein reines Gewissen hat, alle Verhaftungen und öffentlichen Entehrungen ruhig über sich ergehen lassen.

Zuerst hatten die Bankiers wenig mit den Devisenschiebungen zu tun. Als dem auswandernden Kapital plötzlich Devisenbestimmungen in den Weg gelegt wurden, steckte man sich Geld in die Brieftasche oder nähte es in das Mantelfutter ein, im berechtigten Vertrauen darauf, daß solche Konterbande kaum zu finden war. Wer vorsichtiger war, kaufte sich bei dem berliner Vertreter einer schweizer Gesellschaft eine Lebensversicherung in Franken, bezahlte die ganze Prämie voraus in Reichsmark, fuhr dann in die Schweiz und machte mit einem gewissen Verlust von einem vorher vereinbarten Rückkaufsrecht Gebrauch. Eines Tages wurde das verboten. Dann ließen Exporteure einen Teil ihrer Exportdevisen im Ausland. Zwischen erlaubter und verbotener Kapitalflucht gab es von Anfang an fließende Übergänge.

Die eigentlichen Devisenschieber, die dem Kapital zur

Flucht verhalfen, sind von den Effektenschiebern abgelöst worden. In Amsterdam sind deutsche Wertpapiere ein Fünftel billiger als in Berlin. Kauft man sie dort und verkauft sie hier, so muß der Erlös auf ein Sperrkonto eingezahlt werden. Jede Zahlung an Ausländer ist genehmigungspflichtig, und da es sich um Interessen des Kapitals handelt, hat die Regierung endlich auch die einzig vernünftige Definition für Ausländer und Inländer gefunden: ohne Rücksicht auf Stamm und Staatsgehörigkeit ist, wer diesseits der Grenzen seinen Wohnsitz hat, Inländer, andernfalls ist er Ausländer. Um das Sperrkonto zu umgehen, wird ein Strohmann vorgeschickt. Er verkauft die im Ausland erworbenen Effekten als innerdeutsche Werte bei einer Bank, erhält bares Geld, das er ins Ausland bringt, und holt von dort einen neuen Posten Wertpapiere. So verschafft die Devisengesetzgebung, nachdem ihr eigentlicher Grund, die Kapitalflucht, längst fortgefallen ist, zahlreichen Personen in geschäftlich stiller Zeit ein schönes Betätigungsfeld. Was dem Effektenschieber verboten ist, wird der Großindustrie unter Umständen erlaubt. Um mit valutaschwachen Ländern auf dem Weltmarkt in Wettbewerb zu treten, darf sie auf Antrag einen Teil ihres Exportvermögens in deutsche Auslandsbonds umwandeln, wodurch sie in Deutschland zwanzig Prozent höhere Einnahmen hat. Die Genehmigung dafür, die schwer zu erlangen ist, soll einem gewissen deutschen Unternehmen oft erteilt worden sein; man hat daher schon in diesem Zusammenhang von einer Lex IG gesprochen.

Viel Geld läßt sich verdienen, wenn man Sperrkonten, die im Ausland mit einem Abschlag von zwanzig Prozent gehandelt werden, durch falsche Erklärungen in offene Konten verwandeln kann. Devisenschiebungen kommen auch bei Importeuren vor, die bei knapper Zuteilung ausländischer Zahlungsmittel nicht soviel Waren importieren können, wie sie möchten. Eines Tages merkt ein Konkurrent, wieviel Auslandsware bei der Nachbarfirma eintrifft. Er läuft zur Zollfahndungsstelle. Zur Devisengesetzgebung gehören untrennbar die Denunziationen.

Die meisten Prozesse schweben noch, sie befinden sich in der Revision. Ein paar kleine Makler wurden amnestiert, weil sie aus wirtschaftlicher Not gehandelt haben sollen. Jetzt hat ein verständnisvolles Gericht erkannt, daß die Devisenschiebungen des Prinzen Viktor Salvator von Isenburg, die angeblich der Finanzierung der NSDAP dienten, unter die politische Amnestie fallen. Aber wie steht es mit dem Geheimrat Tillich, der zwölf Jahre Bureauchef im Geheimen Zivilkabinett Wilhelms II. gewesen ist und dann Verwaltungsdirektor im Preußischen Wohlfahrtsministerium wurde? Er gehört zu den Deutschnationalen, seine vier Komplizen, darunter der in viele Affären verwickelte Doktor Adolf Borchardt, sind Nationalsozialisten. Da der Erlös ihrer Schiebungen „für nationale Zwecke im Sinne der Regierung Papen" bestimmt gewesen sein soll, wird vielleicht auch dieser größte Devisenskandal des vergangenen Jahres unter die Amnestie fallen. Mit gutem Grund wird die Öffentlichkeit spärlich über die Devisenschieber unterrichtet.

Bemerkungen

Was ist Miliz?

Die Reichsgründungsfeier des Kyffhäuser-Bundes hat in harmonischer Weise die ragenden Spitzen von heute mit den abgebrochenen Spitzen von gestern in einer Stuhlreihe vereint. Neben den Repräsentanten des Reiches wurde die schnittige Figur des ehemaligen Harembesitzers von Charleville allseitig bemerkt und Gegenstand lebhafter Huldigungen, eine höchst peinliche Situation, die indessen von den Offiziellen philosophisch ertragen wurde. Es ist nun einmal so, daß den Herren, die ständig die Würde der Nation im Munde führen, das primitivste Gefühl für die Würde des republikanischen Staates und des eignen Amtes abgeht.

Die Rede, die der Herr Reichskanzler zur Feier beisteuerte, ist nicht geeignet, ihm als Staatsmann Ehre zu machen. Der Kanzler-General hätte darauf verzichten müssen, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht selbst anzukündigen, wenigstens hätte er sich nicht einer so grobschlächtigen Formulierung bedienen dürfen. Wenn sich im ganzen trotzdem nur einige Blätter in Paris und Warschau darüber aufregten, so liegt das daran, daß die vernünftigen Leute jenseits unsrer Grenzen nicht daran denken, bankrotten deutschen Politikern das Stichwort für die heiß ersehnte Flucht aus dem Stachelgestrüpp sozialer Tatsachen auf das bequeme Feld der nationalen Entrüstung zu liefern.

Keine Regierung hat sich so steril, so arbeitsunfähig wie die gegenwärtige gezeigt. Keine hat es infolgedessen so notwendig, die ausgebliebene bürgerliche Leistung durch militärisches Spectaculum zu ersetzen.

Unmittelbar nach der Rede des Reichskanzlers wußte man in verschiedenen Blättern schon allerhand über die Pläne im Reichswehrministerium zu erzählen. Und wenn auch manches noch in vager Andeutung stecken bleibt, gewiß ist, daß die Projekte für Umbau und Aufstockung unsres Wehrsystems schon weit gediehen sind, seitdem der Erbfeind so liebenswürdig war, uns die Idee der Miliz auf dem Servierbrett zu überreichen.

Dabei ist durchaus nicht zu erwarten, daß man in der Bendler-Straße auf die bisherige Form der Reichswehr leicht verzichten wird. Vor einigen Jahren erst hat Generaloberst von Seeckt sich in einer grundlegenden Studie um den Nachweis bemüht, daß die deutsche Armee angesichts der heutigen gesellschaftlichen Struktur gegenüber den Millionenheeren andrer Staaten Momente von Überlegenheit aufweise. Eine solche Truppe von langjährig Verpflichteten trage alle strategischen und technischen Möglichkeiten zur Elite in sich und sei, vor allem, gegen revolutionäre Infektion gefeit. Was auf die Riesenheere, in denen die lichten Siegfriedsgestalten neben der Überzahl schlecht genährter proletarischer Schwarzalben verschwinden, nicht ganz zutrifft. Es ist nicht anzunehmen, daß die plänemachenden Offiziere sich inzwischen von den Erkenntnissen Seeckts so völlig abgekehrt haben. Die allgemeine Wehrpflicht dürfte ihnen weniger Herzenssache sein als vielmehr Gelegenheit zu einem demagogischen Schlagwort.

In Deutschland wird zur Zeit alles Innenpolitik, alles zum Gegenstand von Balgereien zwischen Parteien, wirtschaftlichen Machtgruppen, Verbands- und Cliquenführern. Auch die neue Militärpolitik, mag sie noch so dräuend ihr Angesicht gegen das Versailler System wenden, ist zunächst unter innerdeutschen Aspekten zu beurteilen. Der deutsche Militarismus ist in der Republik noch exklusiver geworden, ihm liegt vornehmlich daran, sich das Wehrmonopol zu sichern. Zu viel Volk könnte da stören. Wie die Dessins in der Bendler-Straße im einzelnen auch beschaffen sein mögen, man kann gewiß sein, daß

die Quote, mit der die verschiedenen politischen Strömungen an der Armee der nahen Zukunft beteiligt sein sollen, ganz besonders schwierige kalkulatorische Aufgaben stellt.

Diese Frage ist in der Tat die heikelste. Wenn die stolzen Pläne sich am Ende doch als undurchführbar erweisen sollten, dann würde nicht die schwache republikanische oder antimilitaristische Abwehr daran schuld sein, sondern ausschließlich dieser Quotenstreit.

Manches in den Presseinformationen über das Projekt läßt auf Schwierigkeiten in der Praxis schließen. Es wird nicht beabsichtigt, so heißt es unter anderm, das alte Einjährig-Freiwilligen-Prinzip wieder aufzunehmen. Man denke im Gegenteil daran, für die durch die höhere Schule gegangenen Volksteile, eine längere Dienstdauer einzuführen und eine Verbindung mit dem sogenannten akademischen Dienstjahr und verwandten Einrichtungen herzustellen.

Nachtijall, ick hör dir laufen! Es soll also eine besondere Kaste von Dauersoldaten geschaffen werden. Die akademisch gebildeten Bürgersöhne, die heute in materieller Hinsicht eine völlig hoffnungslose und deshalb auch am heftigsten rumorende Schicht darstellen, sollen, wenn diese Mitteilungen auf Tatsachen beruhen, besonders lange im militärischen Dienstverhältnis bleiben. Daneben werden die weniger erwünschten Arbeiterjungen zu passagèren Gestalten: sie lernen die Knarre handhaben, die Gasmaske aufsetzen, sich lang hinwerfen, kurzum das, was der Soldat zum grade noch vorschriftsmäßigen Leben und Sterben braucht. Die gehobene Kategorie dagegen wächst zu einer Art von Schwertadel, durch Gesinnung und wirtschaftliches Interesse den Inhabern des Wehrmonopols aufs engste verbunden. Eine Klassenarmee, ein weiterer Schritt zum Feudalstaate.

Es ist nicht unsre Aufgabe, das beste Wehrsystem zu ergründen. Denn es gibt kein bestes Wehrsystem. Es ist aber notwendig, die Herren Militärpolitiker in ihrem eignen Malepartus aufzustöbern und ihnen die Differenz zwischen Programm und wirklicher Bedeutung nachzuweisen. Sie behaupten, die Miliz zu wollen. Miliz aber bedeutet die Erfassung möglichst vieler Wehrtauglicher und ihre gleichmäßige Ausbildung, keinesfalls aber gestattet ihr Prinzip die Einbauung eines besondern prätorianischen Sektors.

Unsre Militaristen belieben, sich auf den toten Jaurès zu berufen, der ein paar Jahre vor dem Weltkrieg einen großzügigen Milizentwurf veröffentlicht hat. Wer sich die Mühe macht, sein Buch „Die neue Armee" zu studieren, wird nichts darin finden, was den Leuten mit dem rostigen Stülpnagel im Hirn Anlaß geben könnte, diesen wunderbaren sozialen Demokraten als Eideshelfer zu mißbrauchen.

Was proklamierte denn Jaurès als Ziel?

„In Frankreich selbst mit allen Kräften der republikanischen Demokratie der Arbeit zum Siege über das Eigentum zu verhelfen; und durch entschiedenes und augenfälliges Verwerfen jeder Angriffsidee und energisches Eintreten für Schiedsgerichte und natürliches Recht den Frieden draußen zur Herrschaft zu erheben."

Die „neue Armee" war für Jaurès die zweite Realisierung von 1793 und der levée en masse, ein Instrument zur Verteidigung der Arbeiterdemokratie, aber nicht einer militärischen und sozialen Reaktion:

„... durch seine unermüdliche Tätigkeit muß das Proletariat beweisen, daß es nicht aus furchtsamer Selbstsucht, nicht aus menschlicher Feigheit und bürgerlicher Trägheit den Militarismus und den Krieg bekämpft, sondern daß es ebenso entschlossen und bereit ist, die volle Tätigkeitsentfaltung eines wahrhaft volkstümlichen und zweckmäßigen Armeesystems zu sichern, wie die Anstifter von Konflikten niederzuschlagen."

Die „neue Armee", das ist kein Spielzeug für feudale Generale

und Diplomaten, sie ist das Proletariat in Waffen!

„Laut muß es das Gräßliche und Lächerliche des Krieges verkünden, dessen Rolle in der Geschichte der Menschheit schrecklich zweischneidig, zugleich unheilbringend und fruchtbar war, der aber in unsrer Welt der Demokratie und der Arbeit vollkommen veraltet, widersinnig und verbrecherisch ist. Mit einer revolutionären Verzweiflungstat muß es jede Regierung ernsthaft bedrohen, die so unvernünftig und strafwürdig ist, einen Konflikt heraufzubeschwören ..."

Die große Vision des Jaurès ist heute in Frankreich wenigstens technisch in die Tat umgesetzt worden, wenn auch nicht dem Geiste nach, sie erscheint eher wie eine Vorahnung der Roten Armee, sie paßt aber ganz und gar nicht zu den gegenwärtig in Deutschland betriebenen militärpolitischen Spekulationen. Wir verlangen von den Herren Offizieren nicht die durchschnittliche zivile Logik, wir denken nicht daran, so unsittliche Zumutungen zu stellen. Aber sie sollen wenigstens die gute soldatische Tugend zeigen, die Begriffe sauber auseinanderzuhalten und nicht unverträgliche Dinge miteinander vermanschen.

Jaurès bemerkt in der Einleitung zu seinem Werk: „Stendhal hat von Bonaparte geschrieben: Er hat niemals Unbestimmtes gesagt." Das sei unsern Bonaparte-Anwärtern zur besondern Beachtung empfohlen.

Carl v. Ossietzky

Der freiwillige Arbeitsdienst schafft Arbeitslose

In einem Beitrag der ‚Weltbühne' vom 21. Juni vorigen Jahres schrieb ich:

> Durch die Arbeitsdienstpflicht können nicht mehr volkswirtschaftliche Werte erzeugt werden als ohne sie, durch die Arbeitsdienstpflicht können nicht mehr Waren direkt oder indirekt abgesetzt werden als ohne sie. Wenn also größere Arbeiten durch die Arbeitsdienstpflicht ausgeführt werden, so werden zwangsläufig an andrer Stelle des Produktionsprozesses neue Arbeitslose geschaffen.

Und es wurde dann weiter auseinandergesetzt, daß es nur eine einzige Möglichkeit gäbe, durch den Arbeitsdienst eine Vergrößerung der Arbeitslosigkeit zu vermeiden, wenn er nämlich „zusätzliche" (sonst unrentable) Arbeit schaffe, die sonst im Rahmen des kapitalistischen Systems nicht ausgeführt werden würde. Bei dem katastrophalen Stand der deutschen Finanzen wurde das für eine Utopie erklärt.

Seitdem ist fast ein halbes Jahr vergangen, und die Erfahrungen, die man mit dem freiwilligen Arbeitsdienst gemacht hat, geben uns die Möglichkeit, unsre damaligen Behauptungen nachzuprüfen; sie sind vollauf bestätigt worden.

Die meisten Arbeiten, die der FAD ausführte, sind Bauarbeiten gewesen. Handelte es sich da lediglich um „zusätzliche" Arbeit, so hätten die Vertreter der Bauarbeiter kein größeres Interesse, als sich mit dem freiwilligen Arbeitsdienst zu beschäftigen. In Wirklichkeit ist das genaue Gegenteil festzustellen. Und so ist das Blatt der freigewerkschaftlich organisierten Bauarbeiter, ‚Der Grundstein', gezwungen, immer und immer wieder zum Arbeitsdienst Stellung zu nehmen. In der Nummer 45 bringt es einen Aufsatz „Erneuter Notschrei der Bauarbeiter und eine Anklage zugleich". Hier werden zahlreiche Belege gebracht, die zeigen, wie durch die Arbeiten des freiwilligen Arbeitsdienstes die Bauarbeiter um Lohn und Brot kommen. Die Vertreter der freigewerkschaftlich organisierten Bauarbeiter haben wegen dieser unerhörten Mißstände eine Besprechung mit dem Reichsarbeitsministerium gehabt. Über sie wird im ‚Grundstein' in einem Aufsatz „Vom Krebsschaden des FAD und der Lohnsenkungsmanie" berichtet. Es heißt dort:

> Mit Nachdruck wurde gefordert, daß endlich einmal entsprechend den wiederholten Erklärungen des Präsidenten der Reichsanstalt für Arbeitslosenversicherung eigentliche Bauarbeiten nicht mehr im FAD ausgeführt werden. Würde dieser Forderung entsprochen, dann könnten schätzungsweise hunderttausend Bauarbeiter im ordentlichen Arbeitsverhältnis zu tariflichen Bedingungen Beschäftigung finden. Die im FAD ausgeführten Arbeiten seien mindestens zu drei Vierteln baugewerblichen Charakters.

Das ist deutlich genug. Die gewerkschaftlichen Vertreter der Arbeiterkategorien, die vom freiwilligen Arbeitsdienst besonders betroffen werden, erklären, daß nicht weniger als 100 000 Arbeiter beschäftigt werden könnten, wenn der freiwillige Arbeitsdienst liquidiert würde. Damit ist wörtlich das bestätigt, was ich an dieser Stelle ausführte. Da im freiwilligen Arbeitsdienst zu einem großen Teil unqualifizierte, ungeschulte **Kräfte** tätig sind, so ist es klar, daß die Zahl derer, die im FAD arbeiten, größer ist als die Zahl der Bauarbeiter. die sie verdrängen. Aber daß hier in keiner Weise zusätzliche Arbeit geleistet wird, geht aus den Feststellungen des Baugewerksbundes eindeutig hervor. Notwendig wäre es allerdings, daß sich der Baugewerksbund nicht mit lahmen Protesten gegenüber den einzelnen ministeriellen Ressorts begnügt sondern daß er innerhalb des gesamten ADGB Alarm schlägt und die freien Gewerkschaften zwingt, von ihrer bisherigen halben, manchmal sogar sympathisierenden Stellung zum FAD abzugehen und mit dem Baugewerksbund eine Kampagne gegen den FAD zu organisieren. Denn es ist ja nicht nur so, daß von den Jugendlichen die ältern Arbeiter aus der Arbeit gedrängt werden, sondern es findet auf diesem Wege ein kalter Abbau der Tarifverträge und der gesamten sozialpolitischen Errungenschaften der Arbeiterschaft statt, gegen den die Arbeiterorganisationen grade in der heutigen Lage nicht scharf, nicht energisch genug kämpfen können.

K. L. Gerstorff

Hundezähne

Der Professor Piccard hatte bei weitem weniger Schwierigkeiten, in die Stratosphäre zu gelangen als nun hinein in die Vereinigten Staaten. Der amerikanische Tierschutzverein nämlich erhob, ungeachtet des wissenschaftlich bedeutsamen Zwekkes, Protest gegen die Einreise, weil Piccard seinem Hunde sämtliche Zähne habe ausziehen lassen, damit er die Kinder nicht beiße.

Der Professor hat seinerseits den Tierschützlern die Zähne gezeigt und konnte schließlich doch nach USA, zumal die ganze gräßliche Anschuldigung aus der Luft gegriffen sein soll. Immerhin gibt der Kasus zu denken. Sollte man es Herrn Piccard nicht eigentlich hoch anrechnen, daß er so um das Wohl der Kinder besorgt ist und andrerseits nicht gleich den ganzen ihnen gefährlichen Hund abzuschaffen sich überwinden konnte sondern nur dessen Zähne? Müßte nicht mit besserem Recht der Kinderschutzverein gegen die Einreise jedes Mannes protestieren, der die unschuldigen Kleinen lieber beißen ließe, als daß er den Hund zum Zahnarzt schickte? Der Tierschutzverein ist wahrscheinlich der Ansicht, daß Piccard am besten hätte den Kindern die Zähne ziehen sollen, aus Gründen der Sicherheit für den Hund.

Es ist ein alter neidvoller Wunsch des Menschen, auch einmal der rührenden Fürsorge der Tierschützler oder gar eines besonderen Menschenschutzvereins teilhaftig zu werden. Daß man uns die Zähne zieht, und oft genung alle, die wir besitzen, ohne daß wir irgendjemanden damit bedrohen, ginge noch hin. Aber was wird uns alles genommen, abgehackt, ausgerissen, ohne daß der leiseste Protest dieser zartfühlenden Leute hörbar würde! Vor noch nicht zwei Dezennien ist Millionen Menschen alles, alles außer ihren Zähnen und ein paar Knochen, von ihren Herren weggefetzt worden, und kein Schutzverein hat sich gemuckst. Wir werden den richtigen Verein wohl erst noch gründen müssen.

Daß die Tierschützler damals wider die massenhafte qualvolle Vergasung von Pferden leidenschaftlichen Protest erhoben hätten, ist nicht bekannt geworden. Und sie waren meines Wissens nie außer sich über das Herausbrechen von Zähnen, sobald es sich um Elefanten handelte. Rich-

ten sich empörte Kundgebungen gegen Elfenbeinhändler, die in die Vereinigten Staaten wollen? Schwerlich. Da stehen eben größere Interessen auf dem Spiele als die Unverletzlichkeit von Kindern.

Piccard leugnet die Untat, die man ihm vorwirft. Aber wenn er sie nun begangen hätte und wenn man sie unbedingt mißbilligen müßte, so bliebe doch die Verweigerung des Einreisepasses eine etwas drollige Konsequenz. Fürchten die amerikanischen Tierschützler denn, der Eroberer der Stratosphäre wolle in ihrem Lande ein gewaltiges Zähneziehen unter den Hunden anrichten und als rasender Amateur-Dentist unter ihnen wüten?

Willi Wolfradt

Ein Leichenwagen fährt vorüber . . .

Für Kronprinz Friedrich Wilhelm

Durch die tagelose Früh
Hüpft der Sarg in leisem Spotte
Weise nickt der Gaul im Trotte:
Hotte Hotte
Hotte Hüh!
Schaust Du, Kutscher, ob die Fuhre
Heimlich von der Karre stieg?
Reckt sich eine Hand zum Schwure?
Keine Not!
Tot ist tot
Du deutsche Republik!

Der verlornen Liebesmüh
Singt der Erbenchor bigotte
Trauerpsalmen an der Grotte:
Hotte Hotte
Hotte Hüh!
Durch die letzten Tagesblätter
Rauscht die welke Politik —
Greise schauen nach dem Wetter:
Gibt es Putsch?
Futsch ist futsch
Du deutsche Republik!

Träne, rinne! Regen, sprüh!
Ringelreihen tanzt die flotte
Opportune Würmerrotte:
Hotte Hotte Hotte Hotte
Hotte Hotte Hotte Hüh!
Würmer nur — nicht Barrikaden
Feiern heute ihren Sieg —
Nicht Proleten — fette Maden
Halten Schmaus.
Aus ist aus
Du deutsche Republik!

Durch die tagelose Früh
Stallwärts zottelt Kutschers Lotte,
Schüttelt ihre Sorgenzotte:
Hotte Hotte
Hotte Hüh!
Doch dem Kutscher, traumverfallen,
Klingts wie Militärmusik
Und er läßt die Peitsche knallen:
Schimmel zieh!
Hotte Hüh
Du deutsche Republik!

Walter Mehring

Zu diesem Goebbeles

Hierzu braucht es keine Juden, so wie überhaupt meine Erfahrungen und Beobachtungen dahin gehen, daß ich auf jeden vorlauten und schreienden Juden zwei der gleichen Christen, seien es Franzosen oder Deutsche, Schweizer inbegriffen, rechnen kann.

Gottfried Keller
an Theodor Storm
16. August 1881

Sorgen

Es ließe sich allerdings die Frage erheben, ob das Deutschsein nur eine bestimmte empirisch-geschichtliche Funktion auf die bestimmte empirisch vorgefundene Umweltsitutation ist, oder ob der deutsche Mensch als Deutscher nicht eine dem Menschen an sich essentiell gegebene apriorische Art ist, die schon vor der Mitprägung der Umwelt von sich aus diese wesentlich mitbestimmt.

‚Neue Züricher Zeitung'

Josefsehe

„Soviel die Erde zum Paradies werden kann, wird sie es in einer glücklichen Ehe."

Ich lebe auf dem Lande und habe wenig Herrenbekanntschaften. Ich bin 42 Jahre alt, sehe aber wie 30 aus, und man nennt mich hübsch. Bin gütig und anpassungsfähig. Gesund. Brünett. Gute Hausfrau. Sehr kunstliebend. Spreche mehrere Sprachen. Habe aber einen Körperfehler (künstliches Auge) und wünschte mir einen Mann, der ebenfalls einen körperlichen Fehler hat oder leidend ist. Am liebsten älter als ich und auf keinen Fall geschieden. Da ich sehr religiös bin, würde ich mit einem edlen Mann auch eine Josefsehe eingehen. Ich bin Haus- und Geschäftsinhaberin und will nur einen Mann in sehr guten Vermögensverhältnissen.

Berufsvermittler, Anonymes und postlagernd zwecklos. Diskretion ehrenwörtlich zugesichert und verlangt. Ausführliche Briefe mit Bild erbeten unter „Nr. 0741" an die Verwaltung dieses Blattes.

‚Innsbrucker Nachrichten'

Liebe Weltbühne!

Unter den sechs jungen Leuten, die in Berlin verhaftet worden sind, weil sie für ihre rote Jugendorganisation einen Einbruch machten, befindet sich auch ein Redaktionsvolontär einer liberalen Zeitung, der niemand eine Begünstigung von Eigentumsvergehen vorwerfen kann.

Der junge Mann machte sich den Spaß, am nächsten Tage den Tatort aufzusuchen und einen Bericht für seine Zeitung abzufassen.

Sein Chef war jedoch nicht zufrieden. Er tat einen Blick in das Manuskript und gab es ihm mit den Worten zurück:

„Schlecht recherchiert, mein Lieber, schlecht recherchiert! Sie werden niemals ein richtiger Reporter werden..."

Hinweise der Redaktion

Berlin

Bund geistiger Berufe. Dienstag 20.30. Kammersäle, Teltower St. 4. Adolf Grabowski: Worum geht es in Ostasien? Mittwoch 20.00. Emmerichs Linkhalle, Linkstr. 13: Arbeitsgemeinschaft Gertrud Bortstieber. — Freitag 20.00. Café Wittelsbach, Bayrischer Platz Arbeitsgemeinschaft A. Bolgar.

Deutsches Komitee für China gegen den Japanischen Krieg. Dienstag 20.00. Johann-Georg-Säle, Johann-Georg-Str. 15: Der Krieg in China und wir. Es sprechen: Felix Boenheim, Hugo Greif, H. Henschke, Walther Karsch, Robert Kuczynski, Franz Leschnitzer, Elsa Paulsen und Kurt Rosenfeld.

Liga für Menschenrechte. Dienstag 20.00. Klubhaus am Knie, Berliner Str. 27. S. Kawerau: Die Generationsschichtung in Deutschland in ihrer soziologischen und geistigen Struktur. In der Diskussion: Arthur Rosenberg und Hildegard Wegscheider.

Klub der Geistesarbeiter, Mittwoch 20.00. Tiergartenhof, Charlottenburg, Berliner Str. 1. Hannes Meyer: Wie lebt der Künstler und Geistesarbeiter im sozialistischen Staat?

Der Kunstklub, Meineckestr. 27. Mittwoch 20.00. Literarischer „Berlin-Abend". Es wirken mit: Günther Birkenfeld, Ernst Blass und Joachim Ringelnatz.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Donnerstag 20.00. Café Adler am Dönhöffplatz, Kommandantenstr 84. Öffentlicher Ausspracheabend. Anselm Bing: Der Pazifist als Pädagog; Kurt Hiller; Wilhelm der Lügner (zur Feier seines 74. Geburtstages).

Die Lupe. Donnerstag 20.00. Klubhaus am Knie, Berliner Str. 27. Landgerichtsrat von Holten: Siedlung, ein Weg aus deutscher Not.

Antikriegsmuseum, Parochialstr. 29. Freitag 20.15: Ernst Friedrich hält die traditionelle Exkaisersgeburtstagsfeier ab.

Gesellschaft zur Förderung Individual-Psychologischer Arbeit. Freitag 20.00. Schöneberger Rathaus am Rudolf-Wilde-Platz. Frau Sorge-Boehmke: Erfassung der Täterpersönlichkeit.

Volksbühne. Sonnabend 20.00 im Kunstgewerbemuseum, Prinz-Albrecht-Str. 7a. Fritz Schiff: Die Welt des 20. Jahrhunderts in den bildenden Künsten und in der Musik.

Individualpsychologische Gruppe. Montag (30.) 20.00. Klubhaus am Knie, Berliner Str. 27. Paul Lazarsfeld: Zur Psychologie der Arbeitslosigkeit.

Gewerkschaftshaus, Engelufer 24. 11.00–22.00: Groschen-Bücher-Messe.

Hamburg

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Mittwoch 20.00. Heimstätte, Nagelsweg 10. Öffentliche Diskussion: Gibt es einen wirksamen Luftschutz?

Nürnberg

Weltbühnenleser. Montag (30.) 20.30. Zusammenkunft im Katharinenbau, Wappensaal.

Stuttgart

Linkskartell der Geistesarbeiter und freien Berufe. Donnerstag 20.00. Bürgermuseum. Hans Marchwitza: Die Arbeiterdichtung in der Gegenwart.

Rundfunk

Mittwoch. Königswusterhausen 15.45: Albert Daudistel liest. — Berlin 18.30: Gibt es Schriften an die Nation? W. Nölting und Herm. Proebst. — **Donnerstag.** Berlin 16.15: Der Traum in der bildenden Kunst, Fritz Schiff. — Hamburg 21.10: Der Philosoph am Fenster, Hörspiel um Lichtenberg. — **Freitag.** Moskau 20.00: Ein Abend des deutschen proletarischen Schriftstellers Schneider. — Frankfurt 20.30: Datterich und sein Dichter, Hörspiel von Hans A. Joachim. — **Sonnabend.** Königswusterhausen 15.45: B. Traven: Die Brücke im Dschungel. — Moskau 20.00: Marxismus—Leninismus. — **Sonntag.** Moskau 20.00: Die Ergebnisse des ersten Fünfjahrplans. — **Montag.** Moskau 20.00: Der Staatshaushalt der Sowjetunion im Jahre 1933.

Antworten

Kommunist. Leo Trotzki hat von Prinkipo an die Mitglieder des Zentralkomitees der Russischen Kommunistischen Partei den folgenden Brief gerichtet, der hier ungekürzt folgt: „Ich betrachte es als notwendig, Euch mitzuteilen, wie und weshalb meine Tochter Selbstmord begangen hat. Ende 1930 habt ihr auf mein Gesuch hin meiner tuberkulösen Tochter Sinaida Wolkow erlaubt, mit ihrem fünfjährigen Sohn Wsewolod vorübergehend zur Kur in die Türkei zu reisen. Ich konnte damals nicht annehmen, daß sich unter diesem Liberalismus Stalins ein Hintergedanke verbarg. Im Januar 1931 kam meine Tochter hierher mit einem beiderseitigen Pneumothorax. Nach zehnmonatigem Aufenthalt in der Türkei gelang es — unter dauerndem Widerstand der ausländischen Sowjetvertretungen — für meine Tochter zwecks ärztlicher Behandlung eine Einreiseerlaubnis nach Deutschland zu erhalten. Das Kind blieb vorerst bei uns in der Türkei, um die Kranke nicht zu belasten. Es gelang dem berliner Arzt nach einiger Zeit, weiteren Pneumothorax überflüssig zu machen. Die Kranke begann allmählich sich zu erholen und träumte nun davon, zusammen mit ihrem Kinde in die USSR zurückzukehren, wo sich ihr Töchterchen befindet und ihr Mann, der als Bolschewik-Leninist von Stalin in der Verbannung gehalten wird. Am 20. Februar 1932 habt ihr dann ein Dekret veröffentlicht, das nicht nur mich, meine Frau und meinen Sohn sondern auch meine Tochter Sinaida Wolkow der Sowjetbürgerrechte für verlustig erklärte. Im Auslande, wohin ihr sie mit einem Sowjetpaß habt reisen lassen, hielt sich meine Tochter ausschließlich zu Kurzwecken auf. Sie nahm am politischen Kampfe keinerlei Anteil und hätte schon ihres Gesundheitszustandes wegen daran keinen Anteil nehmen können. Sie vermied sorgsam alles, was auch nur den Schatten von ‚Unzuverlässigkeit' auf sie hätte werfen können. Daß man ihr die Sowjetbürgerrechte absprach, war ein purer, sinnloser Racheakt gegen mich. Für sie persönlich aber bedeutete dieser Akt: Trennung von ihrem Töchterchen, ihrem Mann, all ihren Freunden, von dem gewohnten Leben. Ihre durch den Tod der jüngern Schwester und danach durch die eigne Krankheit ohnehin erschütterte Psyche erlitt einen schweren Schlag, der sie um so härter traf, als er völlig unerwartet und von ihr durch nichts hervorgerufen kam. Die Psychiater erklärten einmütig, daß nur schnellste Rückkehr zu ihren gewohnten Lebensbedingungen, zur Familie, zur Arbeit die Kranke retten könnte. Doch eben diese Möglichkeit zur Rettung war durch euer Dekret vom 20. Februar 1932 ihr geraubt. Alle Bemühungen nahestehender Menschen, eine Aufhebung des Dekrets, soweit es die Kranke betraf, zu erwirken, blieben, wie ihr wißt, erfolglos. Nun bestanden die berliner Ärzte darauf, daß ihr wenigstens der Junge gebracht werde: sie sahen darin noch eine Möglichkeit, das seelische Gleichgewicht der Mutter wiederherzustellen. Da ihr aber auch dem sechsjährigen Knaben das Sowjetbürgerrecht entzogen habt, verzehnfachte das die Schwierigkeit, ihn von Konstantinopel nach Berlin zu bringen. Ein halbes Jahr verging mit ununterbrochenen ergebnislosen Bemühungen in einigen Ländern Europas. Nur meine zufällige Reise nach Kopenhagen ermöglichte es, den Jungen nach Europa zu schaffen. Unter großen Schwierigkeiten machte er die Reise von hier bis Berlin in sechs Wochen. Er hatte kaum eine Woche mit der Mutter in Berlin verbracht, als die Polizei des Generals Schleicher, zweifellos infolge von Intrigen der Agenten Stalins, beschloß, meine Tochter aus Deutschland auszuweisen. Wohin? In die Türkei? Auf die Insel Prinkipo? Aber das Kind braucht eine Schule, die Mutter ständige ärztliche Behandlung, normale Familienumgebung. Der neue Schlag war für die Kranke unverwindbar. Am 5. Januar vergiftete sie sich durch Gas. Sie war einunddreißig Jahre alt. Im Jahre 1928, bald nach meiner Verbannung nach Alma-Ata, erkrankte meine jüngste

Tochter Nina, deren Mann von Stalin nun bereits fünf Jahre in einem Isolator eingesperrt gehalten wird. Sie mußte ins Krankenhaus gebracht werden. Man stellte galoppierende Schwindsucht fest. Den rein persönlichen Brief von ihr an mich, ohne die geringste Beziehung zur Politik, habt ihr siebzig Tage festgehalten, sodaß meine Antwort die Tochter nicht mehr lebend erreichte. Nina starb im sechsundzwanzigsten Lebensjahre. Während meines Aufenthalts in Kopenhagen, wo meine Frau kaum begonnen hatte, sich von einer ernsten Krankheit kurieren zu lassen, und ich erst noch plante, mich in Behandlung zu begeben, ließ Stalin durch die Telegraphenagentur Tass die falsche Nachricht an die europäische Polizei gelangen, in Kopenhagen hätte sich eine ‚trotzkistische Konferenz' versammelt! Das genügte der dänischen sozialdemokratischen Regierung: Um Stalin Entgegenkommen zu zeigen, wies sie mich in fieberhafter Eile aus. Aber in diesem Falle, wie in vielen andern Fällen hatte das Stalin-Bündnis mit der kapitalistischen Polizei gegen mich immerhin ein politisches Ziel. Die Verfolgung meiner Tochter jedoch entbehrt sogar des Schattens eines politischen Sinnes. Die Aberkennung der Sowjetbürgerrechte, der Verlust der einzigen ihr gebliebenen Hoffnung, in die normale, vertraute Umgebung zurückzukehren, und schließlich die Ausweisung aus Deutschland (zweifellos ein Dienst der deutschen Polizei für Stalin) bilden politisch sinnlose Akte nackter Rache — nichts weiter. Meine Tochter gab sich klar Rechenschaft ab über die Lage, in der sie sich befand. Sie erkannte, daß es für sie, in die Gewalt der europäischen Polizei geraten, die um Stalins willen sie hetzte, keine Rettung gab. Die Folge dieser Erkenntnis war ihr Tod am 5. Januar 1933. Einen solchen Tod nennt man freiwillig. Nein, er war nicht freiwillig. Stalin hat ihr diesen Tod aufgezwungen. Ich beschränke mich auf diese Feststellungen ohne weitere Schlußfolgerungen. Für Schlußfolgerungen wird die Zeit kommen. Diese Schlußfolgerungen wird die wiedererstandene Partei ziehen. Prinkipo, den 12. Januar 1933. Leo Trotzki." Wir geben diesen Brief Trotzkis, der in vielen Blättern auszugsweise veröffentlicht worden ist, in seinem vollem Umfang wieder, denn es kann gar nicht bekannt genug werden, was die Moskauer in blinder Parteiwut ihrem größten noch lebenden Helden angetan haben. Kein Vernünftiger wird Stalins Recht bezweifeln, sich seines genialen Kritikers so zu erwehren, wie er kann. Aber die Kampfmittel müssen dem Geiste der sozialistischen Revolution entsprechen, sie dürfen nicht dem schlechtesten Arsenal des bürgerlichen Polizeistaats entnommen werden. Die ungezählten nichtkommunistischen Verteidiger der Sowjetunion in der ganzen Welt, die Jahr für Jahr gegen idiotische Kommunistenhetzen aufgetreten sind, die sich bemühen, ihren Regierungen die roten Opfer einzeln abzuringen, haben ein Recht auf Antwort. Mit welcher Legitimation sollen sie weiterarbeiten, wenn Moskau selbst nicht anders vorgeht als Chiappe oder Scotland Yard?

H. T. Wien. Sie haben den Artikel von M. Bergmann „Die Krise der Gewerkschaften" (Heft 38) und den von K. L. Gerstorff „Hitlers Angst vor der Macht" (Heft 49) miteinander verglichen und glauben, einen gewissen Widerspruch zwischen den beiden Autoren in bezug auf ihre Angaben über die Austritte aus den Gewerkschaften feststellen zu müssen. Dieser scheinbare Widerspruch läßt sich sehr leicht aufklären: 1930 und 1931 haben die Gewerkschaften ihre Erwerbslosen noch in größerm Umfange unterstützen können als heute. Ausgeschieden sind damals in erster Linie also nur die mit der Politik der Gewerkschaften unzufriedenen Arbeiter, die erst während der Konjunktur eingetreten waren, die also keine hohen Unterstützungsansprüche erworben hatten. 1932 verschob sich das Bild insofern, als die lange Zeit Erwerbslosen nunmehr keinen Pfennig von der Gewerkschaft bekamen, sodaß sich deren Mitgliederverlust überwiegend auf diese Schicht auswirkte.

Der Reichsbote. Du druckst den Artikel Hellmut v. Gerlachs über den Korridor ab und verlangst gleichzeitig ein Vorgehen wegen „Volksverrats" gegen ihn. Dabei enthält der Gerlachsche Artikel nur erweislich wahre Tatsachen. Du hütest dich natürlich auch, die Wahrheit des Inhalts anzuzweifeln. Trotzdem: der Gerlach wird verbrannt! Wenn du deinen Lesern einmal ausnahmsweise etwas Richtiges und zugleich Wichtiges über die wahre Gesinnung der Polen vorsetzen wolltest, tätest du gut daran, aus dem Leitartikel des polnischen Regierungsorgans ‚Gazeta Polska' vom 1. Januar folgende Stelle zu zitieren: „... Niemand kann Polen vorwerfen, es entfalte seine Friedensbestrebungen und seine Initiative nur in einer Richtung. Ähnliche Bemühungen haben wir des öfteren auch in der Richtung nach dem Westen hin dokumentiert — sowohl durch Unterzeichnung und Ratifizierung des Handelsvertrages mit Deutschland wie auch durch Betonung unsrer Bereitschaft zum jederzeitigen Abschluß eines Nichtangriffspaktes mit dem Deutschen Reich. Ebensogut ist der gesamten Welt die Haltung Berlins in dieser Angelegenheit bekannt." Es ist bedauerlich, daß das polnische Blatt so schreiben darf. Oder willst du, wahrheitsliebender Reichsbote, etwa bestreiten, daß nur Deutschland gegen Handelsvertrag und Nichtangriffspakt ist?

P. H. im ‚Angriff': Du stellst folgende Forderung: „Vom Galgenlieder-Dichter hätten alle Song- und Chanson-Verfasser von Brecht bis Mehring lernen können. Wenn sie es nur getan hätten! Sie hätten es dann nie gewagt, uns ihre Blödeleien vorzusetzen." Mehring hat sich das gleich zu Herzen genommen und aus Morgenstern („Stufen") dieses gelernt: „Man will die deutsche Nation erstarken sehen, indem sie sich mehr abschließen und begrenzen soll, und vergißt, daß grade das Unbegrenztseinwollen, das über engen Nationalitätsschranken-stehen-wollen ihre Haupteigentümlichkeit ist." „Alles Jüdische ist vorwiegend destruktiv. Jesus, der größte Jude, ist auch der größte Destruktor der ‚Welt'." „Eure Todesstrafen, noch mehr euer Kriegführen, ihr Menschen, ist nicht mehr und nicht weniger als — Selbstmord." Für kulturbolschewistisches und für chauvinistisches Denken lassen sich viele Beispiele aus der älteren Literatur finden. Aber wenn ihr ältere Nazijahrgänge braucht, dann müßt ihr schon auf die Jesuitenpatres um den Hexenhammer zurückgreifen.

Bund freier Rundfunkautoren. Ihr habt eine Stelle eingerichtet, in der alle die Fälle gesammelt werden sollen, „wo durch die Rundfunkbehörden das fortschrittliche und freie künstlerische Schaffen der am Rundfunk tätigen Geisteskräfte behindert oder unmöglich gemacht wird". Ihr bittet, derartige Fälle mit allen Unterlagen eurem Sekretariat Berlin-Reinickendorf-Ost, Aroser Allee 153, mitzuteilen.

Republikanische Beschwerdestelle. Die Rechte glaubt, ihr liegt im Sterben. Der Jubel ist verfrüht, denn ihr teilt uns mit, daß der General Berthold v. Deimling der Gesellschaft eurer Freunde beigetreten ist; ein Zeichen, daß ihr noch sehr lebendig seid und nicht daran denkt, vor den Giftpfeilen der nationalistischen Presse die Waffen zu strecken.

Student in Breslau. Haben Sie nicht den kleinen Cohn gesehn?

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.
Im Falle höherer Gewalt oder Streiks haben unsere Bezieher keinen Anspruch auf Nachlieferung oder Erstattung des entsprechenden Entgelts.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Kamarilla von Carl v. Ossietzky

Schöner Konsum an Rettern. Wieder einer futsch. Wenn das autoritäre Regime so weiter wirtschaftet, dann kann es bald heißen: Jeder Deutsche einmal Reichskanzler! Eltern kinderreicher Familien, hier winkt noch eine Chance!

Wie lange ist es her, daß der letzte Kanzler, allseitig als staatsmännisches Genie begrüßt, auf die Szene trat? Und heute liegt der General von Schleicher, wundenbedeckt wie Cäsars Leichnam, auf dem verlassenen Capitol. Der „soziale General", der alle Schwergewichte auf einmal stemmen wollte, stürzt als Dilettant entlarvt, geschlagen sogar auf seinem höchstpersönlichen Gebiet: der Intrige.

Wichtiger als der leidende Held dieser Haupt- und Staatsaktion ist die Art, wie sie gemacht wurde. Sie demonstriert in schlagendster Weise die Natur jenes präsidialen Regimes, das von servilen Juristen als gottgewollte deutsche Staatsform gefeiert wird. Weil die Junker die Enthüllungen über die Osthilfe mit Recht fürchten, deshalb wird von einem Konventikel unverantwortlicher Interessenpolitiker die monumentale Gestalt des Reichspräsidenten vor die mißhandelte Staatskasse geschoben. Das allein spricht Gericht über den präsidialen Absolutismus. Selbst ein so hindenburgfrommes Blatt wie die ‚Tägliche Rundschau' bemerkt dazu entsetzt: „Die bevorzugte Behandlung Einzelner bei der Osthilfeumschuldung hat aber noch einen viel wichtigeren politischen Charakter. Der autoritäre Gedanke ist diskreditiert worden." Es gibt nichts mehr zu verschleiern, das ganze Land weiß es jetzt: der Reichspräsident wird von einer Kamarilla dirigiert.

Die Kamarilla ist eine gut altpreußische Erfindung. Sie funktionierte immer dann, wenn es den Junkern schlecht ging und sie auf Kosten der Bürgerkrapüle saniert werden mußten. Eine Kamarilla hat schon den Freiherrn vom Stein weggebissen und sich nicht gescheut, diesen Patrioten sans reproche dem Franzosenkaiser zu denunzieren. Die Kamarilla hat immer mit der gleichen Skrupellosigkeit gearbeitet. So wird jetzt die merkwürdige Geschichte kolportiert, man habe Hitler beim Alten Herrn madig gemacht, indem man ein Memorandum über seine angeblichen schlechten Sitten vorlegte. Darüber möchte man gern mehr wissen, nicht wegen Hitlers Sittlichkeit, die uns, so oder so, gestohlen bleiben kann, sondern zur Kennzeichnung der heute beliebten Regierungsmethoden.

In Hugenbergs Umgebung hat man, um einen Staatsstreich zu rechtfertigen, die Konstruktion eines „staatlichen Notstandes" geschaffen. Nun, ein staatlicher Notstand ist auch von einem ganz andern Standpunkt aus kaum zu leugnen. Er wird nicht durch das Versagen der Konstitution charakterisiert oder durch eine ganz besonders rebellische Volksstimmung sondern durch Personen wie Papen und Schleicher und, vor allem, durch den Reichspräsidenten selbst.

Sobald der Präsident der Republik Befugnisse verlangt, die über die Verfassung hinausgehen, ist der Notstand da.

Er wächst in dem Maße, in dem das Staatsoberhaupt von obskuren Gestalten beeinflußt wird, die als „Gutsnachbarn" oder „alte Regimentskameraden" sein geneigtes Ohr finden. Wenn nicht mehr das Vertrauen des Parlaments Kabinette trägt oder verabschiedet und alles vom Vertrauen oder Mißtrauen des Reichspräsidenten abhängt, dann ist ein erheblicher Notstand nicht zu verkennen. Der staatliche Notstand ist vorhanden. Er heißt Hindenburg und nicht anders.

Es ist ein Verdienst der Kamarilla, das endlich deutlich gemacht zu haben. Wenn ein stockreaktionäres Komitee einen politikfremden Offizier im Patriarchenalter aus seinem behaglichen Ruhestande zerrt und auf den ersten Platz des Reiches stellt, so weiß es warum. Wenn aber Republikaner — Sozialisten und Demokraten — in dem gleichen Manne die starke Barriere gegen die Begehrlichkeit und die Diktaturgelüste seiner eignen Kaste sehen, so ist das, milde gesagt, etwas absurd. Den Dank an seine republikanischen Wähler hat Herr von Hindenburg ausgesprochen, als er die preußischen Minister aus ihren Ämtern werfen ließ, als er das harmlose Siedlungsprogramm Brünings für Bolschewismus erklärte. Überall Enttäuschung. Herr von Hindenburg würde heute nicht so viel Stimmen erhalten wie seiner Zeit Herr Duesterberg. Herr von Hindenburg verfügt über keine Autorität mehr, denn er hat das Vertrauen des Volkes verloren; er hat keine Massen mehr hinter sich.

Das Junkertum fühlt sich in seinen wirtschaftlichen Wurzeln bedroht, deshalb greift die Kamarilla offen nach der Staatsführung. Dazu gesellen sich Großindustrielle, die eine neue Konjunktur schnuppern und die der öffentlichen Hand wieder entreißen möchten, was sie im Krisenjahre 1931 an sich genommen hat. Schleicher mit seinen diffusen staatssozialistischen Ideen bot nicht die nötige Sicherheit. Das ist der nackte Interessenhintergrund aller Kabalen, der über dem Personellen nicht vergessen werden darf. Daneben spielt eine untergeordnete Rolle, daß die Herren sich nicht recht einig werden können, daß Hitler erst einmal sich selbst will und Herr von Papen natürlich auch zunächst sich selbst, daneben aber noch den Kronprinzen. Das sind nur die kleinen Nuancen der einen Konterrevolution.

Das erste Kabinett Papen endete mit Gelächter, ein zweiter Versuch würde mit Tränen enden. Wird nicht sofort und bedingungslos der Weg zur Verfassung wieder angetreten — und dazu gehört vor allem der Rücktritt des Reichspräsidenten —, so wird die außerparlamentarische Regierungsweise von oben mit außerparlamentarischen Abwehrmethoden von unten beantwortet werden. Denn es gibt auch ein Notrecht des Volkes gegen abenteuerliche experimentierende Obrigkeiten. Die deutsche Geduld trabt oft lange dahin, ohne zu fragen, wer ihre Flanken drückt. Sollte aber eine Clique, die nicht zwei Prozent der Nation hinter sich hat, Sporen und Peitsche fühlen lassen, so wird auch dieses sanfte Reittier endlich bocken.

Die Generalstreikparole geht um. Sie wirkt fort, wenn es auch vermessen wäre, über das Tempo aussagen zu wollen.

In revolutionären Situationen taktieren die Massen und nicht die Führer. Was denken sich diese Hugenberg, Papen, Schacht, Stülpnagel, diese plötzlich sichtbar werdenden Mitglieder der Kamarilla, die so konfliktsüchtig nach vorn dringen? Welch ein frivoler Mut! Der Acheron schäumt. Die Herren seien zu einer Kahnfahrt freundlichst eingeladen.

Deutsch-französische Disharmonien

von Hellmut v. Gerlach

Was geht eigentlich in Deutschland vor? Warum will man Schleicher stürzen? So bin ich in den letzten Wochen wohl hundertmal in Frankreich gefragt worden.

Ich weiß es nicht. Ich verstehe es selbst nicht. Das war so ziemlich alles, was ich meinen französischen Freunden antworten konnte. Die Meldungen der französischen und der deutschen Presse über die Vorgänge in Berlin waren mir gleich unverständlich. Schleicher, kaum Kanzler geworden, soll wieder verschwinden! Das natürlich ist klar. Aber warum? Nur deshalb, weil er kein ganz so plumper Reaktionär wie Papen ist?

Seit Jahresfrist war ich nicht mehr in Frankreich gewesen und fand dort eine mich beinahe phantastisch anmutende Wandlung nach links hin vor. Die Maiwahlen von 1932 hatten ja der Linken eine sehr starke Mehrheit gebracht, sodaß Tardieu zunächst durch Herriot und dann durch Paul-Boncour ersetzt worden war. Aber das drückt der Situation noch keineswegs den Stempel auf. Ihr mich überraschendes Charakteristikum ist die Entwicklung innerhalb der Linken nach links, nicht etwa in Richtung auf den Bolschewismus, eher auf den Tolstoianismus hin. Man neigt sich in immer wachsendem Maße einem Pazifismus zu, dessen Radikalität mit den Realitäten des Lebens in schweren Konflikt geraten kann.

Tragik liegt über den deutsch-französischen Beziehungen: immer, wenn der Kurs bei uns nach rechts geht, stimmt Frankreich nach links, und umgekehrt.

Die Maiwahlen von 1924 brachten in Frankreich eine linke Kammer, den Sturz des nationalistischen Präsidenten Millerand, das erste Kabinett Herriot. Bei uns wurde gleichzeitig die Deutschnationale Volkspartei zur stärksten Fraktion.

Im Jahre 1928 triumphierte in Frankreich die Reaktion — was man in Frankreich eben Reaktion nennt. Bei uns würde man es eher eine Kombination von Staatspartei und linkem Flügel von Volkspartei nennen. Uns brachten die 28er Wahlen das Kabinett Hermann Müller, traurigen Panzerkreuzer-Angedenkens, aber immerhin ein Kabinett der Linken.

Im Frühjahr 1932 kam der große Rechtsruck in Deutschland, der große Linksruck in Frankreich. Brüning wurde durch Papen ersetzt. Die neue französische Regierung, die sich auf eine gewaltige Linksmehrheit stützen konnte, war bereit, Europäisch mit ihrem Partner zu sprechen. Sie traf auf Männer, die nur Mittelhochdeutsch verstanden.

Unter den denkbar ungünstigsten Auspizien sind die Arbeiten der Abrüstungskonferenz wieder aufgenommen worden. Fast alle Staaten sind sich darüber einig, daß die Beschlüsse über die internationale Rüstungsminderung nur dann einen Sinn haben, wenn ihre Ausführung schärfster internationaler Kontrolle unterliegt. Zum Wesen dieser Kontrolle gehört natürlich, daß Anzeigen über Vertragsverletzungen nicht strafrechtlich verfolgt werden dürfen. Internationales Recht über nationalem Recht, will heißen: über nationalem Unrecht! Das scheint selbstverständlich. Aber energisch erhob sich sofort gegen diese selbstverständliche Forderung der deutsche Delegationsführer in Genf, Herr Nadolny. Natürlich wurde er von dem Italiener sekundiert. Niedergeschlagen aber fragte man mich in Frankreich: will Deutschland wirklich den bösen Schein erwecken, als ob es darauf bestehe, auch in Zukunft seine Pazifisten, die sich zu dem Grundsatz internationaler Vertragstreue bekennen, ins Gefängnis zu schicken?

Wo ich sprach, im Osten, im Westen Frankreichs oder in Paris selbst, überall wurde ich als deutscher Pazifist mit gradezu leidenschaftlicher Sympathie aufgenommen. Ob ich die Notwendigkeit französischer Abrüstung, die Schaffung einer entmilitarisierten Zone auf französischer Seite oder die alsbaldige Rückgabe des Saargebiets an Deutschland behandelte, immer unterstrich das Publikum grade die deutschen Forderungen mit besonderem Beifall. Französische Redner gingen manchmal noch weiter als ich, dabei getragen von der Zustimmung der Versammelten.

Kam ich von solchen Versammlungen, die von dem begeisterten Willen zur Verständigung mit Deutschland durchdrungen waren, nach Hause, so fand ich Sendungen aus Berlin vor, ganze Bündel von Ausschnitten aus deutschen Zeitungen, die mit wildesten Angriffen gegen mich gespickt waren. Man schien es schon als eine Art Landesverrat anzusehen, daß ich es überhaupt wagte, in Frankreich vor Franzosen gegen den Militarismus diesseits und jenseits der Grenzen zu sprechen. Ein braunschweiger Naziblatt bezeichnete mich als so tief gesunken, daß ich bereits in die Gesellschaft von Professor Friedrich Wilhelm Foerster gehöre. Die ‚Deutsche Zeitung' forderte die deutschen Behörden auf, dafür zu sorgen, daß endlich mit meiner Betätigung Schluß gemacht werde. Die ‚Lauenburger Zeitung' überschrieb ihren Artikel „Auslandspaß für Landesverräter". Der Artikel, der von verleumderisch wirkendem Schwindel über mich gradezu strotzte, schloß:

Daß dieses Verhalten Gerlachs erneuter Landesverrat ist, kann jeder Sextaner verstehen. Aber man hat einen Ossietzky auf Grund der von den Parteien bestimmten Amnestie freigelassen. Deshalb schwillt Leuten wie Gerlach der Kamm. Wird er bei seiner Heimkehr an der Grenze so empfangen, wie es Deutschland sich selber schuldig ist, und an den nächsten Laternenpfahl gehängt? Ach nein! Das Höchste ist eine leise Anklage, die aber wohl wieder durch eine neue Amnestie in die Versenkung verschwindet. Nachsicht gegen Landesverrat ist Vorschub des Landesverrats! Möge endlich die Reichsregierung mit ihren allzu oft ausgestoßenen Drohungen Ernst machen!

Wenn ein Deutscher nach Frankreich geht, um dort das Zentralproblem der Friedenssicherung, die deutsch-französische

Verständigung, sachlich zu erörtern, bemüht sich eine gewisse deutsche Presse, Pogromstimmung gegen ihn zu entfesseln. Was würde diese Presse erst sagen, wenn ich an Deutschland Forderungen des Inhalts richtete, wie sie in Frankreich von Franzosen an ihr Vaterland gerichtet werden? Da schrieb zum Beispiel am 25. Januar in der ‚Volonté', einem der größten und angesehensten Blätter der bürgerlichen Linken, Armand Charpentier einen Leitartikel mit der Überschrift „Die einseitige Entwaffnung". In diesem Artikel setzte Charpentier auseinander, daß es für Belgien besser gewesen wäre, wenn es 1914 sich nach dem Beispiel Luxemburgs widerstandslos der deutschen Invasion gefügt hätte. Er plädiert für die völlige Entwaffnung Frankreichs, selbst wenn kein einziger andrer Staat seine Rüstung auch nur vermindern wolle. Der Artikel schließt:

Das größte Unglück, das einem entwaffneten Lande passieren kann, wäre die feindliche Besetzung während einiger Monate. Jedes Land dagegen, das töricht genug ist, sich zu bewaffnen, ist sicher, daß bei den Methoden des modernen Luftkrieges seine wichtigsten Städte und zwei Drittel seiner Bevölkerung vernichtet werden.

Bei der Wahl zwischen diesen beiden Übeln muß jeder klar denkende Patriot die Invasion, die keinen unwiederbringlichen Schaden bedeutet, dem bewaffneten Widerstand vorziehen, der gleichbedeutend ist mit der völligen, nicht wieder gutzumachenden Vernichtung seines Vaterlandes.

Man stelle sich vor, ein deutscher Pazifist würde nach dem Vorbild des Franzosen Charpentier angesichts der Abrüstungskonferenz öffentlich dafür eintreten, daß, was man auch in Genf beschließe, Deutschland auf jede Bewaffnung verzichte, auf die Gefahr hin, von Polen oder Frankreich vorübergehend besetzt zu werden. Das Geheul der deutschen Presse müßte man erleben. Keine Lebensversicherungsgesellschaft könnte mehr wagen, ein solches Individuum bei sich aufzunehmen.

Armand Charpentier aber kann so etwas ohne das leiseste Risiko schreiben. Nicht einmal beschimpft wird er, nur kritisiert natürlich.

Wie Charpentier denken, schreiben, sprechen immer mehr Franzosen, vor allem in den Kreisen der hochangesehenen Liga für Menschenrechte (sie hat 180 000 zahlende Mitglieder) und in der Sozialistischen Partei Frankreichs. Der extremste Pazifismus gewinnt immer mehr an Boden.

Bei uns aber droht Herr v. Schleicher im Ultimatumston, daß Deutschland der Abrüstungskonvention seine Unterschrift verweigern werde, wenn sie nicht der deutschen Forderung auf Gleichberechtigung, wie er sie auffaßt, voll entspricht. Und bei uns setzen mächtigste Kräfte Himmel und Hölle, will sagen die Kamarilla um Hindenburg herum in Bewegung, um Schleicher durch einen noch weiter rechtsstehenden Kanzler zu ersetzen.

Zwischen Deutschland und Frankreich gibt es überhaupt keine wesentlichen Interessengegensätze. Trotzdem — unsre Reaktion macht, zur Freude der paar französischen Militaristen, jede Verständigung unmöglich. Die Kriegsgefahr für Europa bleibt in Permanenz.

Stalins Triumph von Michael Smilg-Benario

„Wir marschieren mit Volldampf auf dem Wege der Industrialisierung zum Sozialismus und lassen die ewige russische Rückständigkeit hinter uns. Wir beginnen, das Land des Eisens zu werden, das Land der Automobilisierung und Traktorisierung. Und wenn wir USSR aufs Auto und den Muschik auf den Traktor setzen, dann mögen die Herren Kapitalisten, die sich mit ihrer Zivilisation so brüsten, versuchen, uns einzuholen." Mit diesen Worten präzisierte vor einigen Jahren Stalin den Sinn der Pjatiletka, des großen Planes zur Industrialisierung und Kollektivisierung. Als dieser Plan seiner Zeit aufgestellt, seine optimale Variante angenommen wurde, und als dann sogar die Parole „Fünfjahresplan in vier Jahren" ausgegeben wurde, mußte man über die Möglichkeiten seiner praktischen Durchführung voller Skepsis sein. Das war um so berechtigter, als das von Hunger und Elend geplagte und wirtschaftlich rückständige Land, aus eigner Kraft, in einer denkbar kurzen Zeitspanne einen Weg zurücklegen sollte, für den andre Länder unter günstigeren Verhältnissen Jahrzehnte gebrauchten.

Durch das Mißlingen der Verhandlungen in Genua und im Haag konnte die Sowjetunion auf ausländische Kredite nicht rechnen. Unter diesen Umständen bedeutete der Versuch des Fünfjahrplanes für die Völker der Sowjetunion eine übermenschliche Anspannung. Rußland mußte erneut schwerste Entbehrungen und bitterste Not auf sich nehmen, denn der Plan sah vor allem den Ausbau der Schwerindustrie vor. Auf Kosten der Bedarfsindustrie sollten in erster Linie Giganten der Eisen- und Metallindustrie, der Elektrifizierung und des Maschinenbaus errichtet werden. Der Lebensstandard der Bevölkerung mußte dadurch bewußt niedrig gehalten werden.

Warum mußten aber dem Lande neue Entbehrungen auferlegt werden? Warum mußte der Aufbau sich in einem rasenden Tempo vollziehen und das Volk zu übermenschlichen Leistungen aufgepeitscht werden? Eine Erklärung dafür gab Stalin in seiner bekannten Rede auf dem Plenum des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Rußlands am 19. November 1928. Er sagte:

Das rasche Tempo der Industrialisierung würde bei uns nicht so dringend sein, wenn wir eine solch hochentwickelte Industrie und Technik hätten, wie sie beispielsweise Deutschland hat... Dieses Problem würde für uns auch dann nicht so dringlich sein, wenn wir nicht das einzige Land der Diktatur des Proletariats wären. Die Frage der wirtschaftlichen Selbständigkeit unsres Landes würde in einem solchen Falle nicht so brennend sein. Wir hätten uns dann dem System der fortgeschrittenen proletarischen Länder anschließen können; wir hätten von ihnen Maschinen zum Ausbau unsrer Industrie und Landwirtschaft erhalten und wir selbst hätten sie mit Rohstoffen und Lebensmitteln versorgt. Doch Sie wissen genau, daß eine solche Voraussetzung noch nicht gegeben ist, daß wir immer noch das einzige Land der proletarischen Diktatur sind, umzingelt von kapitalistischen Ländern, von denen viele in technisch-ökonomischer Hinsicht uns weit voran sind. Deshalb ist für uns das Problem der wirtschaftlichen Einholung und Überholung der fortgeschrittenen Län-

der eine Frage auf Leben und Tod. Dies ist nicht nur unter dem Gesichtspunkt des sozialistischen Aufbaus richtig, dies gilt auch für die Wahrung der Unabhängigkeit unsres Landes in der Periode der kapitalistischen Einkreisung. Man kann nicht die Unabhängigkeit unsres Landes wahren, ohne eine genügende industrielle Basis für die Landesverteidigung zu haben.

Die Notwendigkeit einer raschen Industrialisierung, in einem selbst in Amerika nicht dagewesenen Tempo wurde aber von Stalin auch damit begründet, daß die Landwirtschaft durch Kollektivisierung möglichst rasch in den Dienst des sozialistischen Aufbaus gestellt werden sollte. Denn die vierundzwanzig Millionen auf Privateigentum basierenden bäuerlichen Wirtschaften bildeten das große Reservoir für eine kapitalistische Restauration. Die sozialistische Industrie und die bäuerliche Privatwirtschaft konnten auf die Dauer nicht nebeneinander existieren.

Man kann nicht endlos, das heißt während einer allzu langen Periode die Sowjetmacht und den sozialistischen Aufbau auf zwei verschiedenen Grundlagen basieren lassen, auf der Grundlage der größten und konzentriertesten sozialistischen Industrie und auf der Grundlage der zersplittertsten und rückständigsten bäuerlichen Wirtschaft ... Der Ausweg besteht in der Umwandlung dieser bäuerlichen Wirtschaften in Großbetriebe auf der Grundlage der kollektivistischen Bearbeitung des Landes, auf der Basis der modernen Technik ... Entweder lösen wir diese Aufgabe und dann ist der endgültige Sieg gesichert; oder wir lösen diese Aufgabe nicht und dann ist die Rückkehr zum Kapitalismus eine unvermeidliche Tatsache.

Wir haben absichtlich Stalin selbst sprechen lassen, um eine authentische Antwort darauf zu geben, warum die heutige Führung in Rußland die Industrialisierung und Kollektivisierung in einem überstürzten, rasenden Tempo für erforderlich hielt. Beide sind für Stalin die Pfeiler, auf die sich das sozialistische Rußland stützen soll. Sie sind auch die Mittel zur politischen und wirtschaftlichen Unabhängigkeit dieser sozialistischen Insel im Meere der kapitalistischen Welt. Im Gegensatz zu Trotzki, der die Rettung der Sowjetunion allein in der Weltrevolution erblickt, liegt für Stalin die Rettung, wenigstens für eine bestimmte historische Zeitspanne, in Rußland selbst, in seinen unendlichen Steppen und Wäldern, in seinen gewaltigen Schätzen an Kohle, Eisen, Metallen und Erdöl.

Nunmehr hat die Sowjetunion die schwerste Etappe des sozialistischen Aufbaus hinter sich, und am 7. Januar konnte Stalin vor dem Plenum des Zentralkomitees die Bilanz des ersten Fünfjahrplanes — einer Periode von vier Jahren und drei Monaten — ziehen. „Die Grundaufgabe der Pjatiletka ist verwirklicht," proklamierte Stalin. Man mag zu den Dingen in Rußland stehen, wie man will, aber eine ernste sachliche Beurteilung wird die Richtigkeit dieser Behauptung nicht bestreiten können. Es kommt nicht so sehr darauf an, ob der Plan hundertprozentig verwirklicht worden ist oder nicht, und auf sehr wichtigen Teilgebieten ist er übrigens bereits hundertprozentig erfüllt worden, ob in qualitativer Hinsicht noch enorme Mängel zu verzeichnen sind, ob es an Qualitätsarbeitern fehlt, ob die Produktionskosten nicht entsprechend gesenkt worden sind. Es kommt vor allem auf die grundlegende Tatsache an, daß es der Sowjetunion gelungen ist,

innerhalb von wenigen Jahren ohne ausländische Kredite eine Industrie aufzubauen, die die Basis für eine sozialistische Wirtschaft bildet, die nach menschlichem Ermessen die politische Unabhängigkeit des Landes im Eventualfalle sichert und die allein imstande ist, die zu kollektivistischen Großbetrieben umgebaute Landwirtschaft mit Traktoren und Maschinen zu versorgen. Die Bilanz des ersten Fünfjahrplanes ergibt also, daß die russische Politik der Ententemächte offensichtlich Schiffbruch erlitten hat. Die Spekulation auf den wirtschaftlichen und damit politischen Zusammenbruch der Sowjetunion, die Spekulation darauf, daß Rußland ohne Hilfe der Großmächte dem Siechtum und Chaos preisgegeben sein würde, ist fehlgeschlagen. Das ist die wichtigste Feststellung; alles andre sind Details.

Das gewaltige Land hat sich in eine riesige Baustätte verwandelt. Im Laufe der letzten zwei Jahre ist neben dem Donjetzbecken die Grundlage für ein zweites Zentrum der Eisen- und Kohlenindustrie geschaffen worden — das Ural-Kusnjetzki-Kombinat. Die Riesenwerke von Magnitogorsk und Kusnjetzki haben zu arbeiten begonnen und weitere große Werke werden gebaut. Es ist überhaupt bemerkenswert, daß Rußland mit dem Fünfjahrplan eine Wendung vom Westen nach dem Osten vollzieht. An der Wolga, in Mittelasien, im Ural und in Westsibirien entstehen neue Industriegebiete.

Es ist der Sowjetunion in der ersten Pjatiletka gelungen, eine bedeutende Maschinenindustrie aufzubauen. 1913 stellte Rußland Maschinen im Werte von 600 Millionen Rubel her, 1932 ist der Produktionswert der russischen Maschinenindustrie auf 5,4 Milliarden Rubel, also um das Neunfache gestiegen. Speziell auf dem Gebiete der Traktorenproduktion und der Herstellung von landwirtschaftlichen Maschinen steht Rußland heute bereits an erster Stelle. Es hat USA durch Errichtung der Traktorenwerke in Stalingrad und Charkow überholt. Die Übernahme eines Traktorengroßwerkes in Tscheljabinsk (Westsibirien) steht bevor. Rußland hatte früher keine eigne Automobilindustrie, heute besitzt es zwei Riesenwerke in Moskau und Gorki, ehemals Nishni-Nowgorod. Rußland hatte keine eigne Kugellagerproduktion, heute befindet sich eine gewaltige Kugellagerfabrik in Moskau. Es gibt kein Werkzeug, keine Maschine, keine industrielle Anlage mehr, die Rußland nicht heute schon aus eigner Kraft, mit Hilfe eigner Rohmaterialien, in eignen Fabriken herstellen kann.

Durch stärksten staatlichen Druck vollzog sich auf dem flachen Lande die Kollektivisierung und neben den fünftausend staatlichen landwirtschaftlichen Großbetrieben bestehen heute zweihunderttausend Kollektivwirtschaften. Damit ist die für den ersten Fünfjahrplan gestellte Aufgabe weit überholt worden, und es kommt für eine ernste Beurteilung auch hier vorläufig noch nicht so sehr darauf an, ob diese kollektivierten landwirtschaftlichen Großbetriebe Idealwirtschaften darstellen — wovon sie tatsächlich noch weit entfernt sind — es kommt nur auf die grundsätzliche Feststellung an, daß auf dem flachen Lande, besonders in den kornreichen Gebieten, ein sozialistischer Sektor der Landwirtschaft geschaffen worden ist, dessen

wirtschaftliche Bedeutung heute schon ausschlaggebend wirkt. Damit ist einer kapitalistischen Entwicklung der Boden entzogen worden, denn sie hätte unter den gegebenen Verhältnissen nur vom flachen Lande her kommen können. So scheint jetzt das Agrarproblem, politisch gesehen, endgültig zugunsten des heutigen Regimes gelöst zu sein.

Im zweiten Fünfjahrplan wird sich die Industrialisierung voraussichtlich mit Riesenschritten fortsetzen, auch wenn das Tempo verlangsamt wird. Der jährliche Zuwachs soll im zweiten Plan 13 bis 14 Prozent betragen. Für das Jahr 1933 ist er noch auf 16 Prozent festgesetzt worden, wobei gleichzeitig die verarbeitende Industrie nicht mehr als Stiefkind betrachtet werden soll. Die Notwendigkeit für das bisher rasende Tempo besteht nach Stalin nicht mehr, nachdem in der ersten Pjatiletka die Hauptaufgabe erfüllt worden ist — die Schaffung einer Basis für eine weitere Industrialisierung, für eine Kollektivisierung des flachen Landes und für die Sicherung der Landesverteidigung. Doch wird man wohl hauptsächlich der Roheisenerzeugung, die immer noch die wundeste Stelle der Industrialisierung darstellt, die stärkste Beachtung schenken müssen.

Unter größten Entbehrungen schmiedet Rußland seine Zukunft, um sein Ideal, den Sozialismus in einem einzelnen Lande, zu verwirklichen. Sollte der zweite Plan auch nur annähernd gelingen, ohne daß der Bogen bei der zweifellos bestehenden Disproportion in der Entwicklung der einzelnen Zweige der Wirtschaft überspannt wird, dann kann Rußland eine Großmacht erster Ordnung werden, eine Hochburg der Revolution, von wo aus die feindliche Welt des Kapitals geschlagen werden soll. Der Aufstieg Rußlands ist somit zweifellos ein Ereignis von welthistorischer Bedeutung.

Hellseher von Bruno Frei

Der politische Hellseher ist ein Objekt der Kriminalistik, obwohl er ein Subjekt der Politik ist. Das Delikt des Betruges hat den Vorsatz zur Voraussetzung. Wenn der Vorsatz die Form eines politischen Bekenntnisses annimmt, so entsteht entweder der betrügerische Politiker oder der politische Betrüger. Der Unterschied liegt darin, daß jener für fremde Interessen, dieser für die eigne Tasche arbeitet. Wir sprechen von diesem. Nicht seine Entlarvung ist das Ziel — das allein wäre eine verhältnismäßig leichte aber überflüssige Aufgabe — sondern seine Unschädlichmachung.

Aber hier gibt es eine Schwierigkeit. Der politische Betrüger genießt dieselben gesellschaftlichen Vorteile wie andre politische Verbrecher, obwohl der Unterschied in die Augen springend sein müßte. Der politische Betrüger lebt von der Verwechslung des politischen Effekts seiner Handlung mit ihren eigensüchtigen Motiven. Der politische Betrüger unterscheidet sich dadurch zu seinem Nachteil vom politischen Mörder, Totschläger, Gewalttäter etcetera, daß er mit seinem Delikt Geld verdient, ja um Geld zu verdienen, das De-

likt, den Betrug, in den Dienst der Politik stellt. Aber in dem Augenblick, wo das Verbrechen politisch nützlich wird, sich in politischen Nutzen umsetzt, bringt es dem Verbrecher den Schutz jener politisch-gesellschaftlichen Kräfte, denen der Nutzen zugute kommt, auch dann, wenn das Verbrechen Betrug, der Verbrecher ein Betrüger ist.

Diese Vorbemerkungen zur Soziologie des politischen Betrugs waren nötig, um das Schwergewicht des Falles Hanussen verständlich zu machen, an dem, als Schulbeispiel, die Auseinandersetzung mit dem politischen Hellsehertum juristisch greifbare Formen annehmen soll.

Nicht um Hanussen als Person handelt es sich bei dieser Auseinandersetzung. Die Erfindung, aus der dumpfen Unwissenheit politisch eben erwachter Massen dadurch Geld zu machen, daß man die Erfüllung ihrer politischen Sehnsüchte „prophezeit", ist in Deutschland weit verbreitet. Jeder kennt die schwarz-weiß-roten Blättchen an jedem Zeitungskiosk, die die politischen Tagesereignisse in Form von Horoskopen an den einfachen Mann zu bringen suchen. Mars und Venus sind immer beliebt, während der Saturn in Opposition zum Uranus zu stehen pflegt. Befindet sich aber gar Jupiter aus dem 4. Feld (Todeshaus) in Konjunktion mit dem Mond vom 3. Feld oder die Quadratur des Uranus in Opposition zum Merkur — dann ist der Aspekt für Sowjetrußland katastrophal. Denn man kann nicht nur Menschen Horoskope stellen, diesen altmodischen Standpunkt hat die moderne Astrologie längst überwunden, man kann Horoskope für Parteien, Staaten, politische Ideen, fürs Wetter, für die Mode, kurz für alle Rubriken stellen, aus denen heutzutage eine Zeitung bestehen muß. Je geringer der Sinn, desto größer der Effekt. Wenn es ganz unverständlich ist, dann ist es am besten.

Es ist kein Zufall, daß diese Pest sich grade in Deutschland und nur in Deutschland ausbreiten konnte. Das Elend der deutschen Volksschule und die in Deutschland weit verbreitete Neigung zum sektiererischen Mystizismus bilden den Boden, auf dem diese Saat aufgehen konnte. Als die Hitlerpropaganda die Massen des bis dahin unpolitischen Kleinbürgertums erweckte, da waren diese Blätter die natürlichen Sendboten der neuen Heilslehre. Hat nicht der Nationalsozialismus die Zertrümmerung der rationalen Wissenschaft gefordert, die Zerschlagung des Weltgebäudes, das uns das neunzehnte Jahrhundert hinterließ? Logische Einwände sind des „Liberalismus" verdächtig, ja wahrscheinlich ist die ganze Logik mitsamt aller Naturwissenschaft und ihrer Kausalität eine Erfindung der „Weisen von Zion". „Schicksal" und „Mythos" beherrschen den „Lebensraum", der manchmal allerdings auch „Landschaft" heißt. Diese neue vornehme Sprache, in der sich die alte Unwissenheit spreizt, die von allen staatserhaltenden Einrichtungen geförderte Diskreditierung des Wissens und Glorifizierung des Glaubens, diese Wiedererweckung des mittelalterlichen credo quia absurdum war der Nährboden der politischen Hellseher. Wenn es in den Sternen steht, daß Hitler an die Macht müsse, wenn schon das Horoskop die Kommunistische Partei dem Untergang weiht, dann fällt es dem kleinen deutschen

Mann nicht mehr schwer, sich zu entscheiden. Er will mit dabei sein, wo der Erfolg von den Sternen garantiert ist. Was die andern in ihren Zeitungen sagen, kann wahr sein und auch nicht. Aber hier stehts „wissenschaftlich" bewiesen mit unverständlichen und deshalb sicher sehr gelehrten Horoskopabbildungen erläutert.

Da gibt es eine dresdner Hellseherzeitung ‚Neues Deutschland', „Aktuelle Zeitung für Fortschritt und Kultur". In der Nummer vom 15. Januar dieses Jahres wird aus der Photographie und aus dem Horoskop des ermordeten SA-Mannes Hentsch bewiesen, daß dieser Mann durch eignes Verschulden, durch Neigung zum Verrat zugunsten sozialistischer Verbände ermordet werden mußte. Wenn es in den Sternen geschrieben steht, dann ist es zwecklos, die Schuldfrage aufzurollen. Ausdrücklich bemerkt der Verfasser, daß er das tragische Vorkommnis „frei von parteipolitischen Rücksichten auf wissenschaftliche Art zu klären" vorhabe. Nach dieser „Wissenschaft" sieht die Sache so aus:

Physiognomisch ist festzustellen, daß Hentsch innerlich der sozialdemokratischen Weltanschauung näher stand als der NSDAP, und deshalb erscheint die Annahme berechtigt, daß er der SA hauptsächlich aus wirtschaftlichen Gründen beigetreten ist.

Also nach der physiognomischen Wissenschaft (wobei der Verfasser nicht verfehlt, auf die entsprechenden Werke seines Verlags gebührend hinzuweisen) ist festgestellt, daß Hentsch ein Verräter war. Noch deutlicher aber ist sein Horoskop.

Bemerkenswert ist in diesem Horoskop die Stellung des Schicksalsplaneten Saturn als Geburtsherrscher im bösen Aspekt mit dem Jupiter. Saturn befindet sich im ersten Feld der Persönlichkeit, sodaß eignes Verschulden am Lebensende mitwirken soll.

Die weitere Deutung des Horoskops geht auf alle Einzelheiten der Mordtat ein. Nach dem Sternbild sind sowohl das Lebensende im Wasser wie der Lungenschuß, sowohl die kurze Reise wie der Verrat durch Briefe vorgezeichnet. Die armen Mörder waren also einfach Willensvollstrecker der ehernen Gesetze des Schicksals.

Wir wehren uns gegen den Fascismus in allen seinen Erscheinungsformen. Unser kulturelles Gewissen kann unmöglich so abgestumpft sein, daß wir diesen kulturverbrecherischen Erscheinungen passiv gegenüberstehen. Haben wir das wissenschaftliche Weltbild erworben, um es zu besitzen oder um es uns, das heißt der Masse der Zeitgenossen, von einem Gesinnungspöbel, der aus der Barbarei Geschäfte macht, stehlen zu lassen?

Damit sind wir bei der praktischen Frage angelangt, was zu tun ist. Kein Zweifel: Es muß ein Exempel statuiert werden. Und nur aus diesem Grunde gibt es einen Fall Hanussen. Zynischer als alle andern, hat der tschechische Jude Herschmann Steinschneider, mit dem Bühnennamen Erik Jan Hanussen, die astrologische Hitlerpropaganda zu seinem Geschäft gemacht. Er hat erreicht, daß er als Jude die offizielle Freundschaft und den offiziellen Schutz der auf ihren Antisemitismus stolzen NSDAP genießt. Auf seiner Yacht „Ursel" führt er die Hakenkreuzflagge, und in der berliner SA hat er warme Freunde. Der ‚Angriff' stellt sich schützend vor ihn. Er selbst

gibt sich in seiner Hellseherzeitung als ein Märtyrer der nationalsozialistischen Sache aus. Er verkündet „den unausbleiblichen Sieg Hitlers und damit des völkischen Gedankens", weil er sich seiner innern Schau eindeutig manifestiert hat. Er schreibt:

Ich verpflichte mich, der Erste zu sein, wenn es nottut, mit allem, was ich habe und bin, restlos zur Verfügung zu stehen — wenn es gilt, auf dem Altar deutscher Lande für Deutschland ein Opfer zu bringen. Und da ich diese Opferfreudigkeit bei allen denen fand, die hinter den Fahnen des völkischen Gedankens stehen, da ich weiß, daß Adolf Hitler alles, was er hat, diesem Lande opferte, da ich SA-Leute sah, die mit zerrissenen Schuhen und mit dünnen Jacken, durch die der eisige Frost blies, stundenlang ihre Pflicht taten, da ich Selbstlosigkeit, Echtheit und wahre Vaterlandsliebe der Millionen, die um Hitler und Hugenberg stehen, erkannte, blieb mir nichts andres übrig, als ihnen meine Ehrerbietung und meine Dankbarkeit dadurch zu bezeugen, daß ich mich nicht scheue, allen Hindernissen zum Trotz der Wahrheit zu dienen.

Das würde ich tun, ob ich aus Honolulu stammte oder aus Krähwinkel, ob mein Großonkel der Wunderrabbi Proßnitz wäre, oder der Erzbischof von Köln. Ich würde es tun, wenn mir dadurch Millionen in den Schoß fielen oder wenn ich deshalb an den Bettelstab käme.

Von jeder dieser beiden Möglichkeiten zieht Hanussen immerhin die erstere vor.

In seiner Heimat gibt es einen Typ, den man in der dortigen Eingeborenensprache „Hendlfanger" nennt. Der „Hendlfanger" klaut zwar Hendl, aber er läßt sich nicht erwischen. Wenn man den politischen Betrug erfolgreich bekämpfen will, so genügt es nicht, sich auf die politischen Motive zu berufen, sondern man muß den Betrug im Sinne des Strafgesetzbuches nachweisen. Das wäre nach dem vorhandenen Material leicht möglich. Wenn es bis heute nicht geschehen ist, so hat das seine besonderen Gründe. Für die Strafbehörden (Polizei und Staatsanwaltschaft) gibt es einen Anlaß zum Einschreiten erst, wenn Todesopfer zu verzeichnen sind. Man ist gegen den steglitzer „Hellseher" Assermacher erst eingeschritten, nachdem er eine Klientin in den Tod getrieben hatte. Aber man kann die mangelnde Verfolgungslust der Anklagebehörde verstehen, wenn man die Kurpfuscherpraxis der Gerichte kennt. Angeklagte Kurpfuscher werden häufiger freigesprochen als verurteilt, weil von fünf Sachverständigen meistens drei die Kurpfuscherei begünstigen.

Da es sich als zwecklos erwies, darauf zu warten, daß ein Staatsanwalt die Anklage gegen einen „Hellseher" wegen Betrugs erhebt, mußte ein andrer Weg beschritten werden: der Weg der Beleidigung durch die Presse. Die beleidigenden Behauptungen sollten vor Gericht als wahr bewiesen und somit straflos gemacht werden.

Der Plan scheiterte daran, daß Hanussen unter keinen Umständen zu bewegen war, eine solche Beleidigungsklage einzureichen. Er versteckte sich hinter tausend Formalien, nur um dem offenkundig bevorstehenden Zusammenbruch im Beweisverfahren zu entgehen. Statt dessen beschritt er, auch hier in den Fußtapfen Adolf Hitlers wandelnd, den Weg der einstweiligen Verfügung. Aber schließlich ist auch im Zivil-

prozeß ein Beweisverfahren möglich, wenn auch umständlich, und so kann man dem 21. Februar mit Interesse entgegensehen, wo vor der 21. Zivilkammer des Landgerichts I Termin anberaumt ist in der Zivilklage des Erik Jan Hanussen gegen die Zeitung ‚Berlin am Morgen' auf Unterlassung der Behauptung, daß „Hanussen Hellsehschwindel betreibt, und ein Charlatan, Schwindler und Betrüger ist, der dem Publikum das Geld aus der Tasche zieht".

Hier ist es notwendig, zu dem soziologischen Ausgangspunkt zurückzukehren. Denn die Frage ist nicht allein eine Rechtsfrage sondern, so erstaunlich das klingt, zum allergrößten Teil eine Frage der öffentlichen Meinung. Das Zivilgericht hat nämlich nach einer absurden Judikatur die Möglichkeit, den Wahrheitsbeweis abzulehnen und ohne jede Prüfung des Wahrheitsgehalts der aufgestellten Behauptungen auf deren Unterlassung zu erkennen. Mit dieser Möglichkeit rechnet Hanussen. Das ist sein einziger, sein letzter Rettungsanker gegen eine Beweislast, unter deren Wucht sein ganzes Gebäude zusammenbrechen müßte.

Es ist also eine Frage des öffentlichen Gewissens, ob das Zivilgericht sich der moralischen Verpflichtung, das angebotene Beweismaterial zu prüfen, entziehen wird oder nicht.

Für eine Anzahl Berufsschichten sollte es eine Ehrenfrage sein, diesen Kampf zu unterstützen. Das gilt vor allem für Ärzte und Naturwissenschaftler, von der dem „Fortschritt" dienenden Presse ganz zu schweigen. Auch die Internationale Artistenorganisation sollte an der Klärung dieser Frage nicht uninteressiert sein. Niemand wird einem Bühnenartisten, einem Podiumzauberer seine Tricks als Betrug vorwerfen. Erst wenn jemand seinen artistischen Trick als eine neue Wissenschaft ausgibt, private Sprechstunden abhält, um mit Hilfe des so gewonnenen Publikumsvertrauens seine politische Propaganda an den Mann zu bringen, wird aus dem Artisten der politische Betrüger. Jedes große Varieteunternehmen, das auf die Gunst des großstädtischen Publikums angewiesen ist, sollte es sich genau überlegen, ehe es eine solche Herausforderung in sein Programm aufnimmt. Die Scala ist nicht der Bülowplatz.

„Welcher Philosoph", schrieb Immanuel Kant, als er die „Träume eines Geistersehers" erkenntniskritisch untersuchte, „hat nicht einmal zwischen den Beteuerungen eines vernünftigen und festüberredeten Augenzeugen und der inneren Gegenwehr eines unüberwindlichen Zweifels, die einfältigste Figur gemacht, die man sich vorstellen kann?" Aber trotzdem: kann sich der Philosoph der Aufgabe, dem Geisterseher entgegenzutreten, entziehen? „Soll er auch nur eine einzige dieser Erzählungen als wahrscheinlich einräumen? Wie wichtig wäre ein solches Geständnis und in welche erstaunlichen Folgen sieht man hinaus, wenn auch nur eine solche Begebenheit als bewiesen vorausgesetzt werden könnte!"

Die Austreibung des Hellsehunfugs ist eine Forderung der sozialen Hygiene. Sie wird die geistige Gesundheit der Bevölkerung wesentlich bessern, aber umgekehrt setzt das Gelingen der Austreibung auch eine Besserung der geistigen Gesundheit der Bevölkerung voraus.

Psychologie-Bombe gegen den Geist

von Kurt Hiller

„Politischer Aktivismus", das ist Unsinn. Denn Aktivismus, wie die Geistesgeschichte in Deutschland und damit die Sprachgeschichte einmal lief, heißt: Lehre vom Vorrang der Politik; und: ein Verhalten von Denkern, von Künstlern, von geistig bemühten Privatpersonen, das dieser Lehre entspricht. Sie ist uralt, stirbt immer wieder und aufersteht immer wieder. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts wurde sie den Deutschen, welche sie besonders nötig hatten, von Fichte, Jean Paul, Börne verkündet; zu Beginn des unsern schufen Landauer, Rubiner, Nelson sie neu, und einige noch Lebende. Politische Aktivität — neben allerhand Arten von nichtpolitischer — gibts, unzweifelhaft; „politischer Aktivismus", das wäre wie sexueller Coitus oder seefahrende Marine. Trotzdem nennt ein wissenschaftlicher Schriftsteller „Dr." Richard Behrendt sein Buch so (bei C. L. Hirschfeld in Leipzig; 5,80); und es ist danach. Ich zeige es hiermit an — in jedem Sinne des Wortes. Denn ungekennzeichnet soll diese Pampigkeit gegen den Geist, die im Talar gelahrter Objektivität auf vielen Fußnoten daherstelzt, nicht weiterwallen. Die Unzufriedenheit des geistigen Menschen mit dem sozialen Tatbestand, den es beim Erwachen seiner Vernunft vorfindet, und sein Aufbegehren, seinen schöpferischen Protest dawider deutet Herr Behrendt als einen Mangel an Anpassungsfähigkeit, unter schiefen Anleihen bei der Libido-Theorie und nicht ohne zu beteuern, „daß der Begriff der Asozialität von aller ethischen Wertung streng getrennt werden muß"; er wäscht also seine Psychologenhände in Wertfreiheit und kommt sich dabei äußerst überlegen vor. Dagewesen ist dergleichen oft; durchgelassen werden darf es nicht.

Stil hat immer Beweiskraft, ist Merkmal. Bei dem schaurigen Dissertationsstil, der hier aufquillt, will ich nicht lange verweilen. Kleine Probe: „... ist es diesen sich von der Topie emanzipierenden Triebtendenzen mit einer gewissen Regelmäßigkeit essentiell eigen, daß sie ihre Befriedigung in der dynamischen Bewegung selbst suchen und finden" —: Peter Pantern für seine Sammlung nachträglich zu Weihnachten geschenkt! Wie lieb hab ich Leute, die mit einem Kloß im Mund (gleichsam) denken — zum Beispiel einem schootschiologüschem — und die ihre Feder, nicht aus Stahl sondern aus halb-erweichter Gelatine, statt in Tinte in Leim tunken!

Aber darüber ließe sich zur Not Nachsicht breiten. Mitnichten über die verborgene Tendenz dieses Pamphlets (das als geruhig-wissenschaftlicher „Versuch" geschminkt ist): die Herabsetzung, die Diskreditierung des auf Änderung der Ordnungen abzielenden, aus geistiger Leidenschaft politischen (reformatorischen oder revolutionären), destruktiv-umkonstruktiven, ethico-aktiven, erlöserischen Typus Mensch.

Unter Aktivismus versteht Herr Behrendt „eine bestimmte einem Menschen habituell eigene psychische Einstellung und soziale Haltung, welche generell unter allen Lösungsmöglichkeiten eines Problems diejenige bevorzugt, die die unmittel-

bare und am schnellsten und eindeutigsten Entscheidung bringende Tat herbeiführt" (eine vorbildliche Karlchen Mießnick-Definition). Und „politischer Aktivismus" ist „diese typische menschliche Haltung, bezogen auf die politische Sphäre". In der politischen Sphäre gibt es demnach für Behrendt „Lösungsmöglichkeiten eines Problems" abgesehen von der Entscheidung bringenden Tat; Lösungswünschbarkeiten nach dem Grundsatz: immer langsam voran! Schön; mag er.

Seine Frage stellt dieser Autor so: „Was kann dem Menschen eine politische Betätigung, ein politisches Interesse unter emotionaler Beteiligung vital notwendig machen?" (Aus dem Geschwollenen ins Deutsche übertragen: Der Aktivismus eines Aktivisten — wie erklärt er sich?)

Subalterner kann man nicht fragen. So fragt ein Farbenblinder die Entzückten in der Galerie; so fragt der geborene Eunuch die Verliebten; so fragt einer von den Händlern und Wechslern Den, der im Begriff ist, sie aus dem Tempel zu peitschen.

Nicht, als ob forscherisches Fragen verboten sein sollte. Aber statt zu untersuchen, ob der Aktivismus stimmt, statt die geistigen Gründe zu prüfen, die der Aktivist für seine Theorie und Praxis vorbringt, und sie meinethalben à la Laotse, à la Rilke oder à la Thomas Mann von 1917 zu verwerfen, kriecht dieser Wurm ins private Innre des Aktivisten (vielmehr eines Popanz von Aktivisten) und durchwühlt die seelischen Ursachen, die angeblich zu seinen Gründen geführt haben. Unter uns: diese Ursachen werden (nicht in der psychologischen Popanz- sondern in der wirklichen Welt) von Fall zu Fall recht verschieden und in jedem Falle höchst verwickelt sein. Für Herrn Behrendt sind sie allemal identisch und höchst einfach; er kennt keine wirklichen Aktivisten; er läßt sie typisiert und genormt aus seiner Retorte steigen. Aktivisten des psychologischen Seminars. Laboratoriums-Aktivisten. Aktivistische Homunculi.

Und stünde ihm das frei —: ob Konfuzius im Prinzip recht hat oder unrecht, ergibt sich nicht aus der Analyse der Entstehung seiner Gesinnung. Aber ob er recht hat, darauf allein kommt es an. Kritik kann niemals durch Psychologie ersetzt werden; normatives Denken niemals durch genetisches. Der Psychologismus ist die Abbiegung ins Unwesentliche. (Wie jeder sonstige Positivismus auch.)

Immerhin behält Psychologie ihren Eigenwert, und die, deren ein Psychologist sich bedient, würde etwas taugen können. Die psychologische Einsicht Behrendts...

Ihm erscheint „es evident, daß alle der sozialen Norm nicht weitgehend angepaßten Menschen unter dieser Nichtanpassung zutiefst leiden und durch sie in einer dauernden Spannung ... gehalten werden, die sich in den verschiedensten Graden, von der äußerlich unauffälligen und daher ‚harmlosen' Asozialität des geistig differenzierten Menschen bis zur schweren Neurose äußern kann". Also der Aktivist ist asozial, beispielsweise N. Lenin; und jene Ich-Erweiterung, als die man ja wohl das Wesensgeheimnis des messianischen Menschen zu deuten hat, stellt eine zu geringe Angepaßtheit an die soziale

Norm dar! Diese, die soziale Norm — mit einem Inhalt, der überhaupt nicht diskutiert wird — ist das Sichere, Unbezweifelbare, der absolute Wertmaßstab; an ihr rütteln wollen, sie gar aufheben wollen: ein Neuroticum, ein Pathologicum! „Der normale Mensch aller normalen Zeiten ist ein durchaus unpolitischer Mensch." Jawohl, da stehts. Selbst ein „desequilibrierter" Mensch finde „normaler" Weise seine Konfliktslösung „in der privaten Sphäre". Wer der öffentlichen bedarf, der muß schon ein besonders penetranter Psychopath sein. Antikonservativ denken und handeln, die Sozialwelt ändern wollen — das beweist, gar wenn die Intention nicht aus persönlicher Misere stammt, einen hohen Grad geistiger Erkrankung; es ist schon fast Vollwahnsinn. Nein, so sagt Herr Behrendt es nicht; aber es folgt aus dem, was er sagt. Nicht jeder Minderwertige oder seelisch Kranke wird zwar Aktivist; aber man muß minderwertig oder seelisch krank sein, um es zu werden. Wörtlich: „Nicht jede ... Asozialität muß, aber doch nur eine solche kann einen Menschen dazu veranlassen, sich konkret politisch zu interessieren und zu betätigen." Allen Ernstes: lucus a non lucendo. Vollwertig, gesund, „normal", „sozial" ist der Zufriedne, der still sich ins Gegebne Fügende, der Demütige; er hat es freilich psychologisch nicht nötig, Politiker zu sein, und wird es nie sein. Er kommt gar nicht auf den Gedanken, an sozialen Tatbeständen zu nörgeln. Probleme der Gesellung interessieren ihn einfach nicht; die Gesellschaft selber ist ihm kein Problem; er gehört ihr sozusagen aus Versehen an; er ist ein Stück Vegetation. Individualist — das ist er nur deshalb nicht, weil er überhaupt kein -ist ist. Den Apolitiker, den Gleichgültigen, den Philister in Reinkultur — normal und sozial nennt ihn der Psycholog Behrendt. Vollwertig, gesund, „normal", „sozial" ist dann aber gefälligst auch der raffende, reißende Radikal-Egoist ohne politischen Ehrgeiz, die solipsistische Bestie, der zynische Ausbeuter seiner Nebenmenschen, der legale Räuber, sofern er für seine Zwecke des Umwegs über die Politik nicht zu bedürfen glaubt. Der fromm-dümmliche Anarchische und der skrupellose Anarchische — beide „normal" und „sozial"; „asozial", wem die Formung der Gesellschaft, gar nach Grundsätzen sittlicher Vernunft, Lebensaufgabe ist!

Den wundervollen Satz Fichtes: „Was will denn der vernünftige Schriftsteller, und was kann er wollen? Nichts andres denn eingreifen in das allgemeine und öffentliche Leben und dasselbe nach seinem Bilde gestalten und umschaffen; und wenn er dies nicht will, so ist all sein Reden leerer Laut zum Kitzel müßiger Ohren" (Freunde! um dieses einen Satzes willen kein böses Wort je auf Fichte!): Behrendt führt den Satz an ... etwa so, wie ein Psychiater Symptome anführt. Auch über Lassalle, auch über Oscar Wilde: herablassende Psychologensprüche; und das Lebensuntüchtige, Neurotische, Asoziale eines Anatole France wird wie folgt bewiesen: „Anatole France hatte zeitweise warme Sympathien für den Sozialismus, versagte aber völlig, wenn es sich auch nur darum handelte, eine öffentliche Ansprache zu halten." — Hier ward mir übel.

Gleichwohl drang ich bis Seite 80 vor; und fand: „politischer Aktivismus" verfolge „überhaupt keine rationalen ...

Ziele"; man müsse „darauf verzichten, dem Aktivisten die Frage nach dem ‚Warum' seines Handelns zu stellen und darauf eine unter dem Gesichtspunkt der zweckvollen Sinnhaftigkeit verstandesmäßig diskutierbare Antwort zu erwarten"; „das Entscheidende" sei „in einem Satz zu sagen": „Diese spezifische Haltung läßt den Menschen Aktivität um der Aktivität willen treiben." Wohlgemerkt: nicht einen gewissen Typ, nicht revoluzzende Kraftknaben mit „frei schweifender, Fixierung und Funktion suchender Libido"; sondern „den" Menschen (politischen Temperaments), „den" Aktivisten; für ihn existiere „nicht übergeordneter Zweck — sondern Handlung um der Handlung willen".

Verallgemeinerungen, Verdächtigungen solcher Art zeugen nicht mehr von problematischer Geistigkeit; das ist ganz unproblematische Dreistigkeit. Hier setzt jemand kenntnislos herab. Er setzt aus Ahnungsarmut aufs leichtfertigste herab: Kommunisten, Demokraten, Liberale, Pazifisten, Diesseitsreligiöse, auch den redlichen Teil der Nationalisten, von den Aktivisten im engern, im Schulsinn zu schweigen. Menschen, denen ein brennendes Recht durchs Herz fließt, die aus Pflicht handeln, denen es um eine Sache geht, die um ihr Zielbild, die Klarheit ihres Zielbildes leidenschaftlich und mit Erfolg gerungen haben; Menschen, von denen viele viel lieber auf dem Rücken im Grase lägen, mit dem Anblick des Himmelsdoms beschäftigt, als für würdigere, gerechtere, vernünftigere Koexistenzformen tragisch zu kämpfen — ihnen wird als Eigenschaft die Infantilität und Lächerlichkeit eines nur formalen Aktivseins angehängt: mittels eines Psychologismus, der auf purer Konstruktion und schlichter Ignoranz beruht. Sollte er am Ende bloß eine verkleidete Konservativen-Moral sein? Haben der Herr Autor vielleicht ein Interesse? Ein ökonomisch-soziales? Ein politisches Interesse gegen die Politik? Wie wärs, wenn wir diesen Psychologismus einmal nähmen, wie ers verdient: psychologisch? Am Ende wuchs er aus herrlicher „Angepaßt"heit an die herrschende „soziale Norm"; womöglich entsproß er einer Fabrikbesitzerfamilie?

Sittenlehre für Ungläubige von Rudolf Arnheim

> Die Wissenschaft muß an die Stelle der Religion, der Glaube an eine natürliche und unverbrüchliche Weltordnung an die Stelle des Geister- und Gespenster-Glaubens, die naturgemäße Moral an die Stelle der künstlichen oder Dogmen-Moral gesetzt werden.
>
> *Ludwig Büchner: Kraft und Stoff*

I

Wer glauben kann, hat es leicht, wenn auch zumeist nicht gut. Die Gläubigen beunruhigen sich nicht darüber, daß alle Verhaltensvorschriften auf dem Verordnungswege von oben her erlassen werden. Von den Urbildern der Notverordnungen, den zehn Geboten — die übrigens durchweg Verbote sind, bis auf zwei, von denen eins wiederum die Aus-

lobung einer unsachlichen Prämie bringt: „... auf daß du lange lebest im Lande ..." — bis zu den neuesten Ausführungsbestimmungen durch die geistlichen und weltlichen Instanzen, stützen sich die moralischen Sätze der Obrigkeit auf keine andre Autorität als ihre eigne. Kein Zweifel nun, daß diese Autorität immer stärker ins Wanken gerät. Man verstößt gegen viele der Vorschriften, und zwar nicht mehr in dem Bewußtsein, Unrecht zu tun, sondern, von der Kriegsdienstverweigerung bis zur Abtreibung, weil man einer neuen, bessern, aber noch unsanktionierten Moral zu unterstehen glaubt. Diese Rebellion fand ihre eigentliche Stütze erst, als man gute Gründe gegen die Unantastbarkeit der Gesetze beibringen konnte. Es war kein genügend eindrucksvoller Gegenbeweis, daß die praktische Erfahrung und das gesunde Gefühl diese Gesetze falsch nannten, denn wie wollte sich die unvollkommene Einsicht irdischer Menschen über Vorschriften von so erlauchter Provenienz zum Richter aufwerfen! Erst als man zu beweisen anfing, daß alle diese Erlasse aus bestimmten, sehr irdischen Klasseninteressen folgten und daß nur „geschichtliche, in dem Lauf der Produktion vorübergehende Verhältnisse in ewige Natur- und Vernunftgesetze verwandelt" worden waren, wie es im Kommunistischen Manifest von 1848 heißt, erst als man Menschenwerk, und zwar egoistisches Menschenwerk nennen durfte, was vorher als Verordnung einer allgerechten, übermenschlichen Instanz gegolten hatte, erst da war der Mensch dem Gegner gegenüber satisfaktionsfähig, und der Kampf konnte nun ohne Rücksicht auf schuldigen Respekt mit sachlichen Argumenten ausgefochten werden.

Zumal der Lehre von der Erbsünde ging es nun an den Kragen, die, nicht genug, daß die Menschen zu leiden haben, ihnen auch noch die Schuld an ihrem Leid aufbürden will. Diese Lehre erwies sich, zumindest in ihren Auswirkungen als kirchliches Dogma, als ein Mittel, soziale Ungerechtigkeiten zu rechtfertigen. Der Bann des Urfluchs zerstob, die Aussicht auf den großen Feierabend nach dem Tode vermochte weder die Unzuträglichkeiten des Werktages länger auszugleichen noch den Geschmack an den Freuden des Irdischen länger zu verderben. An die Stelle einer Moral gegen die Natur trat eine Naturmoral, die zunächst in das Extrem verfiel, gut zu nennen, was nur immer naturkräftig war. Die Pferdekräfte des Temperaments als moralische Maßeinheit — das finden wir etwa bei Nietzsche. Wobei übersehen ist, daß wir uns zwar fähig halten sollen, uns an den großen Ausbrüchen der „Unternehmungssucht, Tollkühnheit, Rachsucht, Verschlagenheit, Raubgier, Herrschsucht" wie an einem prachtvollen Wasserfall oder Vulkanausbruch zu erfreuen, daß es aber deshalb noch nicht die Aufgabe der Moral ist, Triebe zu züchten. Echte Leidenschaft und Besessenheit ist bekanntlich sehr selten, und die Moral soll einerseits die vielen Unbesessenen, also nicht schon von sich aus unablenkbar in eine Richtung Getriebenen, in die wünschenswerte Richtung treiben, andrerseits die Wälle aufrichten, an deren Durchbrechung erst die echte Besessenheit sich erweist. Eine dämonische Kraftmenschenmoral für den miekrigen Mittelstand wirkt komisch

und führt zu den minderwertigen Bluträuschen des Hakenkreuzes.

Ja, die Triebe sind schwach geworden, aber an ihre Reste, wenn auch nicht grade an die der asozialen, klammert sich die neue Naturmoral, um Maßstäbe zu gewinnen. Man kann darüber streiten, ob wirklich, wie die daran interessierten Nationalisten behaupten, der Kampf der tierische Urzustand sei und nicht — zumindest in den sozialen Gemeinschaften, auf die es ja ankommt — die gegenseitige Hilfe. Nicht aber kann man innerhalb der heutigen Gesellschaftsform gültige Untersuchungen darüber anstellen, ob der Mensch von Natur und Trieb her gut sei, denn das wäre ebenso, als wollte man Experimente über die Sehtüchtigkeit des menschlichen Auges nur in der Nacht anstellen oder den Charakter des Hundes ausschließlich an Kettenhunden prüfen. Wir verwerfen also alle demagogischen Versuche, triebhaft und grundsätzlich zu nennen, was nur verdorben und zufällig ist, sondern glauben, daß der Mensch gut ist, weil nämlich schon in der unorganischen Natur alles nach Harmonie und Ausgleich strebt, die asoziale Bosheit aber zur Disharmonie führt. Es ist nicht einzusehen, warum die menschliche Gemeinschaft von Natur dümmer sein soll als ein Kristall, und ehe wir einen Bruch in der Einheit der großen Naturgesetzlichkeit annehmen, glauben wir lieber an das, was uns zu glauben sowieso sympathischer ist!

Von den Philosophen hören wir immer wieder, daß die Menschheit nach Glückseligkeit strebe und daß es die Aufgabe der Moral sei, dies Ziel näherzubringen. Schauen wir aber in uns hinein, so bemerken wir, daß diese Lustgreistheorie glücklicherweise nicht stimmt, sondern daß vielmehr alle Menschen nach der Erreichung bestimmter Ziele streben, die bei dem einen niedriger, bei dem andern höher sind. Der eine wünscht nur, gut zu essen oder Mädchen zu verführen, der andre wünscht, eine große künstlerische oder wissenschaftliche Aufgabe zu lösen. In jedem Fall aber steht die Sache, das Ziel im Blickpunkt, und es ist eine psychologisch falsche Beschreibung, daß der Mensch auf Lust aus sei. Befriedigung ist eine angenehme Begleiterscheinung aber nicht der Endzweck, darüber sind sich die Don Juans mit den Gelehrten einig.

Dieser Drang zur Erkenntnis, zur Gestaltung, zur Lebenserhaltung, zur Fortpflanzung, zur Liebesgemeinschaft, zum Gruppenleben ist ursprünglich und triebhaft, wenn auch in seiner Deutlichkeit und Stärke heute verwischt. An diese Triebreste halten wir uns; die Erfüllung dieser triebhaft gestellten Aufgaben nennen wir den Sinn unsres Lebens, und ihr zu dienen, ist der einzige Zweck aller Moral. Diese Behauptung stützt sich darauf, daß bei den primitiveren Lebensformen des Organischen, die noch kein Bewußtsein und also noch keine Eingriffe ins Naturgeschehen kennen, alles Tun auf die Erfüllung solcher Lebensaufgaben gerichtet ist und alle Einrichtungen in ihrem Dienst stehen. Unsre Entschlüsse in die Richtungen einzupassen, in denen sich das noch automatische Leben des Primitiv-Organischen bewegt, ist das Bestre-

ben unsrer Moral. Wir wollen uns nicht wieder primitiv machen, aber wir streben für die Menschheit wie für den Einzelmenschen dieselbe Vollkommenheit in der Anpassung an die Lebensaufgabe an, die im Tierischen und Pflanzlichen verwirklicht ist. Diese Weltanschauung wurzelt in dem großen, unchristlichen Gefühl der Einheit alles Lebendigen, das von Spinoza über Goethe in die Welt gekommen ist und von der modernen Naturwissenschaft immer schlagender bestätigt wird. Ein Beispiel dafür, daß ein naturwissenschaftlich fundiertes Weltbild und Sittenleben nicht ärmlicher und rationalistischer sein muß als ein religiöses sondern im Gegenteil poetischer, beglückender, gefühlsreiner sein kann. Vom Wahrheitsgehalt ganz abgesehen.

Kant meinte, es gehöre zur Würde der Ethik, daß sie zwecklos und also Selbstzweck sei, genau so wie er ja den Kunstgenuß als ein interesseloses Wohlgefallen definierte — verständlich in einer Welt, für die der Begriff des Nützlichen identisch mit dem des Erwerbsdienlichen geworden ist. „Alle Imperative", so sagt er in der Metaphysik der Sitten, „gebieten entweder hypothetisch oder kategorisch. Jene stellen die praktische Notwendigkeit einer möglichen Handlung als Mittel zu etwas andrem, was man will (oder doch möglich ist, daß man es wolle), zu gelangen vor. Der kategorische Imperativ würde der sein, welcher eine Handlung als für sich selbst, ohne Beziehung auf einen andern Zweck, als objektiv-notwendig vorstellte." Hypothetisch nennt er die „Imperative der Geschicklichkeit", kategorisch die „Imperative der Sittlichkeit". Wir wenden uns mit Kant gegen die leicht unappetitliche Glückseligkeitslehre des Eudämonismus, dem er seine Behauptungen entgegensetzte, aber wir pfeifen auf die Würde einer Sittlichkeit und einer Kunst, die auf Zwecklosigkeit beruht. Was zwecklos ist, hat nicht zu existieren, nur verstehen wir den Zweck in einem Sinne, der uns würdig genug scheint.

Kant hat bekanntlich auch viel Wert auf den Unterschied gelegt, ob die gute Tat den uneigennützigen Willen des Täters einen schweren Entschluß koste oder ob sie ihm wenig Mühe mache oder gar Vergnügen. Er fußte dabei einerseits darauf, daß der Mensch böse sei und sich also nur mit Gewalt zum Guten durchringen könne, andrerseits auf dem freien Willen. Wir halten den Menschen für weniger frei aber auch für weniger schlecht. Da die Willensfreiheit auch im achtzehnten Jahrhundert nur noch schwer zu beweisen war, hat Kant sie einfach aus dem Postulat der Notwendigkeit und Allgemeinheit des Sittengesetzes deduziert. Wir wissen heute, wie stark die Entschlüsse eines Menschen durch Konstitution, Erziehung, Umwelt und Erlebnisse vorbestimmt sind, und legen daher weniger Wert darauf, seinen Willen zu stählen, als vielmehr darauf, ihn und seine Umwelt so zu gestalten, daß ihm das Vollziehen moralischer Handlungen natürlich und leicht wird, „in seiner Linie liegt". Wer das gewaltsam durchgesetzte Gute dem natürlich und zwanglos produzierten vorzieht, erinnert an jene sensationslustigen Leute, die einen blinden Pianisten höher schätzen als einen sehenden, weil „es ihm schwerer wird". Man soll sich aber freuen, wenn jemandem

etwas leicht fällt, zumal an „tragischen Spannungen", wie sie von den Feinden alles Volkswohlstandes so geschätzt werden, immer noch genug in der Welt bleibt. Es steht nicht zu befürchten, daß aus Mangel an Widerstand die großen Kämpfer aussterben!

Der Begriff der Schuld dürfte immer verdächtiger werden, und da alles determiniert ist, liegt es uns ob, in diese Determinierungen bessernd einzugreifen, statt Hürdenrennen des moralischen Willens zu veranstalten. Die Handlung eines Tieres ist nie gut oder schlecht sondern nur die streng determinierte Resultante aus Anlockung und Abschreckung. Auch unser Strafvollzug bessert nicht sondern verstärkt nur nach Kräften die Abschreckungskomponente. . Und selbst die biblische Erbsünde ist, wenn mans recht besieht, begangen worden, ehe die Menschen sündigen konnten, denn ihre Sünde bestand ja grade darin, daß sie gut und böse unterscheiden lernten.

Was hier im Großen umrissen wurde, soll demnächst für Einzelfragen der Ethik näher ausgeführt werden; nicht mit dem Anspruch auf Systematik sondern zwanglos in Bezug auf die Themen wie die Reihenfolge.

Stendhal von Celsus

Es gibt keine tiefere Freude als die einer unverhofften literarischen Entdeckung. Aus Nietzsches Enthusiasmus für Stendhal spricht der Jubel eines Einsamen über eine verwandte Seele. Stendhals Auferstehung wird für Nietzsche eine neue Rechtfertigung der eignen Isolierung.

Wir haben heute zu Stendhal ebenso gut Distanz gewonnen wie zu Nietzsche. Wir sehen gewiß die verschiedenen Elemente in Stendhal schärfer. Nietzsche verehrte in ihm vornehmlich den genialen Amateur und Lebenskünstler, den Dandy mit der Geste des Bourgeoisverächters. Zu uns spricht Stendhal, der große Arbeiter, deutlicher. Ein paar gelehrte Antiquitäten, ein antike Gemme, eine Melodie von Cimarosa, die letzten Liebesgeschichten der Marchesa, eine Loge in der mailänder Scala, das ist der Lebensinhalt des einen Stendhal. Aber der andre Stendhal, das ist der Schriftsteller, der langsam und mit selbstgeschaffener Mühe die Welt sehen lernt und sich dazu eine höchst sparsame und trockene Form schafft, die es ihm ermöglicht, nicht nur das Exterieur sondern auch Blut und Nerven seiner Gestalten festzuhalten. Dieser von seiner Zeit verworfene Autor durfte mit Recht an die Nachwelt appellieren.

Stendhal, vor hundertfünfzig Jahren geboren, durchschneidet drei Epochen und wird zu einem vielfältigen Zeugen. Er erlebt die Schlacht von Marengo, den napoleonischen Siegeszug durch Deutschland und die Katastrophe von Moskau. Er wird ein mißmutiger und zurückhaltender Teilnehmer der traurigen Aera bourbonischer Restauration. Und dann bricht mit dem Bürgerkönigtum die technisch-kommerzielle Zeit aus. Das große Abenteuer wird rar, das Geld tritt seine Herrschaft an. Zwar wirbelt es einzelne dramatische Figuren

hoch und wieder in die Tiefe, aber den Millionen reglementiert und egalisiert es die Existenz. Als Stendhal mit sechzig Jahren auf einer prosaischen pariser Straße einem Schlaganfall erliegt, da flammen schon abends die Gaslaternen, rollen Eisenbahnen durch Land und fängt der Maler Daguerre das menschliche Bild auf einer Glasplatte auf. Stendhal steht also am Beginn jener Entwicklung, die 1914 jäh abstürzte und deren schwere Restbrocken wir vergebens zu liquidieren suchen. Balzac hat in dem Pathos dieser Zeit, in ihren gigantischen Verschlingungen, in ihrem ohrenbetäubenden Getöse geschwelgt. Stendhal ist bis zu ihrem Geist vorgedrungen. Er war als Schriftsteller kein Mann der Glückstreffer, sondern ein bewußter Beobachter von wissenschaftlicher Gründlichkeit, trotz geflissentlich ablehnender Haltung ein Pionier.

Es ist eine Zeit der ungeheuersten Gegensätze und Spannungen. Kein Wunder, daß ihr vor sich selbst graut. Sie flieht in die Romantik und hält ihre eignen Lebensgesetze für Hexerei. So ist um die Männer der Metternichepoche mit ihrem blauen Frack und dem Wachstuchzylinder immer etwas Hoffmannsche Gespensterei und Doppelgängerei. Herr Henri Beyle aus Grénoble ist in seinem Alltag ein angenehmer Gesellschafter, der von Napoleon zu plaudern weiß und von einem vergangenen Italien, wie es im Nachklang des Rokoko zu musizieren und zu lieben wußte. Ein Weltmann, der sogar mit Byron gesprochen hat und gern bereit ist, die Bekanntschaft mit dem neuen Salonlöwen oder einer allzu reservierten Sängerin zu vermitteln. Dieser selbe Herr Beyle hält sich aber auch für ein verkanntes Literaturgenie. Er schreibt langweilige Romane, nennt sich „Stendhal" nach irgend einem deutschen Nest und prophezeit, daß sein Ruhm um 1900 fällig werde.

Noch komischer als diese literarischen Ambitionen sind seine verliebten Eskapaden. Herr Beyle ist mit dieser Zeit, deren Realität auf Zahlungsfähigkeit beruht, nicht sehr zufrieden. Im Grunde gilt seine Sehnsucht einem abenteuernden Kavaliertum. Er träumt sich als Ritter irrender Fürstinnen und heißbegehrter Primadonnen, die er gegen alle Rivalen und eine böse Welt am liebsten mit der Pistole in der Faust verteidigen möchte. Der kleine, runde Mann hat das überreizte Ehrgefühl eines klapperdürren kastilischen Granden; in der Tat, die Begierden Don Juans wüten in der plumpen Tournure Leporellos. Er posiert gern die Indifferenz des Abgebrühten, des Aristokraten alten Schlags. In der Garderobe der umschwärmten Künstlerin nicht minder als in der Schlacht. Mitten in dem grenzenlosen Elend der Tage an der Beresina, mitten in einer zerlumpten und verhungerten Armee präsentiert er sich eines Morgens seinem Chef Daru mit frisch rasiertem Kinn und wird dafür mit einem Lob bedacht, als wäre er ein neuer Bayard.

Er ist in seinem Lebensstil ein Ci-devant. So wie er als Liebhaber die Allüren eines gestorbenen Jahrhunderts zu konservieren trachtet, so ist er auch als napoleonischer Offizier kein Mann der Masse. Im Grunde sucht er nur die individuelle Auszeichnung, er will Ritter sein. Heldentaten begehen für den Kaiser, für eine Dame, das bleibt sein letzter Wunsch.

Im Grunde haßt er den Krieg, den rohe und schmutzige Soldaten gegen einander führen. Es ist herrlich, zu Pferd zu sitzen und ins Ungewisse zu reiten — aber diese verstümmelten Toten dort am Wege ... Pfui, der Krieg ist abscheulich, der Krieg stinkt! Sinnloses Gemetzel, das schon der alte Voltaire in seinem „Candide" verspottet hat, jener Voltaire, der den romantischen jungen Leuten heute als ein Greuel aus der Zopfzeit erscheint.

Die Früchte vom Baum der Erkenntnis sind noch keinem gut bekommen. Den Einen bringen sie früh ins Grab oder ins Narrenhaus, dem Andern ruinieren sie den körperlichen und geistigen Stoffwechsel. Stendhal, bald der ritterlichen Geste, bald seinem unerbittlichen intellektuellen Verlangen opfernd, läuft zeitlebens mit einem schweren Spleen herum. In seiner Denkweise bleibt er ganz und gar der Sohn des achtzehnten Jahrhunderts. Mitten in einer Epoche idealistischer Verschwärmtheit, bewahrt er den massiven Materialismus des Lamettrie oder Helvetius. Die Welt liegt schon wieder schmachtend vor dem Kreuz: er verachtet Religion als Pfaffengewäsch. Die Philosophen spekulieren wieder metaphysisch. Er glaubt: mit dem Tod ist alles aus, und das Leben ist nur zum physischen Genuß da. Aus dieser Summe von Widersprüchen wächst eine historische Leistung: Stendhal wendet im Roman zum ersten Mal die soziale Anatomie an. Seine Gestalten sind keine isolierten Einzelwesen mehr. Sie sind gesellschaftlich genau bestimmt, und weil der Autor weiß, woher sie kommen und was sie essen und trinken, deshalb ist auch ihre Seele kein Gefäß mehr, in dem olympische Parfüme unbekannter Mischung destillieren, sondern ein durchforschbares Land. Wovon lebt eigentlich Wilhelm Meister? Von welchen irdischen Ressourcen nähren sich die ätherischen Helden Chateaubriands? Was tut Childe Harold, wenn er nicht grade im Anblick heroischer Landschaften versinkt? Stendhal hat die Märchenprinzen entthront und für ewig auf die Hintertreppe verwiesen.

Damit war nach 1815 kein Erfolg zu holen. Stendhal blieb allein, seinem Sarg folgten ganze drei Personen. Aber in seinen Wirkungen ist er nicht mehr wegzudenken: er ist der Ahnherr einer ganzen Schreibergilde, er ist der Stammvater des modernen Romans geworden. Heute, wo wir wieder gegen sozusagen idealistische Verlogenheiten und gegen einen verblasenen Mystizismus zu kämpfen haben, heute fällt auch von Stendhal die skurrile Außenseite ab. Zurück bleibt ein geistiger Held, ein harter, strenger Erzieher, dessen Beispiel mahnt, so wie er um den wirklichen Ausdruck der Zeit zu ringen. Der Ruhm, der seinem nachgelassenen Werk so spät zuteil wurde, wird wieder einmal welken. Das kann auch nicht anders sein. Aber vieles von dem, was Stendhal geschrieben hat, die „Karthause von Parma", „Rot und Schwarz", Stücke aus „Lucien Leuwen", die „Äbtissin von Castro", die Aufzeichnungen über die Liebe, die Studie über Napoleon, das alles wird seine Freunde finden, bis die Menschheit sich wieder entschließen wird, das Glück des absoluten Analphabetentums der gefährlichen Lust am Wissen vorzuziehen.

Das Ende von Kurt Kersten

Aus einem demnächst bei Gustav Kiepenheuer, Berlin, erscheinenden Buch „1848".

In der vierten Nachmittagsstunde des 23. Juli 1849 öffneten sich die Tore der Festung; die überwundenen Kämpfer für die deutsche Revolution zogen aus: zu Fuß und zu Pferde, mit allen Waffen und Geschützen, mit Wagen und der ganzen Bagage. Alte Männer im weißen Haar und Jünglinge. Männer vom Hambacher Fest, Männer aus den Freischaren Heckers und Struves, Männer aus Sachsen und Brandenburg, Westfalen und Thüringen, aus Hessen, Württemberg und Baden. Arbeiter und Handwerker, Studenten, Schriftsteller, Advokaten, Offiziere, Bauernsöhne aus dem Schwarzwald, und immer wieder Arbeiter und Handwerker. Es sind die Kämpfer vom März und September 48, vom Mai 49. Viele unter ihnen haben im vergangenen Jahre in Schleswig gekämpft; manche im letzten Oktober in Wien.

Die meisten unter ihnen hatten seit Jahren den Krieg im Dunkeln geführt, hatten illegal gelebt, den Entscheidungskampf vorbereitet, im März den Sturz des Systems erzwungen, das die deutsche Freiheit zu ersticken suchte. Viele unter ihnen haben Verfolgung und Not erlitten im Bewußtsein, für ein besseres Deutschland zu kämpfen. Allen schwebte der Traum einer einigen deutschen Republik vor — ohne König und Fürsten, ohne Herrn und Knechte, ohne Unterdrücker und Unterdrückte.

5600 Mann zogen an diesem Sommernachmittag in die Knechtschaft, warfen die Gewehre zusammen, schnallten den Degen ab. Preußische Kanonenrohre drohten den Ausmarschierenden entgegen. Scharfe Kommandorufe schrillten. Einer Kolonne zog eine Musikkapelle voran und spielte eine Trauerweise. Ein preußischer Offizier herrschte den Befehlshaber an: „Wer hat die Musik befohlen?" „Ich", versetzte gutmütig der Führer. „Herr, in Dreideiwelsnamen, halten Sie das Maul. Sie haben hier einen Dreck zu befehlen. Hier befehle ich."

Viele hatten geglaubt, man werde die Besatzung frei abziehen lassen. Es war doch ein offener ehrlicher Kampf gewesen. Man hatte seinen Mann gestanden, hatte sein Recht verteidigt, man hatte gekämpft für das, woran seit dreiunddreißig Jahren die Besten in Deutschland geglaubt, wofür sie Opfer gebracht, wofür sie gelitten hatten. Fielen einem nicht jene Worte Blums ein, die er vor Jahresfrist in der Paulskirche in einem feierlichen Augenblick gesprochen hatte: „Wollen Sie das Himmelsauge brechen sehen, und die alte Macht über unser Volk aufs neue heraufführen, so schaffen Sie Ihre Diktatur!"

In der Ferne sah man in einer Staubwolke davonsprengende Reiter. Es war der Prinz von Preußen mit seinem Gefolge; er hatte an die preußischen Regimenter, die vor den Festungstoren der Überwundenen harrten, eine Ansprache gehalten und ritt davon, als sich die Tore öffneten: „Ich will die Menschen nicht sehen."

Und als sie waffenlos an diesem Sommernachmittag vor Rastatt standen — 5600 Mann — Söhne aus allen Provinzen Deutschlands, das sie Heimat nannten, dessen Sprache sie liebten, dessen Freiheit sie hatten erfechten wollen — ließ man sie in Reih und Glied zurücktreten und in die Kasematten marschieren. Die Türen wurden verriegelt. Vierundzwanzig Stunden blieben die Eingesperrten ohne Wasser und Brot. Einer unter ihnen, Corvin, schrieb vergeblich dem preußischen General: „Ich bitte Sie nur um das für uns, was ich selbst dem Hunde meines Feindes nicht verweigern würde — um etwas Stroh und Wasser."

Dann begannen die Kriegsgerichte ohne Zögern ihre Tätigkeit. Die Frage des Rechts wurde nicht aufgeworfen. Man kümmerte sich nicht um den Einspruch gegen Standgerichte des preußischen Militärs auf badischem Boden.

Von den Gefangenen in Rastatt wurden neunzehn Männer erschossen. Und man soll die Namen dieser Opfer zum ewigen Gedenken aufzeichnen: Tiedemann, Böning, Heilig, Bauer, A. Bernigau, von Biedenfeld, Counis, Gerhard, Güntard, Jacobi, Jäger, Janssen, Kilmarx, Kohlenbecker, Lenzingen, Miewski, Schade, Schrader, Zenthöfer.

Einundzwanzig Männer wurden zu hohen Zuchthausstrafen „begnadigt", nachdem man sie zuerst zum Tode verurteilt hatte; unter ihnen befindet sich der Dichter Gottfried Kinkel, der später auf abenteuerliche Weise von Karl Schurz aus dem Zuchthaus befreit wurde.

In Freiburg war der junge Max Dortu in preußische Hände gefallen; er hatte am 18. März auf der Barrikade in Berlin gekämpft und jetzt die Volkswehr in Freiburg kommandiert. Das Standgericht verurteilte ihn zum Tode. Er fiel mit den Worten: „Ich sterbe für die Freiheit; schießt gut, Brüder!"

In Mannheim hatte schon am 14. August Trützschler, Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung, auf dem Sandhaufen geendet. Er war Zivilkommissar von Mannheim gewesen, man verurteilte ihn deshalb wegen Hochverrats zum Tode.

In Freiburg wurde der achtundzwanzigjährige Friedrich Neff erschossen, dem man die Teilnahme am Septemberaufstand vorwarf. Karl Höfer wurde in der Abendstunde des 17. August zu Mannheim „wegen Widerstandes gegen die bewaffnete Macht" erschossen.

Alle starben, ohne Schwäche zu zeigen. Alle starben, wie sie gelebt hatten. Keiner bat um Gnade. Keiner anerkannte das Recht des Siegers.

Hunderte und Hunderte wanderten in die Zuchthäuser, Tausende und Tausende wanderten in die Fremde. Baden verlor seine besten Männer.

Unzählige zogen übers Meer nach Amerika. Viele glaubten an bevorstehende neue Kämpfe, hielten sich bereit, täglich zurückzukehren und wieder zu den Waffen zu greifen. Aber die Zeit ging ins Land, und es kamen die Jahre der Armut, Einsamkeit und Bitternis, es kamen alle jene Schrecken der Emigration — des Daseins hinter dem Stacheldraht. Es kam die Zeit, da man sich untereinander stritt und befehdete, un-

einig wurde und den Glauben verlor, da die Zänkereien kein Ende nahmen und Not und Sorge die Besten heimsuchten. Einer unter ihnen, Wilhelm Liebknecht, eben vierundzwanzig Jahre alt, rettete sich aus dem furchtbaren Hader, der die Seele zerrüttete, und entkam nach London. Dort traf er gute Freunde — Marx und Engels, Wilhelm Wolff und Freiligrath — die Männer der ‚Neuen Rheinischen Zeitung'. Sie gaben ihre Sache nicht verloren, sie gingen nicht unter; die Erkenntnis der Vorgänge, das Wissen von den Zusammenhängen, der Besitz ihrer so schwer erkämpften Weltanschauung, des historischen Materialismus, befähigte sie, weiter zu arbeiten, eine neue Organisation zu schaffen, ihre Lehre zu vervollkommnen und allen persönlichen Enttäuschungen zum Trotz die Reihen zu schließen, um den Kampf fortzuführen.

Ideologie der Operette von Arnold Walter

Jaromir Weinberger, Regerschüler, einer der erfolgreichsten Opernkomponisten der letzten Jahre, hat eine Operette geschrieben: sie heißt „Frühlingsstürme", wird im berliner Admiralstheater in prominentester Besetzung aufgeführt und ist außerordentlich langweilig.

Das wäre ja zunächst nicht so erschütternd; denn an langweiligen Operetten ältern und neuern Datums ist durchaus kein Mangel. Sieht man aber näher zu, dann merkt man freilich, daß dies keine gewöhnliche Langeweile, kein individuelles Versagen innerhalb des Genres ist, sondern die künstlerischen Kräfte heben sich merkwürdig auf, sie machen einander unwirksam, es ist eine Art labilen Gleichgewichts im feindlichen Gegeneinander textlicher Ideologie und musikalischer Faktur. Wenn Weinberger versucht, zu einem traditionellen Operettenlibretto anständigere oder gar anständige Musik zu machen, bedeutet das, daß er die Musik überschätzt, daß er der Operette von der artistischen Seite her zu Leibe geht, die Wirksamkeit der Ideologie aber, aus der die Operette erwächst, unterschätzt hat. Was sich grimmig rächt — denn keiner wird sich zu seiner Musik ein andres Libretto, jeder aber zu diesem andre, adäquatere Musik gewünscht haben. Hier aber liegt das beispielhaft Unzulässige und darum notwendig Mißglückte des Verfahrens: Operette ist keine frei wählbare Form, kein fertiges Gefäß, in das man bessern oder schlechtern, primitiveren oder kunstreicheren Inhalt schütten könnte, — sie ist ideologisch und formal ein merkwürdiges Endprodukt eines Differenzierungsprozesses, den individuelle Bemühung nicht ungeschehen machen kann.

Absichtlich ist hier so viel von Ideologie die Rede. Denn wenn irgendetwas im weitesten Bereich des Künstlerischen, dann hat die Operette die „ideologische Funktion" (Mannheim), neuartige seelische Reaktion zu verdecken und zu verhindern; dann ist sie ein Musterbeispiel „falschen Bewußtseins", das dem wirklichen Sein schon längst nicht mehr entspricht, das Jahrzehnte hinter aller psychologischen, ethischen, gesellschaftlichen Entwicklung zurückgeblieben ist und trotzdem immer noch Wunschträume großer Schichten repräsen-

tiert. Wer das nicht glaubt, setze sich etwa ins Große Schauspielhaus und genieße den größten Operettenerfolg der Saison, den „Ball im Savoy": staunend wird er Atmosphäre, Handlung, Problematik, formale Lösung und musikalischen Charakter (die paar Synkopen tun da nichts zur Sache) so finden wie zu unsrer Großmutter Zeit..., oder gehe — noch ärger, noch erschütternder — ins Rose-Theater, um mitten im Osten, in wirrster, wildester Wirklichkeit enthusiastische Anteilnahme des Publikums an den seltsamen Schicksalen anscheinend unsterblicher Operettenaristokratie zu erleben.

Wie geht das zu? Wie das Denken die gleiche Wirklichkeit in verschiedenen Systemen verschieden erfaßt (in echten und unechten freilich je nach ihrer Stellung dem sich neu Gestaltenden gegenüber und wie diese Verschiedenheiten soziologisch determiniert sind — so gibt es auch verschiedene, ebenso determinierte künstlerische Deutungsmöglichkeiten des gleichen Zustands: dem Leben adäquate; utopische ferner und ideologische, das heißt: noch nicht und schon nicht mehr wahre. Dauert es nun im Gedanklichen schon lange, ehe die Scheinhaftigkeit einer Ideologie so transparent wird, daß sie nicht länger zu halten ist — im Künstlerischen, das das weitere Trägheitsmoment kristallisierten Materials enthält, dauert es noch viel länger. Soziologische Träger der in Rede stehenden Ideologie aber sind jene Mittelschichten, die auf ihre tatsächliche Proletarisierung mit politischer Romantik reagieren; die die Ideologie des deutschen Bürgers mit ihrer merkwürdigen feudalen Rückversicherung (der die feudal gefirnißte bürgerliche Operettenideologie ganz genau entspricht) übernommen haben und, grotesk genug, gegen ihr eignes Interesse verfechten. Was nicht ausschließt, daß auch andre Schichten, die weder die Zusammenhänge zu durchschauen vermögen noch instinktiv abgestoßen werden, der ideologischen Funktion der Operette verfallen und so an neuartigem Reagieren gehindert werden. Daher kommt auch der trostlose Kreislauf: denn diese neuartige Reaktion erst vermöchte eine neue Ideologie und dadurch neue Formen zu schaffen.

Das mag heute alles richtig sein; wie war es aber, als die sogenannten klassischen Operetten entstanden? Die nicht travestierende, die große Walzeroperette etwa, war immer ideologisch, immer in funktionaler Wechselbeziehung zu falschem Bewußtsein, sie wieder auszugraben ist von unserm Standpunkt aus absurd. Anders das Werk Offenbachs (als vollkommenstes Beispiel der travestierenden Art), dessen Wiederbelebung freilich Schwierigkeiten über Schwierigkeiten verursacht. Wird nicht immer die große Wand des zweiten Kaiserreichs für seine Schattenspiele fehlen? Paris des neunzehnten Jahrhunderts ferner und die Große Oper als Hintergrund der Kunstsatire, der Gesellschaftspersiflage? Wer ist heute wirklich imstande, die laszive Gleichzeitigkeit, die hinterhältige Doppeldeutigkeit Offenbachs auf die Bretter zu bringen, das satirische Nein und bacchantische Ja in Einem, die graziös-unaufrichtige Verbindung von Mitmachen und Sichmokieren, ironischer Skepsis und nonchalanter Genußsucht? Immer wird man die Wahl und die Qual haben: zu bearbeiten, die Akzente also ins

Aktuell-Parodistische zu verschieben, das Satirische zu übersteigern; oder alles unverändert zu lassen — wodurch dann freilich nicht wenig verändert wird; immer wird man die wunderbare Ausgewogenheit Offenbachs und damit sich selbst in Gefahr bringen. Von der „Madame Favart" des Lessingtheaters wollen wir lieber nicht reden; Jürgen Fehlings „Prinzessin von Trapezunt" in der Städtischen Oper, vom Ballett her aufgezogen und ohne jede Retouche gespielt, bestätigte nur die alte Erfahrung, daß man sich bei Offenbach-Bearbeitungen nach dem Original, bei Originalaufführungen nach Bearbeitungen zu sehnen pflegt.

Ist es übrigens nicht charakteristisch für das ganze Genre, daß man die Gegenwart durch die Satire der Vergangenheit verulkt, statt sich direkt an sie heranzuwagen? Die parodistischen Ansätze, sie zerflattern nur zu bald, gelten gar nicht dem Leben, in dem nicht wenig parodienreif wäre, sie gelten allenfalls dem Film oder der Operette selber (man erinnere sich der „Hundert Meter Glück" im Metropoltheater, der „Zehn Minuten Glück" am Nollendorfplatz) — sie sind ohnmächtige, verzweifelte, zersetzende und wertlose Selbstparodien.

Operette ist nicht deshalb eine gestrige, reaktionäre, von falschem Bewußtsein überschattete Angelegenheit, weil es keine geschickten Textdichter oder guten Komponisten mehr gibt, sondern weil sie der konsequente Ausdruck einer im vielfältigen gesellschaftlichen Ganzen noch immer existenten aber zum Sterben verurteilten Ideologie ist; die freilich noch so lange leben wird, wie die deutschen Mittelschichten es sich nicht werden nehmen lassen, derartig ererbtes „Geistesgut" höher zu werten als neue Auseinandersetzung mit einer schließlich doch nicht zu betrügenden Wirklichkeit.

Schlüssel zur Schlüsselindustrie von Bernhard Citron

Im 19. Jahrhundert bildeten den Ursprung der industriellen Entwicklung auf dem Gebiet des Eisenbahnwesens, der Bergbau- und Hüttenindustrie, der Elektrizitäts- und der chemischen Industrie die Erfindungen und Entdeckungen vorangegangener Jahrzehnte. Das zwanzigste Jahrhundert ist arm an neuen grundlegenden Entdeckungen geblieben, so daß sich die industrielle Entwicklung auf den Ausbau der bestehenden Wirtschaftszweige beschränken mußte. Die alten Wirtschaftszweige, die im neunzehnten Jahrhundert ins Leben gerufen worden sind, die sich im ersten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts zu gewaltigen und vielfach überspannten Dimensionen entwickelten, suchen sich in steigendem Maße gegenseitig zu ergänzen und aus neuen Verbindungen neue Wirtschaftszweige zu schaffen.

Kohle und Eisen sind seit über einem Jahrhundert für die menschliche Vorstellung zu einer Begriffseinheit geworden. Auch künftig wird die Eisenindustrie nicht auf die Kohle, und die Kohle nicht auf die Eisenindustrie ganz verzichten können. Aber die neuen Errungenschaften der Technik haben beiden Industriezweigen getrennte Wege gewiesen. Der mit Koks beheizte Hochofen blieb ein Jahrhundert lang die Erzeugungs-

stätte des Roheisens In neuerer Zeit macht aber der Siemens-Martinofen mit Hilfe elektrischer Energie dem Hochofen den Rang streitig. Gewiß wird man die mit gewaltigen Mitteln erbauten Hochofenanlagen nicht von heute auf morgen veröden lassen. Aber der technischen Entwicklung kann sich auf die Dauer auch die Montanindustrie nicht entgegenstellen. Schon werden Versuche gemacht, durch elektrische Verfahren aus dem Erz unmittelbar Eisen zu erzeugen.

Auch die Kohle findet den Anschluß an die Elektrowirtschaft. Während Heizungs- und Kokereizwecken nur die Großkohle dient, findet in der Elektrizitätsindustrie auch der Kohlenstaub Verwendung. Die Bedeutung der Elektro-Wirtschaft als Absatzgebiet für die Kohle hat schon Hugo Stinnes erkannt, als er nach dem Kriege die Siemens-Rhein-Elbe-Schuckert-Union gründete. Dieser gigantische Konzern fiel mit dem Zusammenbruch des Stinnes-Unternehmens auseinander. Die einzelnen Elektrounternehmungen besitzen Rohstoffbasen im Kohlenbergbau, während sich zahlreiche Gesellschaften der Montanindustrie auf dem Wege über Beteiligungen und Tochtergesellschaften Absatzgebiete in der Elektrizitätsindustrie gesichert haben. Wie wichtig die Verwandlung von Kohle in elektrische Energie oder in Erzeugnisse der elektrotechnischen Industrie sein kann, geht aus einem einfachen Beispiel hervor. Die Kohle verliert durch Lagerung rasch an Wert, während bei einer Umwandlung, etwa auf dem Wege der Aluminiumerzeugung, ein Wert geschaffen wird, der durch Lagerung keinen Verlust erleidet.

Die Beteiligung des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerks an der Rheinischen Braunkohlengesellschaft, die während der letzten Wochen im Mittelpunkt der öffentlichen Erörterungen stand, zeigt den Wunsch der Elektroindustrie, eine Verbindung mit dem Bergbau einzugehen. Der bisherige Beherrscher der Rheinischen Braunkohlengesellschaft, Paul Silverberg, hat sich bis in die letzte Zeit hinein gegen Übernahme seines Werkes durch den rheinischen Elektrotrust gesträubt. Aber Silverberg stieß sich nicht etwa an der Tatsache eines Montan-Elektro-Trusts, denn er selbst hat sich jahrelang mit diesem Gedanken getragen; seine Opposition entstand vielmehr aus dem Ärger, daß ihm nicht selbst die Führung zugefallen ist. Ähnlich wird es bei andern in naher oder ferner Zukunft sich anbahnenden Verbindungen der Fall sein. Die Montanindustriellen, die zu einem großen Teil bodenständige Elemente sind und eine natürliche oder angenommene Starrköpfigkeit besitzen, werden sich aus persönlichen Motiven gegen die Elektro-Überfremdung zur Wehr setzen. Vielleicht würden derartige Verbindungen schneller vor sich gehen, wenn die Montanindustrie liquide genug wäre, um selbst die aktive Rolle zu spielen.

Nicht minder wichtig als das Verhältnis zwischen Kohle und Elektrizität ist die Verbindung zwischen Kohle und chemischer Industrie. Von zwei Seiten wird diese Annäherung gefördert. Die chemische Industrie hat in ihren technischen Laboratorien wertvolle Verfahren zur Kohleverflüssigung und Stickstoffgewinnung ausgearbeitet, während die Montanindu-

strie Gelegenheiten zur praktischen Ausbeute von Nebenprodukten auszunutzen sucht. So gelangen beide Industriezweige in der Erzeugung des gleichen Produkts nur infolge der Verschiedenheit ihrer wirtschaftlichen Motive häufig zu ganz andern Ergebnissen. Manchmal obsiegt sogar die Praxis der Montanindustrie über die Wissenschaftlichkeit der Chemie. Die Stickstofferzeugung wird im Leunawerk als Hauptzweck eines großen Produktionsvorganges betrieben, während die Ruhrchemie-AG, an der die großen Montankonzerne beteiligt sind, Stickstoff und Benzol — ohne so kostspielige Anlagen wie die des Leunawerks — als Nebenprodukte der Gaserzeugung gewinnt. Vielleicht hat die IG-Farben-Industrie bereits erkannt, daß die Leunawerke besser daran täten, sich auf die Herstellung des synthetischen Benzins zu beschränken, als die wertvollen Anlagen für einen Produktionsprozeß zu gebrauchen, der von einem andern Industriezweig nebenbei vorgenommen werden kann.

Die Montanindustrie liefert der Chemie jährlich die Werte von hundert Millionen Mark Rohprodukte für die Farben-, Treibstoff- und Düngemittelerzeugung. Zweifellos ist diese geschäftliche Verbindung für die Montanindustrie so vorteilhaft, daß sich — roh gerechnet — ein Jahresgewinn von fünfzig Millionen Mark ergibt. Nimmt man an, daß sich der Kohlenbergbau aus eigner Kraft erhält, so müssen die Erträgnisse aus dem Absatz an die chemische Industrie die Verluste in der Eisen- und Stahlproduktion ausgleichen. Nichts liegt näher, als daß die chemische Industrie diese Preisspanne selbst auszubeuten sucht. Die IG-Farben-Industrie besitzt schon in den Rheinischen Stahlwerken eine wichtige Kohlenbasis, deren Erweiterung aber eines der wichtigsten Ziele der IG-Politik sein muß. Daher werden auch die Gerüchte, daß die IG Einfluß auf die Vereinigten Stahlwerke oder einen Teil des Konzerns zu gewinnen sucht, nicht verstummen, bis die Montanindustrie selbst in der chemischen Industrie Fuß fassen kann.

So begehren heute an der Pforte der Montanindustrie zwei mächtige und kapitalkräftige Industriegruppen, die Chemie und die Elektrizität, Einlaß. Das Reich hält den Schlüssel zu dem größten Montan-Konzern in der Hand und steht vor der Frage, ob man die Nachbarn hineinlassen soll oder nicht. Die technische und wirtschaftliche Entwicklung führt naturnotwendig zu einer Lockerung der Beziehungen zwischen Kohlen- und Eisenindustrie und zu einer Annäherung dieser beiden noch vereinten Gruppen an die Chemie und Elektrizität.

Sollte das Reich nicht selbst diesen gewaltigen Wirtschaftsprozeß gestalten, hat nicht der Staat das Recht und die Pflicht, jene Mächte, die heute schon an einem Ende mit der öffentlichen Hand verkoppelt sind, unter seine Hoheit zu zwingen? Die Entwicklung schreitet ohnedies vorwärts, aber das Reich hat die Möglichkeit, hier die Bildung neuer Privatmonopole zu hindern, dort alte und neue Monopole in öffentliche Regie zu nehmen. Solche Gelegenheiten bieten sich in jedem Jahrhundert nur einmal.

Bemerkungen

Hinrichtung in Permanenz

Im Mai 1931 hat der Maurergeselle Reins den Geldbriefträger Schwan ermordet. Seit dem 12. Dezember des gleichen Jahres wartet er darauf, geköpft oder für den Rest seines Lebens ins Zuchthaus gesteckt zu werden. Das sind rund zehntausend Stunden. Als am 11. Januar vorigen Jahres das Urteil vom 12. Dezember rechtskräftig wurde, hat der Verteidiger, Doktor Herbert Fuchs, ein Gnadengesuch für seinen Mandanten eingereicht, das bis zum heutigen Tage seiner Erledigung harrt. Die preußische Regierung fand bis zum 20. Juli keine Zeit, eine Entscheidung zu fällen, obwohl sich sogar der Generalstaatsanwalt für das Gesuch ausgesprochen hatte, weil es sich hier um einen noch nicht vorbestraften und erblich schwer belasteten Menschen handle. Seitdem haben sich in Preußen zwei Regierungen etabliert: die eine, das Staatskommissariat, verordnet, während die andre, das „Hoheitsministerium" Braun, zuschaut. Inzwischen läuft ein Mensch schon vierhundert Tage in seiner Zelle auf und ab, jeden Moment gewärtig, daß ihm der Kopf abgeschlagen wird. Nicht er allein, sechzehn andre warten mit ihm in preußischen Strafanstalten, ob ihr Todesurteil vollstreckt wird oder nicht.

Unsrer Meinung nach hat der Staat kein Recht, zu morden — auch dann nicht, wenn er jemanden zu bestrafen hat, der seinerseits einen Mord beging. Aber was ist ein staatlich sanktionierter Mord, die Vollstreckung eines Todesurteils, gegenüber dem, was mit Reins geschieht? Das hier ist Mord in jeder Sekunde. Weil der Staatsgerichtshof mit dem 20. Oktober in Preußen eine unhaltbare Situation geschaffen hat, weil er vergaß, die Kompetenzen in bezug auf das Gnadenrecht abzugrenzen, weil Herr von Hindenburg es in einer Verordnung vom 18. November den Staatskommissaren übertragen hat, weil Braun die Rechtsgültigkeit dieses Aktes bestreitet, weil die beiden Stellen sich bisher nicht einigen konnten, sodaß wahrscheinlich der Staatsgerichtshof noch einmal angerufen werden muß — also um einer Formalität, um eines Rechtsstreits mit politischem Hintergrund willen wird hier ein Mensch gefoltert; ein Mörder zwar, aber doch ein Mensch. Die Hoheitsregierung sollte durch einen demonstrativen Akt, nämlich durch die Begnadigung von Reins, eine Entscheidung über die Streitfrage herbeizwingen. Ihr fürchtet die Konsequenzen? Die wahren Regenten Preußens könnten nun vielleicht sagen: Reins wird nicht begnadigt? Laßt sie doch! Damit wäre der Augenblick gekommen, wo eine gerichtliche Klärung stattfinden muß, und der anständige Teil der Öffentlichkeit bekäme dann bestimmt keine bessere Meinung über die Herren, die am 20. Juli Preußen entmündigt haben.

Für die Situation, die in Deutschland besteht, seit Franz von Papen in den Sattel stieg, für die Personen, die unsre politischen Geschicke zu lenken sich anmaßen, für die Atmosphäre vierzehn Jahre nach dem 9. November 1918 ist der Fall Reins symptomatisch. Er ist nirgends anders möglich als unter einem „autoritären Regime", als unter dem Militarismus, von dessen Geist die Verfechter dieses Regimes durchdrungen sind. Jawohl: der Fall Reins ist ein Stück Militarismus, er ist, in diesem Jahrhundert, undenkbar ohne jene geistige Erscheinung, in deren Kalkulationen der Mensch nur die Rolle des Objekts spielt, des Objekts, das sich alles gefallen lassen muß. Ob man ihm auf den Kasernenhof die Menschenwürde aus dem Leibe exerziert oder ihn ins feindliche Trommelfeuer jagt oder mit Notverordnungen und Abbaumaßnahmen an den Rand des Erträglichen „regiert", oder ob man ihn vier-

hundert lange Tage — Stunde um Stunde, Minute um Minute, Sekunde um Sekunde — zwischen Tod und Leben stellt —: er hat den Mund zu halten. Wie der Wunsch nach der allgemeinen Wehrpflicht, wie die Kriegshetze, wie die braune Armee, wie die Feme, so ist auch das Schicksal dieses Gnadengesuches Charakteristikum einer Zeit, der das Rasseln eines Generalssäbels und das Juda-verrecke-Gebrüll die Musik liefern.

Es riecht nach Kasernen- und Schlachthöfen. Nur in einer solchen Luft ist es möglich, daß ein Mensch in Permanenz hingerichtet wird.

Walther Karsch

Ochrana bei Ullsteins

Im zaristischen Polizeidepartement wurde eine Notiz gefunden, die dort am 10. Oktober 1913 in den Akten der Kleinbürgerin Schornikowa vermerkt war. Diese Notiz stammte aus der ‚Vossischen Zeitung' und lautet übersetzt wie folgt:

Neben dem Beilis-Prozeß in Kiew wurde die „russische Justiz" im Senat in ihrem wahren Lichte beleuchtet, im Fall der Provokateurin Schornikowa. In diesem Fall hat die russische Regierung offensichtlich sich entschlossen, mit allen „Vorurteilen" der europäischen Rechtsregeln des Gerichts zu brechen. Der Senat in Petersburg hat die Legalität und Straflosigkeit der gemeinsten Provokateurtätigkeit anerkannt. Diese Sache beweist das Fehlen aller Grundlagen für den Prozeß der sozialdemokratischen Partei der zweiten Duma, die des Hochverrats angeklagt ist.

Es handelte sich damals darum, Stolypin, dem reaktionären Henker der russischen Revolution, den Vorwand zum offenen Staatsstreich zu liefern. Es wurde eine Provokateurin, eben die genannte Schornikowa, in die sozialdemokratische Partei geschickt. Sie fabrizierte eine angebliche Instruktion zur Zersetzung der Armee, die prompt aufgefunden und der sozialdemokratischen Dumafraktion zugeschrieben wurde. Darauf wurde die Duma aufgelöst, das Wahlrecht durch Dekret geändert, die Provokateurin, mit Geldmitteln versehen, außer Verfolgung gesetzt, und vom Senat, der obersten Instanz, wurde diese selbst die russischen Gesetze schamlos brechende Art des Vorgehens gutgeheißen.

Die ‚Vossische Zeitung' führte damals eine Kampagne gegen diese russischen Methoden.

Der Inspirator der Schornikowa und ihr unmittelbarer Vorgesetzter war der Chef der petersburger Ochrana, General Gerassimow.

Dieser Gerassimow veröffentlicht jetzt in der ‚Berliner Illustrirten' seine Memoiren.

Zwar entschuldigt die Redaktion der ‚Berliner Illustrirten' diesen merkwürdigen Mitarbeiter. Wenn man der Redaktion glauben darf, so hat sie Gerassimows Ergüsse nur angenommen, damit man die Geschichte der ersten russischen Revolution auch einmal „von der andern Seite" hört, aus Objektivität sozusagen. Diese rührende Objektivität ist, milde ausgedrückt, publizistische Unklugheit. Noch nie und nirgends ist ein reaktionäres Organ „objektiv" gewesen. Es ist weder der ‚Deutschen Zeitung' noch der ‚Kreuzzeitung' oder der ‚Deutschen Illustrierten' jemals eingefallen, etwa die Memoiren eines der sozialrevolutionären Terroristen abzudrucken, damit „auch einmal die andre Seite zu Worte kommt". Auf solche liberal-objektive Sensationen kommt nur ein „fortschrittliches" Blatt. Es kommt nicht auf den Gedanken, daß diese Gerassimows jahrzehntelang, nämlich solange sie an der Macht waren, der Welt ihre Auffassungen oktroyierten und hauptamtlich schon die Leser der ‚Vossischen Zeitung' in Rußland in Gefängnisse steckten oder gar an den Galgen lieferten.

Und es ist kein bekehrter Sünder, der da an seine Brust schlägt. Das tun solche Helden nur bei ganz andern Gelegenheiten. Bei Ullsteins kann er im zynischsten Tone offenherzig erzählen, was „wir", das heißt der Zarismus und seine Beamten, zur Bekämpfung der Revolution für nötig hielten. Er wird vielleicht, um dem genius loci entgegenzu-

kommen, verschweigen, wie „wir“, also die Gerassimows, die Stolypins und die Schtscheglowitows, Judenpogrome organisierten, und er wird nicht ganz wahrheitsgemäß erzählen, wie er Attentate organisieren ließ, um unentbehrlich zu sein und zu glänzen. Gerassimow war der unmittelbare Vorgesetzte Azews, des größten Provokateurs, und Azew hat immerhin den Großfürsten Sergius und den Minister Plehwe umlegen lassen; ab und zu ließ er seine Parteifreunde hochgehen, zu Händen des Generals Gerassimow.

Dieser hat einmal in seinem Leben Gelegenheit gehabt, seine Memoiren ungeschminkt darzustellen. Als der Zarismus im März 1917 gestürzt war, ernannte die Provisorische Regierung, deren Justizminister Kerenski war (eine bürgerliche Koalitionsregierung), die Außerordentliche Untersuchungskommission, die sich mit den Regierungsmethoden und den Würdenträgern des Zarismus beschäftigte. Die stenographischen Protokolle dieser Untersuchungskommission, sieben Bände, sind in russischer Sprache veröffentlicht.

Vor dieser Untersuchungskommission erschien am 26. April 1917 der jetzige Ullsteinautor Gerassimow. Er erschien nicht als Angeklagter, denn die Regierung und ihre Kommission waren milde. Er erschien nur als Zeuge. Hier hatte ihn sein seitdem aufgefrischtes Gedächtnis vollkommen verlassen. Er spielte den zerknirschten Sünder, schwor entrüstet, er habe immer gegen die Provokation gekämpft, er war, wenn man ihm glauben wollte, nicht nur ein Ehrenmann sondern auch ein reuiger Sünder.

„Ich habe mich vollständig geändert,“ sagte er, nämlich seit seinem im Jahre 1913 erfolgten Abschied, „ich habe eingesehen, daß ich ein Verbrechen beging, indem ich jenem Regime diente,“ und noch mehr: „ich schäme mich, daß ich dort gedient habe, und in letzter Zeit, entschuldigen Sie, bin ich selbst beinahe Revolutionär geworden.“

Die Memoiren dieses Gerassimow in der ‚Illustrirten‘ sind auf einen andern Ton gestimmt. Ein dreister, hartgesottener Polizeihenker des Zaren beschreibt behaglich seine Heldentaten, nämlich das System der Provokation.

Robert Sölnes

Judenreines Theater

Über fünftausend erwerbslose Bühnenkünstler werden voraussichtlich in den nächsten Jahren ohne Engagement sein; auch bei voller Aufrechterhaltung der jetzt noch vorhandenen Spielmöglichkeiten ist kein Platz für sie da. Trotzdem besteht für viele von ihnen, die sich unter unbeschreiblichen Opfern ihre Leistungsfähigkeit erhalten haben, wenigstens in der Theorie die Chance, eines Tages doch wieder hereinzukommen. Wenn diese Illusion auch nicht satt macht, so ist sie doch lebensnotwendig, will man überhaupt weiter existieren. Nur für die Juden und Halbjuden unter den Schauspielern gilt das nicht mehr. Wenn die nationalsozialistischen Stadtväter in der Provinz ihre Subventionen von der Judenreinheit des Theaters abhängig machen, so wagen es eine Reihe von Intendanten und Theaterleitern nicht mehr, jüdische Schauspieler zu beschäftigen. Wo nicht genug Antisemiten im Stadtparlament sitzen, genügt unter Umständen ein kleiner Thaterskandal, den das Publikum bestreitet.

Als im Gothaer Landestheater „Juwelenraub am Kurfürstendamm“ aufgeführt wurde, gab es einen Theaterskandal, weil „Judenjungens da die Hauptrollen spielen“. Das ging unter anderm gegen den Schauspieler Erich Ernst Berg, dessen Leistungen dem Intendanten Stickrodt immerhin so wertvoll erschienen, daß er sich ernstlich bemühte, Berg dem Ensemble zu erhalten. Er kam auf die Idee, Berg solle dem Bürgermeister schriftlich den mildernden Umstand mitteilen, daß er gar kein richtiger Jude sondern nur Halbjude sei; das geschah, und es ging eine Weile.

Stickrodt beschäftigte Berg bei seinen Sommergastspielen in Kolberg und war bereit, ihn auch im Winter wieder für Gotha zu engagieren; vorausgesetzt daß der nationalsozialistische „Theaterbeirat" es dulden würde. Er duldete es keineswegs und gab an, daß Berg nicht dem „künstlerischen Stil" entspräche, den der Theaterbeirat gepflegt zu sehen wünsche. Das übliche Hin und Her solcher Verhandlungen, die Vorbesprechungen und Korrespondenzen führten dazu, daß Berg sich für fest engagiert hielt. Als die Absage heraus kam, klagte er beim Bühnenschiedsgericht auf Erfüllung seines Vertrages. Er wurde dort und in der zweiten Instanz vom Bühnenoberschiedsgericht abgewiesen, weil tatsächlich kein bindender Vertrag zustande gekommen war. Das Bühnenoberschiedsgericht betonte ausdrücklich, es habe nur die rechtliche Seite der Sache zu prüfen.

Der Fall Berg ist nur einer von vielen; andre werden nicht so allgemein bekannt, weil die Beteiligten sich scheuen, die Wahrheit zu sagen. Es gibt noch einige mutige Intendanten, die die Beschäftigung begabter und bewährter jüdischer Schauspieler durchsetzen, auch wenn sich Schwierigkeiten ergeben. Die andern verstecken sich hinter scheinbar sachlichen Ausreden. Sie hüten sich sogar, dem Bühnennachweis, der als vollkommen neutrale Instanz arbeitet, zu sagen: „Wir können keine Juden beschäftigen." Bei der ungeheuren Auswahl gehört nicht viel dazu, die Juden aus künstlerischen Gründen abzulehnen. Trotzdem weiß jeder, daß es dreißig bis vierzig Theater gibt, die auf keinen Fall mehr jüdische Schauspieler engagieren würden, auch wenn es für den gesuchten Typ keinen gleichwertigen Ersatz gibt. Der Pogrom geht sogar relativ geräuschlos vonstatten. Es gibt keine Möglichkeit, den zum wirtschaftlichen Tode Verurteilten auf organisatorischem Wege zu helfen. Selbst die Bühnengenossenschaft ist nicht die geeignete Stelle, um einzugreifen, weil sie ebensowenig wie der Bühnennachweis vorschreiben kann, wer engagiert werden soll, und wer nicht. Sie hat in ihrer Stellungnahme zu den Fragen des Boykotts ausländischer Künstler durchaus bewiesen, daß sie jede Form des völkischen Terrors beim Theater energisch ablehnt.

Die Ausgeschlossenen selbst können nur sehr wenig tun, wenn es sich um Neuengagements handelt. Sie könnten nur eine Abwehr organisieren, wenn beschäftigte jüdische Schauspieler wieder mit Gewalt entfernt werden sollen, oder wenn bei einem neuen Spielplan bewährte Künstler verschwunden sind, weil sie Juden sind. Fast in jeder Stadt gibt es noch jüdisches Publikum, das als zahlende Theaterbesucher geschätzt ist. Es gibt jüdische Organisationen, die sich mit der Abwehr von Boykottbewegungen beschäftigen. Sie könnten auch dafür sorgen, daß die entsprechenden Theater boykottiert werden, weil ja schließlich nur auf dem Weg über den Kassenmißerfolg etwas zu machen sein dürfte.

Hilde Walter

Schupos als Sexualbaedecker

Auf der Oktobertagung der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten wurden die verschiedensten Umbaupläne für das Geschlechtskrankheitengesetz besprochen. Über einen Vorschlag, der von Jugendpflegeverbänden Westdeutschlands und von Einzelpersonen unterstützt wurde, berichtete Marie Elisabeth Lüders in einer Versammlung des Bundes deutscher Frauenvereine und des Bundes für Frauen- und Jugendschutz.

Die Werbeschrift für den Vorschlag führt den schönen Titel: „Gedankenskizzen zur Frage der Konzessionierung des Sexualverkehrsgewerbes". Das Gewerbe soll konzessioniert werden. Maßgebend ist ein Konzessionsausschuß, zusammengesetzt aus Bürgerschaft, Jugendpflege und den bereits „Geschlechtsverkehrs-

gewerbstätigen" oder ihren Vertrauenspersonen. Bewerberinnen haben darzutun, daß sie frei von ansteckenden Krankheiten, „einwandfrei" — das heißt wegen einiger in die Branche schlagenden Delikte noch nicht bestraft und sozusagen mit der Gewerbebetriebsordnung und der nötigen sanitären Technik durchaus vertraut sind. „Ausübung des Geschlechtsverkehrsgewerbes im Umherziehen" soll verboten sein, die Erteilung der Konzession von der Bereitstellung geeigneter, einwandfreier Betriebsräume abhängig gemacht werden. Die Konzessionierten sollen zwar als selbständige Gewerbetreibende ohne Angestellte versicherungspflichtig, dagegen von der Gewerbesteuer befreit sein ... und so geht das mit sturem Ernst und moralinsaurer Gründlichkeit weiter, bis sich das Voyeurtum des Gedankenskizzlers endlich mattgeskizzelt hat. Ja, er hat nichts vergessen, nicht mal den Rekommandeur, der doch nun einmal notwendig ist, wenn andre Reklame als „sittlich anstößig" fürderhin nicht geduldet werden soll — und so macht er allen Ernstes den Vorschlag, die Polizeibeamten sollen in Zukunft auf Anfrage die Adressen der in ihrem Bezirk konzessionierten Sexualverkehrsgewerbetreibenden nennen!

Soweit kann sittlicher Eifer gehen. Es ist nur gut, daß Marie Elisabeth Lüders als eine seriöse Dame bekannt ist. Ein andrer wäre bei dieser Vorlesung wahrscheinlich in den Verdacht gekommen, durch Zitate aus einer Faschingszeitung sich einer groben Mystifikation der Versammlung schuldig zu machen. Aber, wie auch von andrer Seite versichert wurde: größere Fürsorgeverbände und „prominente Einzelpersonen" haben sich bereits mit diesen Vorschlägen einverstanden erklärt.

In Smyrna gab es ein weitausgedehntes Bordellviertel, das mit einer Mauer umgeben war und in das sich die Europäer nicht einzeln hineintrauten, in der Furcht, sich in dem Gewimmel der Straßen zu „verirren". Darum wurden während des Krieges die Soldaten in Trupps dorthingeführt. In den Räumen aber, wo sie sich vorher zu versammeln hatten, standen Tafeln, auf denen die mannigfaltigen Spielarten der geschlechtlichen Betätigung aufgezeichnet waren. Jeder sucht sich die Tafel aus, die seinen augenblicklichen Wünschen entsprach. Dann endlich konnten sich die Trupps in Bewegung setzen.

Viel fehlt nicht mehr, und die Entwicklung der neudeutschen Zwickelperiode landet bei diesem Idealzustand. Vorläufig empfehlen wir, den Schupobeamten einen Band von Van de Veldes „Vollkommener Ehe" mitzugeben, damit sie den Auskunftheischenden auch auf die speziellsten Fragen Rede und Antwort stehen können.

Penny Less

Deutsche Kinderfibel

Vor einem Jahre erregte uns noch Brentanos Buchtitel „Der Beginn der Barbarei in Deutschland". Wer könnte heute bestreiten, daß wir nun längst mitten drin stecken? Freilich geben wir uns meist noch mit einer allgemeinen und verschwommenen Elends-Vorstellung zufrieden. Wie aber sieht, nüchtern und genau, diese zunehmende Barbarisierung aus? Man darf „nicht naiv genug sein, anzunehmen, Barbarei müsse so aussehen, wie in gewissen Filmen, die das Leben der Eingeborenen zu schildern vorgeben". So spotten Ruth Fischer und Doktor Franz Heimann, die das nahe Leben heutiger, ostberliner Einwohner zu schildern nicht vorgeben sondern es uns mit grausamer, packender Eindringlichkeit vor Augen führen: „Deutsche Kinderfibel". (Verlag Rowohlt; brosch. 4,80, Leinen 6,—.)

Heimann ist leitender Arzt eines Krankenhauses. Ruth Fischer, einst kommunistische Führerin, arbeitet als Wohlfahrtsbeamtin in einem berliner Verwaltungsbezirk. Beide sind also berufene Darsteller jener untern Bezirke der Gesellschaft, über die

weiter oben immer noch recht ungewisse Vorstellungen umgehen. Ihr Buch ist schonungslos deutlich.

Von den Kindern des Proletariats ist die Rede, von jenen Kindern, die in diesen Jahren der Arbeitslosigkeit, der wachsenden Not, der Unzulänglichkeit in jedem Sinne aufgewachsen sind. Auf jede Zuspitzung, auf rührselige Betrachtungen und auch auf jede Übertreibung ist verzichtet; es werden keine interessanten Fälle gesucht; die Autoren halten sich an alltägliche Tatbestände aus ihrem Arbeitsgebiet. Ihre einfache, überzeugende Darstellung stützt sich auf Fürsorgeakten, ärztliche Zeugnisse; dazu etwas Statistik, ein paar Selbstberichte, Briefe von Müttern, Pastoren, Vormündern.

Eine lange Reihe unvergeßlicher Gestalten wird vorgestellt: Die halbwüchsige Mutter. Der aus der Fürsorge her in einen ungeliebten Zwangsberuf gesteckte, durchgebrannte Junge. Ein unrettbar verlorener Tuberkuloser, zu kurzem, qualvollen Dasein heranwachsend. Die Verwirrungen des Knaben Horst, der in der Enge der Einzimmerwohnung zu Vieles zu früh gesehen hat. Das Mädchen Charlotte, das als Kind einmal ein halbes Pfund Zucker gestohlen haben soll und deshalb der Mutter weggenommen und in Fürsorge gesteckt worden ist; in einer sichereren Umwelt wäre solch ein Fall mit flüchtiger Bestrafung abgetan; hier reißt er ein ganzes Dasein von Grund auf ein; nach langen Jahren, nach zahllosen Gesuchen und Versuchen der Mutter, nachdem das Kind als Hausmädchen zu lieblosen Leuten „vergeben", ausgenutzt, verstört, verbittert ist, darf es „bedingt" nach Haus zurück ...

Alle diese kleinen Lebensläufe haben keinen Abschluß, keine Pointe; sie verlaufen ins Leere, eben: ins graue, hoffnungsarme Proletenleben. Wenn man bei ihrer Aufzeichnung von Gestaltung überhaupt reden darf, so höchstens von einer, freilich äußerst wirkungsvoll angewandten Kontrast-Verwendung. Da werden etwa die, im Rundfunk und auch sonst, wohlwollend empfohlenen „Küchenzettel für kleinste Einkommen" durch die jammervollen Sätze der Wohlfahrtsunterstützung als Heuchelei entlarvt; da werden die aufgedonnerten, literarisch wichtig genommenen Schein-Nöte bürgerlicher Jugend konfrontiert mit der ausweglosen Quälerei eines Halbverwahrlosten. Und hochwissenschaftliche Tabellen und Gutachten sehen wir enthüllt als Muster jener Methode, die Schopenhauer den Trick nannte, „bei einer Diskussion über den Atheismus das Gespräch auf den Teehandel der Chinesen abzulenken".

Politisch wird nur selten direkt gefolgert; aber dem nachdenklichen Leser wird vieles Entscheidende nahegelegt. Besonders scharf wendet das Buch sich gegen den heute zweckvoll geübten Mißbrauch des Wortes Lumpenproletariat. Ein paar beigegebene Photos bringen nichts allzu Neues. Um so tiefer haften einige Zeichnungen von Drei- und Vierjährigen im Gedächtnis des Betrachters: Schauerliche Dokumente einer gespenstisch frühreifen, überhitzten Beobachtungsgabe.

Axel Eggebrecht

Nacht am Wedding

Das Pflaster reizt zum Bau von Barrikaden.
Die Straßen sind sehr still. Nur eine Gruppe
von Arbeitslosen steht vor einem Laden.
Ein Stern tanzt leis auf eines Daches Kuppe.

Kleiner Schupo geht allein
durch den Straßenschacht,
tritt vielleicht auf jenen Pflasterstein,
unter dem einmal sein Schädel kracht.
Kleiner Schupo friert mit einem Male.
Die Laterne leuchtet grau.
Splittern ihre Gläser? Ihre harte, kahle
Eisenstange taugt zum Barrikadenbau.

Dies ist eine von den letzten Nächten,
da der Wedding noch, schwer atmend, träumt.

Während Gott schon die gerechten
Bürger sondert von den schlechten
und die guten fürsorglich zur Seite räumt.
Damit, trotz der Barrikadennähe,
ihrem Bauch kein Leid geschehe.

Diese Nacht sitzt in den Fensterhöhlen,
und im Rinnstein hockt ihr Kind.
In den letzten Kneipen hört man Männer gröhlen,
deren Frauen wartend wach im Bette sind.

Das Pflaster ist so stumm wie ein Kanal.
Es wartet auf die Tritte der Kolonnen.
In Winkeln hat das Schwarz Gestalt gewonnen —
Oh, diese Dunkelheit macht alle Straßen
drückend schmal!

Helmut Flieg

Die schönste Zeit

In Zwickau gibt es einen gewissen Roth, Siegmund Roth, der handelt mit Schreibwaren — in seiner freien Zeit aber befaßt er sich mit jüdischer Geschichte. Wie eben ein Dilettant: ohne Grundlage und Anleitung, ganz obenhin.

Da unlängst auf dem Land lernt Roth einen gelehrten Rabbi kennen und beschließt, sich etliche Aufklärung von ihm zu holen.

„Sie, Herr Doktor," sagt er, „wie lang haben eigentlich die Juden unter den Richtern gelebt?"

„Na — so ungefähr vierhundert Jahre."

„Und ist es ihnen da gut gegangen?"

„Nein. Sie lesen doch in der Bibel: ewiger Kampf und Unterdrückung."

„Soso ..." Roth nickt gedankenvoll. „Und unter den Königen?"

„Von Saul an bis Zedekia — wiederum vierhundert Jahre."

„Wie war es damals, Herr Doktor?"

„Womöglich noch schlimmer: Not, Pest, Plünderungen. Sie wissen, was die Propheten darüber schreiben."

„So. Hm ..." Roth senkt gedankenvoll das Haupt. „Die Richter brachten Kampf und Unterdrückung — die Könige Pest und Plünderungen — Ja, wann ..." — Roth blickt auf — „wann ist es den Juden gut gegangen?"

„Das will ich Ihnen sagen, Herr Roth: unter Franz Joseph."

Roda Roda

Der Vergleich

In den ‚Ärztlichen Mitteilungen', Nr. 39, schreibt Herr Doktor G. Keiser unter der Überschrift „Der Kampf gegen die Überfüllung der Hochschulen und der akademischen Berufe mit wissenschaftlichen Methoden":

„Vor einiger Zeit hat in volkswirtschaftlichen Kreisen eine Untersuchung große Berühmtheit gewonnen, die in denkbar exakter Weise nachgewiesen hat, daß sich Schweinebestand und Schweinepreise in einem ganz gesetzmäßigen, rund dreijährigen Zyklus von Hoch- und Tiefstand ablösen, wobei gleichfalls die Schwankungen über das konjunkturell oder saisonalübliche Maß weit hinausgehen. So grotesk es anmuten mag, zwischen dem Markt für Schweine und dem Markt für Akademiker Vergleiche zu ziehen, so bestehen hier doch höchst überraschende Übereinstimmungen."

Sterben zeitgemäß ...

Es gibt ein altes Liedchen, das jetzt wieder die Nationalsozialisten singen: Den Lorbeer um die Siegerstirn — Das Kreuzlein auf der Brust — Für diesen Preis, mein Vaterland — Ist Sterben eine Lust!

Aber auch sonst wird das Sterben heute zeitgemäß erleichtert: ‚Herner Zeitung' vom 17. 5. 32: „Der Weg lohnt sich bestimmt beim Kauf von einem Zweimeter-Sarg. Stelle dann den Leichenwagen gratis zur Verfügung. Schierbaum, Herne, Wiescher Straße 48. Neben dem Versorgungsamt.

Joachim v. Bülow

Das Vergnügen

In die Untergrundbahn steigen drei SA-Leute ein, die von der Horst-Wessel-Feier kommen. Ein kleines Mädchen sagt zu ihrer Mutter: „Die waren bei der Trauerkundgebung für Wessel." Darauf die Mutter: „Und nicht einmal das Vergnügen wollten sie ihnen gönnen."

Die Begleitmusik

Als das Schupoaufgebot bei der SA-Demonstration das Karl-Liebknecht-Haus absuchte, hörte der das Kommando führende Polizeioffizier aus einem Zimmer am Ende eines langen Ganges Grammophonklänge ertönen. Gefolgt von zehn Mann mit schußbereiten Revolvern erstürmte er die verdächtige Tür.

„Hände hoch!" Der untersetzte Mann, der sich in dem bescheidenen Bureauraum befand, kam

gehorsam dem barschen Befehl nach. Im gleichen Moment war die aufgelegte Platte abgelaufen „Was machen Sie hier!" herrschte, die Waffe im Anschlag, der Offizier den Mann im schlichten Zivil an. Immer noch mit erhobenen Händen antwortete der mit leisem Lächeln: „Ich läute die Große Revolution ein."

„Machen Sie keine faulen Witze!" fuhr der Uniformierte ihn an. „Oh, bitte sich nur selbst zu überzeugen ..." Handbewegung nach dem Grammophon hin.

Mißtrauisch, den Verdächtigen nicht aus den Augen lassend, beugt sich der Polizeioffizier halb über den Apparat.

Auf der Platte stand: Ouvertüre zu „Figaros Hochzeit" von Wolfgang Amadeus Mozart.

Liebe Weltbühne!

Man unterhält sich über den österreichischen Bundeskanzler Dollfuß. Dieser außergewöhnlich kleine Mann hält nun schon so lange mit großer Zähigkeit an seinem Amte fest, und man sagt ihm nach, er habe diktaturistische Absichten, worauf Anton Kuh vorschlägt, man solle ihn „Millimetternich" nennen.

Hinweise der Redaktion

Berlin

Schutzverband Deutscher Schriftsteller. Ortsgruppe Berlin. Dienstag 20.00. Café Wittelsbach, Bayrischer Platz. Georg Lucacz Idealismus — Materialismus. Diskussion.

Arbeitsgemeinschaft marxistischer Sozialarbeiter. Mittwoch 20.00. Haverlands Festsäle, Neue Friedrichstraße, Ecke Rochstraße. Disputation zwischen Doktor Reich und Manes Sperber: Das Sexualproblem in der bürgerlichen Gesellschaft.

Club der Geistesarbeiter. Mittwoch 20.00. Alter Askanier, Anhaltstraße 11. E. Reiche und Traute Hölz Das Verhältnis der Geschlechter im Sozialismus.

Akademische Arbeitstagung europäischer Jugend. Aula Kochstraße 13. Donnerstag 20.00. Erwin Schrödinger: Aus den Problemen der modernen Physik; Sonnabend 20.00. Werner Helsenberg: Entwicklung der physikalischen Naturerklärung; Montag 20.00. Werner Sombart: Zur Wirtschaftskrisis.

Bund geistiger Berufe. Donnerstag 20.00. Emmerichs Linkhalle, Linkstraße 13: Arbeitsgemeinschaft über volkswirtschaftliche Grundfragen; Freitag 20.00. Café Wittelsbach, Bayrischer Platz: Arbeitsgemeinschaft über Weltanschauung und Naturerkenntnis.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Donnerstag 20.00. Café Adler am Dönhoffplatz, Kommandantenstraße 84: Öffentlicher Ausspracheabend. Herbert Pfeiffer: Die bornierenden Geschichtsauffassungen; Wilhelm Prügel: Wirtschaftsplan im künftiger Sowjetdeutschland.

Vortragssaal Wagner, Bayrischer Platz 2. Donnerstag 20.00. David Luschnat: Die Verwandlungskraft der Kunst.

Liga für Menschenrechte. Freitag 20.15. Beethoven-Saal, Köthener Straße 32. Kundgebung Die Kulturreaktion marschiert. Es sprechen: Peter Flamm, Manfred Georg, Fritz Karsen, Adolf Koch, Emil Lind, Carl v. Ossietzky, Adele Schreiber-Krieger, Anna Siemsen und Hildegard Wegscheider. Karten an der Abendkasse.

Der Funke. Sonntag 11.00. Kamera, Unter den Linden 14: Ächtung des Krieges. Es wirken mit: Ernst Glaeser, Alexander Granach, Erich Mühsam, Theodor Plivier und Agnes Straub.

Individualpsychologische Gruppe. Montag (6. 2.) 20.00. Klubhaus am Knie, Berliner Straße 27. Walther Filzhuth: Weltanschauung und Individualpsychologie.

Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit. Montag (6. 2.) 20.00. Lehrervereinshaus, Alexanderplatz. Magda Hoppstock-Huth und Leo Klauber: Gaskrieg droht — tut Luftschutz not?

Gewerkschaftshaus, Engelufer 24. 11.00—22.00: Groschenbücher-Messe.

Dresden

Weltbühnenleser treffen sich jeden Dienstag 20.15 im Sophiengarten, Kleine Plauensche Gasse 26.

Hamburg

Weltbühnenleser. Donnerstag 20.30. Timpe, Grindelallee 10: Kulturpolitik in Sowjetrußland.

Rundfunk

Dienstag. Frankfurt 20.00. Lessings Minna von Barnhelm. — Mittwoch. Breslau 16.00: Selbstkarikaturen großer Künstler, Otto Brattskoven. — Königswusterhausen. 21.30. Ernst Jünger und Paul Adams: Kampf als Weltprinzip? — Donnerstag. Königswusterhausen 15.45: M Geis liest Franz Hessel. — Moskau 20.00: Wochenrundschau und Briefkasten. — Freitag. Leipzig 19.00: Forum der jungen Generation. — Moskau 20.00: Was habe ich während der letzten Monate gemacht? — Sonnabend. Moskau 20.00 Marxismus — Leninismus. — Sonntag. Moskau 20.00: Die Rolle und Aufgaben der Gewerkschaften. — Montag. Moskau 20.00: Die Vorschulerziehung.

Antworten

Oldenburg-Januschau. Weil es etwas Lärm über Ihre unberechtigte Sanierung durch die Osthilfe gibt, versuchen Sie jetzt in einer Erklärung, die Sache ins Scherzhafte umzubiegen. Als Motto stellen Sie den netten Vers voran: „Da sprach der alte Pelikan, nun, Kinder, laßt mich auch mal ran." Sie sind, was niemand bestreiten wird, lange und gründlich rangeblieben. Übrigens ist uns noch ein andrer Vers in Erinnerung, der so beginnt: „Ein feiner Vogel war der alte Pelikan..." Sie hätten das als Motto wählen sollen.

Ministerpräsident Gömbös. Sie haben den bisherigen ungarischen Gesandten in Berlin, Herrn v. Kanya, zum Außenminister ernannt. Aus diesem Anlaß behaupten die ‚Zeit-Notizen', daß während des ersten Balkankrieges Herr v. Kanya Leiter der Pressestelle am wiener Ballplatz gewesen sei. In dieser Eigenschaft habe er in ein harmloses Telegramm des österreichischen Konsuls Prohaska in Prizren die Mitteilung „Ich bin kastriert" hineinfälschen lassen, wodurch eine wilde Volkswut gegen Serbien in der Doppelmonarchie entfesselt wurde. Ferner schreiben die ‚Zeit-Notizen', Herr v. Kanya habe als berliner Gesandter in der berüchtigten Affäre der Frankenfälscher Prinz Windischgrätz und Genossen den Fälschern in Berlin Weisungen und falsche Pässe gegeben. Wir müssen die Verantwortung für diese Meldungen natürlich den ‚Zeit-Notizen' überlassen. Immerhin traten sie in so substantierter Form auf, daß eine Erklärung Ihrerseits uns unerläßlich scheint. Sind die Behauptungen der ‚Zeit-Notizen' wahr? Wenn ja — ist Kanya trotz seiner Taten in Wien und Berlin oder wegen ihrer mit dem Außenministerium belohnt worden?

Doktor Alexander Hirsch. Sie übermitteln uns zu Hermann Budzislawskis Glosse „Der Dyk-Skandal" (Heft 3) ein Schreiben, dem wir folgendes entnehmen: „Ich gehöre weder den rechtsradikalen Parteien an, noch hat der Rechtsstreit, den ich führen muß, irgendetwas mit Parteipolitik zu tun. Persönliche Bekanntschaft mit Franz Oppenheimer und die Verehrung, die ich ihm wegen seiner frühen Kampfstellung gegen die Besitz- und Wirtschaftsverhältnisse der ostdeutschen Landwirtschaft entgegenbringe, führten mich vor etwa 20 Monaten in seine Siedlungsgesellschaft. Nach einiger Zeit nahm ich dort Zustände wahr, die den Zielen der Gesellschaft abträglich, ihrem Weiterbestand gefährlich werden mußten. Ich geriet dadurch in Gegensätze zu ihren Geschäftsführern. Unterdessen waren in der Reichs- und der preußischen Verwaltung Veränderungen eingetreten, die die bisherige behördliche Förderung der Gesellschaft in ihr Gegenteil zu verkehren drohten. In dieser Lage erhielt ich im Juni 1932 Kenntnis davon, daß auf einem Gute der Gesellschaft Siedler polnischer Nationalität angesetzt worden waren. In der Rechtspresse waren damals schon scharfe Angriffe gegen die Gesellschaft erschienen. Ich mußte deshalb Professor Oppenheimer als Aufsichtsratsvorsitzenden darauf hinweisen, daß eine rasche Reform notwendig war, wenn er und die Gesellschaft nicht Gefahr laufen sollten, in einen Skandal verwickelt zu werden. Professor Oppenheimer forderte eine schriftliche Fixierung meiner Beanstandungen, übergab diese dem Geschäftsführer Dyk zur Stellungnahme, und die Gesellschaft sprach daraufhin die fristlose Entlassung gegen mich aus. In der Frist, die das Betriebsrätegesetz für eine Klage beim Arbeitsgericht vorschreibt, ließ ich nichts unversucht, um eine öffentliche Behandlung vor dem Arbeitsgericht zu vermeiden und um zu erreichen, daß die notwendigen Verhandlungen in der Gesellschaft intern durchgeführt wurden. Noch nach der Klageerhebung führte ich eine längere Vertagung des Arbeitsgerichtsverfahrens herbei. Herr Professor Oppenheimer schien jedoch trotz meiner dringenden Vorstellungen die Gefahr einer öffentlichen Gerichtsverhand-

lung nicht zu erkennen. So kam es zur Austragung des Rechtsstreits und zur Befassung der Presse mit diesen unerfreulichen Dingen. So kam es zu dem Urteil, dessen Begründung für die Gesellschaft vernichtend ist, dessen Schlußfolgerung mich jedoch zwingt, das Landesarbeitsgericht anzurufen. So kam es zur Sperrung der öffentlichen Kredite. So wird es zur Befassung eines Landtagsausschusses mit diesen Angelegenheiten kommen. Ich habe getan, was ich zur Vermeidung dieses Skandals tun konnte, weil ich Professor Oppenheimer nach wie vor die größte Achtung entgegenbringe und weil ich die Ziele seiner Gesellschaft nach wie vor für erstrebenswert halte."

Polizeipräsident von Dresden. Ihre Leute sind im Schießen stärker als im Recherchieren. Den nationalsozialistischen Fememörder haben sie entwischen lassen, dafür aber elf harmlose Versammlungsbesucher zur Strecke gebracht. Schlafen Sie ruhig weiter, Herr Präsident. Elf tote Kommunisten wiegen in Deutschland nicht schwer.

Henri Guilbeaux. Herzlichen Glückwunsch zu Ihrer Freisprechung. Nicht Ihnen allein gilt dieser Glückwunsch, er gebührt auch dem Kriegsgericht, das Sie freisprach, und dem Ankläger, der freiwillig auf seine Anklagerede verzichtete.

Deutsche Liga für Menschenrechte. Ihr habt eine Schallplatte herausgebracht, auf der Albert Einstein sein „Glaubensbekenntnis" abgelegt hat. Die Platte ist für 1,10 Mark plus Porto und Verpackung von eurem Bureau, Berlin N 24, Monbijouplatz 10, zu beziehen.

General von Stülpnagel. Sie sind ein Idiot. In einem Zeitungsartikel bei Scherl über den Wirkungskreis der künftigen deutschen Militärattachés bringen Sie es fertig zu schreiben: „Warschau und Prag stehen in Wirklichkeit kaum hinter Paris zurück. In beiden Ländern leben zudem starke deutsche Minderheiten, denen die ganze Aufmerksamkeit der Militärattachés gelten muß." Man stelle sich danach den Lärm in der nationalistischen polnischen Presse vor. Und ein Mensch, der den Anspruch erhebt, für vollsinnig genommen zu werden, sieht das nicht voraus. Ob Ihr Ehrgeiz, Minister zu werden, in Erfüllung geht, wissen wir nicht. Aber Sie sind auch heute schon der Stülpnagel zum Sarge der deutschen Außenpolitik.

Dr. J. K., Leipzig. Wir finden keinen Anlaß, uns darüber aufzuregen, wenn die ‚Süddeutschen Monatshefte' ihr Januarheft mit dem Bild eines Zeitgenossen schmücken und darunter schreiben „König Rupprecht". Solange der Herr nur König von Süddeutsche-Monatshefte-Gnaden ist...

Haus Ullstein. Ihr seid von einer Klage bedroht, die euch nötigen will, als Nachtrag zu den Bülow-Memoiren allen Erwerbern dieser Memoiren ein Heft zu liefern, das sämtliche von euch aus dem Manuskript weggelassene Stellen enthalten soll? Unter diesen Auslassungen sollen sich sehr interessante Stellen befinden, zum Beispiel überaus scharfe Urteile über den Kaiser, sehr bemerkenswerte Äußerungen über die Kriegsschuld der deutschen Machthaber von 1914 etcetera. Warum habt ihr das weggelassen? Die historische Wahrheit hätte doch eigentlich geboten, das Manuskript nicht zu verstümmeln. Um so dankenswerter, daß Staatssekretär von Bülow auf dem Nachtrag besteht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.
Im Falle höherer Gewalt oder Streiks haben unsere Bezieher keinen Anspruch auf Nachlieferung oder Erstattung des entsprechenden Entgelts.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Kavaliere und Rundköpfe von Carl v. Ossietzky

Wenn irgend etwas die Meinung über die neue Reichsregierung zu verwirren geeignet ist, so sind das die ersten Äußerungen von Zeitungen, die seit Jahren die Übertragung der Macht an die geeinte Rechte gefordert haben. In der ‚DAZ', die sich doch immer für die Hinzuziehung der Nationalsozialisten eingesetzt hatte, schreibt Herr Doktor Fritz Klein:

„Eine gewagte und kühne Entscheidung ist es in jedem Fall, und kein verantwortungsbewußter Politiker wird zum Jubeln geneigt sein."

Was ist los? Warum bleibt Herrn Klein der Triller in der liederreichen Kehle stecken?

Noch viel melancholischer wird Herr Hans Zehrer in der ‚Täglichen Rundschau', der doch wie kein Andrer den Nationalsozialismus salonfähig gemacht hat:

„Wie steht es mit dem nationalen Sozialismus, der das Volk erfaßte und der es in die Reihen der nationalsozialistischen Partei trieb? Wer wird denn in diesem Kabinett den nationalen Sozialismus in die Wirklichkeit umsetzen? Wird ihn etwa Herr Hugenberg, der jetzt seine Diktatur aufgerichtet und die Herrschaft über die zukünftige Wirtschaftsgestaltung in Deutschland erlangt hat, durchführen? Derselbe Hugenberg, der seit Jahren einen erbitterten Kampf gegen den Sozialismus der NSDAP führte? Oder wird ihn Herr von Papen plötzlich unterstützen? Derselbe Herr von Papen, der als Reichskanzler eine verzweifelte Restauration des Privatkapitalismus durchzuführen versuchte und nach sechs Monaten an seiner eignen Erfolglosigkeit und dem geschlossenen Willen des ganzen Volkes scheiterte? Oder soll er etwa vom Arbeitsministerium aus verwirklicht werden, das dem Führer des Stahlhelms zugefallen ist?"

Und Zehrer resumiert mit Bitterkeit:

„Ist das alles also ein Sieg Adolf Hitlers? Sieht so die Frucht aus, die ihm nach zwölfjährigem Ringen reif in den Schoß fällt? Ist das die Führung, die er erstrebte?"

Wenn die Leute, die eigentlich begeistert sein müßten, schon so niedergeschlagen gratulieren, wenn sich bei ihnen der Katzenjammer schon vor dem Gelage einstellt, die Ermattung schon vor der Lust, so enthebt das die Gegner des neuen Regimes der unfreundlichen Pflicht, sich um eigne Formulierungen zu bemühen.

Die Stellung des Reichskanzlers innerhalb seines Aufgabenkreises zeichnet Herr Klein mit schonungsloser Offenheit:

„Vielleicht werden sich seine Gegner über seine Regierungshandlungen wundern und darunter leiden. Seinen Anhängern aber werden die Augen übergehen, und diese Enttäuschung ist wahrscheinlich vom gesamtnationalen Standpunkt aus noch mehr zu fürchten."

Diese Darlegung ist nicht ohne Zynismus. Sie, Herr Reichskanzler, so muß man das lesen, sind der Führer einer Partei, die durch rücksichtslose antikapitalistische Propaganda in die Höhe gekommen ist. Jetzt, wo Sie oben angelangt sind, gibt es das nicht mehr. Jetzt haben Sie den Restbestand des deutschen Kapitalismus zu konsolidieren, den Großgrundbesitz zu retten, die Ansätze zur Gemeinwirtschaft wieder rückgängig zu machen. Jetzt stehen Sie auf der andern Seite der

Barrikade, und das werden auch Ihre braunen Truppen spüren müssen!

Der Vorgang ist interessant aber nicht neu. Er wiederholt sich immer wieder in der Weltgeschichte, wo Volkstribunen endlich im Triumphmarsch in den Staat einziehen. Nicht viel anders mögen vor vierzehn Jahren Stinnes und Duisberg zu Fritz Ebert und den Sozialdemokraten gesprochen haben, und ihre Argumente sind gehört worden. Es entbehrt nicht der tragischen Ironie, daß die revolutionären Retter des Kapitalismus von 1933 ihren gestürzten Vorgängern in ihrem ersten Regierungsmanifest das völlige Versagen attestieren: „In vierzehn Jahren haben die November-Parteien den deutschen Bauernstand ruiniert. In vierzehn Jahren haben sie eine Armee von Millionen Arbeitslosen geschaffen."

Starke Worte für eine Regierung, die selbst auf einer labilen Übereinkunft beruht. Die Nationalsozialisten erhalten die politischen Posten, die Exekutive. Finanzen und Äußeres bleiben bei bewährten und durchaus selbständigen Beamten. Die nahrhaften Ressorts dagegen sind von Herrn Hugenberg okkupiert, dem letzten Manne in Deutschland, der noch so richtig an den massiven Kapitalismus von 1910 glaubt. Die schwersten Aufgaben dieser wirtschaftlichen Nachkriegskrisen liegen bei dem ausgeprägtesten Vorkriegsmenschen, der sich denken läßt. In seinem Gefolge amtiert im Arbeitsministerium der Stahlhelmführer, der in seinen sozialen Anschauungen nirgends über die Enge des kleinen Fabrikanten hinauskommt und eine höchst unzeitgemäße Gewerkschaftsfeindlichkeit verkörpert.

Diese Regierung ist das Produkt eifriger Vermittlungen, überraschender Improvisationen, verborgener Kulissenspiele. Ihre Zusammensetzung verrät deutlich ihren Ursprung. Die „Kavaliere", wenn wir die Vertreter der „hauchdünnen Schicht" so nennen wollen, haben die wirtschaftlichen Schlüsselstellungen besetzt; die Andern, die „Rundköpfe", die Verfechter eines nationalistischen Rigorismus, die Männer, die aus dem Volke kommen, haben die politischen Instrumente in der Hand, die notfalls in Bewegung gesetzt werden müssen, um die Maßnahmen der „Kavaliere" durchzuführen und zu verteidigen. Die Deutschnationalen werden zunächst für ihre Leute ernten, die Nationalsozialisten ernten nichts als das Odium.

Der erste Regierungsaufruf ist nur aus dieser innern sozialen Diskrepanz heraus zu verstehen. Er vertuscht die eignen Widersprüche mit anklägerischem Pathos gegen Republikaner und Kommunisten. Er ist als Plattform dürftig, als agitatorische Leistung dagegen beträchtlich. Die Propaganda war immer die schwache Seite der weimarer Kabinette. Die NSDAP macht ihre agitatorische Sprache unbedenklich zum amtlichen Stil. So arbeitet Moskau, so Mussolini, so der sattelfeste Demokrat Daladier. Nur der deutschen Republik bammelte, wenn sie für sich Stimmung machen wollte, der amtliche Zopf um die Nase herum. Auch die Verlautbarungen moderner Regierungen erfordern eine einprägsame, allen verständliche Ausdrucksweise. Die Verheißung zweier Vierjahres-

pläne muß dem Kritischen nebelhaft erscheinen. Wer Sinn für Humor selbst heute noch bewahrt hat, mag darüber lächeln, daß die gleiche Regierung, die den Kommunismus verdonnert, Anleihen bei Stalin macht. Jedoch die Wirkung auf die Bauern, überhaupt auf alle kleinbürgerlichen Elemente, die noch immer gern hoffen, kann groß sein. Denn die Regierung sagt damit offen, daß sie nicht hexen kann, sondern Zeit braucht, aber sie stellt sich zunächst selbst eine Frist.

Der erste große Verlierer des Umschwunges wird der Herr Reichspräsident sein. Unter ungeklärten Verhältnissen, zwischen absterbendem Parlamentarismus und aufgehender Diktatur, konnte er eine autoritäre Mittlerrolle einnehmen. Diese wichtige Stellung schwindet, je mehr sich der klare Rechtskurs festigt. Die Autorität wird sich zukünftig im Reichskabinett verkörpern, der Reichspräsident selbst wieder zu einer ausschließlich repräsentativen Gestalt werden.

Eine Frage wird in diesen Tagen immer wieder gestellt: Welche Chance hat diese Regierung der geeinten Rechten? Bedeutet sie den Übergang zu einer Dauerherrschaft oder nur eine dramatische Episode?

Die gegenwärtige Regierung ist bis zum Zerspringen mit sozialen Disharmonien geladen. Der ärgste Zündstoff ist in den SA enthalten, die erwarten, jetzt, nach der Machtergreifung durch ihren Führer, in irgend einer Form dem Staate einverleibt zu werden. Gelingt das nicht, gelingt es auch nicht, Hugenberg zu verhindern, die gesamte Wirtschaft gegen sich aufzubringen und überhaupt eine halbwegs volkstümliche mittlere Linie zu finden, so wird diese Regierung so schnell und schattenhaft vorübergehen wie das Kabinett Schleicher.

Gelingt es ihr dagegen, die deutsche Misere auf einem eben noch erträglichen Niveau zu stabilisieren, verzichtet sie darauf, den sozialpolitischen Fundus allzusehr anzutasten, verzichtet sie überhaupt auf manche der mitgebrachten Konfliktsgelüste, so hat sie jede Möglichkeit für sich, ein System zu schaffen, das für ein gutes Menschenalter vorhält.

Die Rechtsparteien sind unsern Freunden von links in manchem unterlegen. Aber den kalten, harten Machtwillen, das Fingerspitzengefühl für die wirklich entscheidende Position, das haben sie ihnen voraus. Die Republik hat diese Bataille verloren, nicht weil sie sich des „Novemberverrats" und andrer Schandtaten schuldig gemacht haben soll, sondern weil es ihr an dem notwendigen Lebenswillen fehlte, über den die Rechte in hohem Maß verfügt. Das Volk hat eine gute Witterung dafür, und deshalb ging es zu den Extremen rechts und links.

Die Gegenrevolution hat kampflos die Höhen besetzt. Sie beherrscht das Tal, und wir leben im Tal. Minister a. D. laufen mit verdattertem Gesicht herum und schwelgen in Radikalität. Hohe Funktionäre schwärmen plötzlich für die „rote Einheit", die sie sonst mit Maßregelungen prämiiert haben. Es ist schwer, ihre späte Erleuchtung hinzunehmen, ohne grob zu reagieren. Es ist schwer, daran zu glauben, daß sie einmal bessere Kämpfer werden können. Wir werden wohl mit neuen Menschen wieder beginnen müssen.

Habebald und Eilebeute von Hellmut v. Gerlach

Am Abend nach Hitlers Thronbesteigung saß ich mit einer Anzahl politisch gebildeter Ausländer zusammen. Die Frage wurde aufgeworfen, warum Schleicher, noch im November Vertrauensmann des Reichspräsidenten, so plötzlich gestürzt sei. Einstimmig erscholl die Antwort: Natürlich wegen der Osthilfe.

Bismarck sprach davon, daß ihn der „Cauchemar des Coalitions" manchmal aus dem Schlafe schrecke.

Auf den Schlössern Ostelbiens sitzt so mancher, der von dem Angsttraum gequält wird: wenn mein Name aus dem Dunkel der Akten in das Licht des Reichstags treten sollte! Es ist ja vermutlich nicht bloß der Herr v. Quast, der das Jeuen, Saufen und Huren als unerläßlichen Bestandteil seiner Wirtschaftssanierung angesehen hat.

Wer die Verhältnisse und vor allem die Machtverteilung bei uns kennt, dem mußte in dem Augenblick um das Schicksal Schleichers bange werden, als zum ersten Mal der Name Oldenburg-Januschaus in den Erörterungen des Hauptausschusses über die Osthilfe fiel. Der brave Zentrumshandwerker Ersing war es, der sich dieser Todsünde schuldig machte. Sofort erhob sich Herr Quaatz, der Vertrauensmann Hugenbergs, und erklärte feierlich, Herr v. Oldenburg, dieser beste Deutsche, dieser Ritter ohne Furcht und Tadel, habe nie etwas mit der Osthilfe zu tun gehabt.

Am nächsten Tage freilich mußte Herr Quaatz zugeben, daß Herr v. Oldenburg immerhin mit mehr als sechshunderttausend Mark von der Osthilfe bedacht worden war, um das zu seinen bisherigen drei Gütern hinzugekaufte vierte halten zu können.

Herr v. Oldenburg hat dann noch höchstpersönlich in dem ihm eignen Sauherdenton zu der Sache das Wort ergriffen. Es war ganz kurzweilig zu lesen. Dennoch — es stinkt, Herr v. Oldenburg.

Als im Hauptausschuß die Verhandlungen über die Osthilfe begannen, hatten die Interpellanten noch wenig Material in den Händen. Herrn Ersing waren zwar von Glaubensgenossen einige interessante Daten übermittelt worden. In Ostelbien ist es nämlich noch immer so wie zu den Zeiten der Hohenzollern, daß nur die protestantischen Junker vor den Behörden als hundertprozentig angesehen werden. Aber das Material war dürftig.

Kaum hatten jedoch die Leute auf dem Lande erfahren, daß man im Reichstag im Zuge sei, Schweinereien bei der Osthilfe mit Namensnennung anzuprangern, da strömte den reinigungswilligen Mitgliedern des Ausschusses das Material nur so zu. Immer neue Skandalosa wurden enthüllt. Der Regierung wurde himmelangst. Freiherr v. Braun versuchte die weiteren Enthüllungen mit dem Hinweis auf das Steuergeheimnis zu bremsen. Sofort wurde ihm entgegengehalten: Steuergeheimnis? Unsres Wissens haben die Herren, um die es sich handelt, keine Steuern bezahlt, sondern sind im Gegenteil vom Reich

mit den Steuern andrer Leute beschenkt worden. Wer hier von Verletzung des Steuergeheimnisses sprechen will, muß nicht sonderlich gesetzeskundig sein.

Freiherr v. Braun wandte sich hilfesuchend an einen Untergebenen. Der brachte das Gesetz über die Osthilfe herbei und wies auf einen bestimmten Paragraphen hin. Freiherr v. Braun in seinem Übereifer nahm sich nicht erst die Zeit, den Paragraphen durchzulesen, sondern erklärte triumphierend, nach Paragraph so und so viel des Osthilfegesetzes bestehe Schweigepflicht der Beamten. Worauf Ersing das Gesetz ergriff, den Paragraphen durchlas und dann mitteilte, daß nach diesem Paragraphen zwar die Beamten dem Publikum gegenüber zur Vertraulichkeit verpflichtet seien, daß aber selbstverständlich dem Parlament gegenüber keine Schweigepflicht bestehe.

Freiherr v. Braun verließ die Sitzung als zweiter Sieger in jedem Betracht. Das Recht des Reichstags war festgestellt worden, bis in die letzten Ecken der Osthilfeaktion des agrarischen Wohlfahrtsstaates hineinzuleuchten. Selbst unter einem Präsidialkabinett konnte also der Reichstag noch Macht ausüben und Nutzen schaffen. Sicherheit für die Wohlfahrtsempfänger der Osthilfe gibt es offenbar nur, wenn es überhaupt keinen Reichstag mehr gibt. Was ja jetzt glücklich erreicht ist. Mit dem Reichstag zugleich ist auch der Untersuchungsausschuß über die Osthilfe in der Versenkung verschwunden.

Wenn jemand unschuldig an den Enthüllungen über den Mißbrauch der Osthilfe war, so bestimmt Herr v. Schleicher. Trotzdem sah die Kamarilla grade hier die günstige Gelegenheit, ihn zu torpedieren. Sie sprengte das Gerücht aus, er habe Ersing das Material in die Hände gespielt. Kein wahres Wort daran! Aber gegen Gerüchte ist jedermann machtlos.

Brüning wurde gestürzt, weil gewisse Umwohner von Neudeck die Legende verbreitet hatten, sein durchaus maßvolles Siedlungsprogramm sei gleichbedeutend mit Agrarbolschewismus.

Schleicher stürzte in den Abgrund, in den von Rechts wegen die unlauteren Nutznießer der Osthilfe und die für ihren Mißbrauch verantwortlichen Stellen gehörten.

Wilhelm II. hat einst die Junker Ostelbiens als die „Edelsten und Besten der Nation" bezeichnet.

Heute wieder sehen die maßgebendsten Stellen des Staates es als ihre oberste Pflicht an, die Familien aus öffentlichen Mitteln zu stützen, die das Verdienst haben, ihren Stammbaum recht viele Jahrhunderte zurückverfolgen zu können. Unfähigste und unwürdigste Individuen werden durch die Osthilfe erhalten, nur um der Familie ihr Stammgut zu erhalten. Der Grundsatz der Demokratie: freie Bahn dem Tüchtigen! wird abgelöst durch die Losung: Schutz dem Untüchtigen!

Wie Reichskanzler Hitler zu der Osthilfe steht, ist noch unbekannt. Bekannt ist nur, daß er als Parteiführer in den Hauptausschuß als Vertreter seiner Partei Herrn v. Sybel ent-

sandt hatte, den höchstbezahlten Beamten des Landbundes, der die Interessen des Großgrundbesitzes wahrnahm, aber nicht die der Millionen bäuerlicher Naziwähler.

Auch über Herrn v. Hindenburgs Stellung zu den Einzelfragen der Osthilfe ist nichts bekannt. Daß er den Mißbrauch von Staatsgeldern zugunsten von Luxusausgaben gewisser Empfänger der Osthilfe nicht billigt, ist bei seiner strengen Moralauffassung selbstverständlich. Die Frage ist nur: wie weit haben ihn seine Berater über die Skandalaffäre unterrichtet?

Neudeck ist ein unrentabler Besitz. Die mangelnde Rentabilität soll durch die Sammlung kompensiert werden, die Präsident Doktor Grund eingeleitet hat. Dagegen ist nicht das geringste einzuwenden. Warum sollen nicht Privatleute in die Tasche greifen, um einem ihrer Meinung nach besonders verdienten Manne eine Ehrengabe zu übermitteln? Wie der Wohltätigkeit dürfen auch der Gebefreudigkeit zu Spezialzwecken keine Schranken gesetzt werden.

Viele Güter Ostelbiens gibt es, die ebenso unrentabel sind wie Neudeck. Sie künstlich in der Hand des zufälligen Besitzers zu erhalten, liegt nicht das geringste öffentliche Interesse vor, das das Opfer von Steuergeldern dafür rechtfertigen könnte. Im Gegenteil, das Interesse an der Gesundung der Landwirtschaft gebietet, daß solche ihrer Natur nach uneinträglichen Güter entweder aufgeforstet oder parzelliert werden.

Wir sind keine Sittenrichter. Auch außerhalb des Kreises der „Edelsten und Besten" wird hinreichend gejeut, gesoffen und gehurt. Das ist reine Privatangelegenheit. Zu einer öffentlichen wird sie erst in dem Augenblick, wo öffentliche Gelder dafür in Anspruch genommen werden. Das ist erwiesenermaßen mindestens in recht vielen Einzelfällen bei Empfängern der Osthilfe geschehen.

Das Bekanntwerden solcher Einzelfälle genügt, um gebieterisch die Untersuchung des Gesamtkomplexes der Osthilfe zu fordern. Schon heute weiß man, daß die Barmat, Kutisker und Sklareks ganz kleine Schächer waren gegenüber gewissen Blaublütern. Aber der Umfang des Skandals liegt noch ganz im Dunkeln.

Wer sich der restlosen Aufklärung widersetzt, gerät in den Verdacht, irgendwie an der Dunkelheit interessiert zu sein. Meinen Sie nicht auch, Herr v. Sybel?

Was gedenken Sie in Sachen der Osthilfe zu tun, Herr Reichskanzler Hitler? Sie haben in Ihrer Regierungserklärung die Siedlungspolitik als einen der Grundpfeiler Ihres Programms bezeichnet. Wie verträgt sich Siedlungspolitik mit der bisherigen Handhabung der Osthilfe? Sind Sie nicht auch der Meinung, jede gesunde Siedlungspolitik habe zur unerläßlichen Voraussetzung, daß zuvor der Augiasstall der Osthilfe ausgemistet werde?

Es wäre nützlich und ehrlich, wenn Sie noch vor dem 5. März dem deutschen Volk über Ihre Stellung zur Osthilfe reinen Wein einschänkten.

Nüchterne Betrachtung von Hanns-Erich Kaminski

Wer heute Politik treiben will, der muß die Dinge sehr nüchtern betrachten, gleich weit entfernt von Panik wie von unbegründetem Optimismus. Vor allem wäre es töricht, jetzt auf die Uneinigkeit der Reaktion zu bauen. Man darf nicht vergessen, daß die Gegenrevolution ihre letzte und höchste Karte ausgespielt hat und daß die Furcht vor der Niederlage sie besser zusammenhalten wird als jedes positive Ziel. Die Illusion aber, der Reichspräsident oder die Verfassung könnten ihr Halt gebieten, wird bald völlig zerstört sein — sofern es überhaupt noch Leute gibt, die sie sich machen.

Es kann auch nichts helfen, sich mit der Erinnerung an die Noskezeit zu trösten, die wir überstanden haben. In jenen Jahren kämpfte das Proletariat für seine Revolution, gegen die Verbürgerlichung der Republik; und als es unterlegen war, blieb immerhin noch ein bißchen Demokratie übrig. Heute handelt es sich gar nicht mehr um den Staat, der ist längst in den Händen unsrer Feinde; es handelt sich um die Organisationen, die der Arbeiterklasse den Rückhalt der Solidarität und die Möglichkeit zu kämpfen geben. Nicht die Verfassung, die Demokratie oder die Republik hat das deutsche Proletariat jetzt zu verteidigen sondern die Grundlagen seiner politischen und gewerkschaftlichen Existenz, die es sich in siebzig Jahren geschaffen hat.

Daß es so weit kommen konnte, daß sich in Deutschland, dem Land mit der bestorganisierten Arbeiterschaft der Welt, nun Zug um Zug bis in die kleinsten Einzelheiten wiederholen kann, was sich vor zehn Jahren in Italien ereignete, daß alle Warnungen, alle Mahnungen vergeblich geblieben sind, das könnte an jeder Hoffnung verzweifeln lassen. Dennoch besteht zwischen Mussolinis Marsch auf Rom und Hitlers Einzug in die Wilhelmstraße ein gewaltiger Unterschied. Nicht, weil es in Italien keine Deutschnationalen gab, die den Fascismus behinderten; nicht einmal, weil damals in Italien die Wirtschaftslage günstiger war als gegenwärtig in Deutschland; und schon gar nicht, weil Italien weniger Rücksicht auf das Ausland zu nehmen brauchte als Deutschland. Keiner dieser Vergleiche ist stichhaltig, in mancher Hinsicht hatten es die Fascisten sogar schwerer als hier die Nationalsozialisten. Der Unterschied ist ein andrer: In Italien war die Arbeiterklasse bereits geschlagen und erschöpft, eine so große Gewerkschaft wie die der Seeleute hatte schon den Verband der freien Gewerkschaften verlassen und sich dem Fascismus genähert, und in ganzen Provinzen stand längst kein Gewerkschaftshaus, erschien längst keine sozialistische Zeitung mehr, waren die Konsumgenossenschaften zerstört, hatten die Parteisekretariate zu arbeiten aufgehört. In Deutschland dagegen hat der Terror noch nicht gesiegt, ist noch vieles da, was die Arbeiterklasse zu verteidigen hat. Und das deutsche Proletariat ist noch kampffähig und vor allem kampfwillig.

Der Gedanke der proletarischen Einheitsfront drängt sich jetzt auch Leuten auf, die ihn noch vor einer Woche höhnisch oder skeptisch ablehnten. Daß die beiden großen Arbeiter-

parteien sich der Notwendigkeit der Stunde nun noch entziehen könnten, erscheint undenkbar.

Sollte es zu Verhandlungen kommen, so werden die beteiligten Führer hoffentlich jede Empfindlichkeit beiseite lassen. Ein großes Maß gegenseitiger Nachsicht und Duldung ist die erste Voraussetzung, damit die Einheitsfront überhaupt zustande kommt. Und auch dann wird man nicht zu viel von ihr verlangen dürfen. Etwa einen Strich unter die Vergangenheit zu machen und von nun an alle Angriffe aufeinander zu unterlassen, ist unmöglich und nicht einmal wünschenswert. Grade jetzt müssen beide Parteien ihr Eigenleben bewahren, um ihre Anhänger zusammenhalten zu können. Daß damit nicht gesagt sein soll, sie sollen bleiben, was sie sind, ist selbstverständlich. Aber ihre Erneuerung muß organisch von innen heraus erfolgen, ohne die Organisation zu gefährden.

Es ist unvermeidlich, daß auch in Zukunft Sozialdemokraten und Kommunisten einander vorwerfen werden, sie seien schuld an den herrschenden Zuständen. Diese Auseinandersetzung kann nicht zum Schweigen gebracht werden, und sie darf nicht zum Schweigen gebracht werden, denn sie ist wichtig für die Zukunft. Wohl aber ist möglich, daß die beiden Parteien nur noch mit geistigen Waffen ringen, daß sie sich als Teile eines innig verbundenen Ganzen fühlen und daß sie sich auf eine taktische Linie einigen. Unter allen Umständen muß in dem bevorstehenden Wahlkampf und auch fernerhin jede Kräftevergeudung vermieden werden. Es würde aber nicht genügen, wenn die beiden Zentralen etwa nur ein Geheimabkommen in dieser Richtung schlössen. Freunden und Feinden muß vielmehr zum Bewußtsein gebracht werden, daß die Arbeiterklasse weiß, worum es für sie geht, und daß sie entschlossen ist, diesen Kampf Klasse gegen Klasse zu führen.

Wunder freilich wird auch die Einheitsfront nicht vollbringen können. Was in vierzehn Jahren versäumt ist, läßt sich nicht in wenigen Tagen oder Wochen nachholen. Besonders hat es keinen Sinn, jetzt sozialdemokratische und kommunistische Wähler, Parlamentsmandate oder auch Mitglieder und Abwehrorganisationen einfach zu addieren und aus ihrer Summe waghalsige Schlüsse zu ziehen. Das potentiel de guerre, das auf der Abrüstungskonferenz eine so große Rolle spielt, hat auch innerhalb eines Landes seine Bedeutung. Die entscheidenden Machtmittel aber sind in den Händen der Gegner, und mit der bloßen Zahl ist dagegen nichts auszurichten. Jeder Versuch, sich gegen diese Realität aufzulehnen, würde, wie die Dinge liegen, der Gegenrevolution nur den Vorwand zu immer weitergehenden Maßnahmen liefern.

Die proletarische Einheitsfront kann mit Aussicht auf Erfolg den Kampf nur dort aufnehmen, wo das potentiel de guerre ihr die Überlegenheit sichert, wo ihre Kraftquellen fließen: im Betrieb. Das ist allerdings nicht der heroische Kampf mit Liedern und Fahnen, von dem man allzu lange gesprochen hat, ohne ihn zu wagen, solange es noch Zeit war. Jetzt bleibt der Arbeiterbewegung nichts übrig, als gleichsam von vorn zu beginnen, indem sie aus dem sozialen Alltag heraus den Kampf gegen die Gegenrevolution zunächst nur um begrenzte soziale

Ziele führt, die sich erst später ins Politische ausweiten können. Schon fängt man an, das Arbeitsministerium abzubauen, schon rüsten sich die Unternehmer, die Einheitstarife zu zerschlagen und durch Sondertarife für jeden Betrieb zu ersetzen. Wie die Spruchpraxis der Schlichtungsstellen sich gestalten wird, läßt sich erraten. In dem Aufruf der Reichsregierung aber liest man statt jeder national„sozialistischen" Verheißung nur ein Wort von „der Nutzbarmachung der Initiative des einzelnen".

Das Kampffeld, auf dem um das soziale Gesicht Deutschlands gerungen werden wird, ist also bereits abgesteckt. In diesen Kämpfen um den Lohn, die Arbeitszeit, den Urlaub, die Versicherungsbeiträge und die wohlerworbenen Rechte auf soziale Leistungen werden entscheidende Aufgaben den Gewerkschaften zufallen. So bedeutsam eine politische Einheitsfront ist, noch wichtiger ist deshalb eine gewerkschaftliche Einheitsfront des Proletariats.

Die Kluft zwischen dem ADGB und der RGO ist womöglich noch größer als die zwischen den politischen Organisationen. Aber diese Kluft muß überbrückt werden. Die gewerkschaftliche Einheitsfront darf jedoch nicht auf Kommunisten und Sozialdemokraten beschränkt bleiben, sie muß ausgedehnt werden auch auf die demokratischen, auch auf die christlichen Arbeiter, insbesondere, wenn möglich, auf den Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband, dessen Unzufriedenheit mit der neuen Regierung eine der Sensationen dieser Tage ist. Nur wenn mit leidenschaftlicher Geduld der Versuch gemacht wird, die Arbeiter dort, wo sie arbeiten und folglich Macht haben, zu sammeln, nur dann können sie ihre Existenz und ihr Recht als Klasse verteidigen.

Mit vollem Bewußtsein spreche ich hier immer nur von der Arbeiterklasse. Mehr als je ist sie heute die Linke. Zu ihr müssen sich jedoch auch alle die gesellen, die am Sozialismus uninteressiert sind, die nur nicht wollen, daß dieses Land im Fascismus versinkt und an ihm zugrunde geht. Was ist denn übrig geblieben von unsrer glorreichen Demokratie? Was wird morgen noch von ihr da sein? Der Hort deutscher Freiheit und deutscher Zukunft ist jetzt allein das organisierte Proletariat. Ihm beizustehen — auch mit Geld! —, seinen Opfern zu helfen, seine Sorgen zu teilen, seinen Geist zu begreifen, sollte heute auch die Pflicht jener liberalen Bourgeoisie sein, die Kultur stets als den höchsten Wert eines Zeitalters bezeichnet hat.

Den Arbeitern aber und denen, die mit ihnen verbunden sind, muß man sagen, daß sie jetzt nicht erwarten dürfen, von ihren Organisationen verteidigt zu werden, sondern daß sie, um ihrer selbst und ihrer Zukunft willen, nun ihre Organisationen verteidigen müssen. Viele werden abfallen, viele überlaufen, aber wer das deutsche Proletariat kennt, der weiß, daß es als Ganzes ebenso wenig dem Terror wie demagogischen Lockungen weichen wird sondern daß es jetzt erst zeigen wird, was es wert ist.

In diesen trüben Tagen können Millionen ihre Sehnsucht nur auf eine ferne Vision richten. Die Gewißheit jedoch, daß diese Vision Wirklichkeit werden wird, muß uns stark machen, auch wenn der Weg, der vor uns liegt, lang und hart sein wird.

Numerus clausus von Rudolf Scilicet

Ein aufschlußreiches Geschehnis der Zeitgeschichte — der ominöse Beschluß des Deutschen Anwaltsvereins, der schamlos und stürmisch den numerus clausus fordert, ist nicht damit begraben und erledigt, daß er alsbald in der Presse gebührend niedrig gehängt wurde, nicht damit, daß Chancen für seine Verwirklichung kaum bestehen. Wo sich die Versammlung von anderthalb Hundert prominenter Anwälte, repräsentativer Vertreter ihrer Berufsgenossen, zu einer fragwüdigen Massenpsychose hinreißen ließ, jede Selbsteinsicht und jeden Stolz verlor, alte geistige Traditionen preisgab, ohne die altmodischen Ideologien auszuräumen, da lohnt sich das Nachspüren, lohnt sich Beschreibung und Feststellung. Und es ist notwendig, die so explodierten Probleme grundsätzlich zu diskutieren. Sobald nicht engstirnig und mit einem Berufsegoismus ohnegleichen argumentiert wird — auf der Ebene also, auf der man die auf ihre Freiheit stolze deutsche Advokatur sehen zu sollen trügerisch geglaubt hat, — zeigt sich hundertprozentig und eindeutig, welcher Verrat am Geistigen hier begangen wurde, welche Würdelosigkeit man nicht gescheut hat.

Drei Formen kann der numerus clausus annehmen. Wo jüdische Studenten vom Besuch der Hochschulen ausgeschlossen werden sollten, erwies sich der numerus clausus als wirksames Mittel. Das ist eine glatte Sache; beruht auf unverschleiertem Übelwollen gegen die Betroffenen. Wessen Hündin sechs Junge wirft und wer nur für zwei Hundesteuer bezahlen will, tut gut, vier Biester zu ersäufen. Drittens endlich haben Kanincheneltern die bedauerliche Gewohnheit, aus nicht ersichtlichen Gründen alle geliebten Jungen totzubeißen. Dann weinen die Kinder, und die Kaninchen werden abgeschafft.

Die Anwaltschaft hat es nicht so leicht. Offenheit und Zynismus sind ihr verwehrt. Forderte sie Privilegien, Subventionen, Schutzzölle oder Kontingentierung mit der Unumwundenheit, mit der sich die Ostbewohner, nicht Ostjuden, bei Regierung und öffentlicher Meinung erfolgreich melden, würden Erhöhung der Armenrechtsgebühren, Ausbau des Anwaltszwangs und Anwaltsmonopols oder sonstige Erleichterungen offen erstrebt, würde gar klar gesagt, daß das Einkommen à tout prix auf der Basis des sozial höchst differenzierten Existenzminimums gehalten werden soll, niemand wäre im Zweifel, daß solche Memoranden und Petitionen unbeachtet im Papierkorb endeten. Die Anwälte kämpfen nicht gegen irgendwen, sodaß ihnen der Elan der erstgenannten Art numerierender Bestrebungen nicht zur Verfügung steht. Sie kämpfen nicht gegen sondern für — aber sie sagen nicht und dürfen nicht sagen, daß sie höchst nackt für sich selbst und den eignen Verdienst kämpfen. Es liegt im Zuge der unaufrichtigen Zeit, und es entspricht dem geistig unordentlichen Aufbau der Anwaltschaft, die nicht auf die Dauer ein unklares Gemisch von freiem Beruf und „Organ der Rechtspflege" bleiben kann, daß der numerus clausus mit einer verbogenen, kulturell aufgeputzten Phraseologie erstritten werden soll. Die

Argumente, die man dazu verwendet, sind das Bedenklichste dabei; sie sind einer Berufsgruppe unwürdig, zu deren unerläßlichem Rüstzeug es gehört, mutig und kämpferisch zu sein.

Man weiß aus den authentischen Auslassungen und aus anwaltlicher Darstellung, wie die unselige und unmögliche Geschichte schmackhaft gemacht werden soll. Die Leier fängt ganz oben an: Das Recht sei die Grundlage des Staats- und Gesellschaftslebens. Eine sittenreine, zuverlässige Anwaltschaft sei demgemäß zu hohen Zwecken erforderlich. Im Interesse des ganzen Volks müsse regierungsseitig durch eine Verstärkung des Anwaltsmonopols um den numerus clausus verhindert werden, daß bei Anwälten Unterschlagungen und Veruntreuungen vorkommen. Und deshalb müsse der Verminderung des anwaltlichen Einkommens vorgebeugt werden, weil, so scheint man zu glauben, anders die Versuchung zu kriminellem oder standeswidrigem Verhalten auf die Dauer nicht zu bannen sei.

Lassen wir beiseite, daß schon tatsächlich eine Menge von Irrtümern und offensichtlichen Fehlschlüssen vorliegt, wobei in den bisherigen Diskussionen bereits anderweitig vor allem darauf verwiesen wurde, daß solche Unterschleife in der Mehrzahl der Fälle nicht bei Anwälten mit kleinem, als Existenzminimum unzureichendem Einkommen sondern grade bei Gutverdienern vorgekommen sind. Wäre es die Not — oh Anwälte! — die zur Veruntreuung anvertrauter Gelder zwingt, wäre der Versuchung aus Not so schwer zu begegnen, daß deshalb gesetzliche Maßnahmen grausamster Art, deshalb ein sacrificio del intelletto erforderlich wären — die Reichspost müßte die Gehälter ihrer Schalterbeamten und Geldbriefträger erhöhen, jedem Kassierer von Amts wegen ein Sparkassenguthaben für Krankheitsfälle bereit halten. Wann haben je die Juristen anerkannt, daß Not ein Schuldausschließungsgrund sei? Wann haben sie gelten lassen, daß die Macht der Verhältnisse stärker sein kann als die Willensfestigkeit des einzelnen Menschen? Wann haben sie bei der Aburteilung von Proletariern berücksichtigt, was seit Lombroso immer wieder gefordert wurde? Eigenartig, jetzt zu hören, daß Zwangsläufigkeiten psychischer Art grade für Kreise gelten sollen, die doch die höhere Moral für sich beanspruchten. Ich sagte einleitend: aufschlußreiches Geschehnis.

Das alles ist gar nicht wahr! Es ist bewußt an den Haaren herbeigezogen. Es wird nicht nur aus Not unterschlagen, in der Not wird sogar meist anständiger gehandelt. Und wenn ein schwacher Mensch darunter ist, so muß man ihn ausschließen, nicht aber die jungen wartenden Juristen deshalb vom Beruf absperren. Kann darüber wirklich Meinungsverschiedenheit bestehen?

Aber es handelt sich ja um ganz andre Dinge. Die Anwaltseinkommen sinken, und die wenigen, die noch große Einkünfte haben, sind nicht typisch. Daß die Anwaltschaft an dieser Sachlage zu einem Teil selbst die Schuld trägt, weil sie sich den Wandlungen der Zeit nicht angepaßt hat, das sei hier nur nebenbei erwähnt. Man braucht Anwälte, aber nicht „Organe der Rechtspflege"; nicht die staubigen Juristen, die

man dort oft findet, nicht Leute mit Standesideologien aus der Ehrenkäsigkeit des alten Offizierkorps. Man braucht freie, unabhängige, schon oben ist gesagt: mutige Anwälte, die nicht ihre Gemeinsamkeit mit dem beamteten Juristentum betonen sondern ihre Gegensätzlichkeit zu ihm.

Die sinkenden Einkommen also sollen gehoben werden. Unleugbar ist der numerus clausus dazu ein geeignetes Mittel. Und er ist in der Anwaltschaft selbst bestens erprobt, indem unter seinem Schutz die Anwälte am Reichsgericht — in derselben Zahl wie 1879 bei vielfach vermehrtem Geschäftsstand — ein herrliches Einkommen ohne Sorge und ohne allzuviel Arbeit beziehen.

Hätte die Anwaltschaft die Macht, einen numerus clausus durchzudrücken, wenn sie glatt den ökonomischen Untergrund der Bestrebung zugäbe, so ließe sich dagegen schließlich nicht viel mehr einwenden als gegen die schöne moderne Wirtschaftspolitik im übrigen, wenngleich die Trockenlegung des juristischen Nachwuchses übel genug anmutet.

Aber die Herren Anwälte mit ihrer Massenpsychose haben sich noch viel mehr Blößen gegeben. Der numerus clausus scheint ihnen nicht nur des Schweißes sondern auch der Lüge der Edlen wert. Und so kommt die schwammige unaufrichtige Aktion zustande, so werden ahnungslos mitlaufende Anwälte in eine Angelegenheit verwickelt, die beschämend ist wie nichts in der Geschichte dieses Berufsstandes. Die Mäuse kreisen, und geboren wird Empörung und Gelächter.

Knöpfke und Co von Hermann Budzislawski

Rundfunk-Zapfstellen hat Peter Panter einmal die Lautsprecher genannt, aus denen es für zwei Mark im Monat trübe plätschert. Was da verzapft wird, Mildes und Militärisches, macht jeden Hörer ärmer. Ergiebiger ist es, den Rundfunk da anzuzapfen, wo nicht Geist sondern Geld fließt, also bei den Direktionen der Sendegesellschaften. Die magere Muse verwandelt sich dort in die schon von Schiller besungene Kuh von gewaltigem Milchreichtum. Fast neunzig Millionen Mark nimmt die Post jährlich an Rundfunkgebühren ein; davon erhalten die Reichsrundfunkgesellschaft und die einzelnen Sendegesellschaften achtunddreißig Millionen und somit eine Summe, bei der nach der Bezahlung der Programmkosten noch eine Kleinigkeit für Direktorengehälter übrigbleiben kann. So gut wie früher, als Gehälter um achtzigtausend Mark herum gezahlt worden sein sollen, geht es den Direktoren freilich nicht mehr; sie sind auf Ministergehälter gesetzt, müssen darben und sich nach Nebeneinkünften umsehen. Armer Knöpfke!

Die hoch qualifizierten Männer, die für den aufreibenden Dienst in der Rundfunk-Direktion mit, sagen wir, dreißigtausend Mark kaum angemessen entschädigt sind, waren nicht leicht aufzutreiben. Wie fand man zum Beispiel den Direktor des Mitteldeutschen Rundfunks, Doktor Fritz Kohl von der Mirag in Leipzig? Über die Laufbahn dieses Mannes wie überhaupt über die Korruption im Rundfunk hat der ‚Arbeitersender' viel Material zusammengetragen, das durch Zuschriften

des Staatssekretärs Bredow nicht entwertet sondern zum Teil sogar bestätigt worden ist. Kohl hat früher mit Kochtöpfen, Musikinstrumenten und andern nützlichen Gegenständen gehandelt. Als der Sozialdemokrat Doktor Jäger nicht länger erster Direktor der Mirag bleiben durfte, war sein Nachfolger Kohl grade Funkfachmann; er war nämlich Vorsitzender des Radio-Fachverbandes, der Organisation der leipziger Funkhändler. Ein Kerl, dieser Kohl, wie er wirklich nicht leicht aufzutreiben ist, ein Tausendsassa, der alles kann! Da hat er zum Beispiel zusammen mit einem armen Studenten eine wissenschaftliche Arbeit verfaßt und der Universität Freiburg zwei Röntgenapparate geschenkt. Donnerwetter, dachten die Professoren und machten aus Kohl einen Ehrendoktor der Medizin. Mit oder ohne Ehre erworben, ist der Doktortitel heute nicht mehr viel wert. Unser berliner Knöpfke, früher Monteur und später Reklamechef des Voxkonzerns, holte sich zur Verschönerung seines Namens daher aus Mecklenburg gar die Anrede Professor. Der leipziger Kohl möchte sich die Professur zu Hause anfertigen und hat deshalb ein Rundfunkinstitut gegründet, wo fünf Dozenten den Mirag-Sekretärinnen Privatstunden geben. Es gibt Institute und Professoren der „Zeitungswissenschaft"; es gibt eine „Reklamewissenschaft"; warum soll es keine „Rundfunkwissenschaft" geben? Bald werden die Oberwichtigtuer des Metiers Anspruch auf den Professorentitel haben.

Kohl hat sich mit der Medizin nicht nur aus dekorativen Gründen abgegeben. Die „Fritz Kohl GmbH" in Leipzig, die elektro-medizinische Apparate vertrieben hat und jetzt liquidiert wird, betrieb er nebenbei. Hat ihr Geschäftsführer Fritz Kohl früher nicht zuweilen mit dem Rundfunkdirektor Fritz Kohl Geschäfte abgeschlossen? Genaue Auskünfte waren bisher wohl nur darum schwer zu erlangen, weil sich Direktor Kohl in seinem umfangreichen Geschäftsbereich nicht um alles kümmern kann. Kaum fand er hin und wieder Zeit, einen Aufsatz für die Zeitschrift ‚Mirag' zu schreiben, die der ‚Funkstunde' in Berlin entspricht, und die private Zeitschrift ‚Mirag' mußte sich mit den Artikeln kleinerer Angestellter der amtlichen „Mirag" begnügen. Oft wurde behauptet, daß Direktor Kohl an den paar Pfennigen für die Artikelschreiberei nichts lag, da er ja laufend große Summen vom Verlag der privaten ‚Mirag' erhalten habe. Nun hat Kohl — ebenso wie Knöpfke — vor längerer Zeit dem Staatssekretär Bredow versichert, daß das nicht stimme, und Bredow hat es in beiden Fällen geglaubt. Eines Tages wird wohl trotzdem eine Untersuchung eingeleitet werden müssen, um den auch danach noch öffentlich erhobenen Vorwurf zu entkräften, daß Kohl für jedes Exemplar der Mirag-Zeitschrift zwei Pfennig bekomme.

Ist Kohl ein Knöpfke? Nein, beide sind in öffentliche Ämter verschlagene Handelsvertreter, die nie begriffen haben, was ein öffentliches Amt in der Illusion des Volkes ist. Der berliner Funkdirektor mußte Sozialdemokrat sein, also war Knöpfke in der SPD. Der Direktor der Funkstunde durfte im vergangenen Sommer nicht mehr Sozialdemokrat sein, also trat Knöpfke aus der Partei aus. Aber es gibt noch mehr Funkdirektoren in Deutschland. Aus Hamburg holte sich der Rund-

funkkommissar Scholz, der grade Nazi war, den Pg Norag-Direktor Stapelfeldt, der aus der völkischen Bewegung kam und einmal Redakteur der ‚Hamburger Nachrichten' gewesen ist. Als er 1924 zur Norag ging, mußte er Sozialdemokrat werden, ein Fehltritt, der inzwischen rückgängig gemacht wurde.

Bei Männern wie Knöpfke oder Stapelfeldt soll man nicht nach dem Parteibuch sehen, das nur zufällig so und nicht anders aussieht. Daß Knöpfke einmal in der SPD war, brauchte den Staatsanwalt nicht zu veranlassen, gegen ihn allein vorzugehen. Er hätte, so sagt man, außerdem Material über die Beziehungen der breslauer, hamburger oder leipziger Sendegesellschaften zu ihren privat-offiziellen Funkzeitschriften sammeln sollen, und er hätte es vielleicht in Akten auf jenem Terrain gefunden, auf dem Knöpfke auch spekuliert hat — gemeint ist die Masurenallee. Vorläufig weiß man von Knöpfke allerdings am meisten: die im Funkhaus längst bekannten Beziehungen zwischen ihm und der Druckerei Preuß werden, welch glücklicher Zufall, grade dann entdeckt, wenn Knöpfke für den Geschäftsbetrieb im Rundfunk überflüssig wird. Wie Schuppen fällt es allen, die vorher gern blind waren, von den Augen: schon die Propagierung der Charell-Revuen durch die Funkstunde roch nach Korruption. So enthüllen sich die Geheimnisse, die jeder vom Bau kennt und bisher als unvermeidliche Konstruktionsfehler in Kauf nahm, im richtigen Augenblick, nämlich dann, wenn die der Unsauberkeit ebenfalls verdächtige Gegenseite grade wenig zu fürchten hat.

Was kann der Staatsanwalt, was kann der Staat gegen den Rundfunksumpf tun? Gegen einen einzelnen Menschen reicht die Staatsgewalt immer aus; aber hier wird „der Rundfunk" beschuldigt, private und offizielle Geschäfte miteinander vermengt zu haben. Es gibt noch mehr Sumpf in Deutschland. Das liegt nicht an der Schlechtigkeit der Menschen. Aber woran sonst? Ein Staat, der in den Händen der Privatwirtschaft ist, kann öffentliche und private Geschäfte nicht reinlich scheiden, er vermengt sie von selbst.

Technokratie von Rudolf Hildebrand

Duluth, Minnesota

Jesus ist schon allerlei gewesen. Sollte er nicht auch ein Technokrat gewesen sein?

Das Thema der Predigt für nächsten Sonntag wird an der Kirchentür oder an einem Plakatstand vor der Kirche groß angeschlagen oder angemalt. Dies ist eine alte amerikanische Sitte.

Die sogenannte Technokratie ist das neueste Thema der Reverends. „Was sagt Jesus zur Technokratie?" „Technokratie in der Bergpredigt." Oder einfach: „Nächsten Sonntag 10.30 Technokratie." Der gelehrte Theologiedoktor von der First Methodist Church kündigt an: „Führt Technokratie zum Kommunismus?" Seine Antwort wird wahrscheinlich mystisch ausfallen: Einerseits Ja, aber andrerseits auch wiederum Nein.

Was aber sagen die Technokraten selbst dazu? Sie sagen Nein, sondern im Gegenteil: Technokratie rettet uns vor dem

Kommunismus. Sie sagen: Der Zusammenbruch des Kapitalismus ist ausgemachte Sache, kein menschliches Eingreifen kann daran etwas ändern. Für die unvermeidliche Neuordnung haben wir die Alternative: entweder Kommunismus oder Technokratie. So zu lesen im ‚Common Sense', unserm neuen offiziellen Technokratenblatt.

Das kommunistische Parteiorgan, der ‚Daily Worker', sagt: Technokratie ist eine Irrlehre, enthält zwei Hauptketzereien. Sie will nicht das Privateigentum abschaffen, und sie hält eine gründliche Neuordnung der Gesellschaft auf friedlichem Wege für möglich.

Ich aber muß in aller Demut gestehen: das geht alles über meinen Verstand.

Die Technokraten beobachten tiefes Stillschweigen über die Frage nach Abschaffung oder Beibehaltung der Privateigentümerschaft an Fabriken und an Produktionsmitteln. Sie wollen aber ganz entschieden Ausschaltung des Privatgewinns aus der Herstellung und Verteilung unsrer Nahrung, Kleidung, Behausung, Automobilung, Amüsierung etcetera. Sie wollen eine Gesamtplanung für das ganze Wirtschaftsleben: Produktion, Arbeitsverteilung, Arbeitsdauer, Arbeitslohn. Wie so etwas möglich wäre unter Beibehaltung der alten Klassengesellschaft und des Privatunternehmertums: dies einzusehen, bin ich eben zu dumm und habe also weiter nichts dazu zu sagen.

Mich dünkt, in aller Bescheidenheit sei es gesagt, Technokratie ist Kommunismus, nur unter Verschweigung eines genierlichen Hauptpunktes und Vermeidung des bösen Wortes. Kommunismus, der sich selbst noch nicht recht versteht und auch sich ein bissel schämt. Technokratie ist eine sinnreiche Erfindung, die es dem Amerikaner ermöglicht, knallrote Ideen zu befürworten und doch dabei ein anständiger Mensch zu bleiben. Technokratie ist eine amerikanische Erfindung; sie enthebt uns also der Schande, von fremden — also minderwertigen — Völkern eine Lehre annehmen und ihre Einrichtungen nachahmen zu müssen.

Der Esel, der nicht geprügelt wird, lernt nichts; und ganz ohne Mord und Totschlag passiert nichts in der sogenannten Weltgeschichte. Aber das kommunistische Dogma von der transzendentalen Unvermeidlichkeit des Universalblutbades will mir nicht eingehen.

Anno 1917 war der Kapitalismus in Rußland keineswegs zusammengebrochen. Er war vielmehr erst im Aufblühen, hatte seine besten Profitmöglichkeiten noch vor sich. Die sind ihm dann gewaltsam abgeschnitten worden. Wo aber nichts ist, kann auch nichts abgeschnitten werden. Da ist ein kleiner Unterschied zwischen Rußland 1917 und Amerika 1933. Henry Ford macht keinen Profit mehr. Er hofft freilich noch; denn er ist, wiewohl ein tüchtiger Mechanikus und Finanzier, ein engelreines Kind. Aber andre Unternehmer mit besser entwickelten Gehirnen hoffen auch nicht mehr. Stetig wächst die Zahl der Hoffnungslosen, die einsehen, daß unter der bisherigen Ordnung gar kein Profit mehr zu machen ist, daß der Kapitalismus sich ausgelebt hat. Der Privatbesitz wird immer

mehr zur Verlustquelle und unerträglichen Bürde. Das gilt sogar vom Privatbesitz an großen Landgütern mit Parks und Springbrunnen und edlen Pferden. Da sind manche „reichen" Leute schon schwer im Druck, und der Druck wird immer schwerer. Sie können ihre schönen Lustschlösser nicht mehr instand halten, können die Abgaben nicht bezahlen. Manche haben noch Kredit; man hofft ja noch, aber wie lange noch? Verkaufen? Wem? Sind ja alle in derselben Klemme. Erlösung, wenn schließlich die ganze Last sachte in Nationalbesitz übergeht. Ja, ganz sachte und friedlich. Warum Menschen zur Verteidigung unerträglicher Lasten Heer und Marine aufbieten und blutige Schlachten liefern sollten, geht über meinen Verstand.

Freilich ist die menschliche Torheit schon manchmal über meinen Verstand gegangen. Totschlag großen Stils bleibt immerhin denkbar. Aber wahrscheinlich kommt es nicht dazu. Daß der Kapitalismus in sich zusammenbricht, liegt in den USA so klar auf der Hand. Bei uns hat sich der Kapitalismus in Reinkultur entwickelt, unbehindert von so mancherlei Faktoren, die man anderswo für die Depression mitverantwortlich machen kann. Unser Kapitalismus hat keinen Sündenbock. Hier gibt es keine auf Geburt und keine auf Bildung gegründeten Klassenunterschiede. Wir haben auch keinen Krieg verloren und seufzen unter keiner Nationalschuldenlast. Bei uns hungern und frieren Millionen angesichts reichster Vorräte. Sie entbehren des Notwendigen, und wir haben doch die Möglichkeit, das Leben von der materiellen Seite für alle leicht und angenehm zu machen. Geld ist zwar reichlich in Banken; aber das ist, wie Hoover es nennt, „gefroren". Man kann nichts damit anfangen, kann es nicht in Umlauf bringen. Wenn man es unter die Leute verteilte, wäre auch nichts geholfen.

Meine bescheidene Prognose für die USA gebe ich in ein paar kleinen Thesen:

Der Kapitalismus geht von selbst kaputt. Menschliches Zutun kann sein Ende weder bedeutend verzögern noch beschleunigen.

Die Umwälzung wird im ganzen friedlich verlaufen, weil man ihre Unvermeidlichkeit rechtzeitig einsehen wird.

Nach Erledigung der kapitalistischen Ordnung ist beim Stande der vorliegenden technologischen Entwicklung nur eine kommunistische Ordnung möglich, in allen wesentlichen Punkten der jetzt in Rußland bestehenden gleich.

Bei der Bezeichnung der künftigen Einrichtungen wird man solche Wörter wie „Kommunismus", „Sowjet" sorgfältig vermeiden.

Vielleicht ist „Technokratie" das Wort der Zukunft. Denn dieses Wort, erst kürzlich aufgekommen, hat in ungeahnter Weise gezündet. Es scheint wirklich das erlösende Wort zu sein, das unschuldige Wort, wonach das amerikanische Gemüt sich heiß gesehnt hat. Ein Arbeiter fliegt unter Umständen, wenn er in der Kantine sagt, daß Jesus ein Kommunist gewesen sei. Aber nun hört man an heiliger Stätte: Jesus war ein Technokrat.

Ich, Anna Czillag ... von Johannes Bückler

Die noch heute in Kraft stehende Reichsgewerbeordnung von 1869 gestattet ausdrücklich jedem Deutschen die gewerbs- und gewohnheitsmäßige Behandlung von Kranken, auch ohne Nachweis von Kenntnissen und Fertigkeiten. Das Deutsche Reich nimmt in dieser Hinsicht eine Sonderstellung ein. Volle Kurierfreiheit hat von den Kulturländern nur Deutschland und der schweizer Kanton Appenzell. In England existiert sie in beschränktem Umfange, jedoch hat der Kurpfuscher keine gerichtlichen Rechte, kann also keine Forderungen einklagen.

Der Hufschmied muß eine Eignungsprüfung ablegen, aber was dem Pferd recht ist, ist dem Menschen noch lange nicht billig; der Kurpfuscher wird ohne jede Prüfung auf ihn losgelassen. Es genügt die Anmeldung beim Kreisarzt, der kein Einspruchsrecht hat; lediglich wenn „Gaukelei" vorliegt, kann er davon Gebrauch machen.

Die hier folgenden Beispiele für den Mißbrauch der Kurierfreiheit entnehmen wir dem Material der ‚Zeitschrift für Volksaufklärung'.

* * *

Schon unsre Großmütter kannten aus Zeitungs- und Zeitschrifteninseraten das Bild jener Frau, die stolz im Schmuck ungeheuer langer Haare prangt und behauptet, daß jeder solches Haar haben könne, der sich vertrauensvoll an sie, Anna Czillag, wende. In letzter Zeit war den Inseraten ein abtrennbarer Coupon beigegeben, auf dem bestimmte vorgedruckte Fragen von den Haarkranken beantwortet und dem eine Haarprobe beigefügt werden mußte. Die Sache sah also sehr reell und wissenschaftlich aus. In Wirklichkeit handelte es sich um einen jahrzehntelang geglückten Schwindel, der jetzt endlich ein gerichtliches Nachspiel gefunden hat.

In der Verhandlung stellte sich durch Zeugenaussagen heraus, daß die Haarproben stets ohne Untersuchung fortgeworfen wurden. Außerdem bekundete der medizinische Sachverständige, daß es bei der großen Anzahl von Haarkrankheiten unmöglich sei, aus einer kleinen Probe festzustellen, was dem Haar fehle. Schließlich wurde das „Wundermittel" der „Anna-Czillag-Gesellschaft" chemisch untersucht, und siehe da, es erwies sich als eine simple Salbe aus ungefähr achtundachtzig Prozent Schweineschmalz, zehn Prozent Bienenwachs und nicht ganz zwei Prozent Perubalsam und Bergamottenöl. Also eine ganz gewöhnliche Haarpomade, wie sie jeder Friseur führt. Der sachverständige Apotheker errechnete den Herstellungswert auf sechsundvierzig Pfennige. Verkauft wurde das „Wundermittel" aber mit dreizehn Mark! Auf Grund dieser Beweisaufnahme kam das Gericht zu folgendem Urteil: Wegen Betrugs und unlauteren Wettbewerbs werden die Angeklagten zu je drei Monaten Gefängnis und tausend Mark Geldstrafe verurteilt — was aber keinesfalls die Wiedereröffnung des Unternehmens unter einer andern Firma hindert.

Vor dem Schöffengericht in Prenzlau stand kürzlich der Fischereipächter und Handelsmann Robert B., der sich dort 1931 „niedergelassen" hatte. B. hatte eine besondere „Diagnostik". Er ließ die Kranken, die sich ihm anvertrauten, einige Zahlen multiplizieren und dividieren. Aus der Endsumme dieser Rechenexempel „erkannte" er dann die Krankheit. Bei einer so neuartigen Diagnostik konnte es nicht ausbleiben, daß auch höchst merkwürdige Diagnosen herauskamen. So stellte B. einmal einen „zwölf Meter langen Bandwurm mit drei Köpfen und großen Hörnern" fest. Und nur weil eines Tages eine Betrugsanzeige erfolgte, schritt der Staatsanwalt ein, und der Hörnerbandwurmentdecker erhielt eine Strafe von einem Jahr Gefängnis und 150 Mark Buße.

Der Naturheilkundige Klein, seines Zeichens eigentlich Maurer, war nicht kleinlich. In seinen Werbeschreiben gab es keine Krankheit, die er nicht heilen konnte. Seine Hilfsmittel waren die berüchtigte Augendiagnose und Urinuntersuchungen. Mit der Urinuntersuchung stimmte allerdings nicht alles: der zur Prüfung gegebene Urin wurde nämlich ohne weiteres fortgeschüttet, da überhaupt keine Apparate zu einer Untersuchung vorhanden waren. Dafür waren aber seine Kuren um so großartiger. Er besorgte sich aus Apotheken und Drogerien Kräuterpulver für zehn bis fünfzig Pfennige, änderte die Packung und verkaufte dann dies unfehlbare Heilmittel für sieben bis zehn Mark. Er war auch vollkommen auf der Höhe der Zeit, indem er Radiumkuren verordnete, die allerdings wiederum nur aus harmlosen Kräuterpulvern bestanden, die aber wegen ihres „Radiumgehalts" fünfundzwanzig bis vierundvierzig Mark kosteten. Er wurde wegen fortgesetzten Betruges mit acht Monaten Gefängnis bestraft. Aber nichts hindert ihn daran, später weiterzupfuschen.

Zwei weise Frauen mit „Wunderöl" standen kürzlich in zwei verschiedenen Städten vor Gericht. Die eine war schon vielfach verurteilt, weil sie hunderte und tausende von Kranken mit allerhand ekelhaften und fragwürdigen „Medikamenten" behandelt hatte. Diesmal hatte sie bei einem Schlosser „innere Vereiterung in der Gegend der Wirbelsäule" festgestellt und ihn mit heilkräftigem Öl be- oder vielmehr mißhandelt. Der Patient hatte bereits 990 Mark bei der Weisen Frau bezahlt und sollte noch weitere 1225 Mark hergeben! Da aber nahm er das „Rosenöl" und ging zum Kadi. Dort stellte man fest, daß es ganz gewöhnliches Leitungswasser war! Das Urteil lautete auf neun Monate Gefängnis.

Die andre Frau hatte über hundert Zeuginnen in den Gerichtssaal beordert, die alle unter ihrem Eid aussagten, daß ihnen die Kur mit dem „Wunderöl" großartig geholfen habe. Es nützte aber der Angeklagten nichts. Denn zwei sachverständige Chemiker stellten an Gerichtsstelle fest, daß das Wunderöl der eigne Urin der Frau war. Sie muß eine Riesenproduktion gehabt haben. Urteil: mehrere Monate Gefängnis.

Besser ging es einem Mann, der auch gewöhnliches Leitungswasser als teures Heilmittel verkaufte. Er konnte zwar den beiden Sachverständigen nicht widerlegen, daß es sich

in der Tat um Leitungswasser handelte, aber er habe es stets mit elektrischen Energien geladen, die er als geheime Kräfte in seinem eignen Körper trage, das sei für ihn jedesmal eine furchtbare körperliche Anstrengung gewesen und rechtfertige daher den hohen Preis. Er wurde freigesprochen.

Ein amüsantes Kapitel in der Kurpfuscherei sind die sogenannten Fernbehandlungen. Da gibt es zum Beispiel eine „Kosmisch - magnetische - elektrische - Raumkraftfernstrahlentherapie". Dem Herrn Raumkraftfernstrahler genügt zur Diagnosestellung das getragene Hemd der Kranken. Dann verordnet er folgende Kur: Die Kranke soll sich an bestimmten Tagen der Woche und zu bestimmten Stunden still hinlegen und die von Herrn L. auf fünfzig Kilometer Entfernung gesandten „Fern-Od-Strahlen" erwarten. Das sollte zur Heilung einer unrettbar Kranken genügen. Es genügte zwar nicht, was Herrn L. jedoch nicht hinderte, wöchentlich dreimal „Od-Strahlen" zu drei Mark zu liquidieren.

Im günstigsten Falle schaden alle diese Kuren nichts, wenn sie auch nichts nützen. Aber sehr häufig treten auch mehr oder weniger große Schädigungen des Kranken ein. Sogar tödlicher Ausgang ist nicht selten. Während aber ordentliche Ärzte für „Kunstfehler" schwer bestraft werden, kommt der Kurpfuscher meistens mit einer sehr geringen Strafe davon. Erst kürzlich wurde ein „Homöopath" S., dem ein achtzehnjähriges Mädchen in der Behandlung gestorben war, wegen fahrlässiger Tötung zu zwei Wochen Gefängnis verurteilt.

Nicht vergessen darf man, daß den Kurpfuschern ihre Arbeit außer durch das Gesetz dadurch ungeheuer erleichtert wird, daß die großen Tageszeitungen und Zeitschriften wahllos ihre offensichtlichen Schwindelinserate gegen gute Bezahlung aufnehmen. Sie sollten dann aber wenigstens daran denken, daß Fremdwörter Glückssache sind und den Inserenten darauf aufmerksam machen, daß es „Elepsie", Injecktion", eine „Heilpraktis", „galwanische Ströme" undsoweiter nicht gibt.

Im Ernst: Das Reich verwendet viele Millionen für medizinische Unterrichts- und Forschungsanstalten, verkündet aber zugleich, durch seine Gesetzgebung, daß die Krankenbehandlung der einzige Beruf ist (außer dem des ungelernten Arbeiters), für den man gar nichts gelernt zu haben braucht. Das Gesetz fordert vom Kandidaten der Medizin eine gründliche Prüfung. Warum — wenn doch jeder ohne Prüfung Kranke behandeln darf? Die Reichsgewerbeordnung fordert Prüfungszeugnis für jede Hebamme, aber Frauenkrankheiten darf jeder behandeln. Jeder Handwerker muß drei oder vier Jahre lernen, für die Heilkunst braucht man gar nichts gelernt zu haben. Hebammen und Lehrer dürfen die Heilkunst beruflich nicht ausüben, aber jeder Analphabet darf es. Der Körper des Deutschen wird auf allen Schritten bewacht: Luft, Wasser, Fleisch, Butter, Brot, Hauswände, alles wird hygienisch überwacht. Aber sobald er wirklich krank ist, überläßt ihn der Staat jeder Schädigung. Auf dem Gebiet der Medizin spezialisieren sich die Ärzte immer mehr. Nur der Kurpfuscher heilt schlechtweg alles und jede Krankheit. Hier hat der Gesetzgeber noch viel zu tun.

Mißgriffe von Rudolf Arnheim

Eine dreijährige Tonfilmpraxis hat noch nicht verhindern können, daß gegen das richtige Verhältnis von Ton zu Bild immer wieder grundsätzliche Verstöße vorkommen. Sei es, weil das Gefühl der Praktiker noch nicht sicher genug ist, oder sei es einfach aus industriellen Gesichtspunkten. Dieser Tage konnten wir studieren: einen Film, der mißlungen ist, weil ihm die Sprache fehlt; einen Film, der mißlungen ist, weil er Sprache bringt; einen Film, der mißlungen ist, weil er Bilder bringt.

Die mechanische Wiedergabe eines Musikstückes durch Nahaufnahmen des Orchesters zu begleiten, das kann eigentlich nur als Spekulation auf den Stardirigentenkult des Publikums gedacht sein. Warum sonst sollte man der Schallplatte und dem Rundfunk Konkurrenz machen, indem man, in der Serie „Das Weltkonzert", einen Strauß-Walzer seiner ganzen Länge nach mit den Bildern streichender, zupfender und tutender Herren bestückte, die selbst beim genialsten Regisseur der Welt nicht anders als langweilig hätten ausfallen können und die im vorliegenden Fall noch dazu ohne Rücksicht auf den gleichbleibenden Mikrophonabstand Ansichten aus wechselnder Entfernung zeigten. (Entweder also man springt dauernd mit der Lautstärke, dann dürfte das Musikstück zerplatzen, oder man läßt den Bildabstand entsprechend konstant.) Und der Anblick des monumental von unten, wie Mussolini auf dem Balkon, aufgenommenen, vor schwarzem Grunde dirigierenden Erich Kleiber muß auf die Dauer selbst den abgehärtetsten Philharmoniebackfisch ermüden. Ein Musikstück ist, im Gegensatz zum Tonpart eines echten Tonfilms, ein in sich geschlossenes Werk, das durch optische Zutaten nur zerpflückt wird, falls sie nicht aus dem Charakter der Musik erfunden sind, wie ein Tanz oder das Lichtspiel der Fischinger-Würmer.

Geschlossene Tonwerke ertragen keine Bilder, geschlossene Bildwerke ertragen keinen Ton. Der neue Buster-Keaton-Film „Wer andern keine Liebe gönnt", zeigt, grade weil die besonders gut gelungene Nachsynchronisierung sich um eine zwanglos volkstümliche Dialektkomik bemüht, daß der Tonfilm die Kunst der amerikanischen Stummfilmgroteske grundsätzlich zerstört hat. Diese, auch historisch, von der Akrobatik herkommende Filmform ist wahrscheinlich der einzige gelungene Versuch gewesen, aus dem Fehlen des Akustischen die künstlerischen Konsequenzen zu ziehen. Man paßte sich in Spielhandlung, Maske und Pantomimik dem überirdischen Niveau an, auf dem der Film sich durch seine Stummheit sowieso befand. Die Notwendigkeit einer stummen Gebärdensprache wurde nicht möglichst vertuscht sondern zu dem Stil eines marionettenhaften Puppenspiels ausgeweitet. Buster Keaton hat diese seine Ausdrucksform beibehalten, ist aber zur tönenden Puppe geworden (weil das Publikum „keine stummen Filme mehr will" — eine Behauptung, die für Chaplin und Keaton heute bestimmt nicht zutrifft), und man hat ihn zwischen Dialogschauspieler der gewöhnlichen Art gestellt, die grade wenn sie, ihrem Wesen entsprechend, recht naturgetreu reden, sich nicht mit ihm verständigen können. Charlie Chaplin feiert — vielleicht dieser Zwangslage wegen. Bringt er den Mut auf, seiner stummen Kunst kompromißlos weiter zu dienen, so wird ihm der große Erfolg nicht fehlen. Fügt er sich dem Aberglauben der Produzenten, so werden wir ihn verlieren. Wie Buster Keaton.

Zum stilisierten Groteskfilm paßt kein Dialog, ein gewöhnlicher Spieltonfilm aber ist ohne ihn unmöglich. Paul Fejos stand, bei seinem Legenden-Film „Marie", vor der Aufgabe, einen ungarischen Film zu drehen, der auch im Ausland verkäuflich sein sollte. Weiß man das nicht, so wundert man sich, warum er die sogenannte internationale Version seines Films mit einem Geräuschkatarakt von Musik,

Glockenläuten, Aufschreien, Gelächter und Geheul überschüttet, das gesprochene Wort aber fast ganz vermeidet. Alles Unartikulierte tönt, auch aus den Menschen, aber im übrigen geht es zu wie in einem Asyl für taubstumme Hofschauspieler. Feierlich langsam und schweigend wandeln die Personen umeinander herum, und so ist ein außenseiterischer Film entstanden, dem das gebildete Publikum gleich anmerkt, daß es ihn gut zu finden hat. Denn unser Elite-Filmpublikum fliegt gern statt auf Qualität auf Extravaganzen. Erstaunlicher ist, daß grade den anspruchsvolleren Künstlern so häufig das primitivste Gefühl dafür abgeht, was filmisch ist und was nicht. Frei von dem verstockten Dogmenkodex der Filmindustrie, verfallen sie auf Absonderlichkeiten, die der Sache des guten Films bei der Produktion und dem großen Publikum schaden. (Ein Beispiel dafür ist der erschrekkend mißglückte erste Film von Gustaf Gründgens „Eine Stadt steht Kopf": ein noch dazu durch dürftigste Nachsynchronisierungen verunzierter Operettenklamauk ältester Schule, mit hallendem Pointengeschmetter und Aufzug der Chargen in malerischer Gruppe und Gänsemarsch, ein Film, der vom Theater nimmt, was selbst auf dem Theater nicht mehr wirken kann.) Fejos glaubte wohl, aus der Not eine Tugend, aus dem Wegfall der Sprache einen gehobenen Filmstil machen zu können, der für eine „Legende" die geeignete Form abgäbe. Weglassen aber ist noch nicht Stilisieren, und so hat der Film, bei einzelnen als Einfall guten Manuskriptepisoden, die Hilflosigkeit eines Verstümmelten. Er scheint gute zehn Jahre alt und ähnelt an Gestalt und Geschmack verblüffend dem „Letzten Augenblick", dem ersten Film von Fejos, der ebenfalls die Leidensgeschichte eines jungen Menschen erzählte. Altmodisch wirkt der Film nicht allein durch die kümmerlichen Bauten, die falsch malerische Fleckigkeit der Bildausleuchtung (erzwungen vielleicht durch unzureichende Ateliereinrichtungen in Budapest) sondern vor allem durch die veraltete Art, die vom Begriff her typische Szene zu geben anstatt der aus dem natürlichen Handlungsablauf zwanglos entwickelten: wenn das Mädchen um eine Stellung bittet, hält sie der Wirtsfrau schweigend ihr Dienstbuch entgegen — ein verständliches Symbol, aber die Verständigung mit dem Publikum ist unter Umgehung der Wirklichkeit zu billig und unfilmisch erreicht. Fejos hat nicht die Angst vor der Langeweile, die der Industrieregisseur durch eingestreute Animier-Episoden zu vermeiden sucht. Gut tausend Meter lang läßt er die (übrigens sehr undörfliche, feingliedrige und zartnervige) Annabella mit gesenktem Kopf im Zeitlupentempo wandeln. Lyrisch ist, wenn nichts passiert. Fejos könnte von René Clair lernen, wie vollbesetzt mit Einfällen ein guter Film sein muß. Und vollends verdirbt er einem den Geschmack an seinem Film, indem er am Schluß das durch Leid geläuterte Dienstmädchen zu einer mit Goldgeschirr ausgestatteten Himmelsküche aufschweben läßt ... „Ich glaub, wenn wir in den Himmel kämen", sagt Wozzeck, „so müßten wir donnern helfen." Marie hilft, vermittels eines Wassereimers, regnen. Der tödliche Kummer, den ihr bornierte Menschen angetan haben, erweist sich durch den Schluß streng kirchlich als ein empfehlenswertes Mittel, die goldenen Fleischtöpfe der ewigen Seligkeit zu erlangen.

Mag sein, daß dieser Schluß als Bonbon für die Zensur notwendig war; um im strengkatholischen Ungarn einen Film möglich zu machen, der zeigt, daß die Damen des öffentlichen Hauses mehr Herz haben als die anständigen Bürger der Privathäuser. Für uns ist an einem solchen Motiv nichts auffällig Waghalsiges, und so wirkt der Film durch seinen Schluß reaktionär. Mag sein, daß Paul Fejos sich wundert, wenn man ihm das vorwirft. Künstler pflegen sich von ihren unbewußten Antrieben nicht Rechenschaft zu geben. So ist auch Luis Trenker, wie es scheint, erschrocken über die üble Hetzwirkung seines „Rebell"-Films, von dem hier neulich die Rede war. Sein Film,

sagt er, sollte weder nationalistisch sein noch brutale Freude am Töten erregen. Grade so aber wirkt er.

Ein Künstler kann sich nicht damit verteidigen: man dürfe es doch nicht tendenziös nennen, wenn er ein Stück faktischer Wirklichkeit vorführe. Was geschehen ist, sei doch wahr und nichts als das! Erstens einmal liegt fast immer eine Tendenz in der bloßen Auswahl des Stoffes: welches Stück Wirklichkeit man in welchem Augenblick vor die Augen des Publikums bringt. Es bedarf keiner Erläuterung, wie die Darstellung eines bewaffneten Aufruhrs gegen die Franzosen zu einer Zeit wirkt, in der man, um im Filmfach zu bleiben, beispielsweise plant, zehn Meter unter dem Straßenpflaster des dresdner Altmarkts ein unterirdisches Tausend-Personen-Kino zu bauen, das zugleich als — Gasschutzraum eingerichtet werden soll. Zweitens kommt es auf die Gestaltung des „wirklichen" Vorgangs an. Was ist denn wirklich? Auf den Photographien von der Nazi-Demonstration am berliner Bülowplatz sah man, soweit sie im ‚Angriff' erschienen, lauter marschierende Nazis, in der kommunistischen ‚Welt am Abend' aber lauter bewachende Schupos. Trenker und Bernhardt zeigen in ihrem Film beispielsweise das Niedersinken der Getroffenen auf eine malerische, reichlich unbestimmte Art. Sähe das Publikum die vom Felsgestein zerfleischten Menschen- und Tierleiber, so erstarrten ihm vielleicht die beifallsfreudigen Hände. Man kann seine Statisten nicht ermorden, gewiß, aber man soll solche Aufnahmen eben erst gar nicht versuchen.

Drittens und wichtigstens aber wirkt, dadurch, daß man einen zu kleinen Ausschnitt aus der Wirklichkeit wählt, das Wirkliche oft als Scheinbeweis für eine falsche Weltbetrachtung und wird seines eigentlichen Sinnes beraubt. Kriegsfilme und Kriegsromane pflegen zumeist den Kriegsfreund wie den Kriegsfeind in seiner Meinung zu bestärken, weil sie nur das Kämpfen zeigen, nicht seine eigentlichen Ursachen. Im vorliegenden Fall zeigt man tiroler Bauern, die, von fremden Soldaten überfallen, vielleicht wirklich nichts andres tun können als wiederschlagen. Indem man aber nicht deutlich macht, welches die eigentliche Ursache des Überfalls ist, wird die nationalistische Vorstellung eines von Natur aus feindlichen, beutegierigen Nachbarvolkes von Fremdlingen genährt. Hätte man wahrheitsgemäß gezeigt, wie hier harmlose Menschen, die keinerlei Interesse haben können, einander zu hassen oder zu berauben, aufeinandergehetzt werden, um den Machtgelüsten und Soldatenspielereien von ein paar Leuten zu dienen, die durch sinnlosen Handstreich oder Erbanspruch zur Herrschaft gelangt sind, so hätte sich die Perspektive auf einen Freiheitskampf weit größeren Formats eröffnet: auf einen Freiheitskampf der Mißbrauchten diesseits und jenseits der Grenze. Aufruhr der Gladiatoren gegen die Herren in der Loge — das wäre ein passendes Motiv für die künstlerische Gestaltung des Freiheitskampfes, die Trenker, nach seiner Aussage, vorgeschwebt hat!

Dann wäre auch die mörderische Steinlawine, die jetzt dem Publikum ein so hemmungsloses Vergnügen bereiten kann, weil sie ja „die Bösen richtet", als ein entsetzliches Riesenspielzeug der Regierenden erschienen, von verzweifelnden Bauern auf die Köpfe unschuldiger Mitmenschen geschleudert. Einen winzigen Ansatz zu solcher Betrachtungsweise hat Trenker selbst in seinem Film „Berge in Flammen" gebracht, als er vor den deutsch-italienischen Kämpfen die Freundschaft zwischen einem deutschen und einem italienischen Bergsteiger zeigte. Auf den „Rebell" aber reagiert das Publikum genau so brutal und gefährlich, wie der Film es verlangt. Der Idee des Freiheitskampfes wird dadurch geschadet, daß sie in eine falsche Richtung manövriert wird, und wenn der Regisseur Kurt Bernhardt als gelehriger Schüler mitteilt, man müsse den „Mut zum Heroischen" aufbringen, so sei ihm gesagt, daß es heute — im Gegensatz zu der natio-

nalistischen Manier, das Heroische als Selbstzweck zu kultivieren — mehr denn je darauf ankommt, im Dienste welcher Sache man sich als Held erweist. Und daß er dies Heroische auf gesünderer und schönerer Grundlage in einem Lager finden könnte, für das er sich nach Konstitution und Vergangenheit besser eignet als für das der heutigen Konjunktur.

Hofmannsthals Romanfragment von Hermann Kesten

Dem Enthusiasten scheint es, als wäre große Kunst offenkundig, und dennoch ist die Wirkung der großen Kunstwerke selten eine spontane. Hugo von Hofmannsthal, der einer der kunstvollsten Prosaisten unsrer Zeit ist, hat ein Romanfragment hinterlassen: „Andreas oder die Vereinigten", ein Muster einer herrlichen dichterischen Prosa, und dieses Fragment erscheint, zusammen mit den interessantesten und geistreichsten Notizen, die der Dichter für seinen Roman sich machte, im S. Fischer Verlag (brosch. 5,—; kart. 6,—; Leinen 7,50) und macht keine Sensation, nicht einmal eine literarische. Aber das Buch ist in der Tat eine Sensation, nur eine von jener Art, die zuweilen ein Jahrhundert braucht, damit man sie in ihrem ganzen Umfang gewahre. Die Schönheit ist leicht in ihre einzelnen Züge zu zerlegen, nur kann man aus diesen Zügen die Schönheit nicht wieder zusammensetzen. Die Prosa Hofmannsthals ist in jedem Detail Tradition, unschwer sind jene Millionäre der Sprache zu identifizieren, die er beerbte, etwa Goethe und Stifter und Büchner. Kein einzelner Zug seiner Prosa ist originell, und doch ist jede Seite einzigartig und geheimnisvoll reich.

Die Fragmente beginnen mit einem Motto aus Ariost: „Es hat in unsrer Mitte Zauberer und Zauberinnen, aber niemand weiß es." Auch Hofmannsthal war ein Zauberer der Prosa, und nur wenige wissen es. Die hinterlassenen Kapitel schildern die Ankunft des jungen adligen wiener Herrn Andreas in Venedig, seine Reise durch Kärnten, seinen Aufenthalt auf einem großen Bauernhof, wo er das schöne Mädchen Romana trifft, seine Begegnung in Venedig mit dem Ritter Sacramozo und einen Besuch bei Nina, einer Schauspielerin. Die Notizen geben ein ungefähres Bild von der Idee des ganzen Romans; die ausgeführten Kapitel sind etwa ein Viertel des geplanten Ganzen.

Der Vergleich der Notizen und der ausgeführten Teile ergibt sofort als stärksten den zwiespältigen Eindruck, daß das Einzelne und Ganze, Grundidee und jedes Detail, in der Skizze ganz Reflexion, in der Ausführung ganz Anschauung sind. Der intellektuellste Schriftsteller nach der Intuition wird zum unintellektuellsten nach der Ausführung. Im Plan scheint das Symbolische zu überwuchern, das Reflexionelle droht das Poetische zu ersticken wie kaum je in den Tagebüchern eines Hebbel und in den Kunsttheorien eines Schiller. In der Ausführung scheint Hofmannsthal (scheint nur so obenhin!) zu der Reihe jener reflexionslosen Poeten wie Stifter oder Eichendorff zu gehören, die manche unsrer kunstfernen Literaturkritiker zu der Ansicht verführen, die wahre Poesie sei vernunftlos, und der Dichter denke in Bildern. Indes, die Dichter

sprechen nur in Bildern, und wo nur Sinnlichkeit und Natur zu walten scheinen, haben Idee und Reflexion geherrscht, und dieses glänzende Beispiel, das dank einem unglückseligen Geschick ein glückliches Beispiel ward, möchte jenen unberufenen Literaturkritikern, die in Poesie und Ratio Antipoden sehen, zur Lehre dienen.

Da Hofmannsthal die größten Tendenzen hatte und er seine Ideen nach Art der romantischen und symbolischen Kunst nicht aussprechen sondern erscheinen lassen wollte, mußte er zu den kühnsten und ungewöhnlichsten Bildern und Szenen greifen, um durch die Seltenheit der Handlungen und Erscheinungen die Großartigkeit der Ideen anzudeuten. Da er seinen Roman zu einem exemplarischen machen wollte, stellte er die seltsamsten sinnlichen Erlebnisse und seelischen Abenteuer in den konventionellen Rahmen der großen europäischen Erziehungsromane: Ein junger Mensch reist, um an fremden Menschen und in fremden Situationen seinen Geist zu bilden, seinen Charakter zu finden, seine Person zu gestalten. Es ist wohl dieses Schema, das Jakob Wassermann meint, wenn er in seinem ebenso schönen und bedeutenden wie ergreifenden Nachwort anläßlich Hofmannsthals „Andreas" von einem „österreichischen Wilhelm Meister" spricht.

Die Situation in diesen Romankapiteln sind so seltsam, daß es aller Kunst bedarf, um sie gleichzeitig so natürlich erscheinen zu lassen, wie sie uns hier erscheinen. Etwa ein Mann auf der Straße öffnet den Mantel, er trägt darunter nur ein Hemd; ein Graf, der selber die Kücheneinkäufe besorgt; eine Lotterie, deren einziger Gewinn die Jungfernschaft der Grafentochter ist; die Gräfin ist Logenschließerin, der Graf Lichtputzer im Theater; ein Diener, der ein Raubmörder war, er ist entsprungen; kärntner Bauern, die von Ursprung adlig sind; ein Knecht, der die Magd, zu der er schlich, anbindet und vor ihr einen Scheiterhaufen errichtet und ihn anzündet; ein Neffe, der an der Tür des Kaffeehauses vor dem Onkel niederkniet; ein Liebhaber, der nächtlicherweile die Eltern seines Mädchens belauscht, wie sie im Bette zärtlich beieinander liegen, er aber wollte ins Bett seines Mädchens schleichen; ein Mann, der Malteser Sacramozo, dem man sein Eigen, das er auf der Straße verlor, nachträgt, er nimmt es und kehrt sich nach ein paar Schritten um und reicht es hin und sagt, es sei nicht sein Eigen; ein Mädchen, das in einem fremden Hof in einer fremden Stadt durch ein Rebendach nach einem fremden Jüngling langt und verschwindet; und so weiter und weiter. Alle diese als Symbole erdachten, als Symbole gesetzten, wie zufällige Abenteuer erzählten zwiespältigen Szenen führen zum Hauptthema des Romans, zum „Problem des doppelten Ichs", wie Jakob Wassermann schreibt; zum Problem der Entzweiung der Welt, wie man sagen könnte; denn man darf nicht vergessen, die großen romantischen Romane handeln alle von einem großen Zwiespalt, etwa zwischen Natur und Zivilisation oder zwischen Moral und Religion, zwischen Individuum und Gemeinschaft, oder handeln wie alle Bildungsromane von der Entzweiung oder Doppelheit der Person. Der Dualismus, ein romantisches

Element, das in der Moral, in der Philosophie, in der Religion, im Staatswesen überwunden zu sein scheint, macht noch immer die Weltanschauung in vielen modernen Romanen aus.

Die eine Notizensammlung Hofmannsthals beginnt mit dem Aperçu: „Andreas zwei Hälften, die auseinanderklaffen" (S. 109) — oder S. 115: „das Doppelte seiner (des Chevalier) Natur" — S. 110: „der Unterschied zwischen Sein und Erscheinung" — S. 115: „erster Anblick des Maltesers: ein geahnter harmonischer Kontrast zwischen Erscheinung und Geist" und so weiter. Dieser Dualismus ist in den Notizen Hofmannsthals durchgängig. Er äußert sich im ausgeführten Teil als eine Technik der Kontrastwirkungen.

In diesen Notizen, die voll der tiefsinnigsten und geistreichsten Anmerkungen sind und freilich zuweilen auch neben den wahrsten pseudophilosophische Ideen enthalten, spricht Hofmannsthal einmal über Poesie, und diese Worte gelten auch für seine Dichtung. Anläßlich Ariost erklärt Hofmannsthal als Funktion der Poesie: „Die Poesie hat es ganz und gar nicht mit der Natur zu tun. Die Durchdringung der Natur (des Lebens) beim Dichter ist Voraussetzung." Und „Das Unmögliche ist das eigentliche Gebiet der Poesie."

Hier ist aufs Deutlichste jene Scheidung von Natur und Poesie ausgesprochen, die heute in der Vulgär-Literaturkritik gar nicht mehr begriffen wird, da diese annimmt, die dichterische Erfahrung sei mit der Statistik oder der Soziologie oder Photographie verwandt. Diese ganze so törichte und vulgäre Kunstbetrachtung krankt ebensowohl an ihrem Probabilitätsbedürfnis als auch an ihrem überspannten Utilitaritätsverlangen; das Kunstwerk hat weder den Wahrscheinlichkeitsbegriffen verdüsterter Köpfe noch dem Nützlichkeitswahnsinn verrannter Parteitheoretiker zu genügen, wenn es auch einer potentiellen Allgemeingültigkeit bedarf.

Hofmannsthal schreibt: „Das Hohe erkennt man an den Übergängen. Alles Leben ist ein Übergang" und „Poesie als Gegenwart. Das mystische Element der Poesie: Die Überwindung der Zeit" und „Man muß alles nach Vorbildern tun."

Hier sind in abgekürzter Form Aesthetik und praktische Philosophie miteinander verbunden, und Kunst und Leben werden einander gleichgesetzt. Das ist eine spirituelle Weltauffassung, und Hofmannsthal schreibt auch: „Der Geist ist einerlei" und „Die Menschen sind die Leiden und Taten des Geistes" (S. 118) und „Der Geist ist ein Tun."

Diese spirituelle Auffassung formt den Charakter der Prosa Hofmannsthals, und dennoch wird seine Prosa ganz sinnlich, ähnlich wie bei Heinrich Mann, an dessen Antithese „Geist und Tat", Hofmannsthals Definition „Geist ist Tat" („ein Tun") erinnert.

Das symbolische Element gibt dem Romanfragment „Andreas" seine Tiefe, das romantische Element seinen märchenhaften Zauber, der sinnliche Reichtum an Details den Anschein einer großen realen Nähe. Die verborgenen und verschwiegenen Reflexionen blitzen auf wie große Ahnungen wunderbarer Erkenntnisse von Welt und Leben. Durch ungeheure Verkürzungen der Gefühle und Charakteristiken er-

hält alle Schilderung eine unwiderstehliche Bedeutung. Man versinkt in dieser Prosa wie in den Erzählungen Gottfried Kellers, Adalbert Stifters oder Brentanos, man versinkt in eine geträumte Welt, die bedeutungsvoller, geheimnisreicher und kostbarer als die gewöhnliche Welt erscheint.

Es ist kein Zweifel, Jakob Wassermann hat recht, dieses Fragment ist „eins von den unsterblichen deutschen Bruchstücken wie die Schubertsche H-moll-Symphonie, der Büchnersche Lenz und der Ofterdingen des Novalis".

Der Verflossene von Alice Ekert-Rothholz

Laß die Vergangenheit, wo der Flieder wächst!
Genügt es nicht, daß eine Frau dir gehört?
Was gewinnst du, wenn du ihren Verflossenen entdeckst?
Laß ihn ruhn!
Im Schreibtisch. Im Herzen. Dort, wo er nicht stört.

Was nützt denn post festum ein Liebesverhör?
Sie sagt doch nur, dein Vorgänger war ein Malheur!
„...Laß doch, gegen dich war der Junge ein armer Schatten!
Und er trug immer so alberne Pünktchenkrawatten!"
Sie lacht... Und du stimmst begeistert ein.
Ihr lacht den Verflossenen kurz und klein...
Er ist ein Schatten —
Ein Schatten mit Pünktchenkrawatte. Ganz ohne Glorienschein.

Sind nun deine Eifersüchte tot?
I wo! Jetzt fragst du die Margarine vom Butterbrot!
Doch jede Vergangenheit ist ein feindliches Drahtverhau...
Der Verflossene interessiert dich jetzt mehr als die Frau.
Einmal... einmal war dieser Kerl doch ihr Held!
Und jeder Mann schenkt der Frau ein paar Herzschläge lang seine Welt.
Diese fremde Welt... umgeben von Schweigemauern und Riesenlatten.
Man kennt bestenfalls den Heuschnupfen und den Lieblingsverein...
War der fremde Verflossene für die Frau nur ein Schatten?
Er war ein Mensch! Mit Pünktchenkrawatte. Nicht ohne Glorienschein.

Von jetzt ab seid Ihr immer zu dritt!
Der Verflossene tanzt überall mit euch mit.
Lebt mit euch als selbsttätiges Ärgernis.
Er sitzt bei euch am Tisch... stänkert... grinst ungewiß...
Er und ein Schatten? Mein Lieber, du bist ein Schatten!
Jener ist: ein Heiliger mit Pünktchenkrawatten.
Denn allmählich vergoldet ihn deine Dame.
Seine Abwesenheit macht ihm Gefühlsreklame...
Er schlief im Schreibtisch. Farblos... gesichtlos... staubbedeckt...
Du selbst hast ihn zu furchtbarem Leben erweckt!
Der Verflossene läßt euch nicht mehr allein.
Ein liebes, altes Gespenst!
Ein Gespenst mit Pünktchenkrawatte und Glorienschein...

Laß die Vergangenheit wie einen Regenschirm stehn!
Und bleib mit der Frau, die du liebst, allein...
Wehe, wenn die Verflossenen auferstehn!
Sie werden zu Siegern.
Mit Pünktchenkrawatte und Heiligenschein.

Das Experiment RGO von K. L. Gerstorff

Wir stehen vor einer Reihe von Betriebsratswahlen, die für die deutsche Arbeiterbewegung von erheblicher Bedeutung sein können. Da seit dem Krieg der Spalt durch die gesamte deutsche Arbeiterbewegung ging, so sind auch die Freien Gewerkschaften davon natürlich in erheblicher Weise tangiert worden. Die Kommunisten haben zunächst in den Gewerkschaften, wie überhaupt in der Massenorganisation der Arbeiterschaft, die Taktik verfolgt, oppositionelle Gruppen aufzuziehen; und sie sind grade bei den Gewerkschaften damit recht gut gefahren. Es ist noch nicht so lange her, da vermochten zum Beispiel im Metallarbeiterverband die Kommunisten ein Drittel der Delegierten zu stellen.

Die kommunistische Taktik entsprach damals den Richtlinien, die Lenin in seinem berühmten Buch „Der Radikalismus, die Kinderkrankheit des Kommunismus" aufgestellt hatte. Ungefähr am Beginn der Weltwirtschaftskrise brachen die Kommunisten, in völliger Verkennung der politischen Lage und eignen Stärke, mit dieser Taktik. Sie zwangen bei Betriebsratswahlen ihre Mitglieder, nicht mehr auf gemeinsamen Gewerkschaftslisten zu kandidieren sondern eigne rote Betriebsratslisten aufzustellen. Es war selbstverständlich, daß die Gewerkschaftsbureaukratie aufs schärfste reagierte; sie stellte die kommunistischen Funktionäre sofort vor die Entscheidung: entweder ihr kandidiert auf Gewerkschaftslisten oder gegen die Gewerkschaftslisten, tut ihr das Letztere, so werdet ihr ausgeschlossen.

Auf diese Weise wurde die Elite der kommunistischen Funktionäre aus den Gewerkschaften geworfen. Wenn aber die kommunistische Partei geglaubt hatte, daß sich daraus eine Massenbewegung zugunsten der Ausgeschlossenen ergeben würde, so sah sie sich schmählich getäuscht. Auch früher hatte die Gewerkschaftsbureaukratie vielfach unter direktem Bruch der Statuten Kommunisten ausgeschlossen. Aber wenn sie es nur aus politischen Gründen tun und ihr Vorgehen in keiner Weise organisatorisch begründen konnte, dann hatten sich vielerorts Hunderte und Tausende von freigewerkschaftlich Organisierten mit den Ausgeschlossenen solidarisiert und deren Wiederaufnahme in die Verbände erzwungen.

Bei der neuen Sachlage aber boten die Kommunisten der reformistischen Leitung einen bequemen Ausschließungsgrund gradezu auf dem Präsentierteller dar. Die schloß die Kommunisten mit der Begründung aus, daß sie Spalter seien, die durch eigne Betriebsratslisten die Einheit der Gewerkschaftsbewegung sprengen, und diese Motivierung bewirkte, daß sich hinter die ausgeschlossenen Kommunisten nirgendswo größere Arbeitermassen stellten. Durch diese rote Betriebsratstaktik haben sich daher die Kommunisten von den breiten Massen der Arbeiterschaft auch in den Betrieben immer stärker isoliert. Aber die politische Entwicklung hat ihre immanente Logik.

Die Kommunisten mußten die Funktionäre, die infolge der ultralinken Taktik die gewerkschaftliche Basis verloren hatten,

wieder zusammenfassen. Sie taten das in der RGO (Rote Gewerkschaftsopposition), und erweckten damit in ihrer Einflußsphäre die unglaublichsten Illusionen. Die Sozialdemokratie wäre nicht mehr nur reformistisch, sie wäre bereits sozialfascistisch. Die Gewerkschaften würden immer mehr zu Streikbruchorganisationen werden, und die RGO hätte die Aufgabe, alle revolutionären Arbeiter zu sammeln, auch die großen Massen der bisher gewerkschaftlich Unorganisierten.

Von ihnen behaupteten die Kommunisten damals, daß sie zum Teil radikaler und revolutionärer wären als die Organisierten und nur wegen der streikbrecherischen Neigungen der Gewerkschaften diesen fern blieben.

Die RGO besteht schon seit einigen Jahren, und wir können daher nachprüfen, inwieweit die Hoffnungen der KPD der Wirklichkeit entsprechen. Auf dem letzten Bezirksparteitage der KPD hat man die neuesten Mitgliederzahlen über die Gesamtstärke der RGO in Berlin und im Reich angegeben:

	Berlin	im Reich insgesamt
Metall	28 000	78 000
Bau	9 800	42 000
Gemeinde, Verkehr, Hafen, Wasser	15 200	42 000
Post und Staat	950	6 500
Chemie	700	8 000
Holz	5 500	12 000
Textil	800	10 800
Graphik	1 800	6 500
Eisenbahn	2 600	15 000
Nahrungs- und Genußmittel	6 200	17 200
Leder	150	2 500
Handel	5 800	16 700
Banken	900	2 800
Film, Bühne, Musik	850	3 500
Land	150	4 500
Bergbau	—	4 500
insgesamt	79 350	322 000

Das Ergebnis der vierjährigen Tätigkeit ist ein völlig katastrophales. In der RGO sind heute nicht einmal 10 Prozent der in den freien Gewerkschaften organisierten Arbeiter. Aber auch diese Zahlen sind noch zu günstig. Die ‚Rote Fahne' hat sicherlich eher nach oben als nach unten abgerundet, und jeder Kenner der RGO weiß, daß Zehntausende von Mitgliedern noch geführt werden, die längst keine Beiträge mehr bezahlen, weiß weiter, daß mehr als 80 Prozent arbeitslos sind. Wenn in der RGO noch 40 000 Betriebsarbeiter sind, dann dürfte das eher zu hoch als zu niedrig gegriffen sein. Es ist selbstverständlich, daß diese Zahl viel zu gering ist, um größere Streikaktionen der Arbeiterschaft möglich zu machen, und wo die RGO, von den Gewerkschaften isoliert, Streiks vom Zaune gebrochen hat, ist sie denn auch kläglich gescheitert.

Wenn heute vielfach Betriebsarbeiter, obwohl sie innerlich mit der Sozialdemokratie und ihrer Politik längst gebrochen haben, doch der sozialdemokratischen Parole folgen, so ist es nicht zuletzt diese absolut ultralinke kommunistische Gewerk-

schaftspolitik, die in vielen Arbeitern den kommunistischen Gedanken selbst diskreditiert hat. Am deutlichsten, am plastischsten aber trat die Verkehrtheit der RGO-Politik beim berliner Verkehrsarbeiterstreik hervor. Eine schonungslose Analyse dieser Mißstände ist notwendig, um die politischen Konsequenzen in Zukunft zu ziehen.

Die BVG war einmal eine kommunistische Hochburg. Als die Kommunisten noch auf den allgemeinen Gewerkschaftslisten kandidierten, bekamen sie die absolute Majorität der abgegebenen Stimmen, circa doppelt so viel wie die Sozialdemokraten auf der freigewerkschaftlichen Liste. Als aber bei der BVG wie überall die Kommunisten von ihren Funktionären verlangten, daß sie gegen die Gewerkschaftslisten auf eignen Listen kandidierten, änderte sich bald das Bild, und bei der zweiten Wahl unter diesem neuen Modus eroberte die freigewerkschaftliche Liste, die nur noch aus Sozialdemokraten bestand, die absolute Majorität der Stimmen, während die Kommunisten viele Tausende verloren. Es war selbstverständlich, daß die Gewerkschaftsbureaukraten die Gelegenheit benutzten, um auch den Funktionärkörper möglichst kommunistenrein, möglichst frei von allen revolutionären oppositionellen Elementen zu halten. Beim Verkehrsarbeiterstreik konnte man die Rückwirkung der falschen kommunistischen Taktik mit aller Deutlichkeit feststellen. Zur Überraschung der Bureaukratie hatten sich mehr als 80 Prozent der Abstimmenden für den Streik erklärt. Sie gab widerwillig dem Massendruck von unten nach. Der Schiedsspruch wurde daher von den Gewerkschaften abgelehnt; er wurde sofort für verbindlich erklärt. Und was geschah weiter?

Am selben Tage, an dem in Berlin der Verkehr völlig stockte, an dem nicht nur die gesamte Arbeiterschaft sondern die weitesten bürgerlichen Kreise mit den streikenden Arbeitern sich solidarisierten, an diesem Tage fand eine Funktionärsitzung des Gesamtverbandes statt. In dieser wurde nicht einmal die Frage zur Diskussion gestellt, ob man gegen einen verbindlich erklärten Schiedsspruch streiken kann, sondern es wurde mit 400 gegen 3 Stimmen der Verbandsführung das Vertrauen ausgesprochen und der Beschluß zur Wiederaufnahme der Arbeit gefaßt. Der Streik ging kaputt, Tausende von Verkehrsarbeitern wurden gemaßregelt, und natürlich versuchte man, die Betriebe möglichst von kommunistischen Elementen zu säubern.

Wenn die Kommunisten jedoch weiter Mitglieder geblieben wären, wenn sie bei der BVG die absolute Majorität behalten hätten, wenn im Funktionärkörper der kommunistische Einfluß auch nur annähernd so groß gewesen wäre wie im Betrieb, dann wäre die entscheidende Sitzung der Funktionäre, die zum Abbruch des Streiks führte, anders verlaufen. Dann wäre der Verkehrsarbeiterstreik nicht abgebrochen sondern zum siegreichen Ende geführt worden.

Die Konsequenzen aus der gesamten Entwicklung der RGO sind klar. Die Freien Gewerkschaften sind noch heute die stärkste und mächtigste Organisation der deutschen Ar-

beiterklasse. Von hier und grade von hier kann eine Gesundung, kann eine Aktivierung der Arbeiter kommen. Sie wird aber nur dann erfolgen, wenn die KPD nicht nur halbe Wendungen macht sondern ganze, wenn sie die RGO liquidiert und im Bund mit allen revolutionären linken Elementen innerhalb der Gewerkschaften die Opposition organisiert. Die oppositionellen Strömungen bei den Gewerkschaftsmitgliedern sind sehr beträchtlich. Es gilt nur, sie unter richtigen Parolen zu sammeln.

Wochenschau des Rückschritts

— In Preußen, Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin und Thüringen wurde ein Demonstrationsverbot für die kommunistische Partei und alle ihr angeschlossenen Organisationen erlassen. Die für Sonntag, den 5. Februar, angesetzte Demonstration der berliner SPD im Lustgarten wurde verboten, weil am gleichen Tage das Staatsbegräbnis für den nach dem Fackelzug vor dem Reichspräsidenten und dem Reichskanzler erschossenen Schupo und für den bei der gleichen Gelegenheit erschossenen SA-Führer Maikowski stattfand; Maikowski hat am 9. Dezember 1931 den Kommunisten Lange angeblich in Notwehr erschossen, war geflüchtet, nach längerer Zeit verhaftet und dann aus der Untersuchungshaft entlassen worden.

— Der ‚Vorwärts' wurde wegen angeblichen Hochverrats auf drei Tage verboten. Wegen Vorbereitung eines gewaltsamen Umsturzes wurden das ‚Ruhr-Echo', die niederrheinische ‚Freiheit', die ‚Bergische Arbeiterstimme', die ‚Bergische Volksstimme' auf vier Wochen verboten; die ‚Süddeutsche Arbeiterzeitung' auf eine Woche; beschlagnahmt wurden einzelne Nummern der ‚Roten Fahne', der ‚Sächsischen Arbeiterzeitung' und des ‚Echos des Ostens'; zwei Nummern der ‚Wiener Roten Fahne' wurden wegen ihrer Angriffe gegen das Kabinett Hitler beschlagnahmt.

— Das Karl-Liebknecht-Haus und andre Räume kommunistischer Organisationen wurden durchsucht.

— Der Ortspolizeiverwalter von Hamborn und einige Landjäger, die bei einem Zusammenstoß mit Nationalsozialisten auf diese geschossen hatten, wurden auf Anordnung des kommissarischen preußischen Innenministers Göring bis zur Klärung der Angelegenheit von ihren Ämtern suspendiert.

— Auf Ersuchen des neuen Arbeitsministers Seldte mußte der Staatssekretär Grieser aus dem Reichsarbeitsministerium sofort seinen Abschied nehmen.

— Nach einem Theaterskandal in Elbing wurden die weiteren Aufführungen des Stückes von Alfred Herzog „Krach um Leutnant Blumenthal" abgesetzt.

— Eine berliner Kundgebung der Liga für Menschenrechte gegen die Kulturreaktion wurde verboten, weil „Andersdenkende an den zu erwartenden Reden Anstoß nehmen könnten und somit Gewalttätigkeiten zu befürchten seien."

— Eine Veranstaltung der prager Liga für Menschenrechte über die politische Justiz wurde „aus Gründen der Bedrohung des öffentlichen Wohls" polizeilich verboten.

— Der kommunistische Reichstagsabgeordnete Koenen wurde nach einer in Wien gehaltenen Rede verhaftet und aus Oesterreich ausgewiesen.

Wochenschau des Fortschritts

— Gestrichen.

Bemerkungen

Vorweggenommene Geschichtsfälschung

Die Wissenschaft der Geschichtsschreibung beruht auf dem schlechten Gedächtnis der Menschen. Fragen Sie heute einen Fünfunddreißigjährigen nach dem Krieg oder den Spartakusaufständen oder der Inflation — er hat keine Ahnung mehr. Das Erinnerungsbild weist Übertreibungen nach oben oder unten auf, in jedem Fall aber mehr Lücken als Füllungen. Eine verschwommene Materialisationsphoto von Trommelfeuer oder Brotkartenelend ist zurückgeblieben, die von Jahr zu Jahr blasser wird. Auf Grund dieser glücklichen Veranlagung des Menschengeschlechtes ist es möglich, die größten Dummheiten und die größten Verbrechen im Lauf einer einzigen Generation zu wiederholen.

Photographie lügt nie, sagt das Sprichwort. Mit Hilfe der modernen Technik muß es, sollte man meinen, möglich sein, der künftigen Geschichtsschreibung unwiderlegbares Material zu liefern. Mindestens das, was gestern und heute geschieht, sei nicht zu fälschen. Weit gefehlt. Von den parteiischen und parteilosen Zeitungen abgesehen und abgesehen von allen Fälschungen, die durch Weglassen entstehen, betrachte man etwa einmal eine großaufgemachte Schlußseite der verbreitetsten deutschen Bilderzeitung. Die obere Hälfte ist von der Photographie einer Zeichnung eingenommen, bei der es sich nicht um ein Kunstwerk handelt sondern um den heute so beliebten Griff ins volle Menschenleben. „Was ich heute in der Stadtbahn erlebte: Stellungslose Artisten zeigen ihre Künste." Dargestellt ist ein wohlgenährter Athlet, dessen Not Eisen bricht oder wenigstens biegt. Um ihn geschart das Publikum eines III. Klasse-Abteils, das aus den Bänken fällt, um nur ja nichts von den Darbietungen zu versäumen. Die Leute hinten springen auf, die Frauen hört man förmlich schreien vor Begeisterung, die Männer vergessen das Aussteigen. Aha, denkt sich der Leser künftiger Zeiten, so war das also — der unentwegte deutsche Arbeitsoptimismus fand eben noch in höchster Not Ausweg, Anerkennung, Lohn. Und dieser Zukunftsleser wird nie erfahren, daß solche Darbietungen täglich erfolgt sind, daß kein Stadtbahnpassagier deswegen den Blick von der Zeitung hob, daß die Masse der Heimfahrenden bei solchen Gelegenheiten in dumpfer Feindseligkeit erstarrte und höchstens, um die gestörte Ruhe wieder herzustellen, in seltenen Fällen ein paar Pfennige lockerte. Gott mag wissen, woher der Zeichner seine Rosenbrille bezogen hat.

Weiter unten ist auf der gleichen Seite, diesmal wirklich photographiert, die Telephonistin zu sehen, „die sich vor zwei Monaten vom berliner Funkturm aus einer Höhe von 75 Metern herabstürzte. Sie erlitt einen Schädelbruch, einen Bruch der Halswirbelsäule und mehrere Knochenbrüche, und wird jetzt, völlig wiederhergestellt, in den nächsten Tagen aus dem Krankenhaus entlassen." Wunderbare Heilung, steht darüber. Aha, denkt sich der Leser in Gegenwart und Zukunft, wie haben wir es herrlich weit gebracht! Die Chirurgie auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung, keine Aufgabe ist ihr zu schwer. Glücklich das Opfer, an dem ihre Leistungsfähigkeit demonstriert werden konnte. Leider verschweigt die Unterschrift die Geschichte der dargestellten Telephonistin, die als einzige Verdienende ihrer insgesamt arbeitslosen Familie einem Abbau von Arbeitszeit und Gehalt um fünfundzwanzig Prozent entgegensah und nicht wußte, wie sie mit den restlichen achtundsechzig Mark monatlich weiter vier Personen erhalten sollte. Sie rechnete und dachte solange nach, bis ihre Nerven rissen und sie den Tod suchte. Davon erzählt die Zeitschrift nichts, und auch nichts von den

Wochen, in denen das Mädchen bewußtlos lag und ihre Lippen unaufhörlich das Hallo, wer dort? formten, das der Inhalt ihres Lebens war.

Wir wissen nicht, was um uns geschieht, nicht einmal, was in uns geschieht. Wie sollen wir wissen, was geschehen ist? Die Möglichkeiten, wenigstens Tatsachen eindeutig festzuhalten, werden mißachtet und verfälscht. Und es gibt doch wenigstens nach der negativen Seite noch genug Dinge, die eindeutig sind! *Hans Glenk*

Moskau über Sauerland

Zuweilen geht sogar in diesen Zeiten noch ein Wunsch in Erfüllung. In der Nummer 39 des vorigen Jahrganges drückte ich, aus Anlaß der Besprechung von Kurt Sauerlands „Dialektischem Materialismus", die Hoffnung aus, es möge sich bei den Kommunisten jemand finden, der den Verfasser in seine Schranken weist. Es hat sich jemand gefunden: Julius Alpari zieht in drei Nummern der ‚Imprekorr', der ‚Internationalen Presse-Korrespondenz', gegen Sauerlands Machwerk zu Felde und zerfetzt das Buch nach allen Regeln der Kunst. Alpari ist kein Irgendwer und die ‚Imprekorr' nicht irgendein Parteiblatt. Wenn der Fraktionsführer der ungarischen Kommunisten in dem amtlichen Organ der Komintern grundsätzliche Auslassungen veröffentlicht, dann geschieht das nicht nur nicht gegen den Willen Moskaus sondern, man kann wohl sagen: gradezu auf Wunsch der obersten Parteiführung.

Zugegeben: Der Standpunkt, von dem aus Alpari Sauerland absticht, ist ein andrer als der, den wir hier einnahmen. Alpari will den Marxismus vor einem falschen Propheten retten, in der ‚Weltbühne' sollte an dem Beispiel Sauerland demonstriert werden, wohin eine Theorie geraten kann, der mit aller Gewalt das frische Blut schöpferischen Neudenkens vorenthalten wird. Doch darauf kommt es in diesem Zusammenhang gar nicht an. Wichtig ist die Tatsache an sich, wichtig nicht nur aus einem Grunde.

Dem Leiter einer ernsthaften, oft sehr informativen, kommunistischen Zeitschrift, des ‚Roten Aufbaus', einem Manne also, der einen verantwortungsvollen Posten innehat, wird auf siebzehn enggedruckten Quartseiten nachgewiesen, daß sein Buch „nicht nur ein literarischer" sondern „auch ein politischer Skandal" ist, und zwar grade deswegen, weil der also Kritisierte alle theoretischen Bemühungen deutscher Sozialisten — damit auch die der Luxemburg, Liebknecht, Franz Mehring, und natürlich nicht weniger die antirevisionistischen Vorkriegsschriften jener Sozialdemokraten, die inzwischen ihre Position erheblich nach rechts verlegt haben — in Bausch und Bogen als unmarxistisch verwirft und die Verfechter dieser Ansichten gröblich beschimpft. Die Zurückweisung dieser Tatsachenverfälschungen und Beschimpfungen ist ein bemerkenswertes Symptom. Wenn Alpari den Tatbestand richtigstellt und konkret belegt, daß der Verrat der SPD am Sozialismus nicht, wie Sauerland kühn behauptet, schon vor 1914, ja schon gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts vollzogen war sondern erst mit dem 4. August 1914 begann, so muß uns daran etwas andres weit wichtiger sein als das Bemühen Alparis, die historische Wahrheit zu Ehren kommen zu lassen und die Angepöbelten gegen unberechtigte Anwürfe in Schutz zu nehmen. Es soll gewiß nicht ein Sinn in Worte hineingelesen werden, der nicht in ihnen steckt, aber wer schärfer hinhört, wird merken, daß Alpari einen bedeutungsvollen Vorstoß in einer ganz bestimmten Richtung unternimmt. Indem er — was er, gemessen an der bisherigen Taktik der Kommunisten, doch gar nicht nötig hätte — den antirevisionistischen Sozialdemokraten Gerechtigkeit widerfahren läßt, zeigt er, daß es eine Möglichkeit zur Zusammenarbeit zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten gibt — wenn nämlich die Sozialdemokratie wieder auf die Linie der Vorkriegshaltung ihrer da-

mals besten Köpfe zurückfindet und wenn die Kommunisten endlich aufhören, wertvolles Porzellan zu zertöppern. Sauerland hat eine ganze Menge solchen Porzellans zerschlagen, als er seine wilde Attacke ritt, die kommunistenfeindlichen Sozialdemokraten gradezu das Stichwort liefern mußte für den Beweis ihrer Behauptungen, daß der Kommunismus nicht das geringste gemein habe mit dem, was die Sozialdemokratie vor 1914 getrieben und gelehrt habe. Alpari unterzieht sich dankenswerterweise dem schwierigen Geschäft, das Porzellan wieder zu kitten, indem er Sauerland gehörig übers Maul fährt. „Leeres Geschwätz", „Ignoranz", „Verleumdung", das sind so die Ausdrücke, mit denen er unsern Dogmatiker abkanzelt. Da Schadenfreude die reinste Freude ist, scheue ich mich nicht zu bekennen, daß ich Herrn Sauerland die Gardinenpredigt aus Moskau von ganzem Herzen gönne.

Und noch in einer andern Hinsicht bietet Alparis Offensive in der ‚Imprekorr' Anlaß zur Freude, zeigt sie doch, daß die Kominternleitung nicht gewillt ist, auf ihren theoretischen Lorbeern auszuruhen und alles gutzuheißen, was ihre hoffnungsvollen Sprößlinge in dieser Richtung verzapfen. Die Selbstkritik, die in Rußland ständig an den Fehlern im Aufbau der russischen Wirtschaft geübt wird, wirkt sich hier auch auf die Theorie aus, und das ist gut so. Denn mit dem starren Festhalten am leblosen Dogma kommen wir noch sonstwohin, nur nicht an das sozialistische Endziel. Sauerlands Zurechtweisung durch Alpari läßt die Hoffnung nicht unberechtigt erscheinen, daß man über kurz oder lang doch einmal den Mut finden wird, das geistige Rüstzeug des landläufigen Sozialismus einer grundlegenden Revision zu unterziehen.

Um nicht in eine falsche Nachbarschaft zu geraten: so schief Herr Goebbels liegt, wenn er in seinem Blatt die selbstkritischen Notizen russischer Regierungsorgane in Zeichen für den bevorstehenden Zusammenbruch des sozialistischen Aufbaus umdichtet, so schief liegt Otto Straßer, wenn er des Glaubens ist, das Feuer, in dem Alpari Sauerlands Schmöcker verbrennt, werde das metaphysische Süppchen der ‚Schwarzen Front' zum Kochen bringen.

Walther Karsch

Polnische Meinungsfabriken

Seit Jahren durchtobt den jungen polnischen Staat ein erbitterter Kampf zwischen der Militärkamarilla und der Schwerindustrie, die sich in Opposition zur Regierung befindet. Am deutlichsten zeichnet sich dieser Kampf in den führenden polnischen Blättern ab. Genau wie die Schwerindustrie, die sich um den Trust „Lewiathan" gruppiert, mit den Großagrariern verfeindet ist, kämpft der Pressekonzern von Korfanty mit den Pressekonzernen ‚Prasa Polska' und ‚Kurjer Codzienny'. Der ‚Kurjer Codzienny' hat sich von einem kleinen galizischen Provinzblättchen, das früher die österreichischen Behörden nicht oft genug seiner Ergebenheit versichern konnte, zu der größten polnischen Tageszeitung entwickelt. Das Blatt, dessen Konzern sich mit dem Scherl-Konzern messen könnte, ist heute die reaktionärste und patriotischste Zeitung Polens. Aber, um zur Macht zu gelangen, braucht man Geld. Die polnische Regierung, die ihre eignen Organe besitzt (‚Gazeta Polska', ‚Polska Zbrojna') kann nur geringe Subventionen geben, und der ‚Kurjer Codzienny' braucht sehr viel Geld. Er errichtet ein großes Verlagsgebäude und gibt ständig neue Zeitschriften mit großen Auflagenziffern heraus. Nur die Schwerindustrie besitzt in Polen noch Kapital. Aber der ‚Kurjer' kämpft gegen den „Lewiathan", der wiederum Herrn Pilsudski treu ergeben ist. Er kämpft also dafür, daß die Ausfuhrzölle für die Produkte der Schwerindustrie erhöht, die für die Ausfuhr von Getreide dagegen gesenkt werden. Trotz allem bietet der ‚Kurjer' der

schlesischen Industrie seine Aktienpakete zum Kauf an. Aber die schlesische Industrie hat auch ihre eignen Organe: den Korfanty-Konzern ‚Polonia', und die ganze nationaldemokratische Presse, ‚Gazeta Warszawska' und ‚Kurjer Warszawski'. Zwischen diesen Blättern und dem ‚Kurjer Codzienny' beginnt nun ein erbitterter Kampf um die Subventionen der Schwerindustrie. Auf nationaldemokratischer Seite kämpft Adolf Nowaczynski, der beste polnische Feuilletonist. Er hat die Aufgabe, die größten Skandal- und Korruptionsaffären, sofern sie nicht grade im eignen Lager passieren, ans Tageslicht zu zerren.

Der ‚Kurjer' wuchs und wuchs. Er kaufte kleine Provinzzeitungen auf. Die tägliche Auflage stieg von fünfzehntausend auf zweihunderttausend. In Warschau saß die Konkurrenz: ‚Prasa Polska'. Diese beherrschte die Hauptstadt, begann nun aber den ‚Kurjer Codzienny' aus der Provinz zu verdrängen. Die ‚Prasa Polska' war billiger und ein ausgesprochenes Revolverblatt. Der ‚Kurjer' beschloß, sich der unbequemen warschauer Konkurrenz zu entledigen. Aber wieder fehlte es ihm an Geld. Zum Glück gibt es in Polen noch deutsche Industrieunternehmungen. So die Hütten „Laura", „Frieden", einen Teil der „Königshütte", „Bismarckhütte", all das befindet sich in deutschen Händen.

Der ‚Kurjer' verlangte von den deutschen Hüttenbesitzern eine Subvention in Höhe von 160 000 Zloty monatlich. Die Deutschen lehnten ab. Da setzte im ‚Kurjer Codzienny' ein Kampf gegen alles ein, was in Polen deutsch ist. Etwas später ging die tüchtige Verlagsdirektion sogar dazu über, den Deutschen ein Ultimatum zu stellen. Die deutschen Industriellen subventionieren jedoch die kattowitzer ‚Polonia', womit Korfanty nolens volens die angegriffenen Deutschen verteidigen mußte. Die ‚Polonia' brachte die ganze Angelegenheit ans Tageslicht und zweihunderttausend Leser des ‚Kurjer Codzienny' erfuhren, aus welchem Grunde eigentlich die Deutschen den ehemaligen Kreuzrittern gleichzusetzen sind und als solche ausgerottet werden müssen. Den Ausklang dieser Angelegenheit stellte eine Gerichtsverhandlung dar, die sich allmählich in einen Skandal verwandelte. Korfanty bot den Wahrheitsbeweis an: Briefe mit Drohungen des ‚Kurjer', Dokumente und Telegramme. Es zeigte sich, daß der ‚Kurjer' aus dem gleichen Grunde einen erbitterten Kampf mit den Tschechen führt. Bata und die Skodawerke wollten nicht zahlen, und sofort wurden die Tschechen Erbfeinde des polnischen Volkes und die Fabrikate Batas und Skodas ein Schund sondergleichen.

Nach diesen Skandalaffären begannen die Leute auf einmal, die Regierungspresse zu lesen und aufmerksam zu verfolgen. Adolf Nowaczynski, der antisemitische Oberosaf Polens, vergaß nicht mitzuteilen, daß der ‚Kurjer' mit jüdischem Gelde antisemitische Propaganda treibt, und daß in Krakau alles von A bis Z korrupt ist.

Tadäus Tarowski

Beschwerden

Bei den angepriesenen Büchern dieses Jahres wurde ein allerbestes vergessen: „Deutscher Geist in Gefahr" von Ernst Robert Curtius (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart; brosch. 2,25; geb. 3,50). Ist es der Titel, welcher schreckt? Und trifft er vielleicht nicht zu? Umfaßt er nicht die wahre allwichtige heutige Beschwerde?

*

„Maria Theresia" von Carl Burckhardt (Colemanns kleine Biographien; 0,60). In fünfzig Seiten ein Dokument wunderbaren Wissens und Könnens. In fünfzig Seiten ein Bild, das in uns haften bleibt. In fünfzig Seiten lebt hier nicht nur diese große Frau sondern auch als ein reicher, weit ausladender Rahmen, ihre Zeit, was sie in ihrem Schoße hielt und was die eminent politische Kaiserin unbeirrbaren Blickes voraussah.

*

Walter Bauer: „Die notwendige Reise“ (Bruno Cassirer Verlag, Berlin; geh. 3,80, geb. 4,80).

Vielleicht der Beste unter den Jungen, insofern er kraft seiner Zielbewußtheit, seiner stark dichterischen Sprache berufen wäre, die Massen hinzureißen, anders als gewisse „Führer“, die nur mit hohlen Schlagworten die arme Jugend verführen und den vernünftigen Zeitgenossen beelenden.

Ich zitiere aus Walter Bauers fürwahr „Notwendiger Reise“. Auch seine Parole ist: Siedlungen.

„Meine Augen öffneten sich, ich erkannte das leidbedeckte Gesicht der Masse, die von allen gebraucht und verraten wird.“

„Niemals gab es eine Losung, die es rechtfertigte, die Erde durch die Schande des Krieges zu verfinstern.“

„Die Menschen dürfen ermatten, der Dichter dieser Zeit darf es nicht.“

„Der Zufall ist geil nach manchen Menschen, er freut sich der Beute lebendiger Herzen.“

„Es ist ja keine erfundene Geschichte, die mich bedrängt, sondern eine wirkliche, und das Leben verstreut die Steigerungen wahllos über die Ebene des Tags.“

„Wir müssen, ehe wir uns sprechen — so sehr ich mich danach sehne —, die Münder der Geschütze zu Boden senken, damit sie nie mehr menschliche Worte übertönen.“

Annette Kolb

Münchener Kammerspiele

Die münchener Öffentlichkeit wird durch die Aussicht, die Kammerspiele im Schauspielhaus zu verlieren, in schmerzlicher Erregung gehalten. Schon seit einigen Monaten wird über das Schicksal dieses einzigen künstlerischen Theaters in München hinter verschlossenen Türen verhandelt. Die starke Verschuldung von 400 000 Mark, davon 70 000 Mark an Schauspieler, Arbeiter und Angestellte, hat bisher die Aussicht, mit den Gläubigern einen Vergleich zu schließen, illusorisch gemacht, obwohl das technische und künstlerische Personal den stärksten Opfersinn gezeigt hat und auf den größten Teil seiner Gagen und Gehälter zu verzichten bereit war. Bei dem starken Defizit im Haushalt der Stadt München ist es dieser nicht möglich, die Gläubiger abzufinden oder den Kammerspielen eine Subvention zu gewähren, wiewohl im Stadtrat von links bis rechts die einmütige Absicht herrscht zu helfen. Private Geldgeber wären zwar gewillt, dies Helferamt zu übernehmen, jedoch nicht vor Ablösung sämtlicher Schulden.

Wenn auch eine Prophezeiung, wie das Theater aus der Krise herauskommen wird, zwecklos wäre, so kann doch die Auskunft erteilt werden, wie es in sie hineingekommen ist. Die künstlerischen Leiter dieses Theaters haben es sich nie so bequem gemacht, ein Ausstattungs- und Unterhaltungstheater zu führen, um damit den Behörden, dem Publikum und der Kritik zu gefallen; die Hauptgründe, weshalb es jetzt vor Toresschluß steht. Oftmals hat es sich gefallen lassen müssen, daß die Polizeibehörde ihm Aufführungen untersagte, noch öfter, daß die münchener Kritik es mit dem Schreckensruf „Kulturbolschewismus“ beim Publikum anschwärzte. Doch diese reut jetzt ihre Haltung, und dieselben Kritiker der Rechtspresse, die oft leichtfertig genug waren, den Münchnern durch ihre neusten und ach so veralteten Nachrichten über anstößige Aufführungen von Zeitstücken den Theaterbesuch zu verleiden, fühlen jetzt das schlechte Gewissen, und sie schreiben eifrige Artikel zur Erhaltung des Theaters, das sie durch manche Kritik geschädigt haben.

Niemals hat die Kritik, indem sie zwischen der Schauspielkunst von Falckenbergs Ensemble und dem Komödiantentum des Staatstheaters künstlerisch unterschieden hätte, den Kammerspielen den verdienten Vorrang gegeben, denn das Staatstheater vertrat ja die gleichen Kulturinteressen wie-

die Zeitungen, und so war man stillschweigend verpflichtet, unreinen Mund zu halten.

In den Kammerspielen wurde in bewußtem Gegensatz zu den Dekorationsmanövern Reinhardts, dem die Dichtung nur noch Vorwand zur Entfaltung seiner Sommernachtsträume ist, Theater gespielt; hier hatte Otto Falckenberg eine Ensemblekunst geschaffen, in der kein unreiner Sprachton geduldet wurde und die kleinste Chargè eine ebenso liebevolle Behandlung und strenge Durchführung erfuhr wie die große Charakterrolle; hier half schon von jeher die Einsicht in den lebendigen Zusammenhang von Theater und Zeit zu dem Entschluß, Dramatiker wie Wedekind, Billinger, Brecht, Lampel, teilweise in Erstaufführungen, zu spielen (Brechts „Heilige Johanna der Schlachthöfe" wurde von der Polizeibehörde zur Aufführung nicht freigegeben). Hier wurde das Zeittheater im edelsten Sinne erfüllt als Theater gegen die Zeit, und das Gesicht des Theaters enthüllte das Gesicht unter der Maske, die die Zeit sich vorhielt. Weil das Theater es wagte, in der Entscheidung künstlerischer Fragen polizei- und pressepolitische Gesichtspunkte zu vernachlässigen, weil es wagte, die wenigen Zeitdichter zu ihrem Wort kommen zu lassen, und neben Shakespeare Brecht zu spielen, deshalb wurde diese Kulturbühne von der Kritik mit dem Odium der Kulturlosigkeit behängt und als Bolschewistenzelle gebrandmarkt. Und das Publikum lieh bereitwillig diesen Einflüsterungen sein Ohr.

Die Presse hat sich spät, vielleicht zu spät, besonnen und erschreckt durch die Nachricht, daß die seit zwanzig Jahren wirkenden Kammerspiele untergehen sollen, über die Aufführung der „Ratten" so begeisterte Lobreden losgelassen, daß seitdem jede Abendvorstellung ausverkauft war. Sollte das Theater geschlossen werden müssen, so werden die münchener Kritik und das münchener Publikum die Schande nicht los, ein Kulturtheater dem Untergang preisgegeben zu haben. München aber ist ohne diese Theaterkunststätte keine Theaterkunststadt mehr.

Walter Grohmann

Ein wahres Wort

In der ‚Frankfurter Zeitung' vom 26. Januar beginnt das Schreiben, mit dem sich der kommissarische preußische Kultusminister Kaehler für Poelzigs Verbleiben im Amt des Leiters der Vereinigten Staatsschulen einsetzte, folgendermaßen:

„Bei der Berufung zu einem wichtigen Amt, wie es die Leitung der Vereinigten Staatsschulden darstellt, ist das Urteil über die Gesamtpersönlichkeit ausschlaggebend."

Das Äquivalent

Offerte an einem Baum vor dem Arbeitsamt in Wanne-Eickel:

„Eine fast neue SA-Uniform gegen ein Jauchefaß umzutauschen. Lakory, Moltkestraße 83."

Die Retter

Plakat am Gebäude des Preußischen Landtags:

„Reichsverband der Inhaber der Rettungsmedaille am Bande. Hundertjahrfeier des Bestehens der preußischen Rettungsmedaille. Ausstellung von Rettungsmedaillen aller Staaten. Ehrenausschuß: Kronprinz Wilhelm, v. Schleicher."

Der Wunderrabbi

Preisausschreiben

Ein Wohlfahrtsempfänger schreibt uns: „Wie stelle ich es an, um mit 7,25 Mark Unterstützung die Woche zwei Menschen zu ernähren, Feuerung zu besorgen, Miete und Licht zu bezahlen?" (Gestern hat Adolf Hitler die Macht übernommen; er wird Arbeit und Brot schaffen. D. Red.)

‚Der Angriff', 31. Januar

Bekehrt

Ein Dienstmädchen schreibt an das cannstatter Evangelisationsblatt ‚Der Weg zum Ziel':

„Seitdem ich bekehrt bin, fege ich auch unter den Matten."

Mit Dampf

Gott schuf nicht Tuche und Linnen,
Doch Flachs und Baumwolle gab er uns zum Spinnen.
Auf Spinnrad und Webstuhl der menschliche Fleiß
Viel Gutes und Schönes zu schaffen weiß.

Doch sollt er sie treiben aus eigener Kraft,
Wie bald wär sein Fleiß und sein Wirken erschlafft,
Drum sind wir mit Dampf ihm zu helfen bereit,
Mit Kraft, die die Kohle der Ruhr uns verleiht.

Gott, schütze den Bergbau am Ufer der Ruhr,
Halt fern stets den Franzmann von unserer Flur,
Dann weben wir hurtig Haustuch und Linnen,
Dann wird das Young-Elend auch bald verschwinden.

Prospekt einer westfälischen Leinenfirma

Liebe Weltbühne!

In Lissabon hatte ich Geld eingewechselt — Reichsmark in portugiesische Noten.

Als ich aber im Laden Zigaretten kaufen wollte, wies man meine Eskudosnoten zurück: sie seien falsch.

Ich — fuchsteufelswild — zurück auf die Bank.

Der Kassierer hörte mich ruhig an und sprach:

„Exzellenza werden eben gut tun, Ihre Einkäufe immer erst gegen Abend vorzunehmen."

Hinweise der Redaktion

Berlin

Diskussionsgemeinschaft Parteipolitisch Andersdenkender. Dienstag 20.00. Lehrervereinshaus, Alexanderstr. 41: Eingliederung der Arbeiterschaft in Staat, Wirtschaft und Gesellschaftsordnung. Eduard Stadtler contra Ernst Lemmer.

Schutzverband Deutscher Schriftsteller. Ortsgruppe Berlin. Dienstag 20.00. Café Wittelsbach, Bayrischer Platz 1. Anna Seghers: Das Handwerk des Schriftstellers.

Weltjugendliga. Dienstag 20.00. Jugendheim des Ostens, Große Frankfurter Straße 16. Gilbert Lesage: Französische Jugend im Kampf für den Frieden.

Akademische Arbeitstagung europäischer Jugend. Aula Kochstraße 13. Mittwoch 20.00: Der Krieg, Walter Johannes Stein; Donnerstag 20.00: Unser technisches Schicksal, Eugen Diesel; Freitag 20.00: Die europäische, zumal Deutschlands Krise von Afrika aus gesehen, Leo Frobenius; Sonnabend 20.00: Krisis der Geisteswissenschaft in der Gegenwart, Eduard Spranger; Montag (13.) 20.00: Alte und neue Lebensform, Fritz Klatt.

Deutsche Hochschule für Politik. Mittwoch 20.15. Schinkelsaal der Hochschule, Schinkelplatz 6. Professor von Schulze-Gävernitz: Maschine und Arbeitslosigkeit.

Club der Geistesarbeiter. Mittwoch 20.00. Spatenbräu, Friedrichstraße 172. E. Reiche und Traute Hölz: Das Verhältnis der Geschlechter im Sozialismus.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Donnerstag 20.00. Café Adler am Dönhoffplatz, Kommandantenstraße 84. Öffentlicher Ausspracheabend. Eugen Brehm: Alfred Döblin, ein falscher Prophet der Bürgerjugend; Kurt Hiller: Die Herren Genies.

Dresden

Weltbühnenleser treffen sich jeden Dienstag 20.15 im Sophiengarten, Kleine Plauensche Gasse 26. Thema: Aktuelle Tagesfragen, Aussprache.

Hamburg

Gruppe Revolutionärer Pazifisten, Mittwoch 20.00. Heimstätte, Nagelsweg 10. Öffentlicher Ausspracheabend: Nationalismus im Lichte der Parteien.

Kollektiv Hamburger Schauspieler. Volksheim Barmbeck, Marschnerstraße 36. Sonnabend und Sonntag 20.00: Dem Nagel auf den Kopf.

Stuttgart

Linkskartell der Geistesarbeiter und freien Berufe. Donnerstag 20.00. Bürgermuseum. Erich Schairer: Gottlosigkeit.

Bücher

A. E. Badajew: Die Bolschewiki in der Reichsduma. Mopr-Verlag, Berlin. Kart. 3,25; Lein. 4,80.

Rundfunk

Dienstag. Frankfurt 19.30: Belebtes Wort, Gedichte von Georg Heym und Georg Trakl. — **Mittwoch.** Königswusterhausen 20.00: Shakespeares Coriolan. — **Donnerstag.** Hamburg 18.00: Die Jungen der Gegenwart. — Moskau 20.00: Wochenrundschau und Briefkasten. — **Freitag.** Moskau 20.00: Lenin über Marx. — **Sonnabend.** Berlin 19.00: Keiner weiß, wo er hingehört; Wilhelm Michel. — 19.40: Hat Michel recht? Ernst von Salomon und Armin T. Wegner. — Moskau 20.00: Marxismus — Leninismus. — **Sonntag.** Moskau 20.00: Was die Revolution aus dem alten verwitterten Rußland machte. — **Montag.** (13.) Moskau 20.00: Wer sind meine Mitarbeiter? Ingenieur Klamfort.

Antworten

Kurt Großmann. Sie richten an Herrn Generaldirektor Paul von Gontard den folgenden offenen Brief: „Am 15. Dezember 1932 habe ich in einer öffentlichen Versammlung der Deutschen Liga für Menschenrechte behauptet, daß Sie durch die Aussage, die Sie im Bullerjahn-Prozeß vor dem IV. Strafsenat des Reichsgerichts ablegten, gegen die Eidespflicht verstoßen haben. Am 16. Dezember 1932 haben Sie mir durch Ihren Vertreter, Rechtsanwalt Doktor Graf von Strachwitz, eine Privatklage wegen öffentlicher Beleidigung und Verleumdung ankündigen lassen. Heute, am 5. Februar 1933, ist mir Ihre Klage noch nicht zugegangen. Auf eine Anfrage meines Anwalts hat Ihr Anwalt erwidert, es stehe mir kein Rechtsanspruch auf eine Auskunft zu, es sei in Ihr freies Ermessen gestellt, wann Sie klagen wollten, und hat eine Angabe darüber, ob Sie überhaupt klagen wollen, abgelehnt. Ich stelle also fest: Sie haben mir eine Klage angedroht. Sie haben aber keine Klage erhoben. Ich bedaure Ihre Zurückhaltung; denn es liegen Gründe vor, die es notwendig erscheinen lassen, daß ich den Wahrheitsbeweis für die Behauptungen führe, die ich in der öffentlichen Versammlung der Liga für Menschenrechte aufgestellt habe. Darum wiederhole ich: Sie, Herr Generaldirektor Paul von Gontard, Rittergutsbesitzer auf Groß-Wudicke in der Mark, haben durch Ihre Aussage vor dem IV. Strafsenat des Reichsgerichts Ihre Eidespflicht verletzt. Ich behaupte und werde beweisen: 1. Es ist nicht wahr, daß, wie Sie unter Ihrem Eid aussagten, englische Offiziere im Januar 1925 in Ihrer Gegenwart erzählt haben, ein Angestellter Ihres Werkes, der sich Bullerjahn nannte, habe die Waffenlager dieses Werkes verraten. 2. Es ist nicht wahr, daß es Ihnen gleichgültig war, ob Ihr Name im Verfahren gegen Bullerjahn genannt würde. Vielmehr waren Sie es, der auf die Geheimhaltung Ihres Namens gedrängt hat. 3. Es ist nicht wahr, daß Sie ohne Interesse an der Untersuchung des angeblichen Verrats waren. Vielmehr waren Sie in stärkstem Maße daran interessiert, daß ein Verräter gefunden und abgeurteilt wurde. Ich begnüge mich vorläufig damit, diese drei Punkte anzuführen, in denen Sie vor dem IV. Strafsenat des Reichsgerichts unter Ihrem Eid die Unwahrheit gesagt haben. Ich erwarte, daß Sie mir nunmehr Gelegenheit geben werden, den Beweis für meine Behauptungen zu führen." Wir fürchten, Sie werden vergebens warten.

Wilhelm Michel, Darmstadt. Es bereitet mir keine große Freude, Sie niedriger zu hängen, denn Sie gehörten einst zum Mitarbeiterkreis der ‚Schaubühne', und ich weiß, daß S. J. große Stücke auf Sie gehalten hat. Als Sie sich vor einigen Jahren nach langer Zeit wieder mit einem Artikel bei uns meldeten, hatte ich keine Bedenken, ihn abzudrucken, und ich verteidigte Sie nachher lebhaft gegen einige Leser, die uns erzählten, was Sie sonst so in Darmstadt trieben. Ich hielt das für ziemlich unwahrscheinlich, und deshalb geschieht es mir ganz recht, wenn man mir jetzt ein Theaterreferat von Ihnen, das in der ‚Kölnischen Zeitung' am 1. Februar erschienen ist, unter die Nase hält. Sie verzeichnen mit Genugtuung, daß sich in Darmstadt heftiger Widerstand erhebt, das Schauspiel von Bert Brecht „Die heilige Johanna der Schlachthöfe" am hessischen Landestheater zur Uraufführung zu bringen. Sie haben von Ihrer früheren Zeit her noch genug Geschmack bewahrt, um diesem Werk den dichterischen Wert nicht abzusprechen, Sie nennen es Brechts hervorragendste Leistung, Sie konstatieren „eine Art von satanischer Begeisterung". Auf diese Weise beschwichtigen Sie Ihr leise aufmuckendes ästhetisches Gewissen — Überrest einer lange vergangenen bessern Zeit. Dann aber geht es los: „Das Erfreuliche an dem darmstädter Widerstand gegen diese Dichtung liegt darin, daß er sich nicht mit ästhetischem Wenn und

Aber abgibt sondern auf den Kern der Sache geht. Der Kern der Sache ist eindeutige bolschewikische Gottlosenpropaganda. Der Kern der Sache ist die Teufelsklaue, die sich gegen Grundpfeiler des abendländischen Lebens ausstreckt. Dieses Stück hat nicht etwa, wie man so sagt, eine gewisse ‚Beziehung' zur kommunistisch-bolschewikischen Religionsablehnung, sondern es ist dieses Niederträchtige und Menschenfresserische selbst, was wir als den russischen Kampf gegen Gott, gegen die Familie, gegen das ganze geschöpfliche Leben kennengelernt haben. Jahre hindurch sieht das deutsche Volk dem russsischen Kesseltreiben gegen alles Glauben und höhere Wissen zu, den Kirchenschändungen, den öffentlichen Lästerungen, den Verbannungen — diesem ganzen unterweltlichen Treiben, in dem ein großes Volk Miene macht, seine lebendige Seele mit eignen Fäusten zu zerreißen. Und nun tritt die Bestie in unserm eignen Haus auf. Sie wagt sich an unsern Tisch, sie blickt uns mit den harten Augen, die wir aus Urzeiten kennen, mitten ins Gesicht, und aus dem Maul kommt hervor, was sie seit Schöpfungstagen auf dem Herzen hat, mit einem dumpfen Röhren: Darum soll man dem, der da sagt, daß es einen Gott gibt ... den Kopf so lange aufs Pflaster schlagen, bis er verreckt ist!" Die darmstädter Spießer rebellieren also, und Sie, ein Mentor in Kunstsachen, empfinden diesen Widerstand „als eine beglückende Regung ungebrochener Lebensinstinkte gegen einen künstlerisch verkappten Mordversuch an unsrer Seele". Ich halte es für sehr gleichgültig, ob Ihnen als Kunstkritiker das Drama Brechts gefällt oder nicht. Aber die Aufgabe des Kunstkritikers scheint es mir zu sein, ein Werk nach seiner Darbietung zu beurteilen, nicht seine Darbietung zu verhindern, indem man sich dabei des Tons und der sattsamen bekannten Allüren eines gewissen ästhetischen Untermenschentums bedient. Sie reden etwas allzu eilfertig von einem Mordversuch an unsrer Seele. Aber was treiben Sie, wenn Sie verhindern wollen, daß ein schon von vielen geschätztes Theaterstück das Rampenlicht erblicken soll? Der Kunstkritiker mag ein Drama nach der Aufführung abschlachten, aber ihm mit dem Messer zu Leibe zu gehen, noch ehe es auf der Szene erscheint, das ist ein Attentat nicht nur gegen dieses eine Stück sondern gegen das heutige deutsche Theater überhaupt, das ganz gewiß nicht unter einem Überfluß von Mut, Kraft und Talent leidet. Leben Sie wohl, Herr Wilhelm Michel!

Dr. W., Charlottenburg. Sie schreiben uns: Am Abend des Hitlerschen Fackelzuges fuhr ich im Autobus 19. Ein älterer Herr im Innern des Wagens pöbelte jüdisch aussehende Insassen an, worauf ihn der Schaffner energisch zur Ruhe verwies. Erregt protestierte der Herr und zertrümmerte schließlich in seiner Wut eine Scheibe. Darauf hielt der Schaffner den Autobus an und nötigte den Ruhestörer zum Aussteigen. Unter wildem Geschimpf auf die Juden verließ er mit seiner Frau den Wagen. Es sammelte sich eine Menge Menschen. Sie wurden also apostrophiert: „Seit 28 Jahren bin ich in meiner Bank. Morgen halte ich den Herren meine Mitgliedskarte bei der NSDAP unter die Nase. Die werden staunen. Aber jetzt ist unsre Zeit gekommen." Seine Frau, der die Szene immer peinlicher wurde, versuchte ihn fortzuziehen. Wütend schlug er ihr ins Gesicht: „Laß mich! Dich geht Politik gar nichts an." Wie ein geprügelter Hund schlich sich die arme Frau beschämt beiseite, während der Mann weiter tobte. Ein älterer Zuschauer erklärte unter Zustimmung vieler Anwesenden: „So fängt die sittliche Erneuerung des deutschen Volkes an!"

Martha Freund-Hoppe, Dresden. Aus Ihrem Bericht über die Beerdigung der dresdner Polizeiopfer entnehmen wir nachstehenden Absatz: „Am stärksten wirkte naturgemäß die Tatsache, daß hier am Grabe der Todesopfer endlich, endlich die parteipolitischen Grenzen aufgehoben worden waren zu Ehren des höheren Prinzips, die Kampf-

kraft der Arbeiterschaft zu erhalten, und daß sich Mitglieder aller proletarischen Formationen, ob sie sich KPD, SPD, SAP, Schutzbund, Eiserne Front, Rote Hilfe, Arbeitersamariter, Reichsbanner, Arbeiterjugend, Sozialistischer Jugend-Verband, Betriebsräte der Großbetriebe oder sonstwie nannten, in einer einzigen, überwältigenden Geste proletarischer Solidarität verbunden hatten. Neben dem Vertreter des kommunistischen Zentralkomitees sprach der der Eisernen Front, neben ihm wieder der der Sozialistischen Arbeiterpartei, neben ihm der der Roten Hilfe etcetera. Die einzig würdige Bestätigung zu den getragenen Klängen des russischen Chores: ‚Unsterbliche Opfer, Ihr sanket dahin.' Welche ungeheure Macht hätte die Arbeiterschaft, wenn sie immer so einig wäre!"

Herrmann Budzislawski. Sie antworten auf Doktor Alexander Hirschs Zuschrift im letzten Heft: „Doktor Alexander Hirsch, in meiner Glosse ‚Der Dyk-Skandal' aus guten Gründen en bagatelle behandelt, möchte sich mit seiner Zuschrift, die nichts Tatsächliches berichtigt, aber Unwahrheiten enthält, in den Mittelpunkt manöverieren. Ich habe nicht behauptet, daß er ‚den rechtsradikalen Parteien' angehört, wohl aber, daß er, der sich vor einem Jahr als eingetragener Sozialdemokrat bezeichnete, vor Gericht die ihm schlecht zu Gesicht stehende völkische Terminologie benutzt hat. Seine Beziehungen zu Professor Oppenheimer sind meines Wissens einseitig. Unterschlagen hat Doktor Hirsch in seiner Darstellung, daß er die angeblich für den Weiterbestand der Siedlungsgesellschaft gefährlichen Zustände erst wahrgenommen hat, als ihn der Weiterbestand nichts mehr anging, weil er bereits ordnungsmäßig gekündigt war. Wenn Hirsch sagt, daß ‚Siedler polnischer Nationalität angesetzt worden seien, sehe ich darin keinen Vorwurf gegen Dyk. Daß kein polnischer Staatsbürger eine Siedlerstelle erhalten hat, steht nun aber nach der Erklärung der hierin unverdächtigen kommissarischen Preußenregierung fest; ob einer unter ein paar hundert Siedlern zwar deutscher Staatsbürger, aber polnischer Nationalität ist, sollte Doktor Hirsch keine unruhigen Nächte bereiten. Daß Hirsch nicht sieht, für wen er den Skandal entfacht und warum er das Echo in der Rechtspresse erhalten hat, ist unwahrscheinlich, doch bei seiner von Eitelkeit, verletztem Stolz und überdecktem Minderwertigkeitsgefühl zerrütteten Person nicht ganz unmöglich."

Doktor Draeger. Am 1. Februar haben Sie als Geschäftsführender Vizepräsident des Arbeitsausschusses Deutscher Verbände auf der Kundgebung der Deutschen Liga für Völkerbund zur Abrüstungsfrage sehr nationalistisch gesprochen und wiederholt einen neuen Austritt Deutschlands aus der Abrüstungskonferenz angedroht. In Ihrer Rede nahmen Sie die Vaterschaft für den Völkerbund für Deutschland in Anspruch, indem Sie erklärten, er sei „auf deutschem Geistesacker aus den Ideen Kants" erwachsen. Nehmen wir das einmal als richtig an, so werden auch Sie nicht behaupten wollen, daß irgend ein deutscher Staatsmann des 19. und 20. Jahrhunderts den „Geistesacker Kants" im Sinne der Schaffung eines Völkerbundes beackert habe. Das Verdienst an der Verwirklichung des Völkerbundsgedankens — falls Sie das als ein Verdienst ansehen — werden Sie doch wohl Wilson überlassen müssen.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann. Im Falle höherer Gewalt oder Streiks haben unsere Bezieher keinen Anspruch auf Nachlieferung oder Erstattung des entsprechenden Entgelts.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Deutschland wartet! von Carl v. Ossietzky

In einer Reihe von Rechtsblättern und namentlich in solchen, die den Deutschnationalen nahestehen, stößt man gelegentlich auf eine Art Bedauern, daß die Massen der sozialistischen Arbeiter die Inthronisierung des neuen Regimes mit einer solchen Gelassenheit hingenommen haben. Viel lieber wären ihnen Drohungen und rabiate Kampferklärungen, damit es „Ordnung" zu schaffen gibt und der marxistischen Riesenschlange endlich der Kopf zertreten werden kann.

Es ist das Unglück unsrer Reaktionäre, daß sie den deutschen Arbeiter ebensowenig kennen wie das deutsche Volk überhaupt. Sie phantasieren zwar ständig von „Blutsverbundenheit", aber von dem deutschen Durchschnittsmenschen, der seine Bezüge nicht von der Osthilfe erhält, wissen sie so wenig wie von einem Marsbewohner. Sie betrachten die Welt durch die Dachluke ihrer Ideologie, sie sehen nur den Rauch vom nächsten Schornstein. Sonst würden sie wissen, daß der Arbeiterschaft auch heute alles ferner liegt als ein wilder Radikalismus. Sie hat der Machtergreifung der Rechten jahrelang widerstanden und in ihr ein allgemeines Unglück erblickt. Heute, wo diese endlich vollzogene Tatsache ist, ballt sie nicht etwa die Fäuste in ohnmächtiger Verzweiflung, sie stellt sich einfach hin und wartet. Sie wartet auf die sozialen Taten der Regierung. Sie gibt ihr offensichtlich einen anständigen Vorsprung.

Man darf in der Tat gespannt sein, in welcher Weise die Reichsregierung zu einer Synthese der ihr innewohnenden sozialen Widersprüche kommen will. Die Regierungspresse selbst weist noch keinerlei Uniformierung auf, alles geht bunt durcheinander. Im ‚Angriff' wird zum Beispiel der frühere Reichsminister Wissell gerüffelt, „dessen unsoziale Schiedssprüche bei Lohnstreitigkeiten ihm die Empörung der gesamten Arbeiterschaft eingetragen haben". Gemeinhin nennt man solche Argumentation „Klassenkampf", nicht wahr? Im bayerischen Landtag nimmt die Nazifraktion einen Antrag an, die Banken unter Staatsaufsicht zu stellen, und die Sozis stimmen dafür. Die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung' ist darüber sehr beunruhigt, sie schwingt den Pädagogenfinger so nervös, als ginge es um die Freien Gewerkschaften: „. . . es hat sich offenbar noch nicht überall im Lande herumgesprochen, daß der Nationalsozialismus jetzt verantwortungsbewußte Politik im großen Stil zu betreiben hat." Die schwerkapitalistische ‚Börsenzeitung' schlug rückhaltlos Lärm, als davon geredet wurde, daß Minister Hugenberg eine Zinssenkungsaktion plane, und im ‚Lokalanzeiger' selbst, der doch jetzt frisch vom Faß geschrieben werden kann, liest man nicht etwa lichtvolle Darlegungen über die angezeigten Vierjahrespläne sondern Moralpauken über die deutsche Familie und die Erneuerung der Seele, die über der Wirtschaft nicht vergessen werden darf.

Nur der neue Staatssekretär Bang, der nach den Worten des frühern Reichskanzlers Brüning wie einer der weissagen-

den Raben Odins auf Hugenbergs Schulter sitzt, hat jetzt in einer Rede sich programmatisch geäußert. Seine Ausführungen müssen auf den sozialistischen Flügel der NSDAP wie Vitriol wirken. Wirtschaftsliberalismus ältesten Datums, Manchestertum, das um 1880 nicht unangefochten durchgegangen wäre.

Die Arbeiterschaft hat im Laufe einer langen Tradition gute Haltung gelernt. Sie wartet ohne Vertrauen, aber sie wartet.

Sie hat ihr Augenmerk vor allem auf das Reichsarbeitsministerium gerichtet, in dem der Chef des Stahlhelms jetzt regiert, dessen Aufgabe es sein wird, die Brücke zu schlagen vom nationalen Pathos zur wirtschaftlichen Realität.

Es liegt durchaus im Bereiche der Möglichkeit, daß grade dieses Ministerium zuerst zum Prellbock werden kann. Das Reichsarbeitsministerium ist kein Amt, wo die verschiedenen militanten Ideen der Zeit ihre Fackeltänze aufzuführen pflegen. Hier finden sich die Unterhändler aller sozialen Gruppen ein, Syndici und Gewerkschaftssekretäre, höchst penetrante und in allen Verhandlungsfinessen geübte Leute, die nicht so leicht abzuwimmeln sind und mit „Weltanschauungen" schon gar nichts zu tun haben wollen. Es ist eine ganz uninteressierte und strohtrockene Materie, aber sie zwingt dazu, Ja oder Nein zu sagen.

Alle Arbeiter und Angestellten aber blicken heute nach dem Reichsarbeitsministerium, wo es um ihre Tarife geht, also um ihre Existenz. Die christlichen und rechtsgerichteten Gewerkschaften sind nicht minder argwöhnisch als die „roten" Organisationen. Hier sitzen auch intime Kenner der Rechtsparteien, die in den frühern innern Auseinandersetzungen dort eine bedeutende Rolle gespielt haben. Grade in den betont wirtschaftsfriedlichen Verbänden ist die Furcht vor sozialpolitischer Reaktion bis zur Panik gestiegen. Man wird gut tun, die Bewegungen im christlich-nationalen Gewerkschaftslager in der nächsten Zeit sorgfältig zu verfolgen.

*

Jede deutsche Regierung muß es sich heute gefallen lassen, zunächst nach ihren wirtschaftlichen Leistungen beurteilt zu werden. Die Regierung Schleicher ist unbestreitbar mit einem Enthusiasmus begrüßt worden, der kritischen Köpfen schwer verständlich schien. Aber nach ein paar Wochen schon, da wurde die ungemütliche Frage laut: wo bleibt die verheißene Arbeitsbeschaffung? und damit wars vorbei, und jetzt ging es so wie im Märchen: alles sah, daß der König keine Kleider anhatte.

Es kann schwer sein, mit einer Opposition fertig zu werden, die auf die Straße drängt. Aber eine Opposition, die auf Leistungen wartet, ist schwieriger. Gewiß sind bei uns die Parteiduelle zu ungeheurer Intensität entwickelt, aber die Menschen sind auch des Kampfes der Schlagworte herzlich müde; sie haben sich daran sattgegessen und wünschen jetzt festere Kost. Gruppen, die jahrelang agitiert und angeklagt haben, sind endlich oben. Deutschland wartet. Die Regierung steht jetzt unter einem unerbittlichen Gesetz.

Niemand hat eine solche Situation plastischer geschildert als der berliner Nationalökonom Professor Ludwig Bernhard, der Freund Hugenbergs und Chronist seines Aufstiegs. Bernhard, der als Wissenschaftler immer den schroffsten Arbeitgeberstandpunkt vertreten hatte, schrieb in dem vor etwa drei Jahren erschienenen Sammelbuch „Der Prozeß der Diktatur" diese unheimlich aktuellen Sätze:

Man kann nicht mehr verzehren, als vorhanden ist. — Das ist die Nachtqual jedes Diktators. Solange Bewaffnete hinter ihm stehen, kann er spielen mit der Politik, kann er diplomatisch verhandeln mit der Kirche, und die Kultur kann er schminken lassen. Alle jauchzen oder lächeln oder schweigen.

Die Wirtschaft aber spricht zu ihm und seinen Mannen: Ihr könnt nicht mehr verzehren, als vorhanden ist. Er ist der Herr; aber dem Gesetze des wirtschaftlichen Ausgleichs muß er gehorchen. Die Bilanz ist stärker als die Diktatur. Deshalb muß der Diktator, wenn die wirtschaftliche Lage bedrohlich wird, mit der Bilanz paktieren. Dies geschieht, indem er um einen Aufschub bittet: „Der Fünfjahresplan, die Pjatiletka, ist die Grundlage aller Sowjetpolitik. Bis zum 1. Oktober 1933 ist positiv daran zu arbeiten und nicht zu kritisieren", so Stalin. — Und Mussolini: „In fünf bis zehn Jahren wird Italien wirtschaftlich vom Auslande unabhängig sein. Bis dahin ist die Weizenschlacht zu schlagen, und im übrigen ist zu schweigen." So wird mit der Bilanz paktiert. Die wirtschaftliche Krise der politischen Diktatur wird hinausgeschoben; der Schuldschein prolongiert ...

Vor hundert Jahren mußte der Diktator, um seine Mannen gefügig zu halten und dem Volk zu imponieren, Kriege führen. Heute hat er das nicht nötig, denn imposanter als der Krieg erscheint den Völkern die ‚Planwirtschaft' des Diktators, die mit Bauten und Bahnen, mit auswärtigen Bankverbindungen und amerikanischen Trustmagnaten operiert, und Leben, Bewegung, Arbeit, Verdienst bringt.

Es entspricht also einer tiefen innern Gesetzmäßigkeit, wenn die Regierung zunächst zwei Vierjahrespläne zur Behebung der ärgsten wirtschaftlichen Not ankündigt; sie braucht Aufschub. Es entspricht aber auch durchaus ihrer uneinheitlichen Zusammensetzung, daß sie sich selbst danach sofort von der wirtschaftlichen auf die nur politische Ebene transponiert. Sie setzt Wahlen an, die ein paar Wochen zunächst ganz mit Propaganda anfüllen. Sie eröffnet einen Kampf gegen jenen armen Schatten, der sich noch preußische „Hoheitsregierung" nennt. Sie stellt Schreibe- und Versammlungsfreiheit unter Ausnahmerecht. Sie gewährt aber — und das ist das einzige sofort Verwertbare — durch eine kräftige Erhöhung der Fleisch- und Schmalzzölle den Agrariern eine erhebliche Gratifikation.

Wir dürfen wohl annehmen, daß hinter alledem vornehmlich der Herr Vizekanzler steht, in dem man bis auf weiteres überhaupt das eigentliche Haupt der Regierung erblicken muß. Den in dem Kampfe zwischen Industrie und Landwirtschaft schnell zerriebenen Kanzler drängt es heute, wo er als Vizekanzler fröhliche Urständ feiert, sein liegengelassenes Programm zu vollenden. Sein lebhaftes Temperament sieht in der Entfesselung überflüssiger Konflikte eine Krönung der heiß angebeteten Machtpolitik. Damit zieht er die ganze Regierung auf abschüssiges Gelände.

Wozu eine Wiederaufrollung der Preußenfrage? Die ganze Sozialdemokratie weiß heute, daß ihre Führung am 20. Juli

aufs kümmerlichste versagt hat. Mag der Prozeß vor dem Staatsgerichtshof auch ein sechzigprozentiger juristischer Sieg gewesen sein, den Prozeß vor dem Forum der Geschichte hat die sozialdemokratische Führung am 20. Juli verloren, und kein Gerichtsspruch kann das wieder wettmachen. Tief im Hintergrunde starb die Regierung Braun ohne Schönheit, wenn auch in Hoheit, dahin; ein grausiges Demonstrationsprojekt für die Ohnmacht der Partei. In dem Augenblick aber, wo die Reichsregierung diesen unseligen Revenant neu angreift, strömt ihm auch neues Blut zu, er gewinnt wieder Leben. Wenn der Staatsgerichtshof ein zweites Verdikt gegen die Reichsregierung fällt, so droht ein ernster konstitutioneller Konflikt, der süddeutsche Partikularismus wird wieder frondieren, und zu alledem ist noch der Präsident des Staatsgerichtshofs — nach einem erst im Dezember angenommenen nationalsozialistischen Antrag — der designierte stellvertretende Reichspräsident. Hier zeichnen sich bereits zukünftige Wirren von phantastischem Ausmaß ab.

Die Pressenotverordnung ist ja nicht die erste dieser Art. Schon manche der republikanischen Regierungen hatte ihre eignen Methoden, mit der verfassungsmäßig gewährleisteten Meinungsfreiheit umzuspringen. Diejenigen Zeitungen, die sich Charakter und Selbständigkeit bisher bewahrt haben, werden auch in der Zukunft nicht durch den Reifen springen. Der Fall liegt sehr einfach: bei dem uralten Duell zwischen physischer Gewalt und freiem Gedanken ist die Gewalt im letzten Gang immer unterlegen. Wo eine diktatorische Herrschaft verwehren will, daß Ideen ausgesprochen, geformt, niedergeschrieben, verbreitet werden, da gibt es bald Verwesung, Friedhofgeruch. Deutschland ist ein Land der differenziertesten öffentlichen Funktionen, man kann es nicht leicht in die Primitivität einer geduldigen Kulistummheit zurückschrauben. Wo regierende Gewalten die Meinungsfreiheit der Mitlebenden mit einem Federstrich kassieren, da liefern sie sich nur den anonymen und gestaltlosen Mächten der Geschichte aus, die viel bösartiger und schonungsloser sind als der galligste Pamphletist. Immerhin geht die deutsche Presse in eine bewegte Epoche hinein. Der wirkliche Presseball beginnt erst jetzt.

*

Was das Volk erwartet, ist Brot und Arbeit. Die Regierung aber traktiert es mit Politik, sie dekretiert, sie verordnet. Ihr erster wirtschaftlicher Akt von Bedeutung aber ist eine den Agrariern erwiesene Gefälligkeit. Damit enthüllt sie nur die Gegensätze in ihrer Konstruktion. Die hinter ihr stehenden Parteien führen den Wahlkampf so, als wären sie noch immer die „nationale Opposition"; sie schmettern furchtbar gegen die Sozis, die Mordkommune, sie verwechseln Versailles und Weimar, sie säbeln, wie der dürre kastilische Ritter, zu Dutzenden imaginäre schwergepanzerte Feinde nieder. In Wahrheit ist dieser Wahlkampf weniger ein Appell ans ganze Volk als vielmehr eine interne Auseinandersetzung der Harzburger Koalition. Erleiden die Deutschnationalen erhebliche Verluste, so steht die Frage der Regierungsbildung neu zur

Diskussion. Das Zentrum hält sich wieder freundlichst bereit. Die Kabinettspolitik, die das ganze letzte Jahr beherrschte, geht nochmals großen Zeiten entgegen. In dem Brief des Reichskanzlers an den Prälaten Kaas vom 1. Februar lautet die einprägsamste Stelle:

Denn eine Diskussion der angeführten Punkte ohne das von mir erbetene Ergebnis würde im Ausgange zu einer ebenso unfruchtbaren wie mir unerwünschten Verbitterung führen. Denn ich wage auch heute wieder zu hoffen, daß, wenn nicht schon jetzt, dann in einer vielleicht nicht zu fernen Zeit eine Verbreiterung unsrer Front zur Beseitigung der drohenden innerpolitischen Gefahren in unserm Volk stattfinden könnte.

So sieht es also schon wenige Tage nach der angeblichen Besitzergreifung Deutschlands durch die „einige nationale Front" aus! Deutschland wartet — aber nicht auf neue Intrigen, neue Kulissenspiele! Die Parteien der leidenschaftlichsten Anklagen, der stärksten Versprechungen für die Zukunft sind nach oben gelangt. Das Volk hat ihnen die eine große Chance gegeben: — es hat nicht seiner eindeutigen Abneigung politischen Ausdruck verliehen, es sagte zunächst: Nun arbeitet! Dieser Spruch ist fair, aber auch unerbittlich. Hic Rhodus, hic salta! Das ist ein Votum, das keine Zensur unterdrücken kann. Wenn die Menschen nicht mehr fragen dürfen, dann werden die Dinge fragen.

Hitler oder Hugenberg? von Bernhard Citron

Mißtrauen ist die beste Seite der Demokratie. Bisher ist das deutsche Volk wenigstens in dieser Beziehung sehr demokratisch gewesen. Keiner Regierung hat man soviel Bewegungsfreiheit gestattet, daß sie sich mit der Verwirklichung ihrer Pläne Zeit lassen konnte. Die Regierung Hitler versichert, sie habe einen Plan, der den Bauern eine Existenz, den Arbeitern Brot und dem ganzen Volke Wohlstand bringen werde. Dieses Wunder kann aber nicht prompt geliefert werden. Vielmehr soll das deutsche Volk einen Wechsel mit vierjähriger Laufzeit ausstellen, den die Firma Hitler, Hugenberg & Co. akzeptieren werde. Am 5. März wird das deutsche Volk über die Frage abstimmen, ob man diesen Wechsel an Zahlungsstatt annehmen soll, ob man sich auf vier Jahre des besten Teiles der Demokratie, des Rechtes auf Mißtrauen begeben soll. Bei vierjähriger Zahlungsfrist können wir vorzeitige Rückzahlung auch gar nicht verlangen. Wir brauchen uns deshalb auch nicht zu wundern, daß die Regierung während der beiden ersten Wochen ihrer Amtstätigkeit noch keine grundsätzlich neuen Maßnahmen auf wirtschaftlichem Gebiete durchgeführt hat. Wer vier Jahre Zeit hat, eilt sich nicht in den ersten vierzehn Tagen. Weit erstaunlicher ist es dagegen, daß noch nicht einmal ein Tilgungsplan vorgelegt worden ist, nach dem die Regierung ihre Verpflichtung gegenüber dem deutschen Volk einzulösen gedenkt. Sowohl Hitler wie Hugenberg haben lange genug auf den Augenblick der Machtergreifung gewartet, um mit festumrissenen Plänen ihr Amt antreten zu können. Nun wird wahrscheinlich erst einmal geraume Zeit darüber

hingehen, bis aus einem Hitler- und einem Hugenbergplan ein Hitler-Hugenberg-Plan werden kann.

Bis man sich über den kleinen Unterschied zwischen Kapitalismus und Sozialismus geeinigt hat, wird Hugenberg die deutsche Wirtschaftspolitik bestimmen. Zu diesem Zwecke hat er sich bekanntlich fünf Ministerien dienstbar gemacht: Reichswirtschafts- und Reichsernährungsministerium, preußisches Handels- und Wohlfahrtsministerium, die in einem Staatssekretariat vereinigt sind, und schließlich das preußische Landwirtschaftsministerium. Für die Einheitlichkeit der deutschen Wirtschaftspolitik ist in vorbildlicher Weise gesorgt. Der leidige Gegensatz zwischen Reichswirtschafts- und Reichsernährungsministerium, der sich bisher bei jeder Kontingentierung und Zollerhöhung unangenehm bemerkbar machte, besteht nicht mehr. Die Kämpfe, die früher zwischen Warmbold und dem Freiherrn von Braun ausgefochten wurden, finden jetzt im Busen des Ministers Hugenberg statt. Wie die handelspolitischen Entscheidungen nunmehr ausfallen werden, lehrt die Ankündigung von Zollerhöhungen nach Ablauf des deutsch-schwedischen Handelsvertrages am 15. Februar. In diesem Kabinett sind die Rollen so verteilt, daß der nationalsozialistische Minister Göring den schwedischen Zeitungen Vorschriften macht, wie sie sich dem Reichskanzler Adolf Hitler gegenüber zu benehmen haben, und daß der deutschnationale Minister Hugenberg den schwedischen Bauern die Ausfuhr nach Deutschland erschwert. Es ist wohl keine größere Ungeschicklichkeit denkbar als dieses Zusammentreffen des Göring-Telegramms und der Hugenbergschen Zollmaßnahmen. Deutschlands Position wird auf dem skandinavischen Markt gegenüber England kaum noch zu halten sein.

„Die Brechung der Zinsknechtschaft" gehört bekanntlich zum eisernen Bestand der nationalsozialistischen Ideologie. Gottfried Feder dachte ursprünglich an ein allgemeines Verbot des Zinsnehmens. In dem nationalsozialistischen Sofortprogramm vom Jahre 1932 war nur noch an eine weitere Ermäßigung der Zinssätze entsprechend der Dezembernotverordnung Brünings gedacht. Jetzt erklärt Hugenberg als Verwalter sämtlicher Wirtschaftsressorts im Kabinett Hitler:

> Zwangseingriffe in die bestehenden Vereinbarungen, wie sie die Dezember-Verordnung des Kabinetts Brüning enthält, entsprechen meinen wirtschaftspolitischen Auffassungen ebensowenig wie sonstiges Herumpfuschen des Staates in Dingen, die sich organisch aus sich selbst entwickeln können.

Wenn Hugenberg nicht einmal einen kleinen Eingriff in die Zinsverhältnisse gestattet, so wird er noch viel weniger seine Zustimmung zu jener Brechung der „Zinsknechtschaft" im weitern Sinne geben, deren Ziel die Verstaatlichung der Banken ist. Auf Antrag der nationalsozialistischen Fraktion hat der bayrische Landtag in diesen Tagen beschlossen, die Reichsregierung zu ersuchen, die Verstaatlichung der Banken beschleunigt durchzuführen. War dieser Beschluß, der durchaus nicht mit der gegenwärtigen Wirtschaftspolitik der Reichsregierung übereinstimmt, vielleicht Ausdruck des Unwillens der alten Nationalsozialisten über die Halbheiten des Regimes Hitler-Hugenberg? Oder hat der Führer bei seinem Besuch in

München selbst der Fraktion „befohlen“, dem eigenwilligen Hugenberg zu zeigen, daß Hitler sich in der Wirtschaftspolitik nicht kaltstellen lassen will. Handelte es sich um einen reinen Agitationsantrag oder haben die braven Nazis aus Bayern vergessen, daß sie nicht mehr in der Opposition stehen sondern „verantwortungsbewußte Politik“ zu treiben haben? Solche Gedanken drängen sich bei der Nachricht von dem unzeitgemäßen Antrag der Nationalsozialisten auf — da stimmt etwas nicht mit der Brechung der Zinsknechtschaft.

In einem Punkte sind sich Hitler und Hugenberg bestimmt einig, nämlich in der Bekämpfung der Gewerkschaften. Vielleicht hat Hitler eine Zeit lang mit dem Gedanken gespielt, die Gewerkschaften für sich zu gewinnen. Diese Annäherung wäre zweifellos ein Versuch mit untauglichen Mitteln am untauglichen Objekt. Aber auch zur Offensive gegen die Gewerkschaftsfront wird man sich im Regierungslager, wo man die Macht der Arbeiterorganisationen nicht unterschätzt, kaum entschließen. Im aufreibenden Stellungskrieg soll den Gewerkschaften langsam eine Position nach der andern entrissen werden. Eine gute Handhabe bietet hierfür die Arbeitsdienstpflicht. Die Unternehmer, die gehofft hatten, daß sich aus der Armee der Arbeitslosen die Reserve der Streikbrecher rekrutieren werde, sind enttäuscht worden. Die Arbeitsdienstpflichtigen geben eine solche Reservearmee ab, denn sie nehmen keine Arbeit an sondern werden zur Arbeit befohlen.

Der zweite Weg zur Brechung der Gewerkschaftsmacht führt über das jetzt geplante „Tarifamt“. Die Bedeutung, die man diesem Amt beimißt, geht schon daraus hervor, daß es dem Reichskanzler unmittelbar unterstellt werden soll. Es dürfte kaum die Absicht Adolf Hitlers sein, sich mit Arbeitgeber- und Arbeitnehmervertretern jedes Mal an einen Tisch zu setzen, wenn das Gastwirtsgewerbe die Arbeitszeit um eine halbe Stunde verlängern will, wenn im Bergbau der Stundenlohn um zwei Pfennig gekürzt werden soll oder wenn der Rahmentarif in der Maschinenindustrie abläuft. Bestenfalls werden Arbeitgeber und Arbeitnehmer künftig noch gehört werden, die Tariffestsetzung aber erfolgt autonom durch das Tarifamt. Die Unternehmer brauchen nicht besorgt zu sein, daß diese Regelung ihren Interessen nicht gerecht wird. Der Ruhrzechenverband, der doch eine feine politische Witterung hat und überdies intime Beziehungen zur Regierung unterhält, kündigte ausgerechnet am 31. Januar, dem Tage nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler, vorsorglich die Tarifverträge zum 31. März.

Während sich ein großer Teil der Industriellen mit dem Kollektivvertrag längst abgefunden hat und auch den Gewerkschaften ihre Existenzberechtigung durchaus zuerkennt, sind die Großgrundbesitzer noch heute beleidigt, daß die Landarbeiter ihre gewerkschaftlichen Vertretungen haben. Der neue Staatssekretär im preußischen Landwirtschaftsministerium von Rohr-Demmin hat in Pommern den Versuch gemacht, die Landarbeiter für Organisationen, die unter dem Einfluß der Großgrundbesitzer stehen, zu ködern. In den Köpfen einiger führender Großgrundbesitzer ist aber noch ein andrer Plan

gereift. Man hat davon gehört, daß das Landproletariat, falls im nächsten Jahre auf dem brachliegenden Großgrundbesitz nicht gesiedelt wird, selbst von dem Land Besitz ergreifen und dort selbständig siedeln will. Man wartet gespannt auf diese erste Äußerung des „Agrarbolschewismus", um Einsetzen der staatlichen Machtmittel und Auflösung der ländlichen Gewerkschaften aus „Sicherheitsgründen" fordern zu können.

Hugenbergs Machtbezirk reicht noch über die ihm unterstellten fünf Ministerialressorts hinaus. Es gibt noch einige Ecken, an denen sich die ehrlichen Anhänger Hitlers vielleicht einmal den Kopf stoßen werden. Eine solche harte Ecke ist das Osthilfekommissariat, das für die Agrarier eine willkommene Ergänzung ihrer Einflußzone im Reichsernährungsministerium und preußischen Landwirtschaftsministerium bildet.

Bisher ist es üblich gewesen, daß ein neuer Minister bei seinem Amtsantritt alle Aufsichtsratsposten in der Privatwirtschaft niederlegt. Von Hugenberg ist unsres Wissens noch nicht bekannt geworden, daß er diesen Schritt getan hat. In einer Aufsichtsratssitzung der Gelsenkirchen AG könnte es also geschehen, daß der offizielle Vertreter des Reichswirtschaftsministeriums gegen seinen eignen Chef stimmen muß, der privatim Mitglied des Aufsichtsrats dieser Gesellschaft geblieben ist. Das wäre natürlich ein unmöglicher Zustand. Es kann nur eine Frage kürzester Frist sein, daß Hugenberg so handelt wie alle seine Vorgänger, die sich sofort bei der Amtsübernahme ihrer privatwirtschaftlichen Bindungen entledigten. Die Öffentlichkeit hat großes Interesse daran, von dem Entschluß Hugenbergs Kenntnis zu erhalten.

Vorspiel zum Dritten Reich von Hellmut v. Gerlach

Am 5. Februar hielt Herr Duesterberg General-Appell des Stahlhelms ab. Bei der Gelegenheit wurde folgende Entschließung angenommen:

> Die Reichsregierung möge sofort ein Gesetz zum Schutze der deutschen Nation verkünden.
>
> Es ist nicht länger angängig, daß Landesverräter, wie Hello von Gerlach, die den Schandvertrag von Versailles als höchstes Werkzeug zur Wehrlosmachung Deutschlands preisen, frei herumlaufen oder daß das ‚Berliner Tageblatt' es wagen darf, die deutschen Behörden für den Freitod der Schwester des grausamsten fanatischen Massenmörders aller Zeiten, Trotzki, verantwortlich zu machen.
>
> Wir fordern die Todesstrafe für Landesverräter und die Verächter wahren deutschen Volkstums wie Hello von Gerlach, die Ausweisung aller im Kampf gegen die deutsche Nation und Kultur stehenden Ausländer und das dauernde Verbot von Zeitungen, die bemüht sind, Deutschland und deutsche Art vor der Welt herabzuwürdigen und verächtlich zu machen.

Der Stahlhelm stellt einen wesentlichen Bestandteil der Regierungsmehrheit dar. Sein erster Vorsitzender ist Mitglied des Reichskabinetts. Die Entschließung des Stahlhelms kann nicht gut auf eine Linie mit einer beliebigen Volksversammlungsresolution gebracht werden.

Ziemlich ungewöhnlich ist der Vorgang, daß eine große Regierungsorganisation unter Bezugnahme auf einen einzelnen,

namentlich genannten Privatmann die Einführung der Todesstrafe für einen neuen Straftatbestand fordert. Daß zwischen einer solchen Forderung und der amtlichen Verwirklichung ein gewisser Abstand liegt, ist eine Sache für sich. Immerhin könnte es heißblütige Elemente geben, die die Privatinitiative zur Verringerung dieses Abstandes für eine patriotische Pflicht ansähen. Daran hat der Stahlhelm natürlich nicht gedacht. Vielleicht hätte er als Ordnungsfaktor par excellence daran denken sollen.

Mit der Formulierung des Tatbestandes für die Ausdehnung der Todesstrafe hat sich der Stahlhelm nicht sonderlich in geistige Unkosten gestürzt. Im März 1930 brachte die nationalsozialistische Fraktion eine Reihe von Anträgen ein, von denen einer also lautete:

Wer öffentlich in Wort, Schrift, Druck, Bild oder in andrer Weise Deutschlands Alleinschuld oder Mitschuld am Weltkrieg behauptet,

oder wer neue auf der Kriegsschuldlüge beruhende Lasten oder Verpflichtungen übernimmt oder anerkennt,

oder wer sonstwie unter Mißbrauch der verfassungsmäßigen Lehr-, Preß- oder Versammlungsfreiheit oder anvertrauter Regierungsgewalt es unternimmt, Lebensinteressen des deutschen Volkes zu schädigen,

oder den Willen zur politischen und kulturellen Selbstbehauptung des deutschen Volkes zu lähmen oder zu zerstören,

wird wegen Volksverrats mit dem Tode bestraft.

Volksverrat und Verrat der Nation — das kommt natürlich auf eins heraus. Hauptsache ist, daß der Tatbestand hinreichend unbestimmt formuliert sei, um eine politische Justiz gegen unbequeme Gegner zu ermöglichen.

Am 5. Februar hat der Stahlhelm die lex Gerlach gefordert. Am Morgen des 9. Februar bekam ich eine vom 7. Februar datierte Verfügung des berliner Polizeipräsidenten zugestellt. Sie lautete:

Da Ihr bisheriges Verhalten die Annahme rechtfertigt, daß Ihr Reisepaß in Ihren Händen erhebliche Belange des Deutschen Reiches gefährdet, entziehe ich Ihnen hiermit auf Grund der §§ 19 und 11 der Paßbekanntmachung des Reichsministers des Innern vom 7. Juni 1932 (RGBl. I S. 257) den Ihnen am 14. November 1931 vom 157. Polizeirevier erteilten deutschen Reisepaß Nr. 919/157/31.

Auf Grund der §§ 14 und 41 des PVG. vom 1. Juni 1931 fordere ich Sie hiermit auf, den Paß innerhalb 24 Stunden nach Zustellung dieser Verfügung bei dem für Sie jetzt zuständigen 152. Polizeirevier in Berlin-Wilmersdorf, Sächsische Straße 23, abzuliefern. Sollten Sie dieser Aufforderung nicht nachkommen, so drohe ich Ihnen hiermit gemäß § 55 Abs. 2 des PVG. die zwangsweise Einziehung des Passes an.

Da die sofortige Ausführung dieser Anordnung aus überwiegenden Gründen des öffentlichen Interesses erforderlich ist, hat die Einlegung eines Rechtsmittels gegen diese Verfügung gemäß § 53 des PVG. keine aufschiebende Wirkung.

Der Herr Polizeipräsident behauptet, daß mein Reisepaß in meinen Händen erhebliche Belange des Deutschen Reiches gefährde. Eine nähere Begründung hält er nicht für nötig. Wozu auch? Er hat ja die Macht.

Die Zeitnähe zwischen der Forderung des Stahlhelms und der Verfügung des Polizeipräsidenten ist eine Tatsache. Von

einem Kausalzusammenhang darf man natürlich nicht sprechen. Er ist unbeweisbar.

Was klar zutage liegt, ist nur, daß seit den Vorträgen, die ich ab Mitte Januar in Frankreich gehalten habe, eine gradezu phantastische Hetze, die sich bis zur Mordhetze steigerte, in der deutschen Rechtspresse eingesetzt hat. Und zwar nicht etwa auf Grund dessen, was ich in Frankreich wirklich gesagt habe, sondern auf Grund gefälschter Berichte.

Gegen solche Hetzkampagne ist man machtlos. Um jedoch wenigstens den Versuch zu machen, den gefälschten Berichten die Wahrheit entgegenzustellen, sandte ich am 30. Januar der ‚Deutschen Zeitung' einen eingeschriebenen Brief und appellierte an ihre Loyalität, damit sie meiner knappen Sachdarstellung Raum gewähre.

Wahrscheinlich hat die ‚Deutsche Zeitung' meinen Appell an ihre Loyalität für eine Naivität hohen Ranges gehalten. Jedenfalls hat sie von meiner Zuschrift keine Notiz genommen, sondern es vorgezogen, den Glauben an die Richtigkeit ihres eignen Schwindelberichts weiterwuchern zu lassen. Der Erfolg dieser Taktik liegt klar zutage: Resolution des Stahlhelms und Entziehung des Passes.

Daß der Herr Polizeipräsident, ehe er einen so schwerwiegenden Entschluß faßte, es nicht für nötig hielt, mich auch nur anzuhören, könnte Juristen überraschen. Audiatur et altera pars! hat immer als ein beachtenswerter Grundsatz gegolten. Aber es ereignet sich ja jetzt auch sonst manches Überraschende an unsern Amtsstellen.

Dem Stahlhelm jedenfalls kann ich versichern, daß er einem elenden Schwindel aufgesessen ist, wenn er glaubt, ich hätte den Vertrag von Versailles gepriesen. Das habe ich weder jetzt in Frankreich noch je zuvor getan. Das hat kein Pazifist getan.

Im Jahre 1919 gingen die Ansichten unter den Pazifisten sehr auseinander, ob man den Friedensvertrag unterzeichnen solle oder nicht. Männer so verschiedener Anschauungsweise wie Professor Quidde und Professor F. W. Foerster waren gleichmäßig gegen die Unterzeichnung. Ich war dafür, weil die Nichtunterzeichnung das weitere militärische Vorgehen der Entente in Deutschland zur unausbleiblichen Folge haben mußte, was ich als das größere Übel ansah. Schon 1919 bei der ersten Zusammenkunft des Internationalen Friedensbureaus in Basel jedoch erhob ich schärfsten Widerspruch gegen eine große Reihe von Bestimmungen des Friedensvertrages (zum Beispiel gegen die Farce der Abstimmung in Eupen-Malmedy) und hatte die Genugtuung, die französischen und belgischen Mitglieder des Friedensbureaus meinem Protest sich anschließen zu sehen.

Auch diesmal habe ich bei meinen Vorträgen in Frankreich mannigfach Kritik an dem Friedensvertrag geübt.

Vor allem habe ich betont, daß an der Revisionsmöglichkeit, die der Vertrag erfreulicherweise ja selbst vorsehe, unbedingt festgehalten werden müsse. Kein Vertrag könne für alle Ewigkeit unabänderlich sein. Der Zeitpunkt für die Revision sei eine Zweckmäßigkeitsfrage.

Sehr eindringlich habe ich die Saarfrage behandelt und die Franzosen dringend ersucht, es nicht erst auf die Abstimmung im Jahre 1935 ankommen zu lassen, sondern schon jetzt das Land, das unbedingt deutsch bleiben wolle, aus freiem Entschluß an Deutschland zurückzugeben.

Daß Deutschland aus Gerechtigkeitsgründen einen Anspruch auf das Aufgebot von Kolonialmandaten habe, ist deutlich von mir gesagt worden. Allerdings habe ich hinzugefügt, es sei mir zweifelhaft, ob die Annahme eines solchen Angebots im deutschen Interesse liege.

Aus Gerechtigkeitsgründen habe ich auch gefordert, daß der entmilitarisierten Zone auf deutscher Seite eine solche auf französischer Seite entspreche. Diese Forderung hatte ich übrigens bereits 1925 bei einem Vortrag in Straßburg formuliert und damit einen Sturm der französischen nationalistischen Presse entfesselt.

Für die Abrüstungskonferenz habe ich unsern Anspruch auf Rüstungsminderung der Andern und insbesondere Frankreichs vertreten. Als den mir am praktischsten erscheinenden Vorschlag habe ich den Hoovers mit seiner dreiunddreißigprozentigen Kürzung der Militärausgaben empfohlen. Dagegen habe ich mich gegen den Plan Herriots gewendet, der die Einführung der Dienstpflicht für ganz Kontinentaleuropa vorsieht, weil ich darin nicht den Weg zur Abrüstung, sondern den, wenn nicht zur Aufrüstung, so doch zur dauernden Erhaltung aller nationalen Heere erblicke.

Damit komme ich zu meiner Sünde. Wörtlich habe ich nämlich erklärt: „So viel ich als Deutscher an dem Vertrag von Versailles zu kritisieren habe, eine Bestimmung habe ich begrüßt, nämlich die, wodurch die Dienstpflicht in Deutschland abgeschafft wurde. Weil ich in ihr den Beginn einer allgemeinen Abschaffung der Dienstpflicht erblickte, und ich als Pazifist die Dienstpflicht grundsätzlich bekämpfe."

Jawohl, ich bin Gegner der Dienstpflicht, ob man sie nun Miliz oder sonstwie nennt, für Deutschland, für Frankreich, für die ganze Welt. Ich halte es für die tiefste Verletzung der Menschenrechte, daß man Leute zwingt, sich töten zu lassen und andre zu töten.

Verträge, die man unterschrieben hat, darf man nie zerreißen, auch wenn sie einem noch so lästig sind. Man soll durch kluge Politik ihnen ihre Giftzähne einen nach dem andern entreißen. Das war die Taktik Stresemanns. Das muß meiner Ansicht nach die Taktik jedes Deutschen sein, der sich um die Synthese von Vaterlandsliebe und Vernunft bemüht.

Ich halte es weder für klug noch auch für tapfer, sich an dem Liede „Siegreich wollen wir Frankreich schlagen" zu berauschen. Mir scheint, bessern Dienst leistet einem Volk, wer sich in Frankreich darum bemüht, bei dem französischen Volk Verständnis für die Nöte und Bedürfnisse des deutschen Volkes zu erwecken. Wofür man freilich einen Paß braucht.

Es gibt verschiedene Methoden der auswärtigen Politik. Die von Herrn Minister Göring in Schweden angewandte hat sich bisher nicht grade bewährt.

Der Fall Wagner von Friedrich Nietzsche

Aus „Der Fall Wagner", Turin 1888, abgedruckt aus der Nietzsche-Ausgabe des Neumann-Verlages, Leipzig 1904.

Dem Künstler der décadence — da steht das Wort. Und damit beginnt mein Ernst. Ich bin ferne davon, harmlos zuzuschauen, wenn dieser décadent uns die Gesundheit verdirbt — und die Musik dazu! Ist Wagner überhaupt ein Mensch? Ist er nicht eher eine Krankheit? Er macht alles krank, woran er rührt, — er hat die Musik krank gemacht.

Ein typischer décadent, der sich notwendig in seinem verderbten Geschmack fühlt, der mit ihm einen höheren Geschmack in Anspruch nimmt, der seine Verderbnis als Gesetz, als Fortschritt, als Erfüllung in Geltung zu bringen weiß.

Und man wehrt sich nicht. Seine Verführungskraft steigt ins Ungeheure, es qualmt um ihn von Weihrauch, das Mißverständnis über ihn heißt sich „Evangelium", — er hat durchaus nicht bloß die Armen des Geistes zu sich überredet!

Ich habe Lust, ein wenig die Fenster aufzumachen. Luft! Mehr Luft!

Daß man sich in Deutschland über Wagner betrügt, befremdet mich nicht. Das Gegenteil würde mich befremden. Die Deutschen haben sich einen Wagner zurechtgemacht, den sie verehren können: sie waren noch nie Psychologen, sie sind damit dankbar, daß sie mißverstehen. Aber daß man sich auch in Paris über Wagner betrügt! wo man beinahe nichts andres mehr ist als Psycholog. Und in St. Petersburg! wo man Dinge noch errät, die selbst in Paris nicht erraten werden. Wie verwandt muß Wagner der gesamten europäischen décadence sein, daß er von ihr nicht als décadent empfunden wird! Er gehört zu ihr: er ist ihr Protagonist, ihr größter Name... Man ehrt sich, wenn man ihn in die Wolken hebt. Denn daß man nicht gegen ihn sich wehrt, das ist selbst schon ein Zeichen von décadence. Der Instinkt ist geschwächt. Was man zu scheuen hätte, das zieht an. Man setzt an die Lippen, was noch schneller in den Abgrund treibt. Will man ein Beispiel? Aber man hat nur das régime zu beobachten, das sich Anämische oder Gichtische oder Diabetiker selbst verordnen. Definition des Vegetariers: ein Wesen, das eine korroborierende Diät nötig hat. Das Schädliche als schädlich empfinden, sich etwas Schädliches verbieten können ist ein Zeichen noch von Jugend, von Lebenskraft. Den Erschöpften lockt das Schädliche: den Vegetarier das Gemüse. Die Krankheit selbst kann ein Stimulans des Lebens sein: nur muß man gesund genug für dies Stimulans sein! Wagner vermehrt die Erschöpfung: deshalb zieht er die Schwachen und Erschöpften an. Oh über das Klapperschlangen-Glück des alten Meisters, da er grade immer „die Kindlein" zu sich kommen sah!

Ich stelle diesen Gesichtspunkt voran: Wagners Kunst ist krank. Die Probleme, die er auf die Bühne bringt — lauter Hysteriker-Probleme —, das Konvulsivische seines Affekts, seine überreizte Sensibilität, sein Geschmack, der nach immer schärfern Würzen verlangte, seine Instabilität, die er zu Prinzipien verkleidete, nicht am wenigsten die Wahl seiner Hel-

den und Heldinnen, diese als physiologische Typen betrachtet (eine Krankengalerie!): Alles zusammen stellt ein Krankheitsbild dar, das keinen Zweifel läßt. Wagner est une névrose. Nichts ist vielleicht heute besser bekannt, nichts jedenfalls besser studiert als der Proteuscharakter der Degenereszenz, der hier sich als Kunst und Künstler verpuppt. Unsre Ärzte und Physiologen haben in Wagner ihren interessantesten Fall, zum mindesten einen sehr vollständigen. Grade, weil nichts moderner ist als diese Gesamterkrankung, diese Spätheit und Überreiztheit der nervösen Maschinerie, ist Wagner der moderne Künstler par excellence, der Cagliostro der Modernität. In seiner Kunst ist auf die verführerischste Art gemischt, was heute alle Welt am nötigsten hat, — die drei großen Stimulantia der Erschöpften, das Brutale, das Künstliche und das Unschuldige (Idiotische).

Wagner ist ein großer Verderb für die Musik. Er hat in ihr das Mittel erraten, müde Nerven zu reizen, — er hat die Musik damit krank gemacht. Seine Erfindungsgabe ist keine kleine in der Kunst, die Erschöpftesten wieder aufzustacheln, die Halbtoten ins Leben zu rufen. Er ist der Meister hypnotischer Griffe, er wirft die Stärksten noch wie Stiere um. Der Erfolg Wagners — sein Erfolg bei den Nerven und folglich bei den Frauen — hat die ganze ehrgeizige Musikerwelt zu Jüngern seiner Geheimkunst gemacht. Und nicht nur die ehrgeizige, auch die kluge... Man macht heute nur Geld mit kranker Musik; unsre großen Theater leben von Wagner.

Fabriken von Walter Bauer

Fabriken stehn an Rhein und Ruhr,
in Pittsburg und am Hoangho,
der gleiche Qualm, die gleiche Spur
des Rauchs, der Unterschied ist nur
die Art der Produktion.

Zur Frühstückspause schreien die Sirenen,
der bleiche Himmel nimmt die Rufe an,
und quillt der Rauchstrom aus den dünnen Rohren wieder,
so weiß man, daß die Mittagszeit begann.

An Rhein und Ruhr,
in Pittsburg und am Hoangho,
der Unterschied liegt in der Zeit, er ist nur klein.

Maschinen fressen Stoff und Zeit
und Kraft, und von der Seligkeit
des Daseins ist noch nicht viel zu bemerken.
Am Abend schminkt der Himmel sich wie eine Frau,
und stürzt der Rauchschrei in das Dunkel aus dem Rohre grau,
so quelln die Menschen um die Schichtzeit aus den Werken.

An Rhein und Ruhr,
in Pittsburg und am Hoangho,
der Unterschied liegt in der Zeit, er ist nur klein.

Und manchmal heißt es: du bist jetzt zu alt,
zu öfters krank und nicht mehr zu gebrauchen.
Dann geht man an die Brücke, an den werkzerfressnen Fluß,
weil man mit seinem Dasein schnell zu Rande kommen muß.

An Rhein und Ruhr,
in Pittsburg und am Hoangho,
der Unterschied liegt in der Zeit, er ist nur klein.

Zwei Granatsplitter von Axel Eggebrecht

Das Material

Die englische Granate Kaliber 7,62, Modell 03, verbessert 1916, war eine kleine Präzisionsmaschine von gefälliger Form. Den graulasierten, gußeisernen Zylinderkörper umgab der kupferne Führungsring, wie die Binde den Bauch des Gendarmen. Im aufgeschraubten, stählernen Kopf saß das komplizierte Gehirn, der Zünder, durch eine von 400 bis 6800 Yard verstellbare Skala zu regeln. Beim Zerspringen des 5,78 kg schweren Geschosses war mit 80 bis 140 Sprengstücken zu rechnen.

Hersteller: Eine kleine, auf Kriegsbedarf umgestellte Messerklingenfabrik in Huddersfield, Grafschaft York. Im Januar 1918 betrug die Arbeitszeit in diesem Werk 11½ Stunden. Hierfür wurde der außerordentliche Lohn von 7½ bis 10½ Schilling gezahlt. Der Herstellungspreis einer Granate 7,62 betrug, einschließlich Kartusche mit Melinitladung und Bahntransport bis Materiallager Leeds, 9½ Schilling. Der Staat zahlte 17 Schilling.

Im März wurde die Granate, von der hier berichtet wird, mit Bahn und Schiff über London, Hastings, Boulogne, St. Omer bis Hazebrouck geschafft, lagerte dort bis Anfang April und kam am 9., dem zweiten Tage der deutschen Armentières-Offensive, an die 3. Batterie des Suffolkregiments zur Ausgabe. Am 12., abends gegen halbsechs Uhr, bei beginnender Dämmerung, feuerten die beiden ersten Geschütze auf eine eben aufgefahrene deutsche Feldbatterie, direkt, Entfernung 2400. Erster Schuß Volltreffer, starke Wirkung beobachtet.

Fähnrich E. wurde von zwei Splittern getroffen. Der kleinere durchschlug den rechten Fuß von oben nach unten und blieb unterhalb der Sohle 6 cm tief im Boden stecken. Der größere ritzte das Dickfleisch des rechten Oberschenkels, drang dicht hinter den Hoden in den linken, wurde erst durch den starken Mittelknochen aufgehalten.

Fleisch und Knochen

Im fortdauernden feindlichen Feuer, bei sieben Toten, elf Schwerverletzten, ist wenig Gelegenheit zu gründlicher Untersuchung. Unterarzt L. schneidet E.'s Uniform und Stiefel weg, umwickelt und schient flüchtig den rechten Fuß, klebt einen großen Wattebausch auf die Schenkelwunde. In eine Zeltbahn geknöpft, wird E. von kanadischen Gefangenen nach rückwärts getragen. Aufenthalt in einer stark vergasten Senke. Acht Uhr Verbandplatz. Sondieren der Wunden, Verbände, Tetanusspritze. Nachts ins Feldlazarett Estaires. Zwei Tage ohne Behandlung. Dann Autotransport nach Lille. Die Stadt ist von Verwundeten überfüllt. Massenlager in der Markthalle. Stroh. Keine Ärzte. Kleine Mädchen bringen Malzkaffee und Suppe. Am vierten Abend auf den Bahnhof. Lazarettzug nach Essen ist schon überbelegt. Im ratternden Straßenbahnwagen auf der Bahre weiter nach Tourcoing. Hohes Fieber. Ein Geschlechtskrankenlazarett ist eben für die Verwundeten geräumt worden. Wäsche zum Wechseln nicht

vorhanden. Nachts Abnahme des vereiterten Verbandes, sofortige Operation: Öffnung des Fußes, Zerlegen der Sohle. Das rechte Bein wird in einer Schlinge hochgehängt, um den Blutandrang erträglich zu halten.

Zwei Wochen später im Lazarettzug nach Deutschland. Der Schenkelschuß, als leichte Fleischwunde erklärt, ist im Abheilen. Lazarett Offenbach ist soeben aus einem Seuchenkrankenhaus in ein chirurgisches Spital umgewandelt worden. Gleich nach der Einlieferung wird E. mit seinen Verbänden in ein heißes Bad gelegt. Die Schwestern sind das von ihren Typhösen her so gewohnt, der Läuse wegen. Das Blut schießt ins Wasser, E. verliert die Besinnung. Drei Ärzte kämpfen stundenlang gegen die Verblutung. Kochsalzspritzen stellen nachts das Bewußtsein wieder her.

Befund drei Wochen später: Rechtes Bein bis zum Knie vereitert. Behandlung beschränkt sich im wesentlichen auf Verbandwechsel. Fieber in stetigem Ansteigen. Der Zufall, daß E.'s Vater Arzt ist, ermöglicht Überführung in eine andre Stadt. In den nächsten Monaten mehrere Operationen. Äußerst schmerzhafte Behandlung. Beim täglichen Austamponieren der zerlegten Sohle müssen zwei Leute das Bein festhalten.

Im Juli ist der Fuß gerettet. August: Erste Gehversuche. Ende September: E. meldet sich in seiner Garnison zum Dienst. Am Stock humpelnd, bildet er Rekruten aus. Mitte 1919 ist der Fuß durch dauerndes Training wieder fast voll verwendungsfähig. Nur zwei Zehen bleiben steif, die vierte steht, als sogenannte Hammerzehe, winklig in die Höhe.

Acht Jahre später: Starke Schmerzen im linken Oberschenkel. Behandlung auf Rheuma, dann auf Ischias. Bäder, Massage, Einreibungen. Als das Fieber auf vierzig steigt, wird ein Chirurg zugezogen. Operation fördert zwei Liter Eiter und einen zackigen Splitter von der Größe eines halben eisernen Kreuzes zutage, der dicht am Oberschenkelknochen verkapselt saß. Urteil des Operateurs: vierundzwanzig Stunden später wäre zur Lebensrettung die Abnahme des ganzen Beines notwendig gewesen. So kommt E. mit zwei Monaten Liegen und einer langen Narbe davon. Von den über tausend Mark betragenden Unkosten ersetzt der Staat schließlich 173,40 Mark.

Eindrücke

Der Fähnrich E. ist am Nachmittag des 12. April 1918 ein eben neunzehnjähriger Mensch, vergnügt über das Abenteuer des Krieges, stolz auf seine Tressen und sein Portepee, sicher, daß ihm alles gut gerät, daß ihm in diesem Kriege nichts passieren wird, daß diese Offensive die englische Front durchbrechen, daß er in spätestens zwei Monaten Leutnant sein wird. Die Granate heult heran, aus dem Klang kann man kurz vor dem Einschlag genau hören: Das gibt einen Treffer. Fünf Sekunden später hockt E. auf dem Boden, maßlos erstaunt, daß es ihn erwischt hat. Er betastet sich. Seine Hände fassen in eine Pfütze. Das Feuchte ist sein eignes Blut. Erstaunlich. Keine Schmerzen. Das Herunterschneiden des Stiefels tut weh. Beim Abtransport hält E. krampfhaft seinen Feldstecher und die Gasmaskenbüchse in der Hand. Als ihn die Kanadier in

der vergasten Mulde liegen lassen, brüllt er laut: Schweinerei! Bande! Schmeckt dann das Süßliche, stülpt die Maske über. Später am Verbandplatz wüste Schmerzen. Die Sonde wühlt im Fuß, wie ein Messer in der Butterdose. Die Tetanusspritze stößt hinten ins Fleisch, stumpf wie ein Bleistiftstummel. In Estaires liegt er, fieberbenommen, von den Verbänden gefesselt, durchs Fenster sieht er benachbarte Häuser im Artilleriefeuer zusammenstürzen. Dann tagelang nur noch die wirbelnde, verwirrende Fahrt auf dem Fiebermeer. Manchmal dringt ein Schrei, ein sinnloses Bild bis zum Bewußtsein durch. Nachts nach der Operation sitzt ein junger katholischer Geistlicher an E.s Bett, tröstet ihn: Man kann auch mit einem Fuß ganz gut weiterleben. Das ist dem Durstigen ganz gleichgültig, er will Mineralwasser. Und der Pater soll über alles reden, nur nicht über Religion. Der ist klug genug, so zu tun. (Monate später die evangelischen Lazarettpfarrer sind aufdringlicher.) In Offenbach, als zugleich mit seinem Blut das Bewußtsein von ihm wegströmt, denkt er ganz zuletzt: Der olle Seneca hat doch recht: Verbluten im heißen Bad ist der schönste Tod.

Nachher im Sommer macht er sich zum ersten Mal im Leben Gedanken, ob das alles einen Sinn hat. Patriotismus ist schließlich nur ein Teil der Schulbildung gewesen. Aber das Abenteuer, das war doch wirklich? Und jetzt ist er das, was in den lateinischen Übungsbüchern ein Held hieß. Immerhin, er ist noch nicht Leutnant. Deshalb säuft er im Herbst jeden Abend mit dem Stabsarzt, damit der ihn, trotz dem lahmen Fuß, k. v. schreibt. Anfang November hat ers geschafft, am 10. soll er einen Rekrutentransport nach Frankreich bringen. Aber am 8. ist die Revolte, die alle Pläne zerschlägt.

Erkenntnisse

Es ist erklärlich, daß Fähnrich E. mit der plötzlichen Beendigung seiner Heldenlaufbahn unzufrieden war. Fieber, Schmerzen, jammervolle Nächte, die höllische Tortur einer zerrissenen Sohle, das alles hatte ihn nicht ein einziges Mal an der Berechtigung des Krieges zweifeln lassen. So fest saß die bürgerliche Erziehung. Manchmal betrachtete er seinen verkrüppelten Fuß, dies fremde, glasige Fleisch, er lächelte, daß er nun noch dreißig, vierzig Jahre als Zweihufer leben würde.

So heiter und unbeschwert blieb der höhere Schüler, der Fähnrich und Student E. Er war noch immer nicht imstande, seine Erlebnisse zu deuten. Es dauerte noch Jahre voller Zweifel und Erfahrungen, bis er erkannte, was er erlebt hatte.

Wenn Sie ihm heute etwas von Aufrufen gegen den Krieg, von liebevollen Phrasen erzählen, wird er nur grinsen. Er hat ja am eignen Leibe erfahren, daß an der menschlichen Dummheit sich nicht einmal dann etwas ändert, wenn man die Menschen langsam in Stücke fetzt. Morgen werden sie sich also genau so kindisch dem Gas in den Weg stellen, wie neulich den Granaten und einst den Lanzen. Nun sagen zwar schon Millionen: Man darf es gar nicht so weit kommen lassen. Aber noch haben diese Millionen nicht die Macht. Die Macht sitzt woanders. Sie lauert und bewahrt sich vorläufig und ist schwer angreifbar.

Aber wenn nun, bald oder später, das neue große Geschäft gestartet werden soll, dann muß die Macht ja hervortreten und sich einsetzen. Deshalb hält E. den sinnlosen Krieg für unvermeidlich und höchst sinnvoll. Das ist kein innerer Widerspruch; sondern die Folge davon, daß E. endlich kapiert hat, was ihm damals widerfahren ist. Man lernt nicht durch Schmerzen: man muß vorher wissen, wofür man sie erleidet. Noch einmal also wird die Rüstungsindustrie Gelegenheit haben, an unsern Körpern zu verdienen. Aber das soll ihre letzte Chance sein. Diesmal geht es auch um ihre Existenz und nicht nur um unsre.

Die lauten Barden des blinden Heldentums haben ganz recht: Erst jenseits eines Stromes von Blut liegt die Zukunft. Aber nicht wir werden es sein, die darin ertrinken.

Sittenlehre für Ungläubige von Rudolf Arnheim

II. Egoismus

Zu Beginn seines Lebens nimmt der Mensch die subjektive Perspektive, in die er zufällig hineingeboren worden ist, als eine objektiv gültige. Ebenso schwer wie ein Volk lernt, daß es nicht im Mittelpunkt der Menschheit stehe, und die Menschheit, daß die Erde nicht der Mittelpunkt der Welt sei, ebenso schwer ist es für den einzelnen Menschen, allem zum Trotz, was ihn seine Sinne lehren, seinen richtigen Platz in der Welt ausfindig zu machen. Das kleine Kind beurteilt alles, was geschieht, nur in bezug auf seine eignen Wünsche, Leiden und Freuden, denn sie sind ja die einzigen, die es unmittelbar erlebt. Diese infantile Haltung hält bei vielen Menschen ihr ganzes Leben hindurch an. Zwar paßt sich jeder Mensch mit der Zeit den Beschränkungen an, die ihm das Zusammenleben auferlegt, aber diese „Erziehung" kann auf zweierlei ganz verschiedene Weise zustande kommen. Entweder der Mensch lernt nur, daß es Mächte in der Welt gibt, die ihn zwingen können, sich zu bescheiden. Er lernt, was er darf und was er nicht darf. Das ist die Erziehungsform, die auch auf Tiere anwendbar ist, bloße für den Erzogenen sinnlose Dressur, und man kann sagen, daß auch die meisten Menschen in ihren ersten Lebensjahren nur eben „stubenrein" gemacht werden. Dies Resultat erzielen strenge Eltern, die erziehen, ohne zu begründen, und hierhin gehört auch der idyllische ländliche Brauch, Kinder durch Mohnsamen in eine gesundheitsschädliche Schläfrigkeit zu versetzen, um ihrer lästigen Lebhaftigkeit zu entgehen. Man kuriert Symptome. Die richtige und menschenwürdige Art der Erziehung hingegen besteht darin, das Kind nicht nur zur gewünschten Handlungsweise sondern zur richtigen Denkweise zu bringen; es fühlen und verstehen zu lassen, daß neben ihm andre Menschen mit ebenso berechtigten Wünschen und Rechten leben, und daß eben aus dem Zusammenstoß der Interessensphären alle Beschränkungen des Einzelnen notwendig und sinnvoll folgen. Wer sich das selbstverständliche Gefühl dafür erworben hat, daß er als einer unter vielen lebt, wird gar nicht auf den Gedanken kommen, mehr zu verlangen, als ihm zukommt, während der nur dres-

sierte Mensch ganz natürlich darauf aus sein wird, sich so viel Vorteile zu verschaffen, als sich die andern nur irgend abringen lassen. Es entbehrt nicht des pikanten Reizes, daß wir die konsequenteste Propagierung des Machtstandpunktes gegenüber dem Rechtsstandpunkt einem Mädchenschullehrer verdanken. Max Stirner schreibt in „Der Einzige und sein Eigentum":

Ich entscheide, ob es in Mir das Rechte ist; außer Mir gibt es kein Recht. Ist es Mir recht, so ist es recht. Möglich, daß es darum den andern noch nicht recht ist; das ist ihre Sorge, nicht Meine: sie mögen sich wehren. Und wäre etwas der ganzen Welt nicht recht, Mir aber wäre es recht, d. h. Ich wollte es, so früge ich nach der ganzen Welt nichts. So macht es jeder, der sich zu schätzen weiß, jeder in dem Grade, als er Egoist ist, denn Gewalt geht vor Recht, und zwar — mit vollem Rechte.

Jeder von uns weiß aus schmerzhafter Erfahrung, daß sich auch mit solchen Grundsätzen das Ziel der Klasse erreichen läßt. Träte aber an die Stelle solcher durch die Übermacht des Katheders erzwungenen Zusammenarbeit das natürliche Gefühl dafür, daß in der Schularbeit gemeinsame Interessen von Lehrer und Schüler ineinandergreifen, so erschiene alle Beschränkung als nützlich und nötig, und die hölzerne Stufe zwischen Lehrerpult und Schülerpult wäre überflüssig. Wo aber Kampf herrscht, da braucht man auch Barrikaden.

Grade in der Schule könnte man lernen, daß die Notwendigkeit, sich anzupassen, nicht, wie Stirner glaubt, der Rücksicht auf das götzenhafte Dogma eines heiliggesprochenen Rechts entspringt, sondern daß diese Anpassung praktisch und nützlich ist. Aber die Schule pflegt ein Kampfgelände zu sein, auf dem man mit Lug und List und Mindestleistung einen möglichst bequemen Sieg zu erringen sucht. Und tritt der junge Mensch dann in den Arbeitsbetrieb des „Lebens" ein, so kann er feststellen, daß die Schule ihn in der Tat aufs Trefflichste vorbereitet hat. Die Schützengrabenerfahrungen, die er im Stellungskrieg gegen den Pauker gesammelt hat, kommen ihm im Kampf um Soll und Haben zugute.

Unser Verfahren, menschliche Arbeit zu entlohnen, führt mit Notwendigkeit zu einer egoistischen Weltanschauung. Der Arbeitnehmer wird in dem Bewußtsein, daß er nützliche Arbeit für die Allgemeinheit tut, gestört dadurch, daß er damit zugleich in die Tasche des Unternehmers arbeitet, an dessen Bereicherung er kein Interesse hat und dessen Gegenleistung zu gering ist. Daraus entsteht der schreckliche Zustand, daß der schöne Trieb, seine Arbeit möglichst gut zu machen, der in jedem normalen Menschen steckt, beim heutigen Lohnarbeiter gradezu dumm und lächerlich wirkt, denn jener aussterbende Typ des ehrlichen, alten Arbeiters, der sich für seine Firma aufopfert, (oder des „Faktotums" im Haushalt) braucht eben, um so hemmungslos arbeiten zu können, einen beträchtlichen Mangel an sozialer Einsicht und Moral. Wer dagegen die Sachlage kritisch überschaut, wird die Liebe zur Arbeit mit ziemlicher Sicherheit verlieren und schließlich nur noch darauf aus sein, möglichst wenig Arbeit für möglichst viel Geld zu leisten. Denn er begreift, was der amerikanische Ökonom Mitchell (Rudolf Brunngraber: „Technokratie", ‚Wiener Weltbühne'

Nummer*5) so formuliert hat: „Vom geschäftlichen Standpunkt aus sind die erzeugten, lebensnotwendigen Waren nicht mehr als Nebenprodukte auf dem Weg, Dividenden zu verteilen." Diese Verlagerung des Schwerpunkts vom Produkt auf den Gewinn ergibt sich auch beim kleinen selbständigen Produzenten ganz von selbst. Kauft ein Uhrmacher in einem Laden ein Paar Schuhe, so verkauft der Schuster diese Schuhe an einen Menschen, an dem er kein persönliches Interesse hat; arbeitete er die Schuhe für sich selbst oder für seine Frau, so würde er sie auf alle Fälle so sorgfältig wie möglich machen — der fremde Uhrmacher aber bezahlt ja nur. Daß der Käufer aber gar nicht deshalb Anspruch auf Schuhe hat, weil er Geld bringt, sondern deshalb, weil er seinerseits zum Besten der Allgemeinheit und also auch zum Besten des Schusters Uhren fertigt, kann diesem gar nicht bewußt werden, weil ja ein geschlossener Wirkungszusammenhang von Leistung und Gegenleistung zwischen diesen beiden Menschen geschaffen wird. Der Uhrmacher erscheint beim Schuster nicht, um sich gute Arbeit als Lohn für gute Arbeit abzuholen, sondern lediglich als der „Kunde", an dem man kein andres Interesse haben kann, als ihm möglichst billige Arbeit möglichst teuer zu liefern. Wäre das, was ein Mensch braucht, von dem, was er leistet, wirtschaftlich völlig getrennt, hätte also der Schuster unentgeltlichen Lebensunterhalt und zugleich die Aufgabe, gratis Schuhe zu liefern, so würde ihm der große Zusammenhang klar, in dem jeder Abnehmer zugleich Lieferant des Lieferanten ist und jeder daran interessiert ist, daß jeder gute Arbeit leistet. Unsre Methode, die Einzelleistung einzeln zu entlohnen, aber fälscht einen Teilvorgang innerhalb eines großen Mechanismus zu einem in sich geschlossenen Einzelvorgang um, aus dessen Wesen egoistische Geschäftsprinzipien zwangsmäßig folgen. So wird aus der Kooperative der Menschengemeinschaft ein Gefüge gegeneinander kämpfender Egoismen. Und der Trieb, gute Arbeit zu leisten, wird pervertiert durch den richtigen Grundsatz, daß ein guter Geschäftsmann nicht mehr gibt, als man ihm unbedingt abverlangt.

Unsre Arbeitsmethoden drängen auf Egoismus, und deshalb drängt unsre offizielle Ethik so eifrig auf Selbstverleugnung. Opfern solle man sich, dem Nächsten solle man dienen, und Egoismus ist verpönt. Dabei sind die Begriffe Egoismus und Altruismus einander würdig. Sie sind beide gleich schief, weil sie auf dem sinnlosen Gegensatz von Ich und Nicht-Ich beruhen. Wer nur für sich da ist oder nur für die andern da sein will, weiß nicht, daß es, auch in der Ethik, darauf ankommt, die Bedürfnisse der Menschen gegeneinander abzuwägen, von der Ganzheit der Menschengemeinschaft auszugehen und so die Funktion jedes Teils im Ganzen zu ermitteln. Womit nicht gemeint sein darf, daß jeder gleiche Rechte und Pflichten habe. Nicht richtig gedacht ist: ich möchte nicht Klavier spielen, also hat er auch nicht Klavier zu spielen. Sondern: er möchte Klavier spielen, ich möchte Ruhe haben — welches ist das rechte Verhältnis zwischen meinem und seinem Anspruch? Was daraus praktisch folgt, davon soll in der nächsten Nummer die Rede sein.

Manfred Hausmann von Erna Michel

Wenn Manfred Hausmann aus seinen Werken liest, dann sind die Säle überfüllt und achtzig Prozent der Hörer sind weiblichen Geschlechts. Hausmann liest, wie er schreibt: frisch, unbekümmert und gesund. In der Verehrung, die ihm von allen Seiten zuteil wird, ist eine — auf etwas höherer Ebene gelegene — Parallele zur Verehrung von Hans Albers zu erblicken. Man liebt wieder Bizeps. Damit soll noch nichts gegen den Dichter Hausmann gesagt sein, dessen Stärke die Naturschilderung ist. Leser, die aus Prinzip und meist mit Recht, die Naturbeschreibungen in den Romanen überschlagen, saugen sich bei Hausmann an jeder Zeile fest, denn er versteht es, seine kleinen Betrachtungen mit Leben zu füllen, er spricht eine eigenwillige Sprache, die unserm Ohr angenehm klingt, und er weiß seine Liebe zu den Dingen auf den Leser zu übertragen. Seine Geschichten sind hübsch, plastisch, oft auch spannend. Hinzu kommt, daß ihn eine sympathische und sicher nicht gekünstelte Bescheidenheit ziert. Die Schriftstellerei hält er für ein schönes Laster, das Honorar für ein unverdientes Glück.

Dennoch gibt es ein großes „Aber". Die Bücher Hausmanns sind auf eine unbegreifliche Art zeitlos. Sie könnten zum Beispiel auch vorm Krieg geschrieben sein, oder vor hundert Jahren — wahrscheinlich sogar hundert Jahre nach unsrer Zeit. Es gibt ja Leute, die es für fein halten, wenn einer zeitlose Kunst herstellt, und die diesen Begriff gegen den andern: „zeitgebundenes Schaffen" ausspielen. Zeitlosigkeit, das ist für sie der erste Schritt auf dem lorbeerbestreuten Weg zur Unsterblichkeit. Sie begreifen nicht, daß die Zeitlosigkeit, die ein Mensch erreichen kann, sich zur Unsterblichkeit, die er erträumt, verhält wie der Bruchteil eines Punktes zum Atlantischen Ozean. Und überdies: es kann unter Umständen ein Werk, das aus der Zeit und für die Zeit geschrieben wurde, mehr Überzeitliches und immer Gültiges (oder vorsichtiger: lange Gültiges) enthalten als eine tatsächlich zeitlose Arbeit.

Damit keine Mißverständnisse entstehen: es wird vom Schriftsteller kein politisches Glaubensbekenntnis gefordert. Es wird erst recht nicht verlangt, er solle das Schreiben überzeitlicher Romane unterlassen. Was jedoch von ihm als geistigem Menschen erwartet werden muß, ist eine Stellungnahme zu den Dingen unsrer Zeit. Ringelnatz hat einmal gesagt, er lehne es ab, Politik zu treiben. Man braucht diesen Standpunkt nicht zu billigen, aber man kann ihn verstehen, um so leichter, da man sieht, daß dieser Ringelnatz keineswegs über die Fragen, die im Brennpunkt der heutigen Interessen liegen, hinwegsieht — im Gegenteil: Ringelnatz ist ein Dichter, der in unsrer Zeit lebt und aus ihr schöpft. Manfred Hausmann stellt sich mit vollem Bewußtsein abseits, und das ist eine Position, die absolut unhaltbar erscheint, in einer Übergangszeit wie der unsern mehr denn je. Man befindet sich in einem Irrtum, wenn man annimmt, daß die großen Dichter vergangener Epochen zeitlos gewesen wären. Sie haben fast alle bei gegebener Veranlassung in das Räderwerk des Geschehens eingegriffen. Der Mensch ist kein Einzelwesen sondern Mitglied einer Gemein-

schaft. Eremiten sind Sonderlinge, heute kommen sie eigentlich nur noch im Silbenrätsel vor.

Hausmann hat bisher vier Romane geschrieben, deren Grundton trotz der äußern Verschiedenheit gleichbleibt. In seinem Amerika-Buch läßt er einen „jungen Mann" mit der gewiß reizvollen Neugier einer sechs Wochen alten Katze hier- und dorthin hopsen, ohne am Ende des Buches etwas wirklich Wesentliches berichtet zu haben. Wenn ein junger und vorurteilsfreier Europäer nach Amerika fährt, so wollen wir von ihm hören, was er zur Prohibition, zu den fehlenden sozialen Einrichtungen, zur sprichwörtlich gewordenen amerikanischen Freiheit, zum Dollar-Machen und zu tausend andern Dingen zu sagen hat. Hausmann sagt im Grund nichts, wenn auch alles hübsch formuliert ist. In den beiden Büchern, in denen der „junge Mann" noch Lampioon hieß und statt der eleganten Herrenwäsche eine nicht besonders saubere Wanderkluft trug, auch in diesen beiden Büchern fällt kein zeitbetrachtendes oder zeitkritisches Wort. Und der vierte Roman „Abel mit der Mundharmonika", der zu Weihnachten auf jedem bessern Gabentisch lag, führt nicht einen Schritt weiter. Drei Jungens machen eine Fahrt mit einer Segeljacht, ein junges Menschenpaar erlebt eine abenteuerliche Ballonreise — das ist geschickt miteinander verflochten. Das Meer rauscht, der Sturm heult, die Möwen kreischen, das Wasser spritzt, ein Mast und ein Herz bricht... ein schöngeistiger Roman — aber was soll das? Was soll das in einer Zeit, in der die wenigsten Jungen eine Segeljacht besitzen, in der mancher vielmehr mit einem halben Dutzend Familienmitgliedern zusammen ein Zimmer bewohnt?

Gegen Hausmanns Dichtertum ist nichts einzuwenden, das wurde eingangs absichtlich und deutlich betont. Wäre Hausmann kein Dichter, so wäre sein Fall belanglos. Da er es aber ist, so muß seine Haltung auf die Dauer zum Widerspruch reizen. Und der Hinweis auf die hohe Auflagenziffer seiner Bücher wäre kein Gegenbeweis. Wir wissen, wer und was alles hohe Auflagen gehabt hat. Manfred Hausmann bleibt der „junge Mann", der durch seine Romane wandert. Die Naturgesetze verlangen, daß aus dem jungen ein reifer Mann werde. Hausmann ist in seinen Schriften nicht gereift, es hat den Anschein, als würde und wollte er nie reifen.

Deutschland erlebt die Novemberrevolution und den Aufstieg der Sozialdemokratie — Manfred Hausmann schreibt einen schöngeistigen Roman. Deutschland verelendet, die Krise naht und hilft dem Fascismus in den Sattel — Manfred Hausmann schreibt noch einen schöngeistigen Roman. Die Zukunft mag bringen, was sie will — in spätestens zwei Jahren wird Manfred Hausmann wiederum einen schöngeistigen Roman geschrieben haben. Fragte ihn jemand: „Mussolini oder Stalin?", so antwortete er vermutlich: „S. Fischer!", um hierauf, gleich dem Ballon in seinem Roman, in die Wolken zu entschweben.

Der Fall Hausmann ist kein Einzelfall. Doch er hebt sich besonders markant heraus. Es gab und gibt immer Leute, die es aus irgendwelchen Gründen ablehnten, in der Zeit zu leben, in der sie leben. Man kann diese Leute, so leid es einem zuweilen tut, nicht ernst nehmen.

Die Marneschlacht von Alfred Polgar

Nach geschichtlicher Annahme wären anfangs September 1914 die deutschen Armeen mit Frankreich radikal fertig geworden, wenn nicht die Oberste Heeresleitung, die Situation verkennend, im entscheidenden Augenblick Befehl zum Rückzug gegeben hätte.

Dieser entscheidende Augenblick ist gewissermaßen der Held des Theaterstücks „Die Marneschlacht", das der Verfasser, Paul Joseph Cremers, eine deutsche Tragödie nennt. Es rekonstruiert die Vorgänge, welche den entscheidenden Augenblick heranführten, und die Erwägungen oder Befürchtungen, auf Grund deren er ungenützt blieb.

Bild eins, drei und vier lassen den Zuschauer einen langen Blick in die Gehirnzelle des deutschen Krieges 1914 tun, in die Oberste Heeresleitung. Wir werden Zeugen strategischer Erörterungen zwischen den Offizieren dortselbst, die Fähnchen auf der Landkarte sind in Bewegung, welche sich als dramatische Bewegung der Szene mitteilt. Der Chef, Generaloberst von Moltke, ist ein kränklicher Mann: er nimmt Medikamente und greift sich zuweilen an den Kopf. Er ist zögernd in seinen Entschlüssen, und die verhängnisvolle Entscheidung, den Rückzugsbefehl, faßt er nicht selbst, sondern belädt mit der Verantwortung, ihn vielleicht zu fassen, den Oberstleutnant Hentsch, den er ausschickt, an Ort und Stelle die Frontlage zu überprüfen und aus Eignem das Notwendige zu verfügen. Moltke war, wie die Historie meldet und der Dichter ihr nachdichtet, kein Feldherr martialischen Stils, kein unbeirrter, selbstsicherer Kriegslenker, wie er im Helden- und Lesebuch steht, und „über den namenlosen Jammer der ungezählten Unschuldigen" sah er nicht mit heroischem Fernblick hinweg. „Welche Ströme von Blut sind schon geflossen! Welcher namenlose Jammer ist über die ungezählten Unschuldigen gekommen... Mich überkommt ein Grauen, wenn ich daran denke", schreibt er an seine Frau. Das Programmbuch druckt Proben aus diesen so gestimmten Briefen ab unter dem Titel: „Dokumente des Pessimismus".

Die Schwäche des Generalobersten, das heißt sein Mangel an schneidiger Unbedenklichkeit des Urteilens und Befehlens, hat ihr Rührendes. Moltke, so weich, unforsch und von der Größe seiner Aufgabe zerquält (wie der vortreffliche Schauspieler Zistig ihn darstellt), wirkt gradezu österreichisch. Und dieser Eindruck verstärkt sich noch, wenn der Chef der Obersten Heeresleitung, monologisierend über seine Berufung zu solchem Amt, mehrmals äußert: „Ich habe es nicht gewollt." Genau die gleichen Worte sagte Franz Joseph, als sie ihn gezwungen hatten, das fahl' Pferd des Krieges aus dem Stall zu lassen. (Von diesem apokalyptischen Tier bis zum weißen Rößl, wo wir den Kaiser wiedersahen, und das er vermutlich auch nicht gewollt hätte — welch ein Weg!)

Jedenfalls ist der Generaloberst Moltke im Stück „Die Marneschlacht" die einzige Figur, die menschlichen Schatten wirft. Alle andern Personen des Spiels treten nur historisch belichtet, nur in ihrer soldatischen Funktion auf den Theater-

plan, greifen mit keinem Wort, mit keiner Regung des Geistes oder Gefühls aus dem rein militärischen Bilde hinaus, zu dem sie gruppiert sind. Nicht einmal die Figur des Oberstleutnants Hentsch, der jene schicksalhafte Sendung hatte, den Rückzug zu befehlen, gibt seelisch etwas her. Also auch nicht dramatisch. Wir erfahren nichts von ihm, als daß er, ohne innern Zweifel oder Zwiespalt, tat, was er tat. Bei der Gestaltung des Vorgangs: ein Mensch wird Werkzeug des Schicksals, ging dem Dichter der Mensch verloren. (Vom Darsteller Willy Birgel bekam er Energie in Haltung und Stimme.)

Ein Bild der „Marneschlacht" führt auch in den Schützengraben, weg von den fernhin lenkenden Führern zu den Geführten, zum Gefreiten Schneider und Ulanen Müller. Wie schon die Namen bekunden: exemplarisch gemeinte Erscheinungen aus der Millionenschar unbekannter Soldaten, von denen in jedem Lande nur je einer ein Denkmal bekam. Als typische Schützengrabenfiguren sind Gefreiter Schneider und Ulan Müller nicht nur an der schlicht-rauhen, von vieler Scheiße durchwürzten Mundart erkennbar, in der sie miteinander sprechen, sondern auch an der besonderen Scherzlaune, die sie, brüllend umwölkt vom Dampf der Geschütze, entwickeln, jenem körnigen und kernigen Humor, der in des Kriegers Seele frei wird, wenn ringsum die Granaten zwitschern.

Wie schlimm es im September 1914 auch moralisch um den Feind stand, als die deutsche Faust ihren Griff lockerte, verrät eine Szene des Stücks, die im verstörten Kabinett Poincaré spielt, Verwirrung, Angst, Streit, Fluchen und Schimpfen. Der französische Hahn, verkörpert durch das Staatsoberhaupt, kräht hysterisch. Wir erfahren nebenbei, wie sich die Franzosen darüber giften, nicht den Deutschen in Belgien zuvorgekommen zu sein. Und die Schrecken der Demokratie werden offenbar. Man höre, wie ein simpler Abgeordneter, der Deputierte des Departements Aisne, dem Staatspräsidenten rückhaltlos seine Meinung ins ehrwürdige Antlitz schreit, wie er, als sei das Parlament eine Macht, droht und fordert. Republikanische Zustände! Der Schauspieler Offenbach gibt jenem ungenierten Deputierten durchdringende Volkes-Stimme.

In der Szene bei Poincaré lernen wir auch Marschall Joffre kennen. Eben reift in seinem Haupt, unter rötlicher Perücke, der Entschluß, die Garnison von Paris in Taxis und Privatautos an die Front zu jagen. Leicht möglich, daß damals mancher piou-piou zum ersten Mal in einem Taxi gesessen ist. Für den gemeinen Mann muß es ja überhaupt ein rechtes Erlebnis gewesen sein, so bequem in den Tod gefahren zu werden. Schade, daß noch kein Dichter oder Dramatiker sich dieser seltsamen, schattentiefen Episode ausführlicher angenommen hat.

Cremers Schauspiel (von den Mitgliedern des Mannheimer National-Theaters, Führung: Herbert Maisch, exakt dargestellt) macht einen geschichtlichen Vorgang, indem es ihn in Bilder und Gespräche auflöst, anschaulich. Sein dramatisches Gewicht verdankt es dem historischen Gewicht der Ereignisse, die es behandelt, und der Zeitnähe der Figuren den Anteil,

den der Zuschauer an der Theater-Erscheinung dieser Figuren nimmt. Wenn es sich wirklich so verhielt, wie der Dichter, auf Forschungsergebnisse gestützt, in seiner Bühnen-Fassung der geschichtlichen Begebenheiten zeigt, hat „Die Marneschlacht" unbestreitbar informatorischen Wert und übertrifft, weil mit den Stimulantien des Theaters versetzt, an Eindruckstiefe jede rein erzählende Darstellung der Vorgänge, wie etwa jene, von der das Programmbuch Stichproben gibt. „Aber schon", heißt es zum Beispiel da, „waren fünfzig Kanonen in Klucks Händen, die strategische Lage ins Gegenteil verkehrt, die Niederlage des französischen Generalstabs durch die meisterhafte Manövrierkunst des deutschen Armeeführers in Fetzen gerissen." „Die Niederlage in Fetzen gerissen": entweder fehlt da etwas, oder die Schilderung ist über sich selber gestolpert. Sprach-Verwirrung in der Hitze des Gefechts, das zu beschreiben war.

Wochenschau des Rückschritts

— Achtundzwanzig sozialdemokratische Blätter, die den Wahlaufruf des Parteivorstandes nachgedruckt hatten, wurden verboten, gegen den verantwortlichen Redakteur des hannoverschen ‚Volkswillens' wurde wegen des Abdrucks ein Hochverratsverfahren eröffnet; das oldenburgische Zentrumsblatt, die ‚Tageszeitung für den Amtsbezirk Friesoythe', wurde auf fünf Tage verboten, weil sie den Wahlaufruf der oldenburgischen Zentrumspartei veröffentlichte, in dem angeblich der Reichskanzler verächtlich gemacht wird.

— Die Trauerdemonstrationen für die drei ermordeten berliner kommunistischen Arbeiter wurden verboten. Eine Versammlung der Roten Hilfe in Berlin wurde aufgelöst, als der Referent Stellen aus dem ‚Angriff' vom vorigen Jahr zitierte, die sich gegen das Kabinett Papen richteten; wegen „Aufforderung zum Streik" wurde eine Rote Hilfe-Versammlung in Neukölln aufgelöst, eine Versammlung des Kommunistischen Jugendverbandes im Edenpalast wegen „Verächtlichmachung der Regierung"; eine berliner Versammlung der Internationalen Frauenliga wurde aufgelöst, als die Referentin einen Vorfall aus Reims erwähnte, wo kürzlich Arbeiter durch die Weigerung, an einer amtlich angeordneten Luftschutzübung teilzunehmen, deren Abhaltung unmöglich gemacht haben; ein Plakat mit der Aufschrift „Drittes Reich oder Sowjetdeutschland", das zu einer berliner KPD-Versammlung einladen sollte, durfte auf polizeiliche Anordnung nicht an den Litfaßsäulen angeschlagen werden.

— Die Reichsregierung hat den Zoll für lebendes Vieh, Fleisch und Schmalz erhöht.

— Durch den Rundfunk dürfen nur solche Wahlreden verbreitet werden, die Kabinettsmitglieder in ihren Parteiversammlungen halten.

— Der Arbeiter Koscielski aus Berlin wurde zu einem Jahr Gefängnis verurteilt, weil er bei einem politischen Zusammenstoß einem Nationalsozialisten eine Fahne entrissen und damit auf andre Nazis eingeschlagen haben soll.

— Einer Reihe von Roten Sportvereinen, so in einigen berliner Vororten, in Sorau, Seddin und Marienwerder, wurde das Spielgerät beschlagnahmt; in Seddin wurden den Sportlern die sonntäglichen Vereinsspiele verboten.

— Der nationalsozialistische Bürgermeister von Dessau hat die Bücher von Hölz, Kästner, Ottwalt, Remarque, Trotzki und Turek aus der städtischen Bücherei entfernen lassen.

Wochenschau des Fortschritts

— Gestrichen.

Bemerkungen

Bürgerliche Ehrenrechte

Da ist vor kurzem ein Mann amnestiert worden, der wegen Bigamie angeklagt war. Er hatte sich aus wirtschaftlicher Not doppelt verheiratet. Er war Gärtner, arbeitslos, eine Stellung winkte, seine Frau war auswärts, sie wollte nicht kommen, da hat er sich schnell verheiratet, um die Stellung zu bekommen. Sicher hat er aus wirtschaftlicher Not gehandelt. Sicher war die Amnestie berechtigt.

Aber folgender Fall: Eine Frau, deren Mann in einer Anstalt ist und die neun Kinder geboren hat, von denen sechs leben, für die sie sorgen muß, arbeitet bei einem Zwischenmeister Konfektion. Der Zwischenmeister hat selbst lange keine Arbeit gehabt, bekam auf einmal einen ganzen Schwung, stellte zwei Leute ein, ließ über Himmelfahrt arbeiten. Ein Nachbar zeigte die verbotene Sonntagsarbeit an. Bei der Verhandlung sagte der Zwischenmeister die Wahrheit, der Arbeiter, der inzwischen entlassen worden war, gleichfalls. Nur die Frau, die glaubte, sie habe sich mit der Sonntagsarbeit strafbar gemacht, und Angst hatte, ihre Arbeit zu verlieren, schwur einen Meineid, schwur, sie habe nicht gearbeitet. Sie wurde wegen dieses Meineids angeklagt. Wenn je ein Verbrechen aus wirtschaftlicher Not, weniger bureaukratisch ausgedrückt, aus entsetzlichster Lebensangst begangen wurde, dann diese. Aber sie konnte nicht amnestiert werden, weil eine höhere Strafe als sechs Monate, die Grenze für die Amnestie, zu erwarten war. Sie bekam sechs Monate.

Der Frau war die Strafbarkeit ihrer Handlung nicht bewußt: „Hätte der andre nicht gesagt, wir haben gearbeitet, wärs nie rausgekommen." Aus diesem kindlichen Gedankengang folgerte das Gericht: „Keine Reue!", also „eine niedrige und verwerfliche Gesinnung" und sprach der Frau die bürgerlichen Ehrenrechte auf zwei Jahre ab.

Dieser Fall gehört zu denen, wo man bei Adam und Eva anfangen möchte. Dieser Frau sind ihre Kinder wichtiger als der Staat. Primitiv, wie sie ist, meint sie, schlimm ist nicht die Lüge. sondern daß sie herauskommt. Das zeugt von einer undifferenzierten Ethik, die auch die Ethik der Spartaner war, und einer Kindlichkeit, es auszusprechen, aber keineswegs von niedriger und verwerflicher Gesinnung. Hingegen müßte jede Frau, die in dieser Zeit sechs Kinder allein durchbringt, extra die bürgerlichen Ehrenrechte bekommen, und sie ihr zu entziehen ist von gar keinem Standpunkt aus zu begreifen.

Sonst aber hat die Amnestie für politische Vergehen und solche aus wirtschaftlicher Not die Justiz arbeitslos gemacht und keineswegs nur den Kleinen geholfen sondern sich auch zugunsten der Großen ausgewirkt. Es ist ruhig in Moabit, wie in den Ferien. Nur ein paar Devisenprozesse laufen und der Prozeß gegen Lettow, den Herrn über Milch und Müll.

Gabriele Tergit

Der Krieg — ein gutes Geschäft

Eine Sonderstellung in der Industriekonjunktur der Welt nimmt nach wie vor Japan ein. . . . Es ist Japan gelungen, die Industrieproduktion über den Stand von 1929, das heißt also über den Stand vor Ausbruch der Krise zu heben.

Vierteljahrshefte für Konjunkturforschung

Das Sinken der Weltproduktion hat sich bei allen Großmächten ausgewirkt, nur Sowjetrußland nahm eine Ausnahmestellung ein. Dort war eine Aufwärtsentwicklung der Produktion festzustellen. Diese Aufwärtsentwicklung ist aber nun nicht mehr allein auf Rußland beschränkt geblieben, sie hat auch Japan erfaßt.

Japan war zunächst von der Krise besonders schwer mitgenommen worden. Ein beträchtlicher Prozentsatz seiner gesamten Industrieproduktion wurde nicht im Binnenlande abgesetzt sondern ging ins Ausland. Dabei waren zwei Länder entscheidend: USA und China, auf die fast zwei Drittel des gesamten Exportes fielen. Der Einkommenrückgang, der sich in USA in immer stärkerm Umfange ergab, wirkt sich darin aus, daß immer weniger Luxusartikel, weniger Seidenwaren importiert wurden, die grade einen der Hauptausfuhrgegenstände Japans nach den Vereinigten Staaten bildeten. Auf der andern Seite beeinträchtigte natürlich der chinesische Boykott japanischer Waren die japanische Ausfuhr außerordentlich.

Japan hat auf diese krisenhaften Erscheinungen der Produktion so geantwortet, wie in der Epoche des Frühimperialismus die kapitalistischen Mächte schon immer geantwortet haben: mit Eroberung neuer Märkte. Und dieser Vorstoß nach China hat zunächst in doppelter Weise die Aufwärtsentwicklung der japanischen Produktion begünstigt. Die japanische Eisen- und Stahlindustrie hat infolge des Krieges in der Mandschurei und der Mobilmachung größerer japanischer Truppenkräfte neue reichhaltige Aufträge gefunden. Daß die Profite der japanischen kapitalistischen Konzerne nicht von Pappe sein werden, versteht sich am Rande. Und es ist selbstverständlich, daß man in Japan ebenso wie früher in Deutschland nicht den Krieg durch Steuern finanziert, im Gegenteil: man läßt wie bei uns scheinbar alle reicher werden und bringt die Mittel für die Kriegsfinanzierung durch Anleihen auf. Die finanziellen Folgen sind schon heute deutlich. Die japanische Währung wird immer stärker zerrüttet. Der Yen hat heute nicht mehr die Hälfte der Kaufkraft, die er bei Goldeinlösung haben müßte. Die Währungssenkung betrug in den letzten Monaten fünfundfünfzig bis sechzig Prozent. Zunächst wirkt sich, wie immer bei einer Inflation, die Währungsentwertung darin aus, daß sie die eigne Exportindustrie im Konkurrenzkampf gegen die andern Länder begünstigt. Infolgedessen hat die japanische Exportindustrie in letzter Zeit einen gewissen Aufschwung erlebt, der in der Niederkonkurrierung zahlreicher Konkurrenten auf den asiatischen Märkten bestand. Dennoch hob sich nicht nur die Eisen- und Stahlindustrie sondern auch die gesamte Textilindustrie. Die japanischen Fascisten erklären denn auch, das feste Zupacken in der Mandschurei, der feste Ton gegenüber den Chinesen und dem Völkerbund habe nicht nur das japanische Ansehen in ganz Asien gestärkt sondern gleichzeitig die Wirtschaft „belebt".

Das sind Stimmen aus dem Fernen Osten. Wer weiß, wann wir sie in unmittelbarer Nähe hören werden.

K. L. Gerstorff

Wirtschaft im Roman

„Als Mr. Taylor 1893 . . . zur Simonds Rolling Machine Co. hinüberwechselte, hatte die Wissenschaftliche Betriebsführung eine solche Beachtung gewonnen, daß er sich von da ab, für einen Tagesverdienst von 37 Dollar, der rein beratenden Tätigkeit widmen konnte." In diesem Jahr wird Karl Lakner geboren. Kurz vor seinem Freitod im Jahre 1931 hörte er, „daß im Staate Louisiana für das kommende Jahr die Baumwollproduk-

tion verboten werden soll, daß in Oklahoma von der Staatsmiliz mehr als 3000 Bohrtürme auf den Ölfeldern stillgelegt worden sind und daß Texas über seine Ölfelder den Belagerungszustand verhängt hat".

Dazwischen liegt: Blüte und Agonie des Hochkapitalismus und das Dutzendleben des Sprößlings einer wiener Trambahnschaffnerfamilie. Der Versuch, beides, den geschichtlichen Ablauf und das Leben eines „kleinen Mannes" in dieser Periode, miteinander zu verknüpfen, ist Rudolf Brunngraber in seinem Roman „Karl und das 20. Jahrhundert" (Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.; geb. 4,80) nur zum Teil gelungen. Bis zum Kriegsausbruch läuft die Entwicklung der Weltwirtschaft neben dem Manne Karl Lakner her und der Mann Karl Lakner neben der Entwicklung der Weltwirtschaft; der Zusammenhang ist nur ein äußerlicher, formaler. Aber abgesehen von diesem spürbaren Bruch vermittelt auch der erste Teil des Buches einen vielseitigen und interessanten Einblick in das wirtschaftspolitische Geschehen der Vorkriegszeit. Der Eindruck steigert sich in dem Augenblick, wo das Private mit dem Allgemeinen verschmilzt. Dann wird dieser Karl Lakner wirklich ein Kind seiner Zeit, seine Erlebnisse verlaufen genau parallel dem jeweiligen Entwicklungsstadium des öffentlichen Lebens. Es ist dabei im Grunde genommen unwichtig, was dieses Individuum im Einzelnen durchmacht, steht es doch nur als Typ des Durchschnittsmenschen unsrer Tage da. Daß Karl Lakner vom Fliegeroberleutnant schließlich bis zum ausgesteuerten Erwerbslosen, der Selbstmord begeht, „herabsinkt", ist nur insofern belangvoll, als es zeigt, wie erbarmungslos die von den Menschen zum Götzen gemachte Wirtschaft mit eben diesen Menschen verfährt. Das Vorrecht des Menschen, Herr der Erde zu sein, „war groteskerweise auf die Einrichtungen übergegangen, die er entwickelt hatte".

Gewiß ist Selbstmord kein Ausweg aus der durch eine unvernünftige Wirtschaft entstandenen Situation. Aber man muß es Brunngraber glauben, daß seinem Helden keine andre Wahl blieb. So unsympathisch ein Mensch ist, der sich treiben läßt und nicht selber treibt: darin liegt ja grade das Allgemeingültige dieses Typs, der ein Opfer seiner gesellschaftlichen Herkunft, seines Milieus, der Vorkriegsatmosphäre und seiner Erziehung, die systematisch den Willen abtötete, ist. Man darf ruhig behaupten, auch in diesem Karl Lakner manifestiere sich jene unselige Philosophie, die in die übelste aller Thesen mündet: „Alles, was ist, ist vernünftig, und alles, was vernünftig ist, ist." Brunngraber zeigt hier, wo ein Mensch endet, der in diesem Geiste großgeworden ist. Das Schlimmste: es wurde kaum einem klar, woher das stammte und wie es beschaffen war, was Milieu, Atmosphäre und Erziehung bestimmte, so tief hatte sich schon das Gift der Hegelei in den gesamten Volkskörper eingefressen.

Manchem unsrer politischen Schriftsteller, die aus der Ökonomie ihr geistiges Rüstzeug beziehen, möchte man die Gestaltungskraft Brunngrabers wünschen. Es ist nicht übertrieben, wenn man sein Buch einen Abriß der Geschichte des Imperialismus in den letzten vierzig Jahren nennt. Verblüffend treffsichere Formulierungen finden sich da, die beste: man wolle heute nicht mehr Welt-

beherrscher sondern „Welt(markt)-beherrscher" sein. Diese Klammer macht deutlicher als die langwierigsten ökonomischen Exkursionen, daß die Wirtschaft zum bestimmenden Element in der Politik geworden ist. Aus der Welt wurde der Weltmarkt.

Ein Roman? Kaum, der Terminus paßt auf dieses Buch ebensowenig wie auf viele andre, die ihn führen, obwohl nicht wenige Stellen Beweis ablegen von der Fähigkeit des Autors, Menschenschicksale lebendig und plastisch zu machen. *Walther Karsch*

Chansons

Auf meinem Schreibtisch liegen sieben Schallplatten, über die ich seit zwei Stunden schreiben will, aber stets hindert mich eine neue Regung, noch einmal diese, noch einmal jene Stelle zu spielen, statt anzufangen! Ich kenne jeden Ton in jeder Rille, wie oft soll ich noch versuchen, hinter das Geheimnis des Vollendeten zu kommen? Es ist — und damit basta. Soll ich noch einmal nachprüfen, wie Yvonne Printemps in jeder Strophe das Wort chagrin mit einer neuen Nüancierung dunkel untertönt? Oder wie Fritzi Massary ohne jeden Übergang aus dem Sprechton ein schmetterndes Forte mit zügelloser Unbändigkeit auf dem Wort „Freiheit" herrlich trifft? Oder soll ich noch einmal mit Lucienne Boyer anfangen?

Lucienne Boyer, das ist schon wie eine Krankheit, die sich der Patient auch von keinem Nervenarzt ausreden läßt. Seit einigen Wochen geht das Geheimnis dieser berückenden Platte durch Deutschland. Die Rundfunkübertragung ist merkwürdigerweise verboten und nur mir einmal gestattet worden. Warum diese Diskretion? Im Internationalen Wettbewerb in Paris hat diese Columbiaplatte den ersten Preis bekommen, woraus man unter anderm erfährt, welche Rolle le disque in Frankreich spielt. Kein Preis ist jemals richtiger vergeben worden, denn er krönt das unfaßbar zarte und doch metallisch schimmernde Piano dieser Aufnahmetechnik, das Opiat der milden Stimme, das Klavier, das wie eine silberne Spieluhr eine charmante Melodie umklingelt. Ob Frau Boyer nicht doch bei einem persönlichen Auftreten enttäuschen muß? Sie hat die Kunst, ganz nah und leise in das Mikrophon zu singen, so vollendet entwickelt, daß man über ihre Stimme, wie sie wirklich ist, einfach nichts sagen kann. Sicher ist sie jedenfalls eine Meisterin der schwermütigen Barballade. Ihre zweite Platte ist nämlich trotz aller Erwartungen keine Enttäuschung. Aus dem „Attends!" macht sie eine kleine Szene, in der man den Raum, die Gestalt und den Zweiten sieht, dem sie ihr ängstliches „Bleibe!" zuruft.

Auch die Electrolaplatte von Yvonne Printemps rechne ich zur Chansonkunst, weil seit Yvette Guilbert in Frankreich, das auf allen Gebieten zeitlich simultan lebt, immer zugleich zwölftes und zwanzigstes Jahrhundert, das Volkslied und die klassische Arie auf dem Programm der Diseuse stehn. Nicht das Werk, der Vortrag macht Chansons aus diesen

Stücken alter Meister, hier aus Lully und Martini (welcher Martini? Oh, Schallplattenetiketts!). Au claire de la lune singt Yvonne Printemps mit einer Innigkeit, die sich mit der Spinettbegleitung bestrickend vermischt. Eine bezwingende Darstellerin des Tons ist sie auf der Rückseite dieser Platte im Plaisir d'amour. Welcher Wohllaut der Stimme, die einem opernhaften Vollklang noch den Zauber einer wunderbar zeichnenden Wortkunst hinzufügt.

Eine Chansonkunst von solcher schlichten Beseelung gibt es freilich in Deutschland nicht, einfach weil das Publikum nicht vorhanden ist, das fähig wäre, Dinge, die ohne alle Pointen nichts als Herz haben, zu goutieren. Und doch brauchte sich unsre Chansonkunst nicht zu verstecken, selbst wenn wir nur Fritzi Massary besäßen, die auf ihren Schallplatten offenbart, was für eine einzige Künstlerin des Worts und Tons sie ist. Nach dem bewegenden Eindruck ihrer „Frau, die weiß was sie will" zeigen ihre Schallplatten (Electrola) die unerschöpfliche Fülle ihrer Kunst, jedem Einfall einen Charakter nicht nur durch den Ton sondern eben auch durch jeden Laut zu geben. Gewiß, wer nicht weiß, daß Fritzi Massary technisch zu den besten deutschen Sängerinnen gehört, versteht vom Singen einfach nichts. Aber da ich nun seit Wochen immer von neuem über den Apparat gebeugt, die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit ihrer Mittel bewundere, mit denen sie aus kleinen Musikstückchen Meisterwerke seelischer Schicksale formt, weiß ich, daß sie eine neue Lebensperiode, und zwar diesmal eine internationale, beginnen würde, wenn sie mit ihren zwanzig schönsten Schöpfungen auf die Konzert- und Chansonbühne ginge. Wie soll sich in einer Bühnenrolle der Pfauenregenbogen dieser farbenreichsten Stimme entfalten? Auf diesen zwei Platten habe ich nicht weniger als einundzwanzig verschiedene Ausdrucksweisen gezählt, von der süßen Versponnenheit einer Sehnsucht nach dem Unbekannten bis zu der zynischen Lache, die so nur eine reine und große Künstlerin einlegen kann. Einem on dit zufolge finden Neuberliner die Alpar „besser". So etwas kann man nicht diskutieren, nur registrieren.

Und nun noch zwei Platten, die den Reiz haben, vergriffen zu sein. Aber mit Platten ist es nicht so wie mit Büchern. Setzt die Nachfrage wieder ein, so wird neu gepreßt. Es hängt also allein von den Lesern ab, so oft Harry Richman zu verlangen, bis die Deutsche Grammophon diesen großartigsten, nämlich männlichsten und rebellischsten aller Jazzsänger wieder herausgibt. Richman ist nach der Seuche der Gigolotenöre, die jeden Abend auf allen Sendern zum Schlagzeug ihre Refrains schmachten, eine herrische Kraft, die den anglisierten Jazz wieder zu seinen gefährlichen und dunklen Niggerursprüngen zurückführt. Noch singt er die Melodien dieser Süßholzsänger, aber die Substanz, die Wirkung ist verwandelt in Rebellion und Anklage. Die Marschkraft seines herrlichen Roro-rolling ago (A 8801) oder seine machtvolle Erzählungskunst im King for a day (A 8107) gehn einem sobald nicht aus den Knochen. Was ihm zum letzten, durchschlagenden Erfolg, über die Nightclubs von New York hinaus, für Amerika fehlt, das ist grade der Wert, der ihn für Europa zu einem großen Namen machen sollte.

Felix Stössinger

Liebe Weltbühne!

Bei dem soeben abberufenen kommissarischen preußischen Kultusminister Kaehler war kurz nach seinem Amtsantritt ein höherer Beamter seines Ministeriums zu Besuch. Im Laufe des Gesprächs fragte ihn der Minister: „Sagen Sie, kennen Sie München?"

„Ja — allerdings," erwiderte der Beamte, etwas erstaunt über die abrupte Frage.

„Kennen Sie da den Odeonsplatz?"

„Ja."

„Kennen Sie auch —" und seine Stimme steigert sich mit jeder Frage — „kennen Sie auch die Buchhandlung am Odeonsplatz?"

„Nein — tut mir leid."

„So — ich dachte — da stauen sich nämlich jetzt die Menschen."

„Was tun die Menschen?"

„Sie stauen sich vor einem Bilde, das einen Hauptmann zeigt, wie er den letzten Sturmangriff des Weltkrieges kommandiert."

Der Beamte ist stumm.

„Und dieser Hauptmann bin ich!"

Der Beamte macht ein anerkennendes Gesicht.

„Sämtliche Photographien von mir habe ich dem jungen Maler gegeben, damit das Bild auch recht ähnlich wird." Der Herr Minister versinkt in Träumereien.

Ja, und ein paar Tage später hängt das Bild im Kultusministerium zu Berlin.

Hinweise der Redaktion

Berlin

Deutsche Hochschule für Politik. Dienstag 20.30. Schinkelplatz 6. Theodor Leipart: Die Stellung der Gewerkschaften in Staat und Wirtschaft.

Schutzverband deutscher Schriftsteller, Ortsgruppe Berlin. Dienstag 20.00. Café Wittelsbach, Bayrischer Platz 1. Georg Lukacs: Idealismus oder Materialismus, dialektisches oder mechanisches Denken. — Montag (20.) 20.00. Kammersäle, Teltower Straße 1—3. Mitgliederversammlung mit Gästen: Fascismus und Kulturreaktion. Es sprechen: Ludwig Marcuse, Carl v. Ossietzky und Karl Otten.

Bund geistiger Berufe. Dienstag 20.00. Genfer Klubhaus, Schiffbauerdamm 5. Ingenieur Rothe: Ingenieur und Prosperity. — Mittwoch 20.00. Erdmanns Linkhalle, Linkstraße 13. Paul Massing: Die Stillhaltekonferenz. — Freitag 20.00. Café Wittelsbach, Bayrischer Platz 1. A. Bolgar: Weltanschauung und Gesellschaftswissenschaften.

Club der Geistesarbeiter. Mittwoch 20.00. Musikersäle, Kaiser-Wilhelm-Straße 31. Ernst Schneller und Dora Fabian: Das Weltfriedensproblem.

Gesellschaft für deutsches Schrifttum. Mittwoch 20.00. Singakademie, Unter den Linden. Streitgespräch zwischen Friedrich Hielscher, K. A. Wittfogel und einem Vertreter der berliner Metallindustrie: Kapitalismus — ja und nein.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Donnerstag 20.00. Café Adler am Dönhoffplatz, Kommandantenstr. 84. Öffentlicher Aussprache-Abend. Ernst Hirschlaff: Universitätsphilosophie (Über Husserl, Heidegger, Jaspers und Mannheim). Hans-Joachim Wiegand: Unsre Stellung zu den Wahlen.

Gilde freiheitlicher Bücherfreunde. Freitag 19.30. Artur Müller-Lehning: Bakunin, Marx und Lenin, die sozialistische Staatsauffassung und der staatslose Sozialismus.

Dresden

Weltbühnenleser treffen sich jeden Dienstag 20.15 im Sophiengarten, Kleine Plauensche Gasse 26. Thema: Aktuelle Tagesfragen, Aussprache.

Hamburg

Weltbühnenleser: Donnerstag 20,30. Timpe, Grindelallee 10. Referat: Die innenpolitische Lage.

Nürnberg

Weltbühnenleser. Donnerstag 20.00. Katharinenbau, Wappensaal.

Rundfunk

Dienstag. Breslau 17.10: Zur Kritik der Zeit, Diemar Moering. — 17.30: Prosa von Otto Rombach. — **Donnerstag.** Moskau 20.00: Wochenrundschau und Briefkasten. — **Freitag.** Moskau 20.00: Ein Abend des deutschen proletarischen Schriftstellers Huppertz. — **Sonnabend.** München 18.45: Vom romanischen Chanson bis zum Song der Gegenwart. — Königswusterhausen 20.00: Parodien in Wort und Ton, Hans Reimann. — Moskau 20.00: Marxismus — Leninismus. — Montag (20.). Moskau 20.00: Stunde des deutschen Buches.

Antworten

Wissenschaftlich-humanitäres Komitee. Am 3. Februar starb im Alter von dreiunddreißig Jahren an der Grippe Ihr zweiter Vorsitzender und langjähriger Sekretär Richard Linsert. Für den an sexualwissenschaftlichen und sexualpolitischen Fragen Interessierten verbindet sich mit diesem Namen der Begriff von einem Mann, der mit allen Kräften seines lautern Charakters und seiner Intelligenz für die Entmuffung der offiziellen Anschauungen über das Sexualleben gekämpft hat. Seine Mitarbeit am Kartell für Reform des Sexualstrafrechts fand ihren Niederschlag in dem von Kurt Hiller redigierten ‚Gegen-Entwurf' zu den Sexualparagraphen der Strafgesetzvorlage. Zusammen mit Magnus Hirschfeld verfaßte er 1928 ein Buch über ‚Empfängnisverhütung', das im vorigen Jahr in achter Auflage erschienen ist. Ebenfalls 1928 schrieb er für das von Margarete Kaiser herausgegebene Sammelwerk ‚Die Liebeslehre' einen Beitrag über die Inversion. Die von ihm 1929 veranstaltete Enquête ‚§ 297, Absatz 3' (an der sich von Mitarbeitern der ‚Weltbühne': Adolf Behne, Hellmut v. Gerlach, Alfons Goldschmidt, Kurt Hiller, Arthur Holitscher, Rudolf Leonhard, Erich Mühsam, Ernst Toller, Ignaz Wrobel und Arnold Zweig beteiligten) wandte sich gegen die Strafbarkeit der sogenannten männlichen Prostitution. In Zusammenarbeit mit Magnus Hirschfeld entstand 1930 die Schrift ‚Liebesmittel'. Sein Hauptwerk stellt das 1931 erschienene Buch ‚Kabale und Liebe' dar, das in umfassender Weise die Beziehungen zwischen Politik und Geschlechtsleben aufzudecken bemüht ist. Mit Richard Linsert verlieren nicht nur Sie, die Sie für die gesellschaftliche und gesetzliche Gleichberechtigung der Homosexuellen arbeiten, mit ihm verliert der gesamte freiheitlich gesinnte Teil der Öffentlichkeit Einen aus der kleinen Schar Derer, die mit Wort und und Tat für die Entbarbarisierung unsres Sexualstrafrechts eingetreten sind. Und nicht auf dieses Gebiet beschränkte sich seine Tätigkeit, das Zentralkomitee der KPD hat mit Recht durch seinen Vertreter bei der Einäscherung erklären lassen, daß Richard Linsert der Partei unschätzbare Dienste erwiesen hat.

General Joachim von Stülpnagel. Sie beklagen sich über unglimpfliche Behandlung in Nummer 5 der ‚Weltbühne'. Zugleich betonen Sie, mit dem Artikel im ‚Tag' vom 26. Januar, „Die Aufgaben der Militärattachés", nichts zu tun zu haben; eine Versicherung, die Sie auch auf Ihre Vettern, die Herren Edwin und Otto von Stülpnagel, ausdehnen. Unsre unfreundliche Qualifikation galt dem Verfasser des „H. G. v. St." gezeichneten Artikels, der in einer Reihe von Blättern unwidersprochen Ihnen zugeschrieben wurde. Nachdem wir davon Kenntnis genommen haben, daß weder Sie noch die beiden Herren, in deren Namen Sie sprechen, mit der Autorschaft des Artikels in Zusammenhang gebracht werden können, stehen wir nicht an, Ihnen für den Irrtum unser Bedauern auszusprechen.

Hans Zehrer. Seit Sie von der ‚Voß' fort sind, ist mit Ihnen nichts mehr los. Die Atmosphäre in dem frommen Pastorenblatt bekommt Ihnen nicht. Jetzt haben Sie sich sogar in der ‚Tat' als Moralist etabliert und ergehen sich in einem endlosen Artikel über „Die eigentliche Not unsrer Zeit", eine zähe, langatmige Übung im schlimmsten Traktätchenstil. Sie sollten wieder zu Ullsteins zurückgehen, glauben Sie mir, lieber Herr, unter den Juden werden Sie wieder aufblühen.

W. in Prag. Wegen des Ausrufes „Pfui dem deutschen Volke" wurde der tschechische landwirtschaftliche Beamte Wenzel Janovec auf Grund des tschechoslowakischen Schutzgesetzes vom Kreisgericht in Pilsen zu 100 Kc. Geldstrafe oder 48 Stunden Arrest bedingt verurteilt. Das Obergericht in Prag erhöhte das Urteil auf drei Tage Arrest unbedingt, also ohne Bewährungsfrist. Sie fragen, ob in

Deutschland schon einmal jemand wegen Beschimpfung der Tschechen oder der Polen verurteilt worden sei. Uns ist nicht einmal eine Bestimmung des deutschen Rechtes bekannt, die das ermöglichen würde. Aber vielleicht unternimmt jetzt Herr Hitler eine Ergänzung des Strafgesetzbuches in diesem Sinne.

Frau Voß-Zietz. Sie äußern in der ‚Deutschen Zeitung' drei „kleine Wünsche" an die Regierung: Abschaffung der republikanischen Straßennamen, der Ebertbriefmarken und der schwarzrotgoldnen Flagge. Erwarten Sie von der Erfüllung dieser Wünsche eine Besserung unsrer sozialen Verhältnisse? Aber unsre sechs Millionen Arbeitslose interessieren Sie vielleicht weniger, seitdem Sie, einst radikalste Frauenrechtlerin, zur äußersten Rechten hinübergewechselt sind.

Rote Hilfe. Da unter den gegenwärtigen Umständen die Zahl der von euch betreuten Gefangenen immer größer wird, reichen die Bestände eurer Bibliothek nicht aus, um den Lesehunger der Inhaftierten zu befriedigen. Ihr sprecht daher noch einmal die dringende Bitte aus, jedes verfügbare Buch eurer Gefangenenbibliothek Berlin NW, Dorotheenstr. 77/78, zu übermitteln. Unser Aufruf im vorigen Jahr hatte einen schönen Erfolg zu verzeichnen, diesmal legt ihr besonderes Gewicht auf politische Elementarbücher und auf wissenschaftliche Werke aus dem Gebiet der Physik und Chemie.

Ingeborg Roman. Sie veranstalten im Februar und im März vier Vortragsabende über Jakob Wassermann mit anschließender Diskussion. Der Preis für den Gesamtzyklus beträgt 5,— Mark. Anmeldungen erbitten Sie an Ihre Adresse Berlin-Friedenau, Blankenbergstraße 8, Seitenaufgang II, H 3 Rheingau 81 00.

Filmfreund mit Hochantenne. Unter dem Titel „Mechanische Künste (Von der Kamera zum Mikrophon)" hält Rudolf Arnheim am Montag, dem 20. Februar, 20 Uhr, im Hörsaal der Staatlichen Kunstbibliothek, Prinz-Albrecht-Straße 7 a (Hof) einen Vortrag, in dem er eine vergleichende Theorie der Photographie, des Films und des Rundfunks versuchen will.

Intourist. Ihr veranstaltet im Februar, März und April wieder Gesellschafts-, Studien- und Rundreisen nach Sowjetrußland. Näheres erfahren die Interessenten in eurem berliner Bureau NW 7, Unter den Linden 62/63.

Eifriger Leser. Sie möchten gern den hier von Jonathan Wild in Heft 4 besprochenen Roman von Céline „Voyage au Bout de la Nuit" lesen, vermissen aber die Verlagsangabe. Er ist in der Edition Denoël et Steele, Paris, Rue Amélie 19, erschienen.

Schenken Sie Ihre besondere Aufmerksamkeit dem dieser Nummer beiliegenden Prospekt des Malik-Verlages. Theodor Plivier erzählt darin von seinem Leben und von seiner Arbeit. Daneben finden Sie Presse-Stimmen über seine beiden Bücher „Des Kaisers Kulis" und „Der Kaiser ging, die Generäle blieben", die Verhandlung im dresdner Stadtparlament um die Entfernung des Romans „Des Kaisers Kulis" aus der städtischen Bücherei und einen Auszug aus dem in diesem Jahr erscheinenden dritten Band von Pliviers Romanzyklus.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.
Im Falle höherer Gewalt oder Streiks haben unsere Bezieher keinen Anspruch auf Nachlieferung oder Erstattung des entsprechenden Entgelts.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Die neue Luft von Hanns-Erich Kaminski

In Deutschland herrscht jetzt die Ruhe, die die autoritären Regierungen lieben. Die Opposition ist zum Schweigen verurteilt, denn wer kann ermessen, ob nicht ein unbedachtes Wort als Verunglimpfung von Persönlichkeiten, Verächtlichmachung von Einrichtungen, Aufforderung zum Ungehorsam gegen die Gesetze oder gar als Aufreizung zum Generalstreik angesehen und bestraft werden wird? Selbst die schüchternsten Liberalen müssen das Maul halten und auf den Ablauf des doppelten Vierjahresplans warten, nach dem alles besser werden soll. Die Marxisten aber haben sogar zehn Jahre, nämlich bis zu ihrer völligen Vernichtung, zu warten. Mit Neid blicken Journalisten jetzt auf so gefahrlose Berufe, wie sie Seiltänzer oder Dachdecker ausüben.

Sagen, was sie denken, dürfen allein die Vertreter des herrschenden Regimes. Leider machen die Herren von ihrer Freiheit sehr bescheiden Gebrauch. Wenn überhaupt, sprechen sie von der Zukunft nur in allgemeinen Wendungen. Man sollte annehmen, sie hätten von der Vergangenheit so genug, daß sie davon nichts mehr hören noch sehen möchten. Seltsamerweise zieht sie jedoch das Gewesene magisch an, und ihre posthumen Angriffe sind unerschöpflich. Immer von neuem erzählen und erläutern sie, was in diesen vierzehn Jahren geschehen ist, sie erzählen und erläutern es ein bißchen subjektiv, aber jede Geschichtsschreibung ist subjektiv. Ferne sei es von uns, dagegen zu polemisieren. Ob Brutus ein ehrenwerter Mann war, ist noch heute zweifelhaft. Warum soll nicht auch strittig sein, ob bei Kriegsende Deutschland reich an Rohstoffen war, ob damals Ordnung und Zufriedenheit walteten und ob es die Marxisten waren, die dann erst die Inflation und die Korruption und die Prostitution machten?

Bedauerlich ist nur, daß das offiziell gewordene Pathos sich lediglich gegen diese Erscheinungen des gestürzten Systems richtet, ohne ihre Ursachen und Hintergründe aufzuzeigen. Früher versäumte die nationalsozialistische Literatur das nie. Sie schilderte vielmehr sehr eingehend, wie der Marxismus und das Finanzkapital, der Expressionismus und die französische Politik nur Werkzeuge des Juden sind, der sich ihrer bedient, um das arische Deutschland zu verderben. Durch die Erkenntnis und Verbreitung dieser Zusammenhänge ist die nationalsozialistische Bewegung erst groß geworden, und ohne Zweifel werden ihre Ideen nun in ihren Regierungstaten zum Ausdruck kommen. Doch grade davon hört man wenig.

Die zur Vernichtung bestimmt sind, haben selbstverständlich kein Recht zu fragen. Aber von den vierzehn Millionen Marxisten wird doch noch ein Teil weiter leben und arbeiten dürfen. Viele von ihnen sind vielleicht schon bereit, ihre alten Ideale zu verbrennen, sie möchten sicher nur gern wissen, zu welchen neuen sie sich bekennen sollen und wie es eigentlich im Dritten Reich aussehen wird. Die Marxisten

sind in der Beziehung verwöhnt. Der Jude hatte ihnen eine Theorie und ein Programm gegeben. Jetzt sagt man ihnen bloß, daß sie warten sollen.

Damit soll keineswegs behauptet werden, die Regierung tue nichts. Sie tut sogar sehr viel. Man braucht nur an irgendeinem Tag einen Blick in ein beliebiges Blatt zu werfen, um zu sehen, wie viele Zeitungen und Zeitschriften verboten, wie viele Versammlungen aufgelöst oder erst gar nicht genehmigt, wie viele Beamte abgesetzt und ernannt werden. Aber alle diese Maßnahmen sind doch nur machtpolitischer Art. Die schöpferische Aktivität der Regierung hat sich bisher darauf beschränkt, die Zölle für Schmalz und Fleisch zu erhöhen und sämtliche landwirtschaftlichen Betriebe bis zum Oktober vor Pfändungen zu sichern. Ohne die Tragweite dieser Bestimmungen zu verkleinern, darf man vermutlich bemerken, daß sie bestenfalls geeignet sind, den Landwirten über die nächsten Monate hinwegzuhelfen. Daß sie eine grundsätzlich neue Phase der deutschen Agrarpolitik oder gar der gesamten deutschen Wirtschaftspolitik einleiten, müßte jedoch erst bewiesen werden. Selbstverständlich kann man nicht den Schutt, der sich in vierzehn Jahren angehäuft hat, in wenigen Wochen beseitigen. Immerhin könnte man ankündigen, wo man anfangen und nach welchen Richtlinien man es tun will.

Niemand wird im Ernst bestreiten, daß Deutschland erneuerungsbedürftig ist. Wenn sich die beiden Rechtsparteien, um allen Übeln ein Ende zu bereiten, auf ein Programm geeinigt haben, so haben sie jetzt die Macht, es zu verwirklichen. Aber wenn sie in vier Jahren Deutschland wirtschaftlich und geistig auf eine völlig neue Grundlage stellen wollen, müssen sie bald beginnen. Vier Jahre vergehen rasch, und wenn sie vorüber sind, werden von dem Marxismus, der ja erst in zehn Jahren ausgerottet sein soll, noch mindestens sechs Zehntel vorhanden sein. Vielleicht werden diese Millionen auch nach vier Jahren nichts zu sagen haben. Jedoch schon vorher oder noch später wird ein ganzes Volk, das darbt und leidet, Rechenschaft fordern. Denn die Regierungen und selbst die Regime wechseln, das Volk aber bleibt, und es ist sehr anspruchsvoll und streng, auch wenn es manchmal langsam denkt.

Noch ist nichts Positives geschaffen. Gründlich geändert hat sich indes bereits die Atmosphäre. Seit dem 30. Januar gibt es wirklich ein andres Deutschland, in dem die alten Begriffe und die alten Vorstellungen keinen Platz mehr haben. Man erinnere sich, welche Bedeutung weite Kreise vor ein paar Monaten dem Urteil des Staatsgerichtshofs über Preußen beimaßen. Jetzt ist das Urteil einfach aufgehoben, vom Reich aus sind nun auch die preußischen Reichsratsvertreter ernannt worden, und der gesamte kunstvolle Aufbau des Reichs ist damit in seinen Fundamenten verändert. Aber niemand kümmert sich noch um die neue Klage, die die abgesetzte preußische Regierung beim Staatsgerichtshof anhängig gemacht hat, niemand erwartet noch, die Frage, ob und inwieweit Deutschland ein Bundesstaat im bisherigen Sinne ist, könnte durch einen Rechtsspruch entschieden werden. Und das Gleiche

wie für den Staatsgerichtshof gilt für den Reichstag. Niemand zweifelt daran, niemand denkt noch, die Zukunft werde von Abstimmungen abhängen. Eine neue Luft weht in Deutschland.

Die Paragraphen haben ihre überragende Bedeutung verloren, und auch die Neigung zu Kompromissen gehört einer verflossenen Epoche an. Belehrt durch harte Tatsachen, weiß heute der letzte Bauer wie der letzte Arbeiter, daß in der Politik die Rücksichtslosen immer recht haben und daß die Macht allein das Maß aller Dinge ist. Die Nationalsozialisten haben von jeher die Spießbürger verspottet, die nur mit geistigen Waffen kämpfen möchten. Nunmehr ergreift diese Überzeugung unaufhaltsam die ganze Nation. Ein Deutschland entsteht so, in dem der Glaube an die Kraft alle sentimentalen und juristischen Hemmungen überwindet. Der Wunsch, nur und um jeden Preis stark zu sein, steigt mächtig in jedem einzelnen auf, und das ganze Land wird von dem Gefühl durchdrungen, daß das Leben unerbittlich ist und daß im Kampf ums Dasein Unbarmherzigkeit eine Forderung der Selbsterhaltung ist.

Das liberale Deutschland ist damit in Wahrheit tot. Eine Zeit hat nun begonnen, in der die Gegensätze brutal sind und in der Richter überflüssig erscheinen. Uns ziemt es nicht, diese Zeit zu begrüßen oder zu beklagen. Wir konstatieren sie lediglich. Ihr moralisches Fazit werden unsre Kinder ziehen. Uns bleibt nur übrig, sie zu begreifen und aus ihr zu lernen.

Verständigung der Linken? von K. L. Gerstorff

In der ‚Täglichen Rundschau' vom 16. Februar findet sich ein Aufsatz mit dem sehr aktuellen Thema: „Kommt die linke Einheitsfront?" Es heißt da:

> Man muß bei der Beurteilung dieser Frage sich zwei Dinge vor Augen halten. Einmal ist der zweifellos vorhandene Wille innerhalb der Massen der sozialdemokratischen und kommunistischen Parteianhänger zu einer großen Einheitsfront unter Zurückstellung aller grundsätzlichen und taktischen Verschiedenheiten sehr stark im Wachsen, auf der anderen Seite ist die Führerschaft auf beiden Teilen bisher noch nicht gewillt, diesem Wunsche ihrer Gefolgschaft nachzukommen.
>
> Bis zum 5. März, bzw. zum 12. März, dem Tag der Kommunalwahlen, wird sich daran nichts ändern, da bis dahin von Regierungsseite kaum eine wirtschaftspolitische oder staatsrechtliche Aktion größern Stils zu erwarten ist.

Es ist sicher, daß innerhalb der Arbeiterschaft der Wille zur Einheitsfront weit stärker ist als bei der Führung der beiden großen Arbeiterparteien. Aber die Führung muß diesem Massenwillen bereits unverkennbar Konzessionen machen. Unter dem Druck von unten erklärte der Führer der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, Breitscheid, im Parteiausschuß der SPD:

> Der Kampf der Arbeiterklasse gegen den Fascismus ist in einen neuen Abschnitt getreten. Unser aller Wunsch wäre, daß damit auch ein neuer Abschnitt in unserm Verhältnis zur kommunistischen Partei beginnen könnte. Ob das möglich ist, hängt jedoch vom Verhalten der Kommunisten ab.

Und es ist derselbe Druck von unten, der das ZK der KPD veranlaßte, Torgler zu beauftragen, bei der letzten Lustgartendemonstration der Sozialdemokratie zu sprechen. Die Sehnsucht der Massen nach gemeinsamer Front, das zeigt sich vielerorts spontan, ist sehr groß. Man ist sich aber noch nicht überall klar darüber, was sie heutzutage bedeutet.

Im politischen Vokabular der Vorkriegszeit, in den Protokollen sozialdemokratischer Parteitage, in den zahlreichen politischen Broschüren von damals wird man vergeblich nach dem Wort „Einheitsfront" suchen. Man brauchte damals die Einheitsfront nicht, weil man eine geschlossene Partei hatte. Heute ist das anders. Die Einheitsfront soll daher auch nicht über die starke politische Zerklüftung der deutschen Arbeiterbewegung hinwegtäuschen. Aber unbeschadet dieser Gegensätze gibt es heute eben konkrete politische Verteidigungsziele, für die die ungeheure Majorität der Arbeiterschaft bereit ist, die Einheitsfront einzugehen. Die Frage ist nur, in welchem Tempo sich diese Gedanken durchsetzen werden. In dem bereits zitierten Aufsatz der ‚Täglichen Rundschau' heißt es:

Ob nach dem 12. März der Druck der Masse so stark werden wird, daß die Führenden der beiden Parteien nachgeben müssen, muß abgewartet werden und wird sich hauptsächlich nach den Ereignissen auf der Gegenfront richten...

Genau so, wie sich direkt nach der Kabinettsbildung durch die Harzburgerfront eine gemeinsame Aktion anzubahnen schien, die sofort in dem Augenblick, als bekannt wurde, daß Wahlen ausgeschrieben wurden, von beiden Seiten abgeblasen wurde, ebenso kann nach den Wahlen, wenn eine längere Ausschaltung der verfassungsmäßigen Möglichkeit der politischen Willensäußerung durch die Massen etwa eintreten sollte, dieser Wille sich spontan sowohl in der Masse als auch in der Führerschaft durchsetzen. Die Haltung der Führung der Gewerkschaften und des Reichsbanners, die bisher sich stark gegen irgendwelche Massenaktion ausgesprochen haben, wird in diesem Falle zweifellos einer Revision unterzogen werden müssen.

Mit den letzten Worten hat die ‚Tägliche Rundschau' unbedingt recht, und auch in Gewerkschaftskreisen beginnt sich diese Erkenntnis durchzusetzen. Wenn ein Mann wie Leipart, der noch vor kurzem bereit war, mit fliegenden Fahnen zu Schleicher überzugehen, in einer Rede in der Hochschule für Politik erklärte, daß bei einer Bedrohung der Freiheitsrechte der Arbeiterklasse sie bereit ist, auf Tod und Leben zu kämpfen, so zeigt das schon, daß sich ein gewisser Umschwung in der Gewerkschaftsbureaukratie vorzubereiten beginnt.

Die Frage des Tempos wird allerdings hier sehr entscheidend sein. Wenn die Reden Breitscheids und Leiparts, wenn der bekannte Aufsatz von Stampfer über einen Nichtangriffspakt zwischen SPD und KPD, wenn die Bereitschaft der KPD zu Spitzenverhandlungen bereits in die Zeit der Papen- und Schleicherregierung gefallen wäre, so wäre das ein ungeheurer Fortschritt gewesen. Jetzt aber ist die Dynamik der Zeit schon eine so schnelle, daß das, was vor wenigen Wochen und Monaten noch absolut fortschrittlich war, es heute nicht mehr ist. Auf der Seite der Reaktion, auf der Seite des Monopolkapi-

tals, streitet man zur Zeit nicht über die Einheitsfront, man verwirklicht sie bereits. Auf der Seite der Arbeiterklasse dagegen ist man noch immer in der Vordiskussion, in den Vorverhandlungen.

Es ist immer die Eigenschaft der herrschenden Klasse gewesen, daß sie sich ein möglichst klares Bild über die weitere Entwicklung zu machen sucht und diese Entwicklung rechtzeitig politisch vordiskontiert. Damit hat sie immer ihren Gegnern das Gesetz des Handelns aufgezwungen. Wie am 4. August, so ist auch in dieser Krise die Arbeiterklasse — diesmal grade wegen ihrer Zerrissenheit — das Objekt des Handelns gewesen. Sie hat bisher nirgends den Gang der Ereignisse bestimmt, sie hat im besten Falle auf die Aktionen der andern Seite geantwortet. Wenn sie dem Tempo der weitern Entwicklung gerecht werden will, so darf sie nicht, wie bisher, weiter lediglich im Schlepptau der Ereignisse handeln, sondern sie muß sich ein illusionsfreies Bild der Entwicklung machen. Die kommenden Wochen und Monate werden außerordentlich schwer sein. In den Kreisen der Reaktion ist man sich darüber absolut klar. In der Abendnummer vom 13. Februar schreibt der Chefredakteur der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung' in einem Artikel „Volksentscheid":

Die wirklichen Schwierigkeiten aber werden in dem Augenblick beginnen, der den antikapitalistischen Drang von unten nach oben wieder deutlich in die Erscheinung treten läßt.

Und dann fährt er fort:

... eines Tages werden die verfügbaren Stellen besetzt, die Umzüge verrauscht, der Siegesjubel verklungen sein. Die Lohntüte aber wird den nämlichen mangelhaften Inhalt haben wie bisher, die Unterstützungssätze werden keineswegs höher sein, die Armee der Unbeschäftigten kann sich nur ganz allmählich vermindern. Der Gedanke des Vierjahresplanes, gewiß ein glänzender propagandistischer Einfall, muß auch diesen trüben Tatsachen gegenüber standhalten. Dann wird die Probe auf die Tragfähigkeit der hochfliegenden nationalen Begeisterung gemacht werden, die wir alle mit Genugtuung erleben. Dann kommt für den Herrn Reichskanzler, der die Nation innerlich und charakterlich umgestalten will, die Stunde der Entscheidung, ob und auf welche Weise ihm ein wirklicher Einbruch in die marxistischen Bataillone doch noch gelingen könnte. Was bisher in dieser Hinsicht erzielt wurde, und voraussichtlich am 5. März erzielt werden wird, geht über einen bescheidenen Anfangserfolg nicht hinaus. Bei der Reichstagswahl am 6. November 1932 stimmten für die marxistischen Parteien 13 228 018 Wähler. Bei den Wahlen zur Nationalversammlung am 19. Januar 1919 13 781 748 Wähler. Das ist, auch wenn man die Zahlen, wie es nötig ist, im Verhältnis zur Gesamtheit der Abstimmenden betrachtet (37,3 Prozent gegen 45,5 Prozent) noch lange nicht ausreichend.

Die Quintessenz dieses Aufsatzes scheint uns in folgenden Sätzen zu liegen:

Hitlers Kampf um die Eroberung des Volkes wird in absehbarer Zeit dem Frontalangriff auf die Arbeiterparteien nicht ausweichen können. Die Methode dieses Kampfes aber muß notwendigerweise die schwersten Probleme aufwerfen und kann große wirtschaftliche Gefahren mit sich bringen.

Die ‚DAZ' hat recht. Die Methode dieses Kampfes muß die schwersten Probleme aufwerfen. Und diese Probleme sind

entscheidend von dem Tempo der weitern Entwicklung abhängig. Hier aber spielt die zu erwartende ökonomische Entwicklung eine wesentliche Rolle. Als Mussolini nach Rom zog, jetzt vor mehr als zehn Jahren, ergab sich beim Niedergang des gesamten kapitalistischen Systems ein kurzfristiger wirtschaftlicher Aufschwung, der Amerika wie Frankreich, Deutschland und nicht zuletzt Italien erfaßte. Die Stabilität des fascistischen Systems ist nicht zuletzt dadurch begründet worden, daß unmittelbar nach dem Zug auf Rom sich die wirtschaftliche Lage auch in Italien besserte und Mussolini somit die städtischen Mittelschichten genau wie die landwirtschaftliche Bevölkerung darauf hinweisen konnte, daß es ihnen wirtschaftlich besser gehe. Zu einem wirtschaftlichen Optimismus liegt aber heute weniger denn je Veranlassung vor. Die ‚DAZ' hat recht, auch in nächster Zeit werden die Lohntüten den „nämlichen mangelhaften Inhalt haben wie bisher, werden die Unterstützungssätze keineswegs höher sein", ja, es ist durchaus zu bezweifeln, ob die Armee der Unbeschäftigten sich auch nur ganz allmählich verringern wird. Sicherlich kann im Sommer eine gewisse Saisonentlastung wieder einsetzen, aber beträchtlich wird sie schon darum nicht sein, weil auch in diesem Sommer wie im vergangenen der Baumarkt nicht sehr beschäftigt sein wird. Dazu spitzt sich auch die weltwirtschaftliche Lage weiter zu. Die amerikanischen Hoffnungen auf den Silberstreifen haben sich in keiner Weise bewahrheitet, das Erwerbslosenheer von zwölf bis vierzehn Millionen wird nicht kleiner und die jüngsten Bankenkrachs, die in Michigan zu einem achttägigen Bankenmoratorium geführt haben, zeigen, wie wenig bereinigt die amerikanische Banken- und Finanzlage ist.

Der Krieg in China geht weiter, die amerikanische Flotte bleibt im Stillen Ozean, die imperialistischen Kriegsgefahren werden also sicher nicht kleiner werden. Klar ist, daß so eine Belebung der Weltwirtschaft, der Kapitals- und Außenhandelsbeziehungen, in nächster Zeit kaum zu erwarten ist. Der gesamte Außenhandel der Welt ist wieder rückläufig und der deutsche Außenhandel ganz besonders. Er hat mit einer Ausfuhr von 390,5 Millionen Mark im Januar einen Rekordtiefstand erreicht. Und während 1932 noch ein Ausfuhrüberschuß von einer reichlichen Milliarde (1931 = 2,7 Milliarden!) erreicht wurde, ist der Exportüberschuß im Januar auf 23 Millionen gesunken. Die ‚DAZ' betont mit Recht, daß diese katastrophale Zusammenschrumpfung nicht zuletzt die Folge der deutschen Agrarpolitik ist. Sie schreibt:

Inwiefern es der Landwirtschaft nützen soll, wenn eine Politik betrieben wird, die sich eine Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugung auf Kosten der Industrieproduktion zum Ziele setzt, ist ja auch völlig unverständlich. Denn im Falle schlechten Absatzes, der heute vorliegt, muß es auf die Agrarpreise weiter drücken, wenn einerseits das Angebot vermehrt wird und andrerseits die Kaufkraft der Abnehmer auch noch eine Drosselung erfährt.

Die Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage in der Welt wie in Deutschland, das braucht ja kaum näher auseinandergesetzt zu werden, hat natürlich entscheidende Folgen

auf das Tempo der weitern Entwicklung. Wenn wir in nächster Zeit keine Besserung der wirtschaftlichen Lage bekommen, ja vielleicht nicht einmal eine Stabilisierung des heutigen Tiefstandes, so wird schon sehr bald das eintreten, was die ‚DAZ' schreibt, daß man „dem Frontalangriff auf die Arbeiterparteien nicht ausweichen kann".

Das Tempo in der Entwicklung wird so aller Voraussicht nach sehr beschleunigt sein. Es verlangt von der Arbeiterschaft, daß sie mit alten Vorurteilen, Doktrinen und Absperrungsmauern gegeneinander sehr schnell aufräumt, es verlangt eine beträchtliche politische Elastizität, um dem Ernst der Stunde gewachsen zu sein.

„Aufstehen — Hinlegen!" von Heinz Pol

Auf zwei Gebiete werfen sich die Nazis seit ihrer offiziellen Machtergreifung mit aller Kraft: auf die Exekutive und auf die Kulturbelange. Diese beiden Stützpunkte bauen sie in größter Eile und mit stärkster Intensität aus. Einmal, weil sich von hier aus das übrige Terrain leichter erobern läßt, und zweitens, weil die soziale Zusammensetzung der Partei erfordert, daß grade in diesen beiden staatlichen Domänen hunderte und tausende von Posten freigemacht werden.

Über die Machtergreifung und den Ausbau der Gewalt innerhalb der Exekutive, vor allem Preußens, kann man auf Grund der Pressenotverordnung nur in Andeutungen sprechen, und vielleicht auch das nicht einmal. Hier bleibt es nicht etwa bei dem Absägen einiger höherer Zivil- und Schutzpolizeibeamten in Berlin und andern größern Städten. Das ist nur ein Anfang.

Nicht viel anders sieht es auf dem zweiten Gebiet aus, auf das sich die Nazis mit aller Wucht stürzen, das sind die kulturellen Einrichtungen. Auch hier gilt es, nicht etwa bloß ein paar hochbezahlte Intendantenposten freizumachen, man muß vielmehr den tausenden und zehntausenden von Nazi-Studenten, Nazi-Lehrern und sonstigen völkischen Bildungsträgern nunmehr die Gelegenheit geben, sich praktisch und möglichst mit spätern Pensionsansprüchen zu betätigen.

Wenn wir in diesem Zusammenhang das Theater und die sonstige Kunst beiseite lassen und uns auf die Skizzierung der Absichten beschränken, die die Nazis hinsichtlich der Schule und der Jugenderziehung äußern, so besitzen wir hier reichhaltiges, ja was noch wichtiger ist, authentisches Material. Und Herr Rust, der neue preußische Kultusminister, der es sich nicht nehmen ließ, mit Kind und Kegel, wie er stolz verkündete, ins Haus Unter den Linden einzuziehen, braucht nur tüchtig nachzulesen, was sein Herr und Meister, als er noch nicht Reichskanzler war, über Schule und Jugenderziehung schrieb, und er ist im Bilde. Er hat es offenbar sehr sorgsam studiert, das beweisen seine ersten Erlasse. Wir alle haben viel zu wenig die nationalsozialistische Literatur gelesen, höchstens vielleicht die fünfundzwanzig Punkte des nationalsozialistischen Pro-

gramms, in denen aber von der Schule und der Jugenderziehung kaum etwas enthalten ist. Um so ausführlicher hat sich Adolf Hitler bereits vor sieben Jahren in seinem Buch „Mein Kampf", und zwar im zweiten Band, über diese Dinge geäußert und hier klipp und klar ein ganz eindeutiges Programm entworfen. Bisher stand es nur auf dem Papier, meistens gesperrt gedruckt, jetzt soll es also auf dem Verordnungswege durchgeführt werden. Im Gegensatz zu seiner jüngsten Sportpalastrede, in der Adolf Hitler nur „im allgemeinen" über sein Programm sprach, hat er sich in seinem Buch durchaus präzise und sehr konkret ausgedrückt, wenigstens was die deutsche Kultur betrifft, die von ihm dermaleinst völlig umgebaut werden würde.

Die Grundthese Hitlers lautet, daß die wissenschaftliche Ausbildung der Jugend von durchaus minderer Bedeutung sei, sie komme, wie er auf Seite 41 ausführt, erst „als letztes". Das Wichtigste sei vielmehr das „Heranzüchten kerngesunder Körper", danach käme die Ausbildung gewisser Charaktereigenschaften, wie Mut, und erst dann die geistige Ausbildung.

Hitler setzt dann umständlich auseinander, daß die Schule künftig „unendlich mehr Zeit" freimachen müsse für die körperliche Heranzüchtung. Es dürfe kein Tag vergehen, an dem der Schüler nicht mindestens vormittags und abends je eine Stunde körperlich gedrillt werde. Bei diesen Betrachtungen stimmt Hitler einen spaltenlangen Lobgesang auf das Boxen an, das unbedingt im Schulunterricht eingeführt werden müsse. Hätten wir, so meint er, statt Ingenieure, Techniker, Chemiker, Juristen, Literaten und Professoren tüchtige Boxer gehabt, so wäre die Revolution von 1918 nicht möglich gewesen, daran sei nur die Geistigkeit des deutschen Volkes schuld.

Nun ließe sich gegen eine Vermehrung des Gymnastik- und Turnunterrichts in der Schule durchaus nichts einwenden. Körperliche Ertüchtigung kann eine sehr schöne Sache sein, es fragt sich nur zu welchem Zweck. Hitler spricht diesen Zweck durchaus unmißverständlich aus, indem er erklärt, sie sei weiter nichts als „in großen Zügen schon die Vorbildung für den spätern Heeresdienst".

Auf Seite 65 heißt es noch einmal: „wie denn überhaupt die Militärdienstzeit als Abschluß der normalen Erziehung des durchschnittlichen Deutschen gelten soll". Mit andern Worten, alle Schulen sollen in Militärkadettenanstalten umgewandelt werden.

Für den Schulunterricht im besondern gibt Hitler noch einige wesentliche Anweisungen. Sprachunterricht sei so gut wie überflüssig, zwei Sprachen brauche überhaupt kein Mensch zu lernen, auch der Geschichtsunterricht müsse sich auf das Wesentliche beschränken, das heißt, in der Hauptsache sich mit den römischen und deutschen Helden beschäftigen. Die Kürzungen könnten dann für Turnstunden verwendet werden.

Was für die Schule gilt, gilt auch für die Universität. Auf Seite 62 stabilisiert Hitler folgende Grundthese:

Auch in der Wissenschaft hat der völkische Staat ein Hilfsmittel zu erblicken zur Förderung des Nationalstolzes. Nicht nur die Weltgeschichte, sondern die gesamte Kulturgeschichte muß von

diesem Gesichtspunkt aus bewertet werden. Es darf ein Erfinder nicht nur groß erscheinen, als Erfinder, sondern er muß noch größer erscheinen als Volksgenosse.

Als Abschluß dann, wie gesagt, die Militärdienstzeit.

Dieses ganze Schul- und Kulturprogramm ist gespickt mit Sätzen von gradezu klassischer Form. Unmöglich, sie alle aufzuzählen, aber einige runden doch das Bild sehr schön ab. So heißt es auf Seite 45:

> Die gesamte Erziehung und Ausbildung des jungen Volksgenossen muß darauf angelegt werden, ihm die Überzeugung zu geben, andern unbedingt überlegen zu sein. Er muß in seiner körperlichen Kraft und Gewandtheit den Glauben an die Unbesiegbarkeit seines ganzen Volkstums wiedergewinnen.

Auf Seite 47 spricht er davon, daß der junge Mann nicht so sehr eitel auf schöne Kleider als vielmehr auf einen schönen wohlgeformten Körper sein sollte:

> Auch für später ist dies zweckmäßig. Das Mädchen soll seinen Ritter kennen lernen.

Seite 49 heißt es:

> Analog der Erziehung des Knaben kann der völkische Staat auch die Erziehung des Mädchens von den gleichen Gesichtspunkten aus leiten. Auch dort ist das Hauptgewicht vor allem auf die körperliche Ausbildung zu legen, dann auf die Förderung der seelischen und zuletzt der geistigen Werte.

Von Hitlers Thesen bis zu Rusts Erlassen ists nur ein Schritt. Des Kultusministers Rust erste Tat war ein Erlaß, dem Hugenbergs Telegraphen-Union den durchaus richtigen Titel gab: „Geländesportlehrgänge für Turnlehrer". In diesem Erlaß heißt es, daß die körperliche und sittliche Ertüchtigung der Jugend nicht nur im Turnunterricht sondern im gesamten Unterricht der Schule Berücksichtigung finden muß. Wörtlich heißt es weiter:

> Das Reichskuratorium für Jugendertüchtigung hat als besonders geeignetes Mittel, sein Ziel zu erreichen, den Geländesport in den Vordergrund seines Wirkens gestellt. Der Geländesport ist ein vorzüglicher Weg, um die Jugend zur Disziplin und Kameradschaft zu erziehen und Körper und Sinne zu schulen. Um die Tätigkeit des Reichskuratoriums zu unterstützen, wird daher die Schule nicht nur durch allgemeine Pflege der körperlichen und sittlichen Ausbildung die Grundlagen und Voraussetzungen für eine erfolgreiche Schulung im Geländesport zu schaffen haben, sondern insbesondere die Oberklassen der höheren Schulen für die männliche Jugend werden in gewissem Umfang auch eine Vorschulung auf einzelnen Gebieten des Geländesports selbst ins Auge fassen können.

Über das Deutsch dieses Erlasses könnte es Meinungsverschiedenheiten geben, aber wenigstens der Inhalt ist klar genug. Und noch klarer heißt es weiter:

> Dazu ist es notwendig, daß vor allem die mit dem Turnunterricht betrauten Lehrer sich mit der Eigenart des Geländesports vertraut machen. Das Reichskuratorium hat sich bereit erklärt, im kommenden Sommer besondere Geländesportlehrgänge für Lehrer an höheren Schulen zu veranstalten. Für eine Teilnahme kommen insbesondere Persönlichkeiten in Frage, welche die Lehrbefähigung für Leibesübungen und körperliche Erziehung besitzen. Die Meldungen sind von den Provinzialschulkollegien gesammelt, bis zum 31. März beim Kultusministerium einzureichen.

So lautet der erste Erlaß des neuen Kultusministers. Die weitern werden bald folgen. Schon hat Herr Rust in Hanno-

ver in einer großen Kulturrede angekündigt, er werde die Volksschulen von allem Undeutschen reinigen, und zwar „mit aller Brutalität der Pflicht". In den Volksschulen seien vor allen Dingen die „völkischen Tugenden" zu lehren; weiter wird hier eine genaue „Überprüfung des Unterrichtsstoffes" durchgeführt werden. Die verschiedenen Formen der höheren Schule in Deutschland könnten an sich bestehen bleiben, doch komme es darauf an, daß ihnen allen „der richtige Geist gegeben werde" (wörtlich zitiert aus dem ‚Völkischen Beobachter').

Das Wort „Geist" ist hier wohl etwas fehl am Platze, denn wir hoffen, daß unser Kultusminister diesen Begriff, der doch erst an letzter Stelle kommt, nicht mehr in den Mund nimmt.

Und das Kommando in dem wesentlichsten Teil des Schulunterrichts wird künftig lauten: „Aufstehen — Hinlegen! Aufstehen — Hinlegen!"

Die Mainlinie von Kurt Kersten

In dem Augenblick, wo altpreußische und westfälische Junker als Vertreter der Schwerindustrie und des Großgrundbesitzes wieder im Proscenium des Staates erschienen, tauchte auch die Parole „Mainlinie" wieder auf, ein verhängnisvolles unheimliches Wort, das in allen politischen, militärischen, parteipolitischen Diskussionen, Entwürfen, Plänen der deutschen Geschichte der letzten hundert Jahre erscheint und das jedesmal verkündet, wie hochgradig das Reich vom Fieber erfaßt ist.

Die Mainlinie spielt in den Angriffsplänen französischer Militärs eine ebenso große Rolle wie in den Defensivplänen des preußischen Generalstabes. Der Besitz der Mainlinie sicherte Napoleon den Einmarsch in Norddeutschland, die Verteidigung der Mainlinie war eines der schwierigsten Probleme der moltkeschen Strategie, die Überwindung, ja die Ausmerzung der Mainlinie war das Kernstück bismarckscher Diplomatie. An der Mainlinie scheiterten nicht zuletzt 1848 die Kaiserreichbeschlüsse der Frankfurter Nationalversammlung; um die Mainlinie haben Welfen und Staufen gerungen, um die Mainlinie werden im Laufe dieses Jahrhunderts die Kämpfe geführt werden, die über das Schicksal Deutschlands zu einem gewissen Zeitpunkt endgültig ausgefochten werden müssen.

Was sich in diesen Monaten um die Linie abspielte, wird später einmal nur eine flüchtige Episode gewesen sein. Mit dieser Linie verbindet sich nicht nur ein geographischer Begriff; und man sollte sich hüten, zu glauben, diese Linie trenne zwei Teile Deutschlands, die man mit den Schlagworten „reaktionär" und „liberal" charakterisieren könne; die Lage im Norden, und vor allem im Nordwesten und in Mitteldeutschland, ist längst objektiv revolutionär, die Krise hat in diesen Gebieten einen weit schärfern Charakter erfahren als in den industrieärmeren, kleinbürgerlichen Gebieten des Südens. Wir nähern uns Zuständen des zweiten Reiches, wo im Süden Preußen als der Hort der Reaktion galt, dafür aber erlebte die Arbeiterbewegung im Süden einen besonders scharf ausgeprägten reformistischen Charakter. Der Schein der starken Reaktion des Nordens sollte nicht darüber hinwegtäuschen,

daß im Norden und nur im Norden die Entscheidungen gefällt werden müssen. Wenn Bismarck die Süddeutschen teils durch Zwang, teils durch Überredung, teils durch Zusicherung besonderer Privilegien fiskalischer Natur für die Reichseinheit gewinnen konnte, so geschah es tatsächlich deshalb, weil Nord- und Mitteldeutschland die Führung auf wirtschaftlichem Gebiete inne hatten, weil sie die Wasserstraßen, die Verkehrslinien beherrschten, weil sie die größten Industriegebiete besaßen, weil sie mit Preußen über einen einheitlichen Wirtschaftsraum verfügten, dem sich die Süddeutschen angliedern mußten, nachdem die Gründung des neuen Italien und die Ausschaltung Oesterreichs Barrieren für eine süddeutsche Expansion errichtet hatten. Der deutsche Süden erleidet das Schicksal, zu einer Gemeinschaft gezwungen zu sein, die er subjektiv ablehnt, die er objektiv bejahen muß, und deshalb haben alle diese Rebellionen, diese sogenannten separatistischen Strömungen, diese Eigenstaatlichkeitstendenzen etwas DonQuichottehaftes und entbehren keineswegs einer gewissen Komik, die für einen „Mußpreußen", wie für den Verfasser, stets nie des Schimmers einer gewissen Melancholie entbehren.

Berlin und München lassen sich vielleicht noch am ehesten mit dem Petersburg und Moskau des Zarismus vergleichen; und wie einst die Zaren ihre Residenz nach Petersburg verlegten, so läßt sich vielleicht sagen, daß die Luxemburger oder Wittelsbacher, selbst wenn sie in Prag oder München jahrhundertelang über das Reich geherrscht hätten — eines Jahres Berlin gegründet hätten. Berlin hätte erfunden werden müssen, wenn es nicht dagewesen wäre. Und wie die Revolution in der Industriestadt Petersburg zuerst durchbrach, so wird und behält der Norden Deutschlands seine überragende Bedeutung in allen innern Auseinandersetzungen. Hier muß geblieben, hier muß gekämpft werden.

In einem bei Gerhard Stalling in Oldenburg erschienenen Buch Beumelburgs „Bismarck gründet das Reich" (Ganzleinen 5,80; brosch. 4,50) liest man leider nichts über diese Gegensätze; nirgends wird auch nur der Versuch gemacht, zu erklären, weshalb grade dieser Mann aus der Altmark ein auseinandergefallenes Reich wieder zu kitten versuchte, und weshalb die Süddeutschen in einem gewissen Zeitpunkt der Entwicklung der deutschen Bourgeoisie in den Anschluß an das Reich einwilligen mußten; denn bei dieser Aktion hat Bismarck in einem höhern Sinne nur den Handlanger gespielt, die stärksten Widerstände hat er eben nicht bei der Bourgeoisie, nicht einmal bei der Arbeiterschaft gefunden sondern bei den reaktionären Kräften, bei den Fürsten, bei den Junkern, bei den Überbleibseln der Feudalklasse, denn gegen den Willen dieser Herrn wurde das Reich geschaffen, ein Reich, das die junge Bourgeoisie im Jahre 1848 nicht schaffen konnte und wollte, weil sie sich vor dem Proletariat fürchtete, mit dem sie nicht gegen die Feudalklasse auf die Barrikade gehen wollte. Wie kindisch quatscht Beumelburg über 1848! Auf die reife Bourgeoisie konnte sich Bismarck stützen, weil sie sich dank des preußischen Militarismus sicher fühlte. Aber es ist ein radikaler Irrtum, zu glauben, Bismarck wäre wie Hans im Glück allein durch die Weltgeschichte spazierstock-

schwingend gelaufen und hätte sein Werk allein ohne Verbindung mit andern Klassen ausgeführt. Es gehört zu den fundamentalsten Fehlern von Beumelburgs Buch, daß es von diesen höchst bedeutsamen Wechselwirkungen zwischen den Interessen der Bourgeoisie und Bismarcks, des Junkers, nichts sagt, daß der Autor sich gewissermaßen schämt, einzugestehen, daß dies Bismarcksche Reich eine Schöpfung für die Bourgeoisie war, und zwar für das Großbürgertum, für die Schwerindustrie und das Junkertum. Bei Beumelburg werden die Vorgänge so dargestellt, als ob Bismarck ein äußerst gerissener Händler gewesen wäre, der einen ausgeruhten, pfiffigen Kopf und eine gute Kombinationsgabe besaß, der mit Andern herumfeilschte, die ein minder ausgeruhtes Köpfchen hatten, und der nun mit List und Schlauheit und genialen Geistesblitzen in Kürassierstiefeln die ganze Geschichte ins Lot brachte. Und weil man nun einmal die Konjunktur wahrnimmt, verwechselt Herr Beumelburg zuweilen Hitler und Bismarck, und weil er obendrein von einem bei uns üblichen Magisterfimmel besessen ist, läßt er seitenlang den Satz sperren, um uns seine Weisheiten gründlich einzubläuen; über die wirtschaftliche Struktur, die Klassenlage, ja über die Menschen erfährt man nicht eine einzige Zeile. Beumelburg hält das nicht etwa für nicht notwendig, sondern ihm fehlt einfach das Vermögen, geschichtliche Vorgänge in ihrem Zusammenhang mit wirtschaftlichen Vorgängen zu erklären. Bei ihm wachsen gewissermaßen die Bäume vom Himmel zur Erde herab, ohne daß sie den Boden je erreichen können. Sie nennen das Metaphysik und Idealismus, in Wirklichkeit ist es Ahnungslosigkeit. Diese Leute philosophieren ewig mit dem Feigenblatt.

Beumelburgs Buch bricht mit der Schilderung des 18. Januar 1871 ab, jenes Tages, da mitten im Kriege, im Heerlager, auf fremdem, feindlichem Boden vor einer belagerten Stadt, die man bombardierte, ein Kaiser der Deutschen proklamiert wurde wie ein Herzog eines Stammes in der Völkerwanderungszeit. Das „Zivil" vertrat bekanntlich bei der Zeremonie ein Oberspitzel, der berüchtigte Stieber. Die Jahre 1871 bis 1890 sind bei den nationalistischen Geschichtsschreibern nicht sehr beliebt, sie entbehren jenes scheinbaren Heroismus, dessen Schilderung so billig ist. Vom heroischen Kampf der jungen deutschen Arbeiterbewegung, vom Sozialistengesetz, vom Kulturkampf, aber auch von Bismarcks erbitterten Kämpfen mit den preußischen Torys will man ebensowenig etwas wissen wie von dem oft verzweifelten Spiel des Kanzlers mit den fünf Kugeln, die Caprivi am Tag nach seiner Berufung resigniert in den Abgrund warf, aus dem das Unheil erwuchs.

Arbeiterstudenten von Christine Fournier

Warum werden Arbeiter Studenten? Wie leben sie? Was wird aus ihnen?

Wir wissen wenig oder nichts über die Determinanten von Klugheit, Begabung, Talent. Wir kennen die Elemente nicht, die den Verstand formen. Wir können nur erfahrungsgemäß feststellen, daß er nicht vererbbar und nicht von der „guten

Kinderstube" abhängig ist. Ist man nun der Auffassung, es sei nützlich, so viel Intelligenzkräfte als möglich aus der Menschheit herausholen zu wollen, so müßte man aus dieser Erfahrung den Schluß ziehen: allen Menschen ohne Unterschied der Klasse soll die gleiche Chance gegeben werden, die Produktivität ihres Verstandes zu erproben. Daß ein solches System innerhalb unsrer Gesellschaftsordnung undurchführbar ist, wissen wir. Trotzdem werden in dieser Richtung Bemühungen gemacht. Eine solche Bemühung, Begabten, auch wenn sie unbemittelt und ohne herkömmliche Vorbildung sind, den Weg zur Wissenschaft zu eröffnen, war die des einstigen Kultusministeriums, als es die Bestimmungen über „die Zulassung zum Universitätsstudium ohne Reifezeugnis" herausgab.

„Im Jahre 1922 erkannten die Hochschulverwaltungen in einer Vereinbarung die Notwendigkeit an, Personen, die durch besondere Verhältnisse verhindert waren, auf einem der sonst geregelten Wege zur Hochschule zu gelangen, den Zugang zu einem bestimmten Hochschulstudium zu eröffnen, wenn sie auf Grund besonderer Anlagen und ausgezeichneter Leistungen Gewähr dafür bieten, daß sie durch akademische Studien zu höheren geistigen Leistungen gelangen ..." (Studium ohne Reifezeugnis in Preußen von Doktor Otto Benecke, Weidmannsche Buchhandlung.)

1923 erließ der preußische Kultusminister vorbereitende Bestimmungen über die Zulassung zum Universitätsstudium ohne Reifezeugnis. Andre Länder folgten dem preußischen Beispiel. Am 11. Juni 1924 ergingen in Preußen die endgültigen Bestimmungen. Diese beziehen sich auf Beamte und Angestellte ebenso wie auf Arbeiter. Da aber die meisten sogenannten „Immaturenstudenten" aus dem Proletariat stammen, scheint es wichtig, die Bestimmungen grade vom Arbeiter aus zu betrachten.

Da ist zum Beispiel die Vorschrift, daß der Antragsteller, der sich um die Zulassung bewirbt, das fünfundzwanzigste Lebensjahr erreicht haben muß. Dabei wird vergessen, daß geistige Rezeptivität und Lernenthusiasmus beim Achtzehn- oder Neunzehnjährigen viel stärker sind als bei dem durch jahrelange Betriebsarbeit und Entbehrungen bereits ermüdeten Fünfundzwanzigjährigen. Aber dies ist nicht der einzige wunde Punkt der Bestimmungen.

Der Leidensweg, den der zum Studium entschlossene Arbeiter gehen muß, ist folgender: der zukünftige Immaturenstudent darf das Gesuch um Zulassung zur sogenannten „Begabtenprüfung" nicht selbst einreichen, sondern der Antrag muß von „urteilsfähigen Persönlichkeiten" gestellt werden, die mit den Voraussetzungen und dem Wesen wissenschaftlicher Arbeit vertraut sind und den Bewerber, nach seinen bisherigen Leistungen bereits kennen". Daß es einem der gelehrten Welt völlig fremden jungen Arbeiter Schwierigkeiten macht, sich eine solche Empfehlung zu verschaffen, ist klar.

Unter den Anwärtern wird eine sehr strenge Auswahl getroffen. Zum Beispiel sind 1931 in Berlin von zweihundert nur fünfzig zur Prüfung zugelassen worden. Die Prüfung besteht aus zwei unter Klausur anzufertigenden schriftlichen Arbeiten,

er dem Bittgesuch mindestens vier sehr gute „Fleißzeugnisse" über seine Klausurarbeit beilegt und eine Bestätigung des heimatlichen Finanzamtes und der heimatlichen Polizei über die Bedürftigkeit seiner Familie.

Wovon aber leben die Arbeiterstudenten wirklich? Sie issen es im Grunde selbst nicht. Alles ist Zufall. Ein von eltenen, kleinen Glücksfällen unterbrochenes Hungern, das ist ihr Leben. Einer dieser Studenten sagte mir: „Ich habe einen Wunschtraum: ein monatliches Fixum von 60 Mark." Berühmte Universitätsprofessoren erzählen oft voll Stolz, daß sie ich in ihrer Studentenzeit hart, aber doch durch Stundeneben durchgeschlagen haben. Heute hätten sie weniger Glück. enn die Eltern, die ihren Kindern Nachhilfestunden geben ssen können, sind selten geworden.

Der Arbeiterstudent ist seiner Klasse und auch dem einnen Arbeiter im Betrieb entfremdet. Es ist weiter nicht wunderlich, daß seine bisherigen Arbeitsgenossen in ihm ht mehr den Arbeiter sehen sondern einen Arrivierten, der inem ihnen völlig unbekannten Milieu lebt, der einen bürichen Wirkungskreis hat. Sie bewundern ihn und bringen gleichzeitig Mißtrauen entgegen. Sie können ihm auch verzeihen, daß er nicht mehr im selben Maß wie früher ie Organisation tätig sein kann. Trotz aller Anstrengunler Studenten wird das ehemalige gute Verhältnis gestört. auf der Universität? Ihre Atmosphäre ist ihm fremd. Wie den ABC-Schützen, der aus der proletarischen Enge nt, die breiten Treppen, die hohen Räume des Schulhauses beraubend, hemmend wirken, so wirkt das halbfeudale, mutgeschwängerte, von verschiedenen Traditionen erfüllte u der Hochschule auf den Arbeiterstudenten. Er wird seiner Aufgabe unmöglich gerecht werden können, wenn ch nicht, in dieser oder jener Form, dem neuen Milieu anssen versteht. Er wird auch nicht umhin können, dem uß dieses Milieus zu unterliegen, um so mehr, als er sich urzelt, isoliert, von den Seinen verlassen fühlt. Der Arrstudent wird also — bis auf jene Ausnahmen, die die osition gegen Hochschulmilieu und Fascismus zu Kommuen macht —, ehe er sichs versieht, auf den Weg getrieben rden sein, der zur Verbürgerlichung führt. Aber er wird s Ziel dieses Weges, das wirkliche Bürgertum, nicht erichen können. Er wird immer wieder über die Hindernisse olpern, die in seiner proletarischen oder kleinbürgerlichen Kinderstube ihren Ursprung haben. Er wird zum Beispiel die Terminologie der bürgerlichen Kultur, die gesellschaftliche Routine, die dem Bürgerkinde selbstverständlich sind, nicht beerrschen können. Dem Arbeiterstudenten, dem Sohn eines roletariers, werden die bourgeoisen Umgangsformen fehlen. er seiner Klasse Entfremdete wird unter Minderwertigkeitsefühlen leiden, die ihm die Sicherheit im Verkehr mit den rgerlichen Kollegen und Professoren nehmen, die ihn zum nsamen, zum Sonderling machen.

Hat also die Bourgeoisie die Ambition, starke Intelligenzen akademisch auszubilden, so müßte sie ganze Arbeit machen und das Risiko wagen, die ihr als begabt erscheinenden Prole-

tarierkinder von frühauf zu domestizieren, ihnen die gleiche Chance wie den bürgerlichen zu geben, ihnen die von bürgerlicher, traditioneller Kultur erfüllte Luft einzupumpen, sie für das Hochschulmilieu entsprechend vorzubereiten.

Ferner: Angenommen, man hat sich zur Aufgabe gestellt, die große Begabung, die im Proletariat zweifellos vorhanden ist, zu pflegen, um sie für die Wissenschaft zu gewinnen — bei der Form, in der diese Aufgabe durchgeführt wird, kann wohl kaum ein fruchtbringendes Resultat erzielt werden. Wenn es auch, wie ich vorhin sagte, erstaunlich ist, daß es trotz der harten Bedingungen in Deutschland doch immerhin dreitausend Arbeiterstudenten gibt, so muß umgekehrt festgestellt werden, daß, gemessen an den latenten, geistigen Kräften des Proletariats, eine viel größere Anzahl Arbeiter der geistigen Welt zugeführt werden könnte. Außerdem: eine so entwürdigende Lebensweise muß auch bei den besten dieser hochbefähigten Menschen jede Widerstandskraft brechen. Wie Beispiele beweisen, haben viele unter ihnen, nach Absolvierung ihrer Studien, da ihre produktive Arbeit erst beginnen sollte, die ehemals vorhandene Intensität eingebüßt. Andre schleppen sich zwölf, dreizehn Semester lang durch dieses Martyrium, weil sie zu müde geworden sind, sich zu dem letzten Examen aufzuraffen.

Sollte aber der Arbeiter das Studium als Mittel zu dem Zwecke verwenden wollen, seiner Klasse durch das erworbene Wissen besondere Dienste zu leisten; oder sollte ein sozialdemokratisch orientierter Kultusminister geglaubt haben, zum Beispiel mit Zulassung zum Universitätsstudium ohne Reifezeugnis das Bildungsniveau der Arbeiterschaft zu heben, ihr starke Kräfte zuzuführen, so müßten diese Zielsetzungen als Illusion bewertet werden. Die marxistische Arbeiterschaft kann unmöglich Interesse dran haben, daß ihre Mitglieder Philosophie oder Nationalökonomie studieren, wie sie an unsern Universitäten gelehrt werden. Sie kann unmöglich wünschen, daß ihre Söhne Theologie studieren. Tatsächlich weist die katholische Theologie — dank den Bestrebungen des Zentrums — von allen Fakultäten den höchsten Prozentsatz Studenten aus den Unterschichten auf; nämlich 19 Prozent, darunter 12 Prozent Arbeitersöhne.

Sollte die SPD planen, aus den Arbeiterstudenten tüchtige Parteifunktionäre zu machen, so müßte sie erwägen, ob diese außerordentlich begabten Menschen, um die es sich handelt, vielleicht nicht der jetzigen Partei, wohl aber der Arbeiterbewegung nicht noch viel größere Dienste leisten würden, wenn sie nicht erst jahrelang die Stickluft der bürgerlichen Umgebung eingeatmet haben. Die proletarische Bewegung braucht Menschen, die eine gute marxistische Schule absolviert haben, nicht Doktoren der bürgerlichen Wissenschaften.

Was bleibt übrig von den Bemühungen, innerhalb unsrer Gesellschaftsordnung dem Hochschulwesen: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" einverleiben zu wollen? Im Grunde nichts als die paar Worte: für den Bildungsaufstieg ist gesorgt. Leere Worte, eine Selbsttäuschung, eine Enttäuschung.

Richard Wagner von Carl v. Ossietzky

Garstig glatter
Glitschriger Glimmer!
Wie gleit ich aus!

Von Ferdinand Lassalle stammt das bittre Wort von dem Kranichzug der Klassiker über Deutschland. Niemals bewahrheitete es sich ernster als im vergangenen Jahre, das bekanntlich das „Goethejahr" gewesen ist. Durch die schimmernden Schleier der amtlichen Feierseligkeit blickte man auf ein gleichgültig vorüberhastendes Volk, das andre Sorgen hatte, und auf einen vergessenen Sarkophag: Goethe.

Der Musiker hat es leichter als der Dichter, der Hirn und Nerven gleichmäßig beansprucht. Das Ohr ist ein williges Organ, durch das Ohr läßt sich der Kopf am leichtesten betrügen.

Nein, Richard Wagner ist nicht im Kranichflug über Deutschland gezogen. Er nistet noch mitten im Land. Er ist der genialste Verführer, den Deutschland gekannt hat. Kein Künstler hat auf den geistig-seelischen Habitus des Volkes verhängnisvollern Einfluß genommen, niemand hat die Flucht aus der Wirklichkeit, den Kultus des schönen Scheins eindringlicher und verlockender gepredigt. Wohl haben andre mit höherer Intensität künstliche Paradiese geschaffen, wohl haben die Blumen des Bösen leidenschaftlichere Gärtner gefunden — sie sind an den selbstgezogenen Früchten gestorben. Richard Wagner, der alle berauschte, hatte selbst nicht viel Teil am Rausch, er blieb ein kühler, bewußter Herr seiner Mittel. Eine Welt geriet in Wahn durch seine Töne, er selbst blieb ein ruhiger Rechner und sein bester und überlegenster Propagandist. Sein Erfolg war so breit wie kein andrer, denn Richard Wagners Werk hat die glücklichste, weil am meisten erfolgversprechende Mischung: hinter rauschenden Akkorden, hinter einer üppig quellenden Melodik die grauenhafteste Trivialität. Aber die olympische Miene des Mannes heischt Bewunderung und Unterwerfung — er tritt auf wie das absolute Genie. Wer wagt es, vor einer allgemeinen Suggestion ehrlich zu sein? Wer wagt es zu sagen, daß ihn eine Wagneroper seekrank macht?

Dies sind die Stadien von Richard Wagners Ruhm: zuerst die Begeisterung der ästhetisch Geschulten; dazu die Snobs, die Neurastheniker, die stets auf die letzte Mode fliegen. Dann der riesige Opernsieg, die Eroberung des Publikums; die Wagnerzyklen mit Sänger- und Kapellmeisterkult verknüpft. Und dann die hoffnungslose Verplebsung: die Entdeckung des sentimentalen Schlagers in der Harmonie der Sphären; der holde Abendstern im Biergarten als Pistonsolo zwischen „Stolzenfels am Rhein" und „Gute Nacht, du mein herziges Kind!" Wagner vom Militärorchester exekutiert, die glorreiche Auffindung des Ewig-Ordinären in Walhall.

So etwas kann auf die Dauer auch der bestfundierte Ruhm nicht vertragen. Die feinen Ohren wurden abtrünnig, die Kenner guter Musik mißtrauisch. Auch das Ende der Parsifal-Sperre tat nicht gut. Das Weihespiel, nicht mehr an das bayreuther Monopol gekettet, hielt seinen Einzug in die großen Opernbühnen und ernüchterte. Das war es also! Ein

altes Rezept: Weihrauch mit Erotik, aber ohne den hinreißenden Glauben von Barockmeistern. Die Unschuld siegt am Ende mit viel Orgelton und Glockenklang, aber um ihren Sieg triumphaler zu gestalten, muß inzwischen viel Weiberfleisch enthüllt werden, muß der keusche tumbe Tor mit Mühe Kundrys Bordellatmosphäre und das tingeltangelhafte Nuttenballett der Blumenmädchen absolvieren. Die Klingsor-Girls!

Komm! Komm!
Holder Knabe.
laß mich dir blühen!
Dir zur Wonne und Labe
gilt mein minniges Mühen.

Parsifals erstes öffentliches Erscheinen tat der Wagnerbegeisterung nicht gut. Der Rückschlag war beträchtlich. Nietzsches Kritik war bisher verlegen genug ignoriert, als unbegreifliche Skurrilität oder als Akt persönlicher Gekränktheit behandelt worden. Der Ruhm sackte ab. Es erschien Emil Ludwigs verdienstvolle Streitschrift „Richard Wagner oder die Entzauberten" und übte seine Wirkung. Mozart stand wieder auf, seine ewige Grazie lächelte die geschwollenen Götterfiguren in die Kulissen zurück, Beethoven übte neu seine Macht, und seine reine Gewalt siegte über Bayreuths größenwahnsinnigen Theaterplunder. Bach, Händel, Gluck standen wieder auf. Das natürliche Genie siegte über die genie-ähnliche Virtuosität. Die echte Kathedrale über den sakral aufgezogenen Rummelplatz.

Wagner sank schnell im Kurs. Zu unbegrenzt war der Anspruch gewesen, und jetzt waren überall Unbefriedigte. Es kam eine neue Musik, die frisch und ohne viel Umstände auf ihr Ziel losging. Wenn Strawinskys Soldatenballade vor ein paar bunten Leinwandfetzen mitreißt und erschüttert — wozu dann der Kolossalpomp? Was braucht Musik, die durch die Ewigkeit rauschen will, solche Szenerie? Das Theater machte damals eine kleine Revolution durch. Plötzlich wurde das Bühnenbild wieder einfach — mit dem Verruf der Guckkastenbühne kam auch die Wagneroper in Mißkredit. Der alte Zauberer schien für immer ausgespielt zu haben. Vor zehn Jahren gehörte eine gewisse Courage dazu, sich als perfekter Wagnerianer zu bekennen.

Doch

in lichter Waffen Scheine
ein Ritter nahte da,
so tugendlicher Reine
ich keinen noch ersah...

Dieser Ritter war der Nationalismus.

Ein Phänomen, in der Tat: Eine neu aufstrebende Bewegung hüllte sich in die Klänge einer bankrotten Kunst. Diese selbst, die sich bisher, wenigstens in der Kassengebarung streng kosmopolitisch gezeigt und dem polnischen Juden, wenn er nur zahlungsfähig war, gern einen Logenplatz im Festspielhaus reserviert hatte, klammerte sich an eine Bewegung, die den Racismus auf ihre Fahne geschrieben hatte. Es darf in diesem Zusammenhang nicht überschätzt werden, daß im bayreuther Kreise zuerst die Rassentheorien Gobineaus gepflegt wurden, daß Houston Stewart Chamberlain, der Schwiegersohn Richard Wagners, in einer konfusen Theorie die These von der schöpfe-

rischen Überlegenheit des reinen Ariertums entwickelte, und er, der Sohn eines englischen Admirals, im Kriege der lärmendste Herold der Alldeutschen war. Wichtiger ist, daß Wagners Musik die Blütezeit des Bürgertums und des Imperialismus in Töne bannte und ihr den blendenden szenischen Hintergrund verlieh.

Es ist heute wohl unmöglich, diesem bürgerlichen Zeitalter gerecht zu werden. Denn wir haben für seine falschen Ewigkeitsrechnungen und seine uneingelösten Schuldscheine einzustehen. In Richard Wagners Werk flüchtet die bürgerliche Aera aus ihrer problemhaften Wirklichkeit in musikumbrausten Mythos. Sie flüchtet aus verschwitztem Bratenrock und qualvoller Corsage in den kühlen Harnisch und die weiten fließenden Gewänder der Götter. Sie heroisiert sich, sie reckt sich ins Übermenschliche. Sie harft sich in Hochzeitsmärschen und Feuerzauber aus dem engen Ring der Konvention. Die Frauen schmettern ihre Frigidität mit hohem C allen Männern in die Ohren, und die Männer selbst träumen sich aus dem langweiligen Alltag der Ehe in die siebenjährigen Ferien des Venusbergs, ins schrankenlose Ausleben, mag auch der Kater dahinter lauern. Wie schwül ist das alles, was für ein Kompott zerkochter und zerquetschter Lüste! Wie ist das alles aus dem einen Punkte zu verstehen! Aber diese Götter und Göttinnen sind keine freien Hellenen, sie leiden unter einem schlechten Gewissen. Sie ahnen die Katastrophe, sie fühlen dumpf den Fluch ihres Reichtums. Aus nächtlichem Dunkel flammt rot die Vision des Untergangs: das Versinken des Goldhortes im Rhein.

Rheingold! Rheingold!
Reines Gold!
O leuchtete noch
in der Tiefe dein lauterer Tand!
Traulich und treu
ists nur in der Tiefe:
falsch und feig
ist, was dort oben sich freut!

Gewiß, diese Symbolkraft ist nicht gering, aber alles ist ganz fern, in eine nebelhafte Opernwelt projiziert, ganz unnaiv — mühsame Konstruktion. Und dann zeigt diese Musik ihre Macht, sie infiziert die Wirklichkeit, sie dringt durch tausend unsichtbare Kanäle: aus der Theatergarderobe holt sich Wilhelm II. den Lohengrinhelm und verwandelt die Wirklichkeit in eine schlechte Oper.

Wagner wird heute anders kreiert als vor Jahrzehnten. Man muß sich diese großen Wagneraufführungen vorstellen, wie sie noch vor zwanzig Jahren waren, diese weiche sinnliche Zerdehnung der Tempi, dieses Waten in Tönen. Und dazu diese Kammersänger, wie sie sich auf fahl gewordenen Rollenbildern präsentieren, diese Tristane und Lohengrine mit Doppelkinn und Bierbauch, und dazu diese Sängerinnen mit flachsgelben Perücken, das Auge verzückt erhoben, Wogebusen und Wackelpopo durch ein rotumbordetes, urtümlich deutsches Nachthemd wirkungsvoll unterstrichen . . .

Hojotoho! Hojotoho!
Heiaha! Heiaha!
Hojotoho! Heiaha!

Die heutigen Kapellmeister versuchen die Musik zu entfalten, sie halten den Rhythmus straff — im Grunde ist das ein denaturierter Wagner.

Wir leben jetzt wieder im Traum der bürgerlichen Renaissance, und als klingender Herold dieser Sehnsucht tritt Richard Wagner wieder auf. Nicht mehr so exklusiv wie früher, im Gegenteil, sehr kleinbürgerlich geworden. Der Bürger ist pleite, seine Ideale wehen zerfetzt in allen Winden, nur seine Parvenuansprüche sind geblieben. Bei Wagner ist nicht nur das ganze Inventar des nationalistischen Schwertglaubens enthalten, sondern auch, immer neu variiert, die angenehme Vorstellung, von allen Übeln erlöst zu werden, ohne daß man dafür etwas zu tun braucht. Es erübrigt sich, näher auszuführen, was für eine Rolle in Deutschland der Wunderglaube spielt und das Verlangen nach einem Hexenmeister, der mit einem Hokuspokus Verschwindibus alle Kalamitäten für ewig beseitigt.

Wagner selbst, der in der Erinnerung als der kleine alte Mann mit der Samtmütze fortlebt, hat wohl als der Erste erkannt, daß im bürgerlichen Deutschland Kunst nur dann dauernd wirkt, wenn sie gehörig mit Weltanschauung verbrämt und mit dem schwarzen Siegel des Geheimnisvollen versehen wird. Er hat der Musik Natur und Unschuld geraubt, hundertfach treffen Nietzsches erbitterte Anklagen zu. Er war ein Großmeister der Reklame; schon die Freundschaft mit dem verrückten Bayernkönig verlieh ihm das Relief des Auserlesenen. Und er sicherte sich selbst für seinen Nachruhm die Kultstätte Bayreuth; hier ummauerte der Großkophta sein Monopol. Es ist nicht der begreifliche Wunsch des Künstlers nach Abgeschlossenheit und Sammlung, es ist nicht das odi profanum des Horaz, die Barriere gegen Banausen. Es ist eine gut kapitalistische Kalkulation: er reserviert sein Werk für die Zahlungsfähigen. Kein wirklicher Künstler konnte so handeln. Man vergleiche das mit der noblen geheimrätlichen Abgeschlossenheit des alten Goethe, man vergleiche überhaupt die Plüsch- und Makartwelt Bayreuths mit der strengen Sauberkeit des Hauses am Frauenplan — zwei Zeiten stehen sich schroff gegenüber!

Wäre dieser Rummel nicht, nicht die Aufmachung, nicht der unerhörte geistige Anspruch, man könnte Richard Wagner einfach historisch nehmen, man könnte sagen: diese süße Melodik wird langsam fade, der Zauberspruch verliert seine Kraft, nachdem zwei Generationen seiner Verführung unterlegen sind; man könnte den lieben altgewordenen Schwan mit gerührtem Dank nach Haus schicken. Aber Richard Wagner wirkt fort, ein tönendes Gespenst, zu Zwecken beschworen, die mit Kunst nichts mehr zu tun haben, ein Opiat zur Vernebelung der Geister. Zum zweitenmal soll aus Deutschland eine Wageroper werden, Siegmund und Sieglinde, Wotan, Hunding, Alberich und der ganze Walkürenchor und die Rheintöchter dazu sind —

Heiajaheia!
Wallalaleia heiajahei!

über Nacht hereingebrochen mit der Forderung, über Leiber und Seelen zu herrschen. Die künstlerische Seite dieses Programms billigen wir nicht, denn wir glauben in Wagner nicht die deutsche Musik erschöpft, wir glauben sie bei andern Meistern echter und tiefer zu finden; wir sehen in Wagners

Werk vornehmlich eine künstliche Fontäne in buntem Scheinwerferlicht und keinen reinen natürlichen Quell — aber das ist Sache des Kunstgeschmacks, also Privatsache. Die andre Seite dieses Programms ist es dagegen nicht. Wir werden also etwas unternehmen müssen, da nicht zu erwarten ist, daß eine reine Jungfrau, um uns zu erlösen, ins Wasser springt.

* * *

Der ewig getreue Wagner von Walter Mehring

Die Schofarklänge diesjährigen Wagnerjubiläums, die bei weitem die wohltemperierte Goethe-Ehrung des Vorjahres überdröhnen, erhalten ihren rechten Vollklang nicht nur aus der „ewigen Melodie" sondern auch und erst ganz aus den Tönen, die der Meister in seiner Schrift: „Das Judentum in der Musik" anschlug. Astrale Gewalten scheinen es zu fügen, daß Richard Wagner, Diktator im dritten Reich der Töne, langgehegte mystische Bedürfnisse stillt; von jeher galt er seinen Propheten als der Schöpfer einer Kunstgattung, die nicht Allgemeinbesitz aller Kunstsinnigen sondern Privateigentum rassereiner Gralswächter ist. So fand sein Biograph C. F. Glasenapp die Begeisterung der Italiener und Spanier „um so auffälliger, als das volle Verständnis der kerndeutschen Auffassung des Meisters in seiner Kunst ihnen dennoch versagt blieb". (Zum Beispiel: Toscanini.) Doch nicht allein die musikalischen Motive, auch das Leitmotiv zu Wagners antijüdischer Polemik dürfte bei Nicht-Kerndeutschen auf einige Verständnislosigkeit stoßen. Uneingeweihte können auf die absurde Auslegung verfallen, daß des Meisters Stellungnahme für und gegen Juden von materiell-pekuniären Erwägungen nicht unbeeinflußt geblieben ist. Etwa, wenn er an Schumann aus Paris (22. Februar 1842) schreibt:

Halévy ist kein absichtlich schlauer Betrüger wie Meyerbeer. Daß Sie aber auf diesen nicht schimpfen! Er ist mein Protector...

Doch zweieinhalb Monate zuvor an den absichtlich schlauen Betrüger:

Ich werde in alle Ewigkeit nichts anders gegen Sie aussprechen dürfen als Dank! Dank! Gott... trübe Ihr Auge nie mit Kummer; dies ist das aufrichtigste Gebet Ihres alleraufrichtigsten Schülers...

Ebenso aufrichtig schrieb er in seinem Hymnus auf die „Hugenotten" (1840):

Betrachten wir die Erscheinung Meyerbeers, so werden wir sowohl ihrer Tendenz als zumal auch ihren äußern Zügen nach unwillkürlich an Händel und Gluck erinnert... Vor allen Dingen ist nie aus den Augen zu verlieren, daß jene Deutsche waren, wie dieser es ist... Die Mehrzahl... erreicht doch nie die Höhe, deren der deutsche Genius fähig wäre. Nur der Glückliche erbeutet sich dies, was der Natur seines Vaterlandes abgeht, und einer dieser Glücklichen ist nun jener große Heroe Meyerbeer... So frisch auch noch die Siege sind, die den Namen Meyerbeer zu einem der glänzendsten am musikalischen Himmel erhoben... Das reine keusche deutsche Blut fließt in seinen Adern; die Gestalt des Mannes ist fertig und tadellos — nun kann er schaffen und Taten für die Ewigkeit verrichten. Von gewissen gebräuchlichen und populären Rhythmen und Melismen hat er die moderne Schreibart zu einem grandios einfachen Stil geführt, der den unendlichen Vorzug besitzt, daß er seine Basis in den Herzen und Ohren des Volkes hat — und nicht bloß als eine raffinierte Er-

findung eines neuerungssüchtigen Kopfes ... Ist nicht jener fast heftige Drang nach religiösem Ergießen in Meyerbeers Werken eine auffallende Kundgebung dieser tief innerlichen Intention des Meisters? Und ist das nicht grade ein Zug, der seine deutsche Geburt so rührend in unser Gedächtnis ruft?

Und genau so aufrichtig zehn Jahre später („Judentum in der Musik", Pseudonym: Freigedank) über denselben Meyerbeer:

Die Besorgung dieser Täuschung hat nun jener berühmte Opernkomponist zu seiner künstlerischen Lebensaufgabe gemacht. Es ist zwecklos, den Aufwand ... näher zu bezeichnen ... genug, daß er es vollkommen verstand, zu täuschen, und dieses namentlich damit, daß er jenen von uns näher charakterisierten Jargon seiner gelangweilten Zuhörerschaft als modern pikante Aussprache aller der Trivialitäten aufheftete.

Fußnote: Wer die freche Zerstreutheit einer jüdischen Gemeinde während ihres musikalisch ausgeführten Gottesdienstes in der Synagoge beobachtet hat, kann begreifen, warum ein jüdischer Opernkomponist durch das Antreffen derselben Erscheinung bei einem Theaterpublikum sich gar nicht verletzt fühlt.

Seltsames Zusammentreffen. 1840, in schwerster Geldklemme, erbat er sich Meyerbeers Hilfe:

Ohne Sie, mein hochverehrter Gönner, soll ich nun einmal nichts beginnen, und nur durch Sie soll ich zu etwas gelangen ... Mir bleibt nichts weiter übrig, als, mich auf tausend Beweise Ihrer gütigen Teilnahme stützend, Sie abermals um Ihre Hilfe anzurufen ... Dank! Dank! ... Ihr ewig getreuer ...

Doch 1869, hoch im Ruhm, dankte der „Ewig getreue" so:

In jenem Aufsatz über das Judentum zeigte ich schließlich, daß es die Schwäche und Unfähigkeit der nachbeethovenschen Periode unsrer deutschen Musikproduction war, welche die Einmischung der Juden in dieselbe zuließ.

Es ist ja wahr, daß Wagner durch den großen Wagner-Dirigenten Hermann Levi und den Mime-Interpreten Julius Lieban unter dieser Einmischung schwer zu leiden hatte. Doch warum nennt er, der 1850 erkennt, der Jude setze in Kunstwarenwechsel um, was „die Heroen der Künste dem kunstfeindlichen Dämon abrangen", warum nennt er 1883 den Judenstämmling Angelo Neumann: „Geehrtester Freund und Gönner!", telegraphiert ihm: „Heil Angelo! Gruß allen für meinen Ruhm Verschworenen!"

Und welch genialischer Gesinnungswechsel:

Mein lieber, lieber Mendelssohn, ich bin recht glücklich darüber, daß Sie mir gut sind. Bin ich Ihnen ein klein wenig näher gekommen ...

So hieß es 1844 an den umworbenen Generalmusikdirektor. Doch 1850 über den Toten:

Alles, was sich bei Erforschung unsrer Antipathie gegen jüdisches Wesen darbot ... steigert sich zu einem völlig tragischen Konflikt in der Natur, dem Leben und Kunstwirken Felix Mendelssohn Bartholdy ...

Die astralen Gewalten, die den Marxismus ablösten, haben es im Wagnerjahre gefügt, daß sich die Antipathien zu noch tragischeren als nur ästhetischen Konflikten steigern.

Doch:

Wenn je eine Geschichtsperiode förderlich war, mit Blitzesschnelle einen Irrtum zu heilen, so ist es die der heutigen Reaktion, schrieb 1850 Wagner, der Revolutionär.

Kunst nach Breitengraden von Adolf Behne

Es ist wichtig, den Punkt, wo wir die Reaktion in der Kunst beginnen sehen, recht genau zu bezeichnen, weil die Gegner mit Spiegelfechtereien die wahre Situation, die wahre Stellung der Fronten zu vernebeln versuchen. Es ist ein beliebter Trick bei ihnen, uns, die wir uns gegen nationalistische Autarkiebestrebungen in der Kunst wenden, zu unterschieben: wir wollten eine neutrale, ausgedachte, intellektuell zusammengepantschte „europäische" Kunst, der künstlich alle besondern, lebendigen Züge einer landschaftlichen Bedingtheit und menschlichen Verflechtung wie faule Zähne ausgezogen seien, bis schließlich ein mixtum compositum ohne Lebensodem übrig bliebe.

Das ist natürlich ein kompletter Unsinn.

Wir wünschen kein Kunst-Esperanto, denn das Esperanto hat ganz andre Aufgaben. Wir wünschen weder aus Grünewald die deutschen, noch aus Cézanne die französischen, noch aus Lionardo die italienischen Sprachformen herauszuwaschen und diese Menschen dann als saubere Schemen zwischen Himmel und Erde schweben zu lassen. Aber wirken wollen wir selbstverständlich mit dem Werke unsrer Künstler über die politischen Grenzen hinaus — so wie das gewisse Musiker unsres Landes seit Generationen fruchtbar und beglückend für Alle getan haben. Aber nicht mit irgendwelchen noch so gut versteckten politischen Propaganda-Absichten wünschen wir uns das für unsre Kunst, sondern einfach, weil der Kunst der Trieb, auf alle Menschen zu wirken, vom eignen Feld aus alle Rassen und Völker, reine und gemischte, zu ergreifen, eingeboren ist. Jede Kunst, die dieses letzte Ziel verschmähte, die sich bewußt mit der Wirkung auf den gleichsprachigen Nachbar und auf das Viertel um den eignen Kirchturm begnügen wollte, müßte sehr bald provinziell werden.

Wenn wir uns aber für die eigne Leistung weltweite Wirkung wünschen, weil Kunst nur mit vollen Segeln fahren kann, dann ist es wohl selbstverständlich, daß wir auch die Kunst der Andern an uns heranlassen wollen, und hier ist der Punkt, wo wir uns gegen die Reaktionäre in der Kunst schärfstens wenden müssen.

Wir sind ja leider schon so provinziell geworden, daß wir am liebsten dem feindlichen Ausland noch zurufen möchten: laßt es euch nicht einfallen, euch etwa für unsre Kunst zu interessieren!

Ich sprach vor einigen Monaten einen polnischen Schriftsteller, der mir erzählte, daß er in siebenjähriger Arbeit das gesamte Werk Heinrich von Kleists ins Polnische übersetzt habe und daß er jetzt darangehe, wieder in einer Arbeit von Jahren, das ganze Werk Rilkes ins Polnische zu übertragen. Ich erwähne diese Einzelheit, weil wir ja in Deutschland grade über dieses Land entweder gar nicht oder systematisch falsch informiert werden, und weil vor drei Jahren die deutsche Regierung die bereits vorbereitete Ausstellung polnischer Kunst in Berlin inhibierte, obwohl im Jahre zuvor, 1929, eine deutsche Kunstausstellung in Warschau unbestritten mit allen Ehren und Auszeichnungen aufgenommen worden war.

Es steht nicht so, daß etwa unsre Gegner eine deutsche Kunst wollten, wir aber eine Kunst im luftleeren Raum, sondern so, daß jene eine Provinzkunst mit Gouvernantengeschmack — siehe Schultze-Naumburg — wollen, wir aber eine deutsche Kunst, die mitten in der Welt steht. Wir wissen, daß in einem Volke, das die Dome von Worms und Bamberg und Limburg, Städte wie Danzig, Lübeck, Würzburg, Augsburg geschaffen hat, künstlerische Kräfte ruhen, die in die Welt hineingehören, und wir vertrauen diesen Kräften und wissen, wie sinnlos es ist, von jeder Berührung mit andrer Kunst einen Knacks der deutschen zu befürchten. Hier sei mit Respekt der Kunstgeschichte gedacht, die der marburger Kunstprofessor Richard Hamann für den Verlag Th. Knaur geschrieben hat — an dieser Stelle nicht wegen des Rekordpreises von 4,80 RM. für tausend Seiten mit elfhundert Bildern sondern wegen der vorbildlich objektiven Darstellung des europäischen Mittelalters mit seinen reichen Durchdringungen deutscher und französischer Kunst. Es gehört heute Mut zu so voraussetzungsloser Übung der Wissenschaft. Auf ihrem Wege darf sich Hamann mit größerm Recht auf Dehios großes Vorbild berufen als das national-sentimentale letzte Opus Ludwig Justis.

Heute macht man die alte Mainlinie als eine Grenze durch die deutsche Kultur hindurch wieder lebendig, indem man aus der deutschen Kunst willkürlich ein Stück herausschneidet und es als „nordisch" zur allein seligmachenden deutschen Kunst befördert, indem man aus dem Breitengrad eine Weltanschauung macht, und es ist nur lustig, wie man grade im Norden — ich meine jetzt den geographischen Norden — solche Experimente glatt belächelt.

Fragen wir, was denn nun eigentlich das „Nordische" sei, so sind die Propheten um eine positive Antwort sehr verlegen. Aber eines steht ihnen — bis auf weiteres — fest: der Impressionismus ist verflucht undeutsch, unnordisch!

Ist er es wirklich?

Als vor siebenundzwanzig Jahren in Berlin die großartige Ausstellung „Ein Jahrhundert deutscher Kunst" stattfand, die für unsre ganze Kenntnis der deutschen Kunst im neunzehnten Jahrhundert revolutionierend war — der Eröffnung blieb ja dann auch Wilhelm II. ostentativ fern —, in der das Werk der Kaspar David Friedrich, der Blechen, Waldmüller, Rayski, Wasmann überhaupt erst entdeckt wurde, da hieß es ganz anders! Da hieß es: Seht Ihr wohl, nicht der Franzmann hat den Impressionismus gemacht, sondern deutsche Maler waren die Ersten. Seht die blauen und violetten Schatten bei Blechen und vergleicht die Daten — da war der Impressionismus deutsch, urdeutsch, arisch und germanisch.

Und heute? Heute gibt es kein böseres Schimpfwort als „Impressionist", das ist so viel wie Landesverräter. Und Kunsthändler, die noch vor einem Jahr die Nase rümpften, wenn man ihnen sagte, daß es junge deutsche Maler gebe, die besser seien als ihre dritte Wahl französischer Impressionisten, die erklären heute diesen verdammten impressionistischen Import als den wahren Ruin und Fluch der reinen deutschen Kunst, für die grade sie immer soviel getan haben — und das

Ganze ist eine reizende Komödie, bei der ich mich schon auf den nächsten Akt freue, wenn dieselben Herrschaften im vierten Reich wieder an Absatz ihrer im Keller wartenden Impressionisten glauben. Wir wollen sehen, welches Vorzeichen dieser Ruin der deutschen Kunst dann bekommen wird.

Ich dachte ja immer, zum nordischen Typ gehöre vor allem die Treue. Ich empfinde es als eine groteske Untreue gegen die eignen Leute, wenn man heute alle jene zum alten Eisen und zu den Volksverderbern wirft, die innerhalb des impressionistischen Stils gearbeitet haben — von Blechen bis Liebermann, dem die deutsche Kunst mehr verdankt, trotz späterer Fehler und Hemmungen, als der ganzen Schar der heutigen Museumsdirektoren mit dem Geheimrats-Expressionismus. Die Art, wie sich heute kleine Journalisten, die noch nicht einmal klar sind, ob sie mit ihrem ehrlichen jüdischen Namen oder arischpseudonym oder am besten anonym schreiben sollen, die deutsche Kunst in Fetzen schneiden, ist peinlich und traurig, und es ist die systematische Verschweigung der Leistung seines großen Vorgängers Hugo von Tschudi, die auch Justis neues Buch über die Kunst „von Runge bis Thoma" in ein so merkwürdiges Licht setzt.

Am peinlichsten aber ist es, daß wir die nationalistische Wetterfahnenkritik bis in die Linkspresse hinein finden, daß so ein bißchen selbst die ‚Vorwärts'-Kritik in diese Kerbe haut.

Das größte Werk unsrer Malerei ist Grünewalds Isenheimer Altar — deutsch in jeder Faser, südlich des Mains entstanden, Arbeit eines Mannes von rheinisch-fränkischer Stammesmischung. Es dürfen sich die Expressionisten auf ihn berufen und die Impressionisten. Auftraggeber waren ein Italiener und ein Franzose, Bestimmungsort ein Kloster im Elsaß, und ein belgischer Dichter und ein schweizer Maler waren die ersten, die seine vergessene Größe wieder entdeckten.

Das ist europäische Kunst, wie sie uns vorschwebt, nicht als abstrakt-europäisch in einem Völkerbundsatelier zusammengeredet, sondern selbstverständlich aus einer Landschaft gewachsen am Main, an der Donau, an der Loire, an der Wolga, aber so frei und groß gewachsen, daß sie von allen Menschen begehrt wird, und das waren auch die Gedanken des vor Verdun gefallenen deutschen Malers Franz Marc, als er aus dem Felde schrieb:

Soll der Krieg uns das bringen, was wir ersehnen, so müssen wir Deutsche nichts leidenschaftlicher meiden als die Enge des Herzens und des nationalen Wollens. ... Wir duellieren uns mit dem Gegner, aber wir denken nicht daran, die französische Kultur auszuschwefeln. Manche Nachricht, die uns von daheim erreicht, riecht leider stark danach ... Wir strömen nicht über die Grenzen, um nachher eine chinesische Mauer um unser Land zu ziehen. Wir sind reich und stark genug, um im Kriege der Festungen und im Frieden des Zaunes zu entraten. In geistigen Dingen dürfen wir nicht ängstlicher, engherziger sein als in allem andern. Auch in der Kunst darf es nicht anders sein. Kannten wir doch auch ehedem nicht Furcht vor dem Fremden ... Kein fremder Reichtum darf uns fremd sein, wenn wir reich bleiben wollen.

Den Reaktionären überlassen, wären in Kürze nicht nur die lebendigen Beziehungen unsrer Kunst in der Welt zerstört, sondern unsre eigne Kunst selbst müßte absterben.

Realistik in Faust II von Alfred Polgar

Die Inszenierung von „Faust II" im Staatstheater macht, soweit sie nur kann, die Symbole und Allegorien der Dichtung sinnfällig. Attrappen, Puppen, Masken, mechanisches Spielzeug versinnlichen Übersinnliches, der Dichter wird unbarmherzig beim Bild genommen, seine Gesichte erhalten reales Gesicht, seine Geister und Fabelwesen tun, indem sie sich körperlich manifestieren, den Schritt vom Erhabenen ins Nachbargebiet, und zu vieles, was nur gedacht werden kann, bekommen wir auf der Bühne zu sehen. Es wird, in des Wortes Bedeutung, anschaulich gemacht, was, weil anders als vom geistigen Auge nicht erfaßbar, jeder sinnlichen Wahrnehmung zutiefst widerstrebt. Dem Theater wird bei diesem Verfahren mehr gegeben, als des Theaters ist; und es darf, trotz den ausverkauften Häusern, bezweifelt werden, ob der erzielte Gewinn für die Bühne nicht zu teuer erkauft ist, mit dem Verlust an Spirituellem, den die großartigste Gedankendichtung der Weltliteratur durch solche Schrumpfung ins Szenisch-Sinnfällige erleidet.

Am empfindlichsten in der klassischen Walpurgisnacht, die das Staatstheater als klassischen Luna-Park aufzieht, und deren Erscheinungen an gespenstischer Sachlichkeit mit den Zaubern der sogenannten „Grottenbahnen" wetteifern. Selbst wenn man gar nichts von den mythologischen Figuren sähe, würden sie noch immer eindringlicher vorhanden sein, als in der naiven Gestalt-Verwirklichung, in der sie auftreten. Mephisto, sehr mit Recht, hat keinen Pferdefuß, er schenkt sich vernünftigerweise auch das Hinken; aber die Sirenen, zum Beispiel, zeigen exakte Habichtskrallen, versuchen überdies, mit sinnlichem Gepiepse (tönendem sex-appeal), ihrem Ruf gerecht zu werden. Was für komische Schießbudenfigur macht Chiron, auf dem Fleck stampfend, mit seinem angeschnallten starren Pferdeleib aus Pappe! Es ist nicht einzusehen, warum in der Bühnenvision hellenischer Geisterwelt, in der doch unscharfe, nur angedeutete, der optischen Kontrolle sich entziehende Erscheinungen am Platze wären, diese eine Realität vortäuschen müssen, von deren grober Gegenständlichkeit die Phantasie des Zuschauers gelähmt und die Szene ent-geistert wird.

Merkwürdig, daß der Faust II des Staatstheaters grade dort von puritanischer Strenge ist, überbescheiden im Figuralen und selbst mit dem Licht sparsam, wo der szenischen Phantasie keine Grenzen gesteckt wären, wo sie im Bildhaften mit Glanz und Glorie sich schwelgerisch auszuleben auch das ideelle Recht hätte: nämlich im katholischen Himmel, der dem Unsterblichen Fausts sich öffnet.

Den Homunkulus, der jetzt als rötlich leuchtende Blase durch die Luft segelt, verträte vielleicht besser ein bloßer Lichteffekt, und zweifelhaft erscheint, ob das ikarische Streben Euphorions, wie es in dessen Worten und den Worten des Chors sich ausspricht, durch die Hüpfbewegungen der „heiligen Poesie" nicht mehr verlächerlicht als verdeutlicht wird. Aber das sind kleine Schönheitsfehler neben der Peinlichkeit des Requisits, mit dem Faust sich auf den Weg zu den Müttern

macht. Es ist ein Schlüssel, ein richtiger Schlüssel, ein Haustorschlüssel, zwei Dezimeter groß, mit Bart und Griff. Zu denken, daß solcher Schlüssel, wie ihn der Schlosser macht, der Schlüssel zum tiefsten aller Geheimnisse sein, das Urmysterium öffnen soll! Ganz so wirklich kann Mephisto den Schlüssel, den er Faust mitgibt, auch kaum gemeint haben, denn dreißig Verszeilen früher sagt er selbst, vom Wege zu den Müttern sprechend, ausdrücklich: „Nicht Schlösser sind, nicht Riegel wegzuschieben."

Hugenberg von Hermann Budzislawski

Der Ruf „Deutschland erwache" stammt nicht von Hitler. Er ist die Überschrift des Manifestes, mit dem der Alldeutsche Verband in einem ganzseitigen Inserat der ‚Kölnischen Zeitung' 1892 zum ersten Mal vor die Öffentlichkeit trat. Zu den treibenden Kräften dieser Rechtsopposition gegen die „schwächliche" Politik des jungen Kaisers gehörte schon damals der Referendar Hugenberg.

Das Wort vom „Dritten Reich" stammt nicht von Hitler, und auch nicht von Möller van den Bruck, der es 1923 aufnahm. Im Juli 1919 fand der erste Parteitag der Deutschnationalen statt. Geheimrat Hugenberg hielt eine Rede über Wirtschaftspolitik. Ich fürchte, so sagte er ungefähr, daß das Reich zerbricht, wenn es sich zum Gerichtsvollzieher der Feinde gegenüber allen seinen Bürgern macht; dann fuhr er wörtlich fort: „und hätte in diesem Fall lieber gesehen, daß der Feind es zerschlagen hätte, damit wenigstens die Sehnsucht nach einem neuen Dritten Reich ... zurückgeblieben wäre."

Die Wortverbindung „national und sozialistisch" stammt nicht von Hitler. Als man noch nicht wissen konnte, daß Hugenberg als deutscher Krisenminister in der Geschichte fortleben würde, setzte ihm Otto Erich Hartleben in seiner Novelle vom abgerissenen Knopf ein pedantisches Denkmal. Hugenberg war Hartlebens Spielkamerad in Hannover, sein Studienfreund in Göttingen; er schrieb damals Gedichte über die Liebe und die Wahrheit. In der Gemeinschaft der jungen Dichter entstand die Formulierung „national und sozialistisch", die der Kruppsche Generaldirektor Hugenberg vergessen hatte und erst später, als sie dem Konkurrenten Hitler Millionen Anhänger zuführte, als geistiges Eigentum der Lyriker aus Hannover wiedererkannte.

Hugenberg hat eben immer alles vorausgesehen und im voraus formuliert. Seine Gegner haben ihn nicht beachtet; nun sind sie überrascht, daß der vier Jahrzehnte verkannte Prophet in seinem achtundsechzigsten Jahr zum ersten Mal nicht in der Opposition steht sondern alle Macht in seinen Händen vereinigt. Denn er hat immer in der Opposition gestanden: Als königlich preußischer Beamter gegen den Kaiser, der Sansibar gegen Helgoland tauschte; gegen Caprivis vorsichtige und Bülows „schlappe" Polenpolitik; natürlich gegen Bethmann-Hollweg. Im Krieg schrieb er in einem Brief über die Regierung: „Es sind dieselben Leute, die uns durch ihre unverzeihliche und in der Wirkung frevelhafte Höchstpreispolitik bereits an

den Rand des Verhungerns gebracht haben," und er sah Unheil voraus, wenn die „Salondiplomaten und Dinergenerale" weiter daran festhalten durften, dem Volk Lebensmittel zu erzwungen niedrigen Preisen zu verschaffen. Der Krieg bot den Landwirten eine Sonderkonjunktur, die sie ausnützen wollten. Den Patriotismus der Landwirte hatte Hugenberg nicht überschätzt; er war Realpolitiker.

Vergessen wird man vielleicht die Interviews, die Krupps Generaldirektor Hugenberg 1913 gab, um Karl Liebknechts Reichstagsangriffe gegen die größte deutsche Waffenfabrik zu entkräften. Die Angelegenheit war nicht populär. Vergessen wird man die Aufklärung der geheimnisvollen Transaktionen, die nötig waren, um Hugenberg während des Krieges die Führung im Scherlverlag zu verschaffen. Das mysteriöse Zwölfmännerkollegium stand dahinter, punktum. Da hier nur daran liegt, die Vergangenheit heraufzubeschwören, soweit sie zum Verständnis der Gegenwart und der Zukunftspläne Hugenbergs notwendig ist, sei auf Darstellungen verzichtet, die Übereifer der Behörden als Beschimpfung oder gar als böswillige Verächtlichmachung eines leitenden Beamten empfinden könnte. Wo etwas zitiert wird, wurde der betreffende Ausspruch Hugenbergs in deutschnationalen Schriften gefunden.

Wer hier enttäuscht innehält, weil er nicht die ruhige Darstellung des „Hugenberg-Plans", falls es so etwas gibt, sondern eine drastische Beschreibung des Menschen erwartete, sei auf deutschnationale Propagandabroschüren verwiesen, zum Beispiel auf die Plauderei Leo Wegeners, der Hugenberg seit dreißig Jahren besonders nahesteht. Da kann er lesen:

Er raucht nicht. Er spielt nicht Karten. Unanständige Witze sind ihm zuwider. Dagegen hat er als Niederdeutscher Sinn für Humor. An dem Klatsch der Kollegen in den Wandelgängen des Reichstags beteiligt er sich nicht. Er ist bescheiden. Und was die Leute am wenigsten begreifen, er ist weder eitel noch ehrgeizig. Sagt ihm jemand eine Schmeichelei, dann redet er wirklich eine Mauer an. Weil er keines von beiden ist, versteht er nicht zu hassen... Er trinkt auch nicht zum Zeitvertreib; womit nicht gesagt sein soll, daß er den Alkohol verachtet... Zu Hause lebt er sparsam und einfach... Von seiner Jugend an war er Anhänger der Rohkost, soweit es Obst, Rettiche und Radieschen betraf... Er sagt öfters, daß er ohne seinen Optimismus schon längst tot oder verrückt wäre.

Vergeblicher Versuch, den Unpopulären populär zu machen.

Das Volk liebt die Kaufleute nicht, und Hugenberg gehört zu den wenigen großen Kaufleuten unsrer Zeit. Schon als Assessor der Ansiedlungskommission in Posen entwickelte er kaufmännische Talente; er schlug vor, in den Kreisblättern Niedersachsens Anzeigen aufzugeben und Vermittlungsbureaus einzurichten, um Siedler in die Ostprovinzen zu ziehen, was der Präsident der Kommission mit der Bemerkung abschlug: „Der preußische Staat ist kein Ramschgeschäft." Doch Hugenberg setzte seinen kaufmännischen Kopf gegen die Bureaukraten durch. Bald hatte er die Beamtenlaufbahn satt; man wollte den Großgrundbesitz nicht so aufteilen, wie Hugenberg wollte — polnischen Großgrundbesitz, versteht sich! Außerdem nahm man ihm seine Tätigkeit bei den Alldeutschen übel. Er wurde Direktor landwirtschaftlicher Genossenschaften, er-

wies sich auch dort als Querkopf und kehrte 1903 als Geheimrat im preußischen Finanzministerium in die Beamtenlaufbahn zurück. Bis 1907 hielt er es aus. Verwandtschaftliche Beziehungen brachten ihm das Angebot, Direktor der Berg- und Metallbank in Frankfurt zu werden. Hugenberg griff zu, quittierte den Dienst endgültig.

Hugenberg wehrte sich immer dagegen, als „fünfzigfacher Millionär" zu gelten. Man hat ihm wohl auch Unrecht getan, wenn man ihn mit Krupp und Thyssen in eine Reihe stellte. Er gehört zu jener Klasse von immerhin noch abhängigen Kaufleuten, die fast soviel und gelegentlich sogar mehr als ihre Auftraggeber zu sagen haben, aber eben nicht die Herren selber sind. Im Jahre 1909 holte ihn Krupp aus Frankfurt fort, machte ihn zum Generaldirektor im damals größten deutschen Unternehmen. Drei Jahre darauf erhielt er den Vorsitz im Bergbaulichen Verein, „eine Ehre, die bis dahin nur Bergwerksbesitzern zuteil geworden war," schreibt Wegener, der damit ganz richtig zwischen dem Besitzer und dem Direktor unterscheidet. Im Bergbaulichen Verein saßen wohl die wohlhabenden zwölf Männer, die Hugenberg das zum Aufbau seines Pressekonzerns notwendige Kapital zur Verfügung stellten. Scherl, Telegraphen-Union, Ufa und andre Unternehmen zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung sind also nicht ausschließlich Eigentum Hugenbergs.

Stresemann soll Krupp geraten haben, Hugenberg auszubooten. Jedenfalls schied Hugenberg am 31. Dezember 1918 aus der Firma Krupp aus, ließ sich als Deutschnationaler in den Reichstag wählen und baute, wohl in Fühlung mit Stinnes, den gewaltigen Presse-Apparat aus, über dessen ganzen Einfluß auf die Provinzpresse niemals Klarheit zu gewinnen war. Auch hier blieb er Kaufmann. Durch Papierlieferungen, durch Sammlung von Inseratenaufträgen, durch tausend wirtschaftliche Liebesdienste gewann er die Herzen der Provinzverleger.

Hugenbergs Einfluß wurde nicht rückhaltlos für die Deutschnationale Partei eingesetzt. Auch in der eignen Partei stand der Vertrauensmann der rheinisch-westfälischen Industrie in der Opposition gegen die „Versöhnler", gegen Westarp und natürlich gegen den Gewerkschaftsflügel um Lambach. 1928 siegte er in der Partei. Die Absplitterungen ertrug der neue Parteiführer gelassen. Nie in seinem Leben konnte Hugenberg sich einer Disziplin fügen; an die Macht gelangt, verlangte er in der Partei unerbittlich Unterordnung.

Mit Hugenberg hat jene Gruppe die Zügel ergriffen, die in der Monarchie die reaktionäre Opposition bildete. Ein Programm wurde nicht verkündet. Gibt es eins? Und worin kann ein solcher „Hugenberg-Plan" bestehen? Vorläufig kennen wir erst zwei Regierungshandlungen: neue Agrarzölle und erweiterten Vollstreckungsschutz für die Landwirte. Mit der Landwirtschaft sind die Deutschnationalen eng verbunden; die Schmalzzölle und die gesperrte Einfuhr von Futtergerste gehören zu den ersten Punkten in dem agrarischen Sanierungsplan, den Hugenbergs Staatssekretär von Rohr entworfen hat. Da diese Handelspolitik die Industrie schädigt, müssen die Industriellen auf andre Weise zufriedengestellt werden. Der Vollstreckungs-

schutz, der eine Art Moratorium für die Landwirte bis zum Spätherbst bedeutet, benachteiligt ebenfalls alle nicht agrarischen Teile der Wirtschaft. Er ist nicht, wie man annimmt, eine Verlegenheitsmaßnahme sondern gehört zu den notwendigen ersten Handlungen im Hugenberg-Plan. Schon in einem deutschnationalen Gesetzentwurf vom Dezember 1930 finden sich Richtlinien für einen solchen Vollstreckungsschutz, der im übrigen vortrefflich in die Gedankengänge einer Denkschrift Hugenbergs vom September vorigen Jahres paßt.

Aus dieser „Denkschrift zur Frage der Schuldenregelung" geht hervor, daß sich Hugenberg als Verwalter der Konkursmasse Deutsche Wirtschaft fühlt. Der Wortführer der grundsätzlich freien Wirtschaft will einen „letzten Eingriff" in diese Wirtschaft vornehmen: „Es müssen sage zwanzig Milliarden fällige und bald fällige Kredite in unkündbare Tilgungskredite umgewandelt ... werden." Da den Gläubigern so ihre sonst uneintreibbaren Forderungen gerettet werden, sollen sie sich mit einem Zinsfuß von vier Prozent und einer Tilgung von zwei bis drei Prozent begnügen. Der Vollstreckungsschutz hat bei der Landwirtschaft begonnen; nach der erwähnten Denkschrift läßt sich vermuten, daß er auf alle Betriebsvermögen, aber nicht auf sonstige Schuldverpflichtungen ausgedehnt wird, um während seiner Dauer die große Neuregelung der Schuldverhältnisse durchzuführen.

Braucht keiner zu bezahlen, so werden Industrie und Handel nicht mehr über den Vollstreckungsschutz in der Landwirtschaft zu klagen brauchen, meint wohl Hugenberg. Aber wie kann die Industrie für die Bevorzugung der Landwirtschaft in der Handelspolitik entschädigt werden? Nur durch Eingriffe in die Arbeiterrechte. In einem Vortrag, den Hugenberg am 16. Oktober vorigen Jahres in Berlin gehalten hat, verwahrt er sich dagegen, ein Feind der Sozialpolitik zu sein. Doch was versteht er unter Sozialpolitik?

Unsre deutsche Erziehung muß wieder gesunden. Christentum und Staat müssen sich bei dieser Aufgabe die Hand reichen. Ich erinnere erneut an das Bibelwort, daß wir über dem Kampf um diese Welt unsere Seele nicht verlieren dürfen. Das alles ist Sozialpolitik.

Dagegen:

Wer kann sich als einzelner des Machtinstrumentes erwehren, das die Gewerkschaftseinflüsse aus den „sozialen Einrichtungen" gemacht haben? Erst wenn der einzelne Arbeiter von dieser Knechtschaft befreit wird, fällt der Marxismus in sich zusammen.

Die Gewerkschaften der verschiedenen Richtungen sollen — nach diesem programmatischen Vortrag — durch „Werksgewerkschaften" ersetzt werden, zu denen auch die Unternehmer gehören. Die Sozialversicherung wird nicht abgeschafft, jedoch umgewandelt. Statt einer Geldrente soll sich der Arbeiter irgendwelches Eigentum ersparen, notfalls „Stockwerkseigentum" in einem Haus. Er muß bescheidensten Besitz erlangen.

In einem Artikel im ‚Tag' vom 15. Dezember 1932 schrieb Hugenberg: „Es kann nicht Gottes Wille sein, daß die Menschheit ihr erstes Volk verliert." Jeder übersetze sich das in seine Sprache.

Verlustliste

— Auf Veranlassung des kommissarischen preußischen Innenministers wurden folgende höhere Beamte ihrer Ämter enthoben oder beurlaubt: 9 Regierungspräsidenten, 13 Polizeipräsidenten, 4 Ministerialdirektoren, 1 Ministerialdirigent, 3 Polizeiobersten, 2 Polizeioberleutnants, 1 technischer Leiter der Schutzpolizei, 1 Landjägermajor, 1 Polizeimajor, 1 Polizeivizepräsident, 1 Landrat; die Betroffenen sind zum Teil parteilos, zum Teil gehören sie der Staatspartei, dem Zentrum oder der SPD an; die Stellen wurden mit Personen aus dem Lager der Nationalsozialisten und der Deutschnationalen besetzt oder mit solchen, die einer der beiden Parteien nahestehen. Ministerialdirigent Haentschel vom Reichsinnenministerium wurde beurlaubt.

— Folgende Zeitschriften und Zeitungen wurden verboten: Der ‚Vorwärts' und das ‚8-Uhr-Blatt' auf je 8 Tage wegen ihrer Kritik an den Berichten über Eisleben; die ‚Rote Fahne' auf 14 Tage wegen Aufforderung zum Generalstreik; ‚Das Reichsbanner' ebenfalls auf 14 Tage wegen Beschimpfung der Reichsregierung; die ‚Schwarze Front', das Organ Otto Straßers, bis zum 26. März; die kommunistische ‚Hamburger Volkszeitung' wegen Aufforderung zu Gewalttätigkeiten und vorbereitenden Handlungen zum Hochverrat bis zum 26. Februar; die kommunistische ‚Arbeiter-Zeitung' von Mannheim wegen Beschimpfung und böswilliger Verächtlichmachung der Regierung auf 5 Tage; die sozialdemokratische ‚Volkszeitung' von Schleswig-Holstein auf 14 Tage; der ‚Volkswille' von Hannover auf 5 Tage; ‚Die Gewerkschaft', das Organ des Gesamtverbandes der Gewerkschaften, wegen eines „Eingesandts" aus Mitgliederkreisen bis zum 26. März; die ‚Volkszeitung' in Heidelberg wegen Beschimpfung und Verächtlichmachung der Regierung auf 5 Tage; das Zentrumsblatt, die ‚Neißer Zeitung', auf 3 Tage; die gesamte mecklenburgische SPD-Presse auf 8 Tage; die politisch-satirische Wochenschrift ‚Die Ente', deren Redaktionsräume vor etwa 8 Tagen überfallen worden waren, wegen Beschimpfung und böswilliger Verächtlichmachung der Regierung bis zum 31. März; die sozialdemokratische ‚Rheinische Zeitung' und die ebenfalls sozialdemokratische ‚Volkszeitung' von Magdeburg auf 5 Tage; die kommunistische ‚Volkswacht' von Stettin und Pommern bis zum 28. Februar; das kommunistische ‚Volksecho' von Brandenburg-Lausitz auf 5 Tage; das ‚Tempo' auf 8 Tage, weil in einem Börsenartikel „Verstimmung in der Burgstraße. Aktien unter Druck" eine bewußt falsche Darstellung der Börsentendenz enthalten sei; die ‚Arbeiterpolitik', das Organ der KPO, wegen Aufforderung zum Generalstreik bis zum 31. März; die sozialdemokratische Presse in Koblenz und Trier wegen böswilliger Verächtlichmachung der Regierung auf 4 Tage; die kommunistische ‚Thüringer Volkszeitung' auf 5 Tage; ‚Berlin am Morgen' auf 14 Tage; die ‚Sozialistische Arbeiterzeitung' auf 5 Tage. Nach einer nationalsozialistischen Pressemeldung sollen die verbotenen Blätter in Zukunft ihren Lesern nicht mehr die Verbotsgründe bekanntgeben dürfen. Beschlagnahmt wurden je eine Ausgabe der sozialdemokratischen ‚Volkszeitung' von Frankfurt an der Oder und der Wochenschrift ‚Rotsport'.

— Eine Einheitsfront-Versammlung in den berliner Spichernsälen wurde aufgelöst, als der sozialdemokratische Vorsitzende des Allgemeinen Bankbeamtenbundes die Republik mit einer AG und den Reichspräsidenten mit deren Aufsichtsratsvorsitzenden verglich.

— Im Anschluß an Zusammenstöße in Siegburg wurden alle öffentlichen Versammlungen der SPD und der Eisernen Front in Köln, Koblenz und Trier bis auf weiteres verboten.

Wochenschau des Fortschritts

Bis auf Weiteres: Gestrichen.

Bemerkungen

Raubstaat Liechtenstein

Eingeklemmt zwischen der Schweiz und Oesterreich liegt das sonderbare Staatsgebilde, das offiziell als Fürstentum Liechtenstein firmiert. Es hat zehntausend Einwohner und umfaßt drei Quadratmeilen Landes. Im alten deutschen Bunde war es vollberechtigtes Mitglied und nahm als solches 1866 an dem Kriege gegen Preußen teil, wofür es vierundsechzig Soldaten zu stellen hatte. Bei dem Friedensschluß wurde es von Bismarck vergessen. Friede zwischen Liechtenstein und Preußen ist nie geschlossen worden. Rechtlich befindet sich Vaduz seit 1866 noch immer im Kriegszustand mit Berlin, ohne daß sich daraus praktische oder gar blutige Konsequenzen ergeben hätten.

Staatsrechtlich ist Liechtenstein souverän. Wenigstens teilweise. Einen Teil seiner Souveränitätsrechte hat es nämlich an die Schweiz abgetreten, mit der es zum Beispiel in Münzunion lebt. Wegen des Verzichts auf einen Teil seiner Souveränitätsrechte konnte dem Wunsche Liechtensteins auf Aufnahme in den Völkerbund nicht entsprochen werden. Man darf den Völkerbund dazu beglückwünschen, daß er auf die Weise um die Belastung mit moralischem Ballast herumgekommen ist.

Was Liechtenstein an Souveränität übrig geblieben ist, reicht immerhin aus, um den Gebrüdern Rotter und andern Europäern gleichen Edelgehalts Schutz gegen den Strafrichter zu gewähren. Von allen Souveränitätsrechten liegt dem edlen Fürstentum natürlich weitaus am meisten an der Steuerhoheit. Dank ihr konnten sich fünfhundertundneunundsiebzig Aktiengesellschaften auf den drei Quadratmeilen ansiedeln. Dank ihr konnte die Landesbank Liechtensteins in die Gesellschaft der upper ten gelangen, in den Kreis der zehn mächtigsten Goldinstitute Europas. Gibt es heute noch eine sichere Geldanlage? fragt ein Finanzmann den andern. Jawohl, die gibt es, in Liechtenstein. Wer vor seinem eignen Finanzminister absolut sicher sein will, flüchtet sich nach Liechtenstein, in Person oder mit dem Sitz oder einer Filiale seiner Gesellschaft. Man kauft sich ein, durch Verhandlungen mit den Behörden des Fürstentums, von Gentleman zu Gentleman. Liechtenstein ist kulant. Der einzelne Finanzgewaltige braucht nicht viel zu zahlen. Die Masse muß es bringen: Fünfhundertundneunundsiebzig Aktiengesellschaften!

In der monarchistischen ‚Deutschen Zeitung' schreibt Hellmut Draws-Tychsen, dessen Spezialität das Studium der Zwergstaaten ist:

> Ich will trotz meiner Bejahung der monarchischen Staatsform freimütig eingestehen, daß meine Hochachtung innerhalb der europäischen Miniaturstaaten den uralten, sauberen, freien, bescheidenen Republiken Andorra und San Marino gehört und nie und nimmer den korrupten Ländchen Monaco und Liechtenstein. Hier wünsche ich keine Freude zu haben, aber dort, wo die Einfachheit, die Gastfreundschaft, der Glauben und die Unverderbtheit herrschen. Tatkraft ist alles, denkt der Andorraner, wenn er dem kargen Boden eine karge Ernte abringt. Dagegen philosophiert der Liechtensteiner, der nichtstuerisch und genießerisch die Hände in den Schoß legen kann: Geld allein macht glücklich.

Herr Draws-Tychsen liebt Monaco und Liechtenstein gleich wenig. Er geht von der Moral aus. Die sollte man in solchem Fall ausschalten. Ob die Monegassen oder die Liechtensteiner moralisch höher stehen oder beide gleich niedrig, kann der Welt überaus gleichgültig sein. Was ihr nicht gleichgültig sein kann, ist die Schädigung, die sie durch die beiden Operettenstaaten erfährt. Und da liegt Liechtenstein mit mehreren Pferdelängen voran. In Monaco ruiniert sich wenigstens nur der einzelne Reiche, der das nötige Geld hat, um zur Spielbank zu reisen. Das ist eine Privatangelegenheit. In Liechtenstein dagegen sammeln sich die Milliarden, die Deutschland, Oesterreich und allen möglichen andern Ländern Europas

entzogen werden. Die Kapitalfluchtgesetze werden zur Farce, solange die Hehlerhöhle Liechtenstein sich internationalen Schutzes erfreut. Die Steuerzahler ganz Europas müssen das aufbringen, was die Flucht ihrer potentesten Landsleute nach Liechtenstein ihnen entzieht.

Selbstbestimmungsrecht der Völker ist sehr schön. Aber Liechtenstein ist kein Staat mit Existenzberechtigung. Es ist ein Parasit, der auf allen andern Staaten herumschmarotzt. Es ist eine Eiterbeule.

Diese Eiterbeule muß aufgestochen werden. Mit dem Rest der Souveränität des Ländchens ist schleunigst ein Ende zu machen. Das ist eine Angelegenheit, die alle Völker Europas angeht. Denn die Steuerkraft aller wird von der Eiterbeule zerfressen.

Am einfachsten wäre es natürlich, wenn Liechtenstein der Schweiz einverleibt würde. Aber vielleicht widerstrebt ihr der Zuwachs dieses Mißwachses. Dann sollte Liechtenstein unter Völkerbundsverwaltung genommen werden. Irgendeine Lösung muß gefunden werden, um Europa von seiner partie la plus honteuse zu befreien. Man darf ein staatsrechtliches Naturdenkmal in dem Augenblick nicht mehr dulden, wo es sich als Vampyr herausstellt, der allen Nachbarn das Steuerblut aus den Adern saugt.

Hellmut v. Gerlach

Wen wählen die Juden?

Der Centralverband deutscher Staatsjuden bürgerlichen Glaubens ist restlos begeistert von Hugenbergs Radiorede. So begeistert, daß er daraufhin anfragen ließ, ob der Artikel 11 des deutschnationalen Parteiprogramms, der Antisemitenparagraph, nicht fallen gelassen werden könne.

Daran ist zwar aus propagandistischen Gründen nicht zu denken. Aber die treudeutschen Augen des Herrn Geheimrats blinzeln so beruhigend, — er wird doch weder seine jüdischen Chefredakteure an die Luft setzen noch seinen besten Inserenten, den Warenhäusern, etwas tun —, daß man es trotzdem wagen kann.

Das ist sicher, die Interessen des Privatkapitals sind nirgendwo besser aufgehoben als bei dem Genossen der Nationalsozialisten, der durch seinen Staatssekretär Bang so beruhigend liberalistische Prinzipien verkünden ließ. Und so macht denn eine erkleckliche Reihe von bisherigen Wählern der Staatspartei gar kein Hehl aus ihrem Entschluß, diesmal deutschnational zu wählen. Man kann den Herren und ihrem Erwählten nur Glück wünschen. Bisher haben sie mit beachtlicher Sicherheit aufs falsche Pferd gesetzt. Aber diesmal sind sie wenigstens konsequent. Nach der Etappe Mahraun war es klar, daß das Ziel Hugenberg heißen würde. *Tubal*

Tierfilme

Wer es noch nicht gewußt hat, der kann jetzt aus einem Aufsatz des Kameramannes A. H. Fischer erfahren, daß die atemversetzenden Tierkampfszenen der Urwaldfilme meistens reines Atelierprodukt sind: arrangiertes Ringen auf Leben und Tod inmitten einer Wildnis, die die Warmhäuser des Botanischen Gartens geliefert haben. Etliche Quadratmeter Kunstdschungel bilden den Rahmen für die elementare Auseinandersetzung der im Zoo mit der Milchflasche großgepäppelten und nun mühevoll genug aufgehetzten Bestien. Die bewundernswürdige Leistung der Kinoleute besteht weniger darin, furchtlos in den unergründlichen Busch einzudringen und dort das Raubzeug auf seinen mordlustigen Abenteuern zu ertappen, als im Anstacheln der allzu friedfertigen Kreatur, die ihren Nächsten zwar nicht liebt, wie wir Christenmenschen, aber auch nicht ohne Not anzufallen und zu zerfleischen geneigt ist. Diese vom Filmstandpunkt aus ganz unfruchtbare Verträglichkeit des Jaguars, dieser den Bedürfnissen des Publikums so gar nicht Rechnung tragende Hang der Boa constrictor, sich lieber davon zu machen, erschweren die Aufnahme von stimmungsvollen Duellepisoden ungemein. Es bedarf immer wieder hingebender Anstrengungen der Tierpfleger, ihre Schützlinge mit Peitschenhieben und ähnlichen Aufmunterungsmitteln sozusagen kamerareif zu machen und ihnen den nötigen Wehrwillen beizubringen. Man nennt derartige Filme darum auch Kulturfilme.

Solche dramatisch angefachten Darstellungen des Tierlebens entsprechen offenbar einem Wunschbild des Menschen, das sich auffällig von ältern Idealen unterscheidet. Früher erträumte man sich gern einen Zustand des Gottesfriedens, der sogar die blutigen Instinkte der Raubtiere ohne weiteres in lauter Wohlwollen und sanftes Gemüt verwandelt. Die idyllische Vorstellung des Paradiesgartens, der sämtliche Kreatur zu heiterer Eintracht umfängt, malt seit jeher die köstlichste und ersehnenswerteste aller Unwirklichkeiten. In diesem berückenden Mythos erscheint der Schmerz um die verlorene Harmonie der Schöpfung verdichtet, das Hoffen auf die Wiederherstellung einer wie ursprünglich konfliktlosen Natur. Und die Kunst ist nicht müde geworden, den bewegenden und beglückenden Anblick blumiger Wiesen zu gewähren, auf denen das Reh ohne Bangen den freundlich blinzelnden Löwen umspielt, der Hase zwischen den Pfoten des gönnerhaften Hundes sein Schläfchen hält und nicht einmal der in nackter Unschuld herumspazierende Mensch Angst vor der Mücke zeigt.

Auch heute noch hat die naturhaft-sündlose Ungebrochenheit des tierischen Daseins für unser Gemüt etwas höchst Anziehendes. Nach wie vor scheint sie uns die schlichte, geläuterte Lebensordnung zu offenbaren, von der wir abgefallen sind und in die wiedereinzugehen es uns verlangt. Abermals entwirft unsre Phanta-

sie paradiesische Bilder solchen Menschensehnens, und die neue Bildkunst des Films läßt sie sichtbar werden. Freilich, dies andre Paradies, dessen erhebende Veranschaulichung die Kinobranche auch dem widerspenstigsten zoologischen Material abzutrotzen weiß, ist kein Ort schläfrigen Friedens und rassenverräterischen Einvernehmens, wie ihn jene alberne Utopie der Bibel schildert. Es bietet ganz im Gegenteil ein einziges grandioses Panorama blutschmatzender Gurgelbisse und mordtrunkener Umschlingungen. Es stellt sich dar als ein einziges herrliches Schlachtfeld der Schöpfung, wo kein Geschöpf auch nur sekundenlang zögert, dem Schöpfer dadurch seine Anerkennung zu bezeugen, daß es jedes Mitgeschöpf andrer Art in zerfetztes Aas verwandelt. Hier bricht in prachtvoll ausgeleuchteten Großaufnahmen die unverkümmerte Leidenschaft der Pranke durch, die Urglut fauchender Rachen, kurzum das Elementare, das unsern strammen Masochisten der Hosennaht so imponiert. Ob die Bestie mag oder nicht, — sie muß mitagieren in der Apotheose reißender Gewalttätigkeit, zu der sich der zeitgenössische Heldenmißwuchs die Natur umträumt, und den neuen Garten Eden mimen helfen, dessen überwirklicher Zauber aus einem berauschenden Pandämonium des Umbringens und Krepierens erwächst, wundersam gesteigert durch eine hymnische Begleitmusik aus Wutgebrüll und Verröcheln.

Die Menschen scheinen sich ziemlich gleich zu bleiben, aber ihre Illusionen wechseln. Frühere Geschlechter mochten sich an dem auch nicht ein bißchen zackigen Bilde ergötzen, wie das Starke auf seine Machtmittel verzichtet und das Schwache jeder Furcht bar ist. Und mochten es als Gleichnis einer höchsten sozialen Harmonie anhimmeln. Aber dieser schlappe Mythos ist abgetan, diese Chimäre einer rührseligen Vergangenheit ist zerstoben. Auch der entfesselte Kriegerverein, der heutzutage da und dort den Ton angibt, braucht bei seinem nicht geringen Gemütsbedarf die Fata Morgana eines höchsten, jedoch nun im Sinne heroischer Kraftentfaltung höchsten Zustandes. Die Kamerafritzen haben sie ihm prompt geliefert, ein von Gottes Entwurf nicht unwesentlich abweichendes und der mitwirkenden Tierheit offensichtlich zu inhumanes Paradies: die Hölle der reinen Bestialität.

Willi Wolfradt

Die Bardame

Die Reform des Ehescheidungsrechts ist wie die ganze Republik, wenn auch sanfter als diese, infolge mangelnder Lebenskraft vorzeitig entschlafen. In-

folgedessen hat das Oberlandesgericht in Köln selbständig eingegriffen und Scheidungslustigen, deren Ehe zerbrochen ist, ohne daß der vorschriftsmäßige Bruch vorliegt, einen neuen Scheidungsgrund zur Verfügung gestellt. Nimmt nämlich die Ehefrau eine Stellung als Bardame an, so kann sich ihr Mann auch dann scheiden lassen, wenn nicht der mindeste sachliche Grund dazu vorliegt. Denn mit den Funktionen einer Bardame ist, „wie dem Gericht bekannt ist, in jedem Falle manches verbunden, was sich mit der Stellung einer Ehefrau nicht verträgt. Zum mindesten muß jede Barangestellte durch persönliche Liebenswürdigkeit und weites Entgegenkommen gegenüber den Besuchern der Bar für eine möglichste Steigerung des Verzehrs besorgt sein, zu diesem Zwecke also schon in intimeren Verkehr mit diesen Besuchern treten, als sich für eine Ehefrau ziemt."

Die kölner Richter wissen es, wie sie freimütig und sogar ein bißchen stolz zugeben, ohne besonderen Lokaltermin. Sie haben, da es sich mit der Stellung eines Ehemannes natürlich ohne weiteres verträgt, in intimeren Verkehr mit Barangestellten zu treten, entweder selbst die nötigen Erfahrungen gesammelt und sich zur Steigerung des Verzehrs durch persönliche Liebenswürdigkeit und weites Entgegenkommen veranlaßt gesehen oder aber solches aus dem berufenen Munde ihres engern Bekanntenkreises erfahren.

Leider sind die Kenntnisse der kölner Oberlandesgerichtsräte vom Wesen einer Bardame genau so intim wie der Verkehr, in den diese nach ihrer Ansicht mit den Besuchern treten muß. Infolgedessen wissen sie nicht, daß diese Frauen der herrschenden Moral nicht mehr und nicht weniger zuwider handeln als ihre Besucher, deren Ehefrauen schön abfallen würden, wollten sie mit dem Argument auf Scheidung klagen, der Herr Gemahl habe eine Bar besucht. Infolgedessen sind sie auch nicht darüber informiert, daß der in einer öffentlichen Bar mögliche „intimere Verkehr" sich von dem weiten Entgegenkommen in nichts unterscheidet, das so manche junge Richtersfrau mit gutem Recht auf dem Maskenball dem Herrn Referendar erweist, ohne daß sie damit für eine „möglichste" Steigerung des Verzehrs besorgt wäre.

Auch die Logik dieser Entscheidung ist so, daß sie sich mit der Stellung eines Richters nicht vertragen sollte. Denn schließlich kann man ja die an sich schlecht bezahlten Barangestellten nicht von Gerichts wegen vor die Alternative stellen, entweder als Nonnen zu leben oder aber dem zu frönen, was unsre hervorragende Gesetzgebung eine Unzucht heißt.

Aber, es ist wohl müßig, sich um die Aufklärung des Widerspruchs zu besorgen, der in der Zulassung eines Gewerbes und seiner gleichzeitigen Diffamierung als ehewidrig besteht. Der Widerspruch steckt in der Gesellschaftsordnung selbst, die allerdings anders ist, als sich für die Menschheit ziemt.

Walther Victor

Theorie des Ufa-Films

Aber der Film als Kunstmittel darf niemals die platte Abschrift realistischer Ereignisse sein sondern hat die Aufgabe zu erfüllen, die Wunschträume der Zuschauer zu gestalten.

'Der Montag', 6. Februar

Der Tarif

In Neusalz fand ich an der Oderbrücke diesen Brückengeldtarif: „Fußgänger 5 Pfennig. Größeres Vieh 15 Pfennig."

Joachim v. Bülow

Hinweise der Redaktion

Berlin

Deutsches Comitee gegen den japanischen Krieg. Dienstag 20.00. Pharus-Säle, Müllerstr. 142 (U-Bahn Seestr.). E. E. Kisch: Dreimal Asien (China, Japan, Sowjet-Asien). Außerdem sprechen: Fritz Küster und Kurt Rosenfeld.

Club der Geistesarbeiter. Mittwoch 20.00. Tiergartenhof, Berliner Straße 1. Kontradiktorische Diskussion zwischen Dora Fabian, Walther Karsch und Ernst Schneller: Die nationale Frage als Entscheidungsfrage für Geistesarbeiter — Sonnabend 23.30: Sondervorstellung der Truppe 1931 „Wer ist der Dümmste?" Karten zu 1,— Mk. (Erwerbslose 0,60) an der Kasse des Kleinen Theaters, Unter den Linden 44.

Bund geistiger Berufe. Mittwoch 20.00. Meinekestraße 4 bei Perls. Arvid Harnack: Vorschläge und Weg zur Planwirtschaft in Deutschland. — Freitag 20.30. Clubhaus am Knie, Berliner Straße 27. Professor Lederer: Ist die Krise am Wendepunkt?

Diskussionsgemeinschaft Parteipolitisch Andersdenkender. Mittwoch 20.00. Nollendorf-Casino, Kleiststraße 41. Kleo Pleyer: Bündischer Kampf um die Macht im Staat.

Gruppe Revolutionärer Pazifisten. Donnerstag 20.00. Café Adler am Dönhoffplatz, Kommandantenstraße 84. Öffentlicher Aussprache-Abend: Großparteien oder kleine Gruppen? Referent: Hans Joachim Wiegand; Korreferenten: Wilhelm Kreienbrink (KPD) und Gerhart Friters (SPD).

Schutzverband Deutscher Schriftsteller. Montag (27.) 20.00. Café Wittelsbach, Bayrischer Platz 1. Walter Mehring: Das Handwerk des Schriftstellers.

Der Kunstklub. Montag (27.) 21.00 Fischküche am Zoo, Kantstraße 8. Margot Riess und Frank Warschauer: Macht die Technik den Künstler überflüssig?

Antikriegsmuseum, Parochialstraße 29. Montag (27.) 20.00. Erich Knauf: Lichtbilder-Vortrag „Der aktuelle Daumier"; Ernst Friedrich spricht aktuelle Dichtungen von Heine, Freiligrath und andern.

Dresden

Weltbühnenleser treffen sich jeden Dienstag 20.15 im Sophiengarten, Kleine Plauensche Gasse 26. Thema: Aktuelle Tagesfragen, Aussprache.

Frankfurt/Main

Weltbühnenleser treffen sich jeden Freitag 20.30 im Café Hauptwache, I. Stock.

Linkskartell der Geistesarbeiter und freien Berufe. Mittwoch (1. 3.) Saxophonsaal 20.00. Alfons Paquet und Johannes Resch: Krise der Kultur — Not der Geistesarbeiter.

Mannheim

Städtische Kunsthalle. Ausstellung: Deutsche Provinz.

Stuttgart

Linkskartell der Geistesarbeiter und freien Berufe. Donnerstag 20.00. Bürgermuseum. Joachim Boeckh (Moskau): Volksbildung und Schulwesen in der Sowjetunion.

Bücher

Johannes R. Becher: Der Mann, der in der Reihe ging. Universum Bücherei, Berlin.

Werner Hegemann: Entlarvte Geschichte. Von Arminius bis Hitler. Jacob Hegner-Verlag, Leipzig. Ganzleinen 4,80; kart. 3,50.

W. I. Lenin: Staat und Revolution. Internationaler Arbeiterverlag, Berlin. 0,30.

Rundfunk

Dienstag. Berlin 17.30: Die Aussichten in den künstlerischen Berufen; Hermann Sandkuhl, I. Böhn und G. Hausdorf. — Königsberg 19.25: Roda Roda erzählt Roda Roda. — Breslau 19.40: Toscanini dirigiert (Schallplatten). — Langenberg 20.00: Balladen von heute und gestern. — Berlin 20.45: Artur Schnabel spielt Beethoven. — Leipzig 21.45: Purzelbäume der Zeit; Texte von Morgenstern, Wedekind und Scher. — **Mittwoch.** Berlin 14.00: Mozart und Richard Strauß (Schallplatten). — München 21.00: Gedichte von Alexander Lernet-Holenia. — **Donnerstag.** Hamburg 20.00: Himmlische Reise zu Mark Twain; Hörfolge von Rudolf Arnheim. — Moskau 20.00: Die Rote Armee. — **Freitag.** Moskau 20.00: Wochenrundschau und Briefkasten. — Breslau 20.30: H. Brunar liest aus Joseph Roths Radetzky-Marsch. — Mühlacker 23.00: Gustav Meyrink-Stunde. — **Sonnabend.** Moskau 20.00: Marxismus Leninismus. — **Sonntag.** Moskau 20.00: Die erste Reiterarmee (Hörspiel). — **Montag (27.).** Moskau 20.00: Drei Generationen, drei Frauenschicksale.

Antworten

Noske. Sie sind einmal der Liebling der ‚Weltbühne' gewesen, und vor langer Zeit haben sich viele Federn gespitzt, den Augenblick zu besingen, wo Ihnen, dem ersten und größten Verderber der Republik, der verdiente Lohn zuteil werden würde. Long, long ago. Jetzt sind Sie ex, und wie gleichgültig ist das. Ein Federzug und die amtliche Versenkung nimmt Sie still auf. Bei den Blättern, die Sie früher als Held und Retter aus dem roten Chaos gefeiert haben, langt es kaum zu einer Colonelnotiz. Sie sind nur eine Nummer in einer Unglücksliste. Ferner liefen... ferner stürzten Gustav Noske etcetera.

Genosse Z. Auch Sie hat man in die Zwangspension geschickt. Man hält sich mit Ihnen nicht auf, obgleich Sie sich durch Ihre berliner Vergangenheit genügend empfahlen. Die neuen Herren haben nicht viel Charme, aber sie haben wenigstens Charakter.

Deutsche Zeitung. Der Reichsverband der deutschen Presse, dem auch die reaktionärsten Journalisten angehören, hat einmütig einen Protest gegen die letzte Notverordnung erlassen. Du aber versuchst, die Regierung zur Anwendung dieser Verordnung anzustacheln! In einem längern Artikel fällst du über die ‚Berliner Volkszeitung' und das ‚Achtuhrabendblatt' her, weil sie ein paar Bilder gebracht haben, die die lächerliche und gefährliche Soldatenspielerei von Kindern beleuchten. Dein Artikel schließt: „Da es sich hier nicht um den inneren Partei- und Wahlkampf handelt, sondern um die höchsten nationalen Interessen, ist die Handhabe zum schärfsten Vorgehen gegen die beiden Mosseblätter gegeben. Wir machen die für unsre nationale Sicherheit verantwortlichen Stellen mit besonderm Nachdruck darauf aufmerksam. Die Nationalregierung hat u. E. die Pflicht, zuzugreifen und Blättern, die ihrer Überlieferung getreu in dieser infamen Weise die nationalen Interessen verletzen, das Handwerk zu legen." Am Tage nach dieser infamen Denunziation warst du in der Lage, „mit Befriedigung" zu melden, daß das ‚Achtuhrabendblatt' verboten sei, zwar nicht wegen der Kinderbilder, aber immerhin. Im Anschluß an diese Siegesmeldung erhobst du die Forderung „nach Handhaben, die es ermöglichen, bewußt staatsfeindlichen Organen ein für allemal das Handwerk zu legen". Die ‚Berliner Volkszeitung', die zu deinem Bedauern noch nicht verboten ist, hatte sich erlaubt, dir eine kleine Vorlesung über Berufsmoral zu halten. Darauf erwiderst du: „Die Mosseleute tun fast so, als stünden wir mit ihnen in Berufsgemeinschaft." Du lehnst die Berufsgemeinschaft mit Kollegen ab, nur weil sie politisch anders stehen als du! Was meint der Reichsverband der deutschen Presse dazu, der auf dem Gedanken der Berufsgemeinschaft aller Redakteure und Journalisten ohne Unterschied der Weltanschauung aufgebaut ist? Will er die Predigt der Berufsunmoral in der ‚Deutschen Zeitung' ignorieren?

Hans Löwe. Sie schreiben uns eine lange Klage über die Zukunft des berliner Staatstheaters. Wie steht es damit? Nach langem vergeblichen Suchen hat man jetzt endlich gleich zwei Herren gefunden, den weimarer Intendanten Ulbrich und den verdienstvollen Expressionisten Hanns Johst. Wenn sich der Eine durch Unbedingtheit empfiehlt, so der Andre durch Biegsamkeit. Herr Ulbrich ist, wie man mit Recht betont hat, ein bewährter Praktiker. Er hat vor Jahren in Meiningen höchste militärische Ungnade gefunden, weil er Georg Kaisers „Gas" aufzuführen wagte. Später, in Weimar, hat er diese modernistischen Neigungen aufgesteckt und sich auf einen wohltemperierten klassischen Spielplan zurückgezogen, dazu eine Personalpolitik pflegend, die mit den Wünschen seiner Gebieter nicht im Widerspruch stand. Ein Praktiker, ein Kompromißler, gewiß keine seltene Erscheinung unter unsern Theaterdirektoren; er wird es nicht besser und nicht schlechter machen als das Gros. Das Staatliche

Schauspielhaus, so klagen Sie, sei jahrelang eine repräsentative Bühne gewesen — und wohin kommen wir nun? Ich kann nicht in Ihr Lamento einstimmen; mit der Repräsentation war es da schon lange so lala. Das Staatstheater war auch ein kranker Posten im Etat. Sollen die neuen Herren ihn gesund machen! Überhaupt — ist das alles so wichtig? Die Schaubühne ist zwar eine moralische Anstalt, aber man kann niemanden zwingen, hineinzugehen. Das unterscheidet sie aufs angenehmste von andern nicht minder moralischen Instituten.

Pazifist. Eine große Anzahl gewerkschaftlicher und kultureller Organisationen hat eine Aufklärungsstelle über den Gas- und Luftschutz gegründet, die den Zweck hat nachzuweisen, daß es gegen die modernen Kriegswaffen keinen wirksamen Schutz gibt. Die Aufklärungsstelle (Adresse: Deutsche Liga für Menschenrechte, Berlin N 24, Monbijouplatz 10, Eingang IV/III) erbittet die Mitarbeit weiterer Organisationen und Persönlichkeiten.

Deutschnationaler Handlungsgehilfen-Verband. Dir ist vor deinen eignen Kundgebungen gegen die Reichsregierung bange geworden. Deshalb verschickst du an deine Mitglieder ein Rundschreiben, in dem es heißt: „Die große Hoffnung vieler Millionen Deutscher ist mit der Übertragung des Reichskanzleramts an Adolf Hitler politische Wirklichkeit geworden. Daß Hitler die politische Führung im Bündnis mit der Harzburger Front, mit Hugenberg und Papen, übernimmt, erfüllt uns mit tiefer Besorgnis. Mit diesen Bundesgenossen zu regieren, heißt die ganze Verantwortung für die Lebensgestaltung der Millionen arbeitender und arbeitsloser Volksgenossen auf die Schultern des Reichskanzlers Adolf Hitler legen". Von Seldte hoffst du noch, er werde „sich nicht zum Handlanger der sozialpolitischen Reaktion machen und seinen Namen mit der Zerschlagung des Reichsarbeitsministeriums verknüpfen". Dein Mißtrauen gegen Hugenberg dagegen ist unüberwindlich, und du belegst es mit recht aufschlußreichen Pressestimmen über die deutschnationalen Wirtschaftspläne. Ja, weißt du nicht, daß Hugenberg fast mit Wirtschaftsallmacht ausgestattet und das Kabinett im übrigen einig ist? Daß deine Verwaltung vollkommen nationalsozialistisch spricht, ist gewiß sehr interessant. Nur ob deine Mitglieder eine so differenzierte Stellung zur Regierung begreifen werden, erscheint zweifelhaft. Nun, du wirst bald erfahren, was für Sozialpolitik jetzt in Deutschland gemacht wird.

L. K., Frankfurt a. M. Sie schicken uns die ‚Westdeutsche Akademische Rundschau', die in ungeheuren Stößen am Eingang der Universität zur Gratismitnahme ausliegt, und fragen uns, wer wohl die Kosten für dies Organ zur reaktionären Verseuchung der Studentenschaft trage. Ja, wer? Vielleicht dieselbe Stelle, die Ihnen gratis Wochen hindurch die ‚DAZ' zustellte. So dreckig es Deutschland geht — für gewisse Zwecke haben geheimnisvolle Stellen immer noch geheimnisvolle Geldquellen.

D. B. S., Zürich. Die Leitartikel der ‚Neuen Zürcher Zeitung' mit der Überschrift „Die Ehre der Armee — die Ehre des Volkes!" ist typisch für die Wirkung, die das Bestehen der Miliz selbst auf ein so im tiefsten Grunde kriegsgegnerisches Volk wie das schweizer ausübt.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann. Im Falle höherer Gewalt oder Streiks haben unsere Bezieher keinen Anspruch auf Nachlieferung oder Erstattung des entsprechenden Entgelts.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Hitlers Außenpolitik von Hellmut v. Gerlach

Ein französischer Journalist, der zur Beobachtung der Wahlen nach Berlin gekommen ist, hatte dieser Tage ein Gespräch mit einem nationalsozialistischen Unterführer. Dieser suchte vor allem die Befürchtung des Franzosen zu zerstreuen, die Übernahme der Alleinmacht durch Hitler bedeute Kriegsgefahr: „Wir wissen ganz genau, daß Deutschland fünfzehn Jahre braucht, um wirtschaftlich wieder zur Macht zu kommen, und weitere fünfzehn, um militärisch auf der Höhe zu sein." Zweifelnd warf der Franzose ein: „Aber der Korridor?" Worauf der Nationalsozialist mit überzeugter Miene: „Die Frage des Korridors beantwortet sich ganz von selbst ohne Krieg. Es dauert doch nicht mehr lange, bis Rußland platzt. Dann lassen wir den Polen die Ukraine bis nach Odessa und bekommen dafür den Korridor und Danzig."

Wie einfach doch manches fast unlösbar scheinende Problem einem einfachen und durch Kenntnis des Auslandes nicht beschwerten Verstande erscheint.

Das kleine Erlebnis des Franzosen ist bezeichnend für die außenpolitischen Gedankengänge, die auf dem Boden der NSDAP aufsprießen können. Schreiendes Unrecht aber wäre es, die Partei als solche dafür verantwortlich zu machen. Sie ist streng hierarchisch gegliedert. Was der Führer sagt, ist für sie absolut verbindlich. Nur für das, was er sagt, kann sie verantwortlich gemacht werden.

Der ganz orthodoxe Christ ist Anhänger der Verbal-Inspiration. Will heißen: jedes Wort der Bibel muß er wörtlich nehmen. Pastor Hapke, der vor fünfzig Jahren allsonntäglich in Berlin eine große Gemeinde um sich zu sammeln pflegte, predigte voll Überzeugung, daß die Sonne sich um die Erde drehe, weil nach der Bibel einst das Gebot ergangen sei: Sonne, stehe still im Tale Gideon!

Die Bibel der NSDAP ist Hitlers Buch „Mein Kampf". Seine Lektüre für den Nicht-Pg ist nicht ganz einfach. Er versteht manches nicht. Aber das liegt natürlich nicht an dem Buch, sondern an der Nichtzugehörigkeit des Lesers zur Partei.

Das außenpolitische Programm seiner Partei faßt Hitler also zusammen:

> Die Außenpolitik des völkischen Staates hat die Existenz der durch den Staat zusammengefaßten Rasse auf diesem Planeten sicherzustellen, indem sie zwischen der Zahl und dem Wachstum des Volkes einerseits und der Größe und Güte des Grund und Bodens andrerseits ein gesundes, lebensfähiges, natürliches Verhältnis schafft. Als gesundes Verhältnis darf dabei immer nur jener Zustand angesehen werden, der die Ernährung eines Volkes auf eignem Grund und Boden sichert.

Was Hitler unter der „durch den Staat zusammengefaßten Rasse" verstanden wissen will, ist nicht ersichtlich. Eine deutsche Rasse gibt es bekanntlich nicht, selbst nicht nach Auffassung der völkischen Rassegelehrten. Es wohnen vielmehr in Deutschland Angehörige der nordischen, der ostischen,

der dinarischen und noch andrer Rassen, natürlich nicht reinlich voneinander geschieden, sondern, wie der Landwirt sagen würde, in buntester Gemenglage. Ob Hitler diesem Rassenmischmasch im Reichsgebiet die Existenz sicherstellen oder vorerst eine sogenannte reine Rasse schaffen will, kann man nicht einmal ahnen.

Sicher scheint nur das Eine, daß er für Autarkie eintritt: die Ernährung des Volkes muß auf eignem Grund und Boden gesichert sein. Der Gedanke der internationalen Arbeitsteilung wird also verworfen. Als Gegenpol eines völkischen Staates muß demnach England erscheinen, das für neun Zehntel seiner Bevölkerung die Nahrung nur durch Handel und Industrieexport gewinnen kann.

Wie kommt der völkische Staat zur Autarkie? Klar lautet Hitlers Antwort:

> Nicht West- und nicht Ostorientierung darf das künftige Ziel unsrer Außenpolitik sein, sondern Ostpolitik im Sinn der Erwerbung der notwendigen Scholle für unser deutsches Volk.

Also — gen Ostland wollen wir reiten! Wie weit, wird nicht spezialisiert. Auf Rußland ist Hitler sehr schlecht zu sprechen. Er nennt die Regenten des heutigen Rußland „blutbefleckte, gemeine Verbrecher, den Abschaum der Menschheit". Aber Rußland grenzt nicht an Deutschland. Wenn Deutschland durch seine Ostpolitik die ihm notwendige Scholle erwerben soll, wird es die zwischen Deutschland und Rußland liegenden Staaten nicht gut auslassen können. Daß die an Deutschland grenzenden Teile Polens nicht volksleer sondern sogar doppelt so stark bevölkert sind wie die deutsche Ostmark, weiß Hitler natürlich. Wo soll daher, selbst wenn wir staatsrechtlich in den Besitz gewaltiger Landstrecken im Osten kämen, Siedlungsraum für deutsche Bauern herkommen? Dies Thema wird von Hitler nicht behandelt, obwohl ihm eine gewisse realpolitische Bedeutung nicht abgesprochen werden kann. Das Ziel bezeichnet er deutlich. Der Weg zum Ziel bleibt unerörtert.

Als Haupthindernis auf dem Wege zum Ziel sieht er offenbar Frankreich an. Gegen Frankreich kann er nicht Worte genug der Verurteilung finden:

> Der unerbittliche Todfeind des deutschen Volkes ist und bleibt Frankreich . . . Dieses an sich immer mehr der Vernegerung anheimfallende Volk bedeutet in seiner Bindung an die Ziele der jüdischen Weltbeherrschung eine lauernde Gefahr für den Bestand der weißen Rasse Europas. Denn die Verpestung durch Negerblut am Rhein im Herzen Europas entspricht ebensosehr der sadistisch-perversen Rachsucht dieses chauvinistischen Erbfeindes unsres Volkes, wie der eisig-kalten Überlegung des Juden, auf diesem Wege die Bastardierung des europäischen Kontinents im Mittelpunkt zu beginnen und der weißen Rasse durch die Infizierung mit niederem Menschentum die Grundlage zu einer selbstherrlichen Existenz zu entziehen.
>
> Was Frankreich, angespornt durch eigne Rachsucht, planmäßig geführt durch die Juden, heute in Europa betreibt, ist eine Sünde wider den Bestand der weißen Menschheit und wird auf dieses Volk dereinst alle Rachegeister eines Geschlechts hetzen, das in der Rassenschande die Erbsünde der Menschheit erkannt hat.

Hitlers Außenpolitik rechnet also mit zwei benannten Zahlen: der Erbfeindschaft Frankreichs und dem deutschen Willen

zur territorialen Ausdehnung nach dem Osten. Das X in seiner Rechnung ist: wie kommen wir zum Ostritt trotz der ewigen Gegnerschaft Frankreichs?

Er löst dies X durch Einsetzung von Italien und England als unsern Verbündeten in seine Rechnung.

Des Bündnisses mit Italien glaubt er sich sicher infolge seines Verzichts auf die Deutschen Südtirols und kraft der Seelengemeinschaft mit Mussolini.

Daß es auf englischer Seite gewisse Schwierigkeiten geben könnte, scheint er zu sehen. Aber da ist er erst recht zu großen Konzessionen bereit. Die ganze deutsche Vorkriegspolitik gibt er preis:

Ich gestehe offen, daß ich schon in der Vorkriegszeit es für richtiger gehalten hätte, wenn sich Deutschland unter Verzicht auf Handels- und Kriegsflotte, mit England im Bunde, gegen Rußland gestellt hätte und damit von der schwachen Allerweltspolitik zu einer entschlossenen europäischen Politik kontinentalen Bodenerwerbs übergegangen wäre.

Ganz konsequent erklärt er deshalb für die Zukunft:

Daß der Schrei nach einer neuen Kriegsflotte, der Wiedergewinnung unsrer Kolonien usw. wirklich bloß ein albernes Geschwätz ist, ohne auch nur einen Gedanken praktischer Ausführbarkeit zu besitzen, wird man bei ruhigem Überlegen wohl kaum zu bestreiten vermögen. Wie man aber in England diese unsinnigsten Ergüsse teils harmloser, teils verrückter, immer aber im stillen Dienste unsrer Todfeinde stehender Protestkämpen politisch ausnützt, kann nicht als günstig für Deutschland bezeichnet werden.

Wie die Herren von der Kolonialgesellschaft sich zu diesem Antikolonialprogramm stellen, weiß ich nicht. Aber das ist ihre Sache. Überraschen wird die Pazifisten die energische Stellungnahme Hitlers gegen eine neue Kriegsflotte. Um so mehr wird sie sie überraschen, als die Parteigenossen Hitlers im Reichstag ausnahmslos für die neuen Panzerkreuzer gestimmt haben.

Ob man jemals in dem urdemokratischen England Neigung empfinden wird, auf Hitlers Bündnisangebot einzugehen, muß die Zukunft lehren. Etwas bedenklich dürfte es die ausnahmslos jedem neuen Krieg abholden Engländer stimmen, wenn Hitler schreibt:

Ein Bündnis, dessen Ziel nicht die Absicht zu einem Kriege umfaßt, ist sinn- und wertlos.

In der Bibel finden sich mancherlei Stellen, die schwer miteinander in Einklang zu bringen sind. In der Laienbibel Hitlers entdeckt man stellenweise sehr gescheite Aussprüche. So wenn er den Diplomaten zuruft:

Eine Diplomatie hat dafür zu sorgen, daß ein Volk nicht heroisch zugrunde geht, sondern praktisch erhalten wird. Jeder Weg, der hierzu führt, ist dann zweckmäßig, und sein Nichtbegehen muß als pflichtvergessenes Verbrechen bezeichnet werden.

Andrerseits macht er den verflossenen Regierungen einen Vorwurf daraus, daß sie nicht den Vertrag von Versailles dazu benutzt haben, um „die nationalen Leidenschaften bis zur Siedehitze aufzupeitschen". Sein Wunsch jedenfalls ist es,

daß das Angstgebet unsrer heutigen Vereinspatrioten „Herr, mach uns frei!" sich in dem Gehirn des kleinsten Jungen verwandelt zur

glühenden Bitte: „Allmächtiger Gott, segne dereinst unsre Waffen; sei so gerecht, wie du es immer warst; urteile jetzt, ob wir die Freiheit nun verdienen; Herr, segne unsern Kampf!“

Wenn man über Hitlers Außenpolitik sich ein objektives Urteil bilden will, tut man gut daran, sich Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ wieder einmal vorzunehmen. Sie wirken selbst heute noch sehr stark, wenn sie auch der starken Ausdrücke entbehren.

Zu dieser Abrüstungskonferenz von Friedrich Nietzsche

Keine Regierung gibt jetzt zu, daß sie das Heer unterhalte, um gelegentliche Eroberungsgelüste zu befriedigen; sondern der Verteidigung soll es dienen. Jene Moral, welche die Notwehr billigt, wird als ihre Fürsprecherin angerufen. Das heißt aber: sich die Moralität und dem Gegner die Immoralität vorbehalten, weil er angriffs- und eroberungslustig gedacht werden muß, wenn unser Staat notwendig an die Mittel der Notwehr denken soll; überdies erklärt man ihn, der genau ebenso wie unser Staat die Angriffslust leugnet und auch seinerseits das Heer vorgeblich nur aus Notwehrgründen unterhält, durch unsre Erklärung, weshalb wir ein Heer brauchen, für einen Heuchler und listigen Verbrecher, welcher gar zu gern ein harmloses und ungeschicktes Opfer ohne allen Kampf überfallen möchte.

So stehen nun alle Staaten jetzt gegeneinander: sie setzen die schlechte Gesinnung des Nachbars und die gute Gesinnung bei sich voraus. Diese Voraussetzung ist aber eine Inhumanität, so schlimm und schlimmer als der Krieg: ja, im Grunde ist sie schon die Aufforderung und Ursache zu Kriegen, weil sie, wie gesagt, dem Nachbar die Immoralität unterschiebt und dadurch die feindselige Gesinnung und Tat zu provozieren scheint.

Der Lehre von dem Heer als einem Mittel der Notwehr muß man ebenso gründlich abschwören als den Eroberungsgelüsten. Und es kommt vielleicht ein großer Tag, an welchem ein Volk, durch Kriege und Siege, durch die höchste Ausbildung der militärischen Ordnung und Intelligenz ausgezeichnet und gewöhnt, diesen Dingen die schwersten Opfer zu bringen, freiwillig ausruft: „Wir zerbrechen das Schwert“ — und sein gesamtes Heerwesen bis in seine letzten Fundamente zertrümmert.

Sich wehrlos machen, während man der Wehrhafteste war, aus einer Höhe der Empfindung heraus, — das ist das Mittel zum wirklichen Frieden, welcher immer auf einem Frieden der Gesinnung ruhen muß: während der sogenannte bewaffnete Friede, wie er jetzt in allen Ländern einhergeht, der Unfriede der Gesinnung ist, der sich und dem Nachbar nicht traut und halb aus Haß, halb aus Furcht die Waffen nicht ablegt. Lieber zugrunde gehn als hassen und fürchten, und zweimal lieber zugrunde gehn als sich hassen und fürchten machen, — dies muß einmal auch die oberste Maxime jeder einzelnen staatlichen Gesellschaft werden!

Unsern liberalen Volksvertretern fehlt es, wie bekannt, an Zeit zum Nachdenken über die Natur des Menschen: sonst würden sie wissen, daß sie umsonst arbeiten, wenn sie für eine „allmähliche Herabminderung der Militärlast“ arbeiten. Vielmehr: erst wenn diese Art Not am größten ist, wird auch die Art Gott am nächsten sein, die hier allein helfen kann. Der Kriegsglorien-Baum kann nur mit Einem Male, durch einen Blitzschlag zerstört werden: der Blitz aber kommt, ihr wißt es ja, aus der Wolke und der Höhe.

Aus: Der Wanderer und sein Schatten

Friedrich Adler gegen Kautsky von Bruno Frei

Man nennt die Einheitsfront gern und mit Recht: die Aufgabe der Stunde. Die Frage ist nur, wie lange dauert eine „Stunde" in der Weltgeschichte? Man muß erkennen und dieser Erkenntnis ins harte Antlitz schauen: die „Stunde", deren Aufgabe die Schaffung der Einheitsfront ist, kann, nein, wird einen Zeitraum umfassen, dessen Konturen in der Ferne verschwimmen. Genauer ausgedrückt: die Einheitsfront ist die Aufgabe einer ganzen Geschichtsepoche. Um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen: nicht der nächsten sondern der gegenwärtigen. Mit dieser Erkenntnis soll selbstverständlich die Einheitsfront als praktische Aufgabe nicht verschoben werden, aber es gilt die Illusion zu zerstören, als ob sie, die in Wirklichkeit ein geschichtlicher Prozeß ist, den wir fördern und beschleunigen können, bloß eine anzunehmende Resolution sei, die an irgend einem runden Tisch beschlossen werden könnte. Die Befreiung der durch die sozialdemokratische Politik paralysierten proletarischen Klassenkraft, die Formung des Proletariats als Klasse, ist ein Prozeß, bei dem der Fascismus als Katalysator wirken kann, aber immerhin ein Prozeß und keine Wunderkur.

Diese Vorbemerkungen sind nötig, um die jüngsten auffälligen Vorgänge in der Sozialistischen Arbeiter-Internationale (SAI) richtig einzureihen und sich ebensosehr von sturem Nichtverstehenwollen wie von törichten Illusionen freizuhalten.

Die Tatsachen: Auf dem letzten Parteitag der österreichischen Sozialdemokratie erklärte Otto Bauer in seinem Referat, die sozialdemokratischen Parteien müßten begreifen, daß nach dem Gelingen des Fünfjahrplans in der Sowjetunion eine sozialistische Wirtschaft im Entstehen sei. Je besser diese Wirtschaft funktionieren, je mehr sie in die Lage kommen werde, die Bedürfnisse der Arbeiter und Bauern zu befriedigen, desto eher werde die Diktatur ihren eignen Abbau vollziehen, um schließlich vollends der Demokratie zu weichen. Gestützt auf diese Erkenntnis, müßten die sozialdemokratischen Parteien die Sowjetunion unter allen Umständen und mit allen Mitteln gegen jeden Angriff verteidigen. Der Augenblick eines Angriffs auf die Sowjetmacht werde die Einheitsfront der sozialdemokratischen und kommunistischen Arbeiter zur Verteidigung der Sowjetunion bringen. Verhandlungen von Internationale zu Internationale, zwischen Zürich und Moskau, müßten dann einsetzen, um diese Einheitsfront zu organisieren.

Die Tatsache, daß Otto Bauer die Bemühungen zur Schaffung der Einheitsfront auf den Tag des Angriffs kapitalistischer Mächte gegen die Sowjetunion verschiebt, hat ihren Grund darin, daß Otto Bauer in den außerrussischen Ländern nach wie vor den Weg der Demokratie im Gegensatz zu dem Weg der proletarischen Diktatur, der in der Sowjetunion zum Erfolg geführt hat, als gegeben ansieht. Diese scharfe Trennung der außenpolitischen Einheitsfront von der innenpolitischen

kennzeichnet die ganze Konstruktion als einen Entlastungsversuch gegenüber dem wachsenden Druck von unten.

In der Februarausgabe der in Wien erscheinenden sozialdemokratischen Zeitschrift ‚Der Kampf', als deren Herausgeber Friedrich Adler zeichnet, ist nun ein Briefwechsel zwischen Friedrich Adler und Karl Kautsky veröffentlicht, und zwar im Anschluß an einen Artikel Kautskys über „Demokratie und Diktatur". Dieser Artikel stellt eine Antwort an Otto Bauers Parteitagsreferat dar. Kautsky geht von der Erklärung aus, die Demokratie sei nicht einer der Wege, die zum sozialistischen Ziele führen, sondern „ein Stück dieses Zieles selbst". Es gebe keinen andern Weg zum Sozialismus als die Demokratie. Da in der Sowjetunion die Demokratie beseitigt sei, habe das, was dort geschieht, mit Sozialismus überhaupt nichts zu tun. Die Diktatur in der Sowjetunion ist so zu bewerten wie die frühern utopistischen Versuche in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Der Fünfjahrplan sei ebenso sinnlos wie die Versuche der liberalen Großgrundbesitzer in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, mit den Entschädigungsgeldern, die nach der Aufhebung der Leibeigenschaft gezahlt wurden, moderne landwirtschaftliche Maschinen nach Rußland zu importieren. Diese Versuche scheiterten an der Rückständigkeit des russischen Bauern. Diese Rückständigkeit des russischen Menschen könne nur durch eine Periode der Demokratie überwunden werden. Der Bolschewismus halte diese Entwicklung auf, deshalb müsse er gestürzt werden. Es sei nicht richtig, daß der Bolschewismus nach seinem Sturze von einer weißen Diktatur abgelöst werden und daß der Sturz des Bolschewismus sich ungünstig auf die Lage der internationalen Arbeiterklasse auswirken würde. Aufstände gegen die rote Diktatur müßten von der europäischen Sozialdemokratie unterstützt werden. Der Sturz der Sowjetmacht würde die Liquidierung der kommunistischen Parteien und so die Einheitsfront, wie sie vor dem Kriege bestand, wiederherstellen. Eine andre Einheitsfront gebe es nicht.

Dieser Artikel, der in der Tat alles übertrifft, was aus Haß gegen die Sowjetunion bisher produziert worden ist, erscheint in der sozialdemokratischen Zeitschrift unter außergewöhnlichen Begleitumständen. Vorerst steht an seiner Spitze eine Verwahrung der Redaktion des ‚Kampf', in der festgestellt wird, daß manche der hier dargelegten Ansichten, „insbesondere auch die über Sowjetrußland", „im schroffsten Gegensatz zu den Auffassungen stehen, die sowohl die Redaktion des ‚Kampf' wie auch die Sozialdemokratische Arbeiterpartei Oesterreichs in ihren Parteitagsbeschlüssen, öffentlichen Kundgebungen und in ihrer Parteipresse vertritt". Dann aber folgt dem Artikel ein Briefwechsel zwischen Kautsky und Friedrich Adler, dem zu entnehmen ist, daß Kautsky den Artikel im Dezember eingesandt, daß aber Friedrich Adler den Versuch unternommen hat, Kautsky von der Veröffentlichung des Beitrags abzubringen. Dieser Versuch ist gescheitert, da Kautsky unter allen Umständen auf die Veröffentlichung des Artikels, den er offenbar als sein politisches Testament betrachtet, bestand. Daraufhin entschloß sich Adler, den ganzen

Briefwechsel abzudrucken (mit Ausnahme von einigen durch Gedankenstriche ersetzten Stellen). Friedrich Adler schreibt an Kautsky, daß in seinen Ausführungen

ein Standpunkt vertreten wird, der nach meiner (Friedrich Adlers) Überzeugung heute nicht einer der innerhalb der Internationale möglichen Diskussionsstandpunkte betreffend Sowjetrußlands sein kann, sondern daß Du (Kautsky), so schwer es mir auch ist, dies auszusprechen, Dich in dieser Frage auf eine Plattform begibst, die mir innerhalb der Sozialistischen Arbeiter-Internationale nicht, oder zumindest nicht mehr, möglich erscheint.

Adler weist in einem langen Schreiben vom 31. Dezember 1932 nach, daß Kautskys Standpunkt sich mit dem der Gruppe „Sarja" (Potressow, Ingermann etcetera) decke, deren Aufnahme in die SAI schon anläßlich des hamburger Gründungskongresses 1923 einstimmig abgelehnt wurde mit der Begründung, daß sie sich an Interventionen gegen Sowjetrußland beteiligt und es als ihre Aufgabe betrachtet, Aufstände in Sowjetrußland hervorzurufen. Friedrich Adler weist ausdrücklich darauf hin, daß diese Abgrenzung gegenüber dem Standpunkt der Sarjaleute heute notwendiger sei als jemals, auch auf die Gefahr hin, daß sich vielleicht „der eine oder der andre rechte russische Menschewik oder Sozialrevolutionär von uns trennen werde".

Gegenüber der Kautskyschen Forderung nach einem „Siegfrieden" vertritt Adler die Forderung nach einem „Verständigungsfrieden". Diesen Kernpunkt der Adlerschen Ausführungen wollen wir wörtlich hierher setzen:

Für eine Einigung zwischen Sozialdemokraten und Bolschewiki gibt es auf politischem Gebiet zwei Gesichtspunkte, die das Minimum darstellen, ohne die an eine Verständigung überhaupt nicht zu denken ist. Es bleiben dann noch immer eine Fülle von Schwierigkeiten und Problemen prinzipieller, taktischer und organisatorischer Natur, aber diese zwei Gesichtspunkte sind vor allem conditiones sine qua non:

1. Die Bolschewiki müssen anerkennen, daß der demokratische Weg zum Sozialismus zumindest in gewissen Ländern (zum Beispiel Skandinavien) nicht ausgeschlossen ist.

2. Die Sozialisten müssen anerkennen, daß es nicht ausgeschlossen ist, daß ohne Rückkehr zum Privatkapitalismus Sowjetrußland aus seiner jetzigen Lage schließlich zum Sozialismus gelangt.

Diese mit Absicht so ganz außerordentlich eingeschränkt formulierten Gesichtspunkte müßten anerkannt werden, wenn das Reden von der Einheit überhaupt irgendeinen Sinn haben soll.

Friedrich Adler unterstreicht noch, daß Kautskys Standpunkt zum Teil auf einem persönlichen Ressentiment beruht. Die SAI aber wolle und könne nicht dabei stehen bleiben, in die Vergangenheit zu blicken, sie müsse in die Zukunft sehen. Zwischen dem Standpunkt der SAI, die Erhaltung und Förderung der Sowjetunion sei Pflicht aller Sozialisten, und dem Standpunkt Kautskys, mit „spontanen" Aufständen in der Sowjetunion zu sympathisieren, gäbe es keine Brücke.

In einem Schreiben vom 10. Januar beharrt Kautsky auf seiner Forderung. Friedrich Adler antwortet nochmals am 16. Januar und kündigt an, daß nunmehr sowohl der Artikel als auch die „harte Antwort" veröffentlicht werde. Noch einmal betont Adler, daß es sich hier nicht um eine Diskussion handle, denn alles, was Kautsky in bezug auf die Sowjetunion

sagt, stehe in Widerspruch mit den Resolutionen der Exekutive und zu der Auffassung der Mehrheit der Internationale. Am 20. Januar nimmt Kautsky die angekündigten Konsequenzen auf sich: er habe seit jeher Ignorierung schmerzlicher empfunden als Bekämpfung.

Was bedeuten diese Dokumente? Sie bestätigen, was wir einleitend hervorhoben. Das Problem der Einheitsfront ist das Problem der jetzt lebenden Generation im Lager des Sozialismus. Das Problem der Einheitsfront bedeutet die Liquidierung der Epoche von 1918, sie ist die Überleitung und Einleitung zu der Epoche der Kämpfe um die letzte Erfüllung. Man kann dieses Problem und den Prozeß, der mit ihm verbunden ist, nicht fördern sondern nur sabotieren, wenn man Einheitsfront als bloße taktische Abwehrhandlung auffaßt und es auf die billige Formel eines innerproletarischen „Nichtangriffspaktes" reduziert. Eine Einheitsfront ohne Diskussion der Periode 1918—1932 mit dem Ziele der Überwindung der Grundirrtümer dieser Zeit verliert mit jedem Tag, der vergeht, mehr von dem geringen Sinn, den sie vielleicht vor kurzem noch haben konnte. Dabei handelt es sich nicht um die Vergangenheit sondern um die Zukunft, aber es gibt keine Zukunft ohne Bilanz der Vergangenheit, ohne Liquidierung der Vergangenheit.

Diese Liquidationsbilanz ziehen gegenwärtig die sozialdemokratischen Arbeiter in allen Ländern. Sie haben alle Ursache dazu. Der Konflikt Kautsky—Adler ist eine Widerspiegelung dieses Vorgangs. Die Einheitsfrontbewegung in der Tiefe der sozialdemokratischen Mitgliedschaft — das ist die Einheitsfrontkrise in den Spitzen der zweiten Internationale.

Eine Geschichte des Bolschewismus?

von Paul Frölich

Ist einer Historiker und hat er aktiv an einer revolutionären Bewegung teilgenommen, dann sollte er wohl berufen sein, die Geschichte einer revolutionären Partei zu schreiben. Arthur Rosenberg beweist mit seiner „Geschichte des Bolschewismus" (Rowohlt-Verlag, Berlin; kart. 4,80, Leinen 5,80), daß ihn weder Beruf noch Erfahrung zu solcher Aufgabe qualifizieren. Ihm fehlt der historische Sinn, er ist mit Fug Geschichtsprofessor. Auch die revolutionäre Erfahrung hilft nicht, sein Buch zeigt, daß er als Fremdling durch die KPD gewandert ist.

Eine Geschichte des Bolschewismus ist das Buch überhaupt nicht sondern nur ein „origineller" Versuch, das Handeln Lenins und Stalins zu erklären. Für Rosenberg ist Lenin der angewandte Marx. Das läßt sich hören. Aber Lenin wie Marx sind ihm nur Konstruktionen. Sie machen Geschichte voluntaristisch nach vorgefaßten Meinungen, nicht unter den gegebenen historischen Bedingungen. Beiden ist die Arbeiterklasse nur Material, das sie für ihre Zwecke mißbrauchen. Denn keiner von beiden erstrebt — immer nach Rosenberg — die Überwindung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, keiner will die proletarische Revolution. Sie sind bürgerliche Revolutionäre, die am Willen und der Aktivität des Bürgertums

verzweifeln und deshalb die Arbeiterklasse als Sturmbock benutzen. Offenbar hat Marx sein Leben nur deshalb auf die Untersuchung der bürgerlichen Gesellschaft verwandt und die Diagnose: Unheilbar! gestellt, um das Proletariat vom Sturz dieser Gesellschaft abzuhalten. So paradox ist dies, daß man einen besonders feinen Sinn dahinter sucht. Aber nur sein völliges Unvermögen, geschichtlich zu denken, und das Suchen nach Stützen für seine Erklärung der bolschewistischen Politik haben Rosenberg verführt. Allerdings förderten Marx und Lenin die bürgerliche Revolution, jedoch nur, weil vor und nach 1848 in Deutschland und vor und nach 1905 in Rußland die bürgerliche Revolution auf der Tagesordnung der Geschichte stand und schlechterdings der Sprung vom feudalen Absolutismus in den Arbeiterstaat unmöglich ist. Marx war ein so beschränkt „bürgerlicher Revolutionär", daß er bereits 1848 in Deutschland kommen sah, was erst 1917 in Rußland eintrat: die Revolution in Permanenz, der unmittelbare Übergang von der bürgerlichen zur proletarischen Revolution. Und Lenin erwartete von der bürgerlichen Revolution in Rußland die Auslösung der proletarischen Revolution in Westeuropa, die Rußland erlauben würde, im Eiltempo zu folgen.

Weil angeblich Marx und Lenin die Arbeiterklasse nur als Rohstoff, Werkzeug, Waffe für eine Aufgabe benutzten, die „der Arbeitermasse selbst fremd war", brauchten sie eine straff disziplinierte Organisation, „die blind den Weisungen der intellektuellen Spitze folgte", „die Diktatur der Führergruppe über das Proletariat". Mitleid erregt, wie verständnislos Rosenberg mit Marx umspringt. Ein in Wut geschriebener Artikel des jungen Engels, die Tatsache, daß sich Marx und Engels von Organisationen trennten, die eine nach ihrer Meinung abenteuerliche Politik führten, und Ähnliches muß zur Stützung der These herhalten. Was im Wirken der beiden der These widerspricht, wird aus der Geschichte gestrichen. Die gekennzeichnete Stellung Lenins zur Organisationsfrage wird zum Angelpunkt für die Erklärung des Bolschewismus und der russischen Revolution gemacht. Sie ist das Kernstück des Buches. Wie sauber ist das Buch gearbeitet, wenn an dieser Stelle grade ein kapitaler Tatsachenfehler vorliegt? Auf dem zweiten Parteitag der russischen Sozialdemokratie kam es zu einem heftigen Streit über die Fassung des Paragraphen I des Statuts. Rosenberg läßt in diesem Punkt die Leningruppe siegen und im Anschluß daran die Spaltung der Partei in Bolschewiki (Mehrheitler) und Menschewiki (Minderheitler) vollziehen. Aber in diesem Punkt siegten die Menschewiki, und Lenin und seine Leute fügten sich. Die Bolschewiki erhielten bei der Besetzung der Parteileitung die Mehrheit, und ihre Gegner sprengten daraufhin die Partei.

In der Tat hatte Lenin für diese Tagung Organisationsgedanken entwickelt, die eine überaus straffe Disziplin und stark diktatorische Vollmachten für die Leitung verfochten. Darin entdeckt Rosenberg die Achillesferse des Bolschewismus. Es hilft Lenin nichts, wenn er versichert, er habe den Bogen bewußt überspannt, da sich in der russischen Arbeiterbewegung ein Organisationsnihilismus breitgemacht habe;

nichts, daß er betont, die Organisationsform müsse sich nach den Bedingungen des Landes richten; daß er für Westeuropa damals die Form der Sozialdemokratie anerkannte; daß die Bolschewiki die Parteidemokratie bei größerer Bewegungsfreiheit in Rußland erweiterten; daß er später die organisatorischen Grundsätze der Dritten Internationale als „zu russisch" kritisierte, obwohl sie den kommunistischen Parteien einen stark gemilderten Zentralismus vorschrieben — Rosenberg wirft Lenin in die Wolfsschlucht. Im Grunde ist die Sache wieder sehr einfach. Klassenkampf ist Krieg, und eine Kampfpartei braucht eine Organisation, die sich der militärischen annähert. Mit seiner Verzerrung versperrt Rosenberg das Verständnis sowohl für die russische Revolution als auch für die Ursachen der bureaukratischen Entartung in den russischen und den übrigen kommunistischen Parteien.

Solche Konstruktionen und Entstellungen, eine überaus komische Charakterisierung der Richtungen in der Arbeiterbewegung, grundfalsche Darstellung der Haltung Trotzkis zu den Bauern und zur Nep, unhaltbare Meinungen über Rosa Luxemburg und ein Wust von Mißverständnissen müssen herhalten, um die Grundthese zu begründen: die Bolschewiki haben nur eine bürgerliche, keine proletarische Revolution gemacht; wo die Arbeiter über die bürgerliche Revolution hinausgingen, wurde die Geschichte von den Bolschewiken schleunigst wieder zurückrevidiert; die russische Wirtschaft ist Staatskapitalismus.

Hier erheben sich eine ganze Menge von Fragen: über das Wesen einer Volksrevolution, über die Nation in marxistischer Auffassung, über das Verhältnis der Arbeiterklasse zum Bauerntum, über die strategische Linie der Menschewiki 1905 und später, über den revolutionären Verteidigungskrieg, über die Funktion der Räte und das Verhältnis zwischen Räten und Partei und viele andre Dinge, die bei Rosenberg alle falsch dargestellt und auf schiefer Ebene konstruiert sind.

Der Grundfehler Rosenbergs ist neben dem Versuch, eine falsche These unbedingt zu beweisen, sein vollkommener Mangel an historischem Verständnis. In der Beurteilung des russischen Staats und der russischen Wirtschaft zeigt sich das besonders deutlich. Rosenberg spricht zwar nicht aus, wie er sich die Verwirklichung des Sozialismus denkt. Aus seiner Darstellung aber ergibt sich nur der Schluß: man macht eben Sozialismus, und jeder Übergang, jedes Manöverieren ist vom Übel. Nicht eine Ahnung dämmert auf von der Größe der Aufgabe, eine Jahrtausende alte Ausbeutungsgesellschaft zu überwinden. Welch gigantisches „Vermessen", die Wirtschaft eines Riesenreiches einheitlich und planmäßig zu gestalten, ein Werk, das ohne Beispiel und Vorbild ist und bei jedem Schritt zu einem wirklichen Vermessen, zu Fehlleitungen und Fehltritten schier unvermeidlich führt! Äußerste Anspannung der Kräfte, drückendste Entbehrungen trotz großer Fortschritte, widerspenstige Klassenkräfte, Rückschläge, dauernde kritische Situation in wechselnden Formen. Das ist der Umbau einer Gesellschaftsordnung. Rosenberg meint: „Wenn die Arbeiter ihre Revolution allein, ohne die Bauern,

mit ihrer eignen sozialistischen Idee machen, dann brauchen sie auch keine Führerdiktatur." Diese Auffassung schreibt er fälschlich Trotzki zu. Wer sind die Arbeiter? Menschen! Menschen, auf die die tausendfältigen Widersprüche dieses Lebens einwirken, Menschen mit ihrer Schwäche, ihrer Neigung, harten Notwendigkeiten auszuweichen, in Schichten zerklüftet, mit mannigfaltiger Herkunft, Erfahrung und moralischer Kraft. Volle Demokratie auch nur innerhalb der Arbeiterklasse, freie Parteibildung etcetera heißt: hemmungsloses Auswirken aller Schwächen und Zerstörung der Macht. Die Größe der Aufgaben und der Druck der Schwierigkeiten erfordern die stärkste Konzentrierung aller positiven Energien, die nur die Partei vollbringen kann. Parteidiktatur ist Klassendiktatur, weil und sofern sie das Gesamtinteresse der Klasse durchsetzt. Und Führerdiktatur? In jeder Organisation hat die Führung einen starken Einfluß und ein Übergewicht. Die Schranke dieser Machtvollkommenheit liegt dort, wo sie die optimale Konzentrierung der Energien gefährdet.

Welche Wirtschaftsform herrscht in Rußland — Kapitalismus oder Sozialismus? Staatskapitalismus! sagt Rosenberg. Man braucht nur die Staatswirtschaft in kapitalistischen Ländern mit der russischen Wirtschaft und die Herrschaftsverhältnisse zu vergleichen, um zu sehen, wie falsch diese Kennzeichnung ist. Die russische Wirtschaft ist im Übergang. Es gibt sozialistische Grundlagen und Elemente neben kapitalistischen Resten. Wiederum verschüttet sich Rosenberg jede Möglichkeit einer stichhaltigen Kritik an den russischen Dingen.

Wozu betreibt er nun all seine tiefsinnigen Erörterungen? Um das Versagen der Dritten Internationale in der Gegenwart zu ergründen. Nach ihm ist die Sache so: Wider Lenins Willen schritten die Arbeiter zur proletarischen Revolution. Da fiel Lenin einige Zeit aus der ihm vorgeschriebenen Rolle eines bürgerlichen Revolutionärs. Er wollte die proletarische Revolution retten. Dazu brauchte er schnell die Revolution in andern europäischen Ländern und, um diese auszulösen, schuf er die Dritte Internationale. Es tut nichts, daß Lenin diese Internationale bereits vorbereitete, als er wirklich nur die Perspektive auf die bürgerliche Revolution in Rußland hatte. Doch die Revolution im Westen kam nicht. Da revidierte Lenin die Dinge in Rußland zurück, er führte die Nep ein und griff wieder zu seiner Grundidee, dem Staatskapitalismus. Jetzt war ein schiedliches Verhältnis zu den kapitalistischen Staaten möglich, die Revolution drüben nicht mehr nötig. Also wurden keine revolutionären Parteien und keine Dritte Internationale mehr gebraucht. Aus Prestigegründen hielt man sie aufrecht. Aber da eine Torwache vor Rußland erwünscht war, ein Druck der gesamten Arbeitermasse auf die kapitalistische Regierung, sucht man die Versöhnung mit dem Reformismus. Die Einheitsfrontpolitik wurde eingeführt. Das war der Sündenfall. Alles dies nach Rosenberg.

Was tut es, daß Lenin bereits 1920, als er noch täglich nach der Revolution im Westen ausblickte, die taktischen Grundlagen dieser Politik aufzeichnete? Was tut es, daß die Einheitsfrontpolitik in Deutschland selber aus den Bedingun-

gen des proletarischen Kampfes hier entstand, ohne jeden „Befehl von Moskau"? Was tut es, daß sie sich überall ergibt, wo verschiedene Parteien die gleichen Tagesziele haben oder vorgeben? Tatsachen existieren nicht, wo sie dem Schema widersprechen. Und hier offenbart sich Rosenbergs tiefste Verständnislosigkeit. Für ihn gibt es nur ein Entweder — Oder. Reform oder Revolution! Im Ernst behauptet er, die deutschen Radikalen vor dem Kriege seien Gegner der Reform gewesen. Keiner von ihnen war es. Sie sahen im Kampf um Reformen die wichtigste Triebkraft, die Arbeiterklasse zur Reife für die Revolution zu bringen. Und sie sahen die Zeit kommen, wo der Kampf um Reformen umschlagen muß in den revolutionären Machtkampf. Diese Dialektik des Kampfes bricht sich wirkungslos an der Schädelwand unsres Professors. So steht er selber schief und wankend zwischen den Parteien. Und es ist zu begreifen, daß der Verfasser in solcher Position seinen Lesern nichts geben kann. Vom Sturm der russischen Revolution weht auch nicht ein Hauch durch dieses Buch.

Herr Walter Bloem von Carl v. Ossietzky

Es sind jetzt mehr als dreißig Jahre vergangen, daß Hermann Sudermann sein berühmtes Pamphlet über die „Verrohung in der Theaterkritik" veröffentlichte. Ein erfolgreicher Autor hatte den Ehrgeiz, auch als künstlerische Erscheinung hundertprozentig gewertet zu werden, und begann unvermittelt auf jene Kritiker loszudreschen, die seinen Anspruch anfochten. Sudermanns grober Vorstoß hatte eine Reihe glänzender Gegenschriften zur Folge; in den Kritiken Siegfried Jacobsohns zitterte noch lange die Erregung jener Auseinandersetzungen um die „Verrohung" nach.

Heute sind wir in der glücklichen Lage, diese Kämpfe historisch betrachten zu können. Wir gestehen gern zu, daß die berliner Theaterkritik damals einen Hitzegrad erreicht hatte, der uns heute unverständlich erscheint. Die wilhelminische Aera, durch und durch apolitisch, gab ihre großen streitbaren Temperamente an die Sphären der Kunst und des Theaters ab. Das hat sich seitdem gründlich geändert. Heute wird alle polemische Veranlagung von der Politik aufgesogen, und wenn von den jungen Leuten noch welche zur Theaterkritik übergehen, so sind es die nazarenischen Gemüter.

Aber seit ein paar Jahren kehren die Anklagen von anno Sudermann verstärkt wieder. Sie lassen sich dahin zusammenfassen: das deutsche Drama wird von einer Clique machtgieriger und zumeist semitischer Kritiker tyrannisiert, die einen eisernen Ring um die großen berliner Bühnen bilden und niemanden ranlassen, der ihren exklusiven volksfremden Anschauungen nicht entspricht und, vor allem, ihre Diktatur nicht anerkennt. Als Patrouillengänger in diesem Feldzug betätigt sich seit einiger Zeit der Romanschriftsteller Walter Bloem. Im Feuilleton der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung', das ihm dafür zur Verfügung steht, hat er kürzlich einen Aufsatz veröffentlicht „Wer hat das deutsche Theater ruiniert?", und vor einigen

Tagen hat er seine Behauptungen noch durch ein besonderes Nachwort zu konkretisieren versucht. Wir wollen uns an letzteres halten, grade weil es sich bemüht, Belege zu erbringen.

Wir halten Herrn Walter Bloem, der im vergangenen Sommer schon durch eine wuterfüllte Attacke gegen Heinrich Mann Aufsehen erregte, für keinen geeigneten Interpreten von Kunstanschauungen, die bisher angeblich niedergehalten wurden. Herr Bloem gehört als Romanautor zu jenen Glücklichen, denen ihre Mittelmäßigkeit nicht schadet, sondern nützt. Ein fleißiger, zäher Arbeiter, um dessen schweißtriefende Stirn die Muse einen Bogen macht. Ein braver Kerl, wird man sagen, wenn man sieht, wie er sich um sein Handwerk müht. Allerdings wird man ihm diese Bravheit nicht mehr zugestehen können, wenn er einen Schriftsteller vom Range Heinrich Manns, dem er nicht wert ist, die Schuhriemen zu lösen, anfällt, um ihn als schlechten Deutschen zu denunzieren. Ebenso wird man Herrn Bloems Anmaßung zurückweisen müssen, als Zensor und Retter des deutschen Theaters aufzutreten. Ihm fehlt dazu das Gewicht einer eignen Leistung. Wenn sich, sagen wir ... Thomas Mann auf ein ihm fernes Gebiet begibt, so ist ihm mindestens ein respektvolles Auditorium sicher. Quod licet jovi, non licet bovi ... Herr Bloem begreift das nicht. Anstatt Fortuna, die Dirne zu preisen, die ihm aus ihrem Füllhorn hunderttausend Leser beschert, während sie für Gottfried Benn zweihundert übrig hat, anstatt also sein freundliches Geschick zu segnen und die Klappe zu halten, gebärdet er sich als freiwilliger Literaturpolizist und strenger Cato. Was hat er vorzutragen?

Der böse Internationalismus hat das „volksgemäße deutsche Drama" systematisch ruiniert. „Wer den Irrsinn der abgelaufenen Epoche deutscher Verstrickung nicht selber mit durchlebte, wird es nie begreifen: wir hatten kaum Helfer, am wenigsten in der Sphäre des deutschen Theaters. Für unser Volkstum einsam auf verlorenen Posten zu kämpfen, das war das grausam bittere Los der Ältern unter uns." Volkstum —? Nun, wenn in „dem Irrsinn der abgelaufenen Epoche deutscher Verstrickung" ein Dichter das Volk gleichsam entdeckt und in seiner Gestik und seinen Reden belauscht hat, so ist das der Dichter des „Fuhrmann Henschel" und des „Hannele". Was ist jedoch Gerhart Hauptmann für Herrn Bloem? „Zugehöriger des demokratisch-marxistischen Gesinnungskonzerns ..." Es ist schwer, mit Cato zu streiten.

Gut, der Dichter der „Weber" und des „Florian Geyer" hat nichts mit dem „volksgemäßen Drama" zu tun. Wer aber kann dafür in Anspruch genommen werden? Herr Bloem beschränkt sich Gott sei Dank nicht auf die bloße Behauptung. Er tritt mit einer langen Liste in die Arena und fügt zugleich alte Kritiken von Siegfried Jacobsohn und Alfred Kerr hinzu, um zu zeigen, wie niederträchtig die Kritikastersippe an seinen Dichterfürsten gehandelt hat. Man möchte im eignen Interesse Herrn Bloems seine Beweisführung gern unterdrücken. Indessen, Schonung ist nicht am Platze. Es kann nicht verschwiegen werden, daß die Reihe seiner klagenden Poetenschatten von Ernst von Wildenbruch eröffnet wird.

Der alte Wildenbruch ist nicht von jüdisch-gallischen Rezensenten von hinten erdolcht worden, er ist einfach der Zeit erlegen. Er hat einem vorübergehenden Geschmack entsprochen, er hat seine Triumphe genossen — und dann wars vorbei für immer. Sieht Herr Bloem wirklich die Aufgabe eines „volksgemäßen" Theaters in der Wiedererweckung Wildenbruchs? Herr Bloem ignoriert den erbarmungslos regulierenden Einfluß der Zeit. Die Konservativen von 1933 sind andre als die von 1910. Wir raten ihm dringend, sich doch einmal an den neuen Staatstheater-Dramaturgen Hanns Johst zu wenden und ihn aufzufordern, etwa die „Karolinger" oder „die Rabensteinerin" aus der Mottenkiste zu holen. Wahrscheinlich wird Herr Johst ihm eine Antwort geben, die an die herbe Kraft seiner eignen expressionistischen Frühzeit erinnert.

Was aber Wildenbruch angeht, so sollte sein Entdecker vorsichtiger sein. Ernst von Wildenbruch, als Dramatiker von einer bergeversetzenden Naivität, ein leicht begeisterter Rhapsode fürstlicher und besonders hohenzollernscher Moritaten, war außerhalb seiner Kunst alles andre als ein Byzantiner. Er war ein Mann von durchaus liberalen Anschauungen, und wo es um öffentliche kunstpolitische Bekenntnisse ging, stellte er sich unerschrocken an die Seite seiner Kollegen von der „demokratisch-marxistischen" Observanz. Er hat niemals die Meinung vertreten, der Kunst müßten, zur Hebung der allgemeinen Volksmoral, von staatswegen Daumenschrauben angelegt werden. Er hat den Feldzug gegen die lex Heinze mitgemacht und eine Bewegung für die Aufhebung des § 175 mit seiner Unterschrift unterstützt — also genau das getrieben, was die Rückwärtser von heute „Kulturbolschewismus" nennen. Der alte Wildenbruch würde heute als ein höchst zersetzendes Element gelten.

Herr Bloem nennt weiter Josef Lauff und Eberhard König. Wir wollen sie ruhen lassen, denn es wäre grausam, sie dem Rampenlicht auszusetzen. Wir wollen uns weder um die schwachen Dramen des herrlichen Lyrikers Liliencron streiten noch um Paul Ernsts sterbenslangweilige Tragödien. Es wird ärger, wenn Herr Bloem zu den von den Rezensenten Gemeuchelten auch Ludwig Thoma und Max Dreyer rechnet. So ahnungslos kann Herr Bloem nicht sein, als daß er nicht über das Autorenschicksal beider Bescheid wüßte.

Ludwig Thoma, der niemals ein Dramatiker sondern Novellist und Versemacher mit pamphletistischer Ader war, hat mit seinen Komödien über seinen Tod hinaus Beifall geerntet. Er gehörte als Bühnenschriftsteller zu den Erfolgreichen seiner Zeit, er ist von Unzähligen geliebt und bewundert worden, ein Vertreter der „demokratisch-marxistischen" Fraktion, nämlich Theodor Wolff, war es, der ihn vor rund fünfundzwanzig Jahren feierlich zum „bayrischen Aristophanes" ernannte; selbst Herr Bloem dürfte zugeben, daß das eine sehr milde Art von Befehdung darstellt. Ludwig Thoma hat als Bühnenautor eine Resonanz gefunden, die seinem genialen Zeitgenossen Frank Wedekind ganz und gar versagt geblieben ist.

Auch Max Dreyers grobknochige Dramatik hat Reißer geliefert wie den „Probekandidaten", aber ein hinreißender Appell an das Säculum, das sind seine Theaterstücke wirklich nicht. Trotzdem sollte man den „Probekandidaten", eine handfeste Persiflage der Schulreaktion um die Jahrhundertwende, heute ausgraben. Der Erfolg würde ähnlich sein wie der von Ludwig Thomas „Moral" im vergangenen Sommer — er würde Herrn Bloem keine Freude bereiten. Wenn der gemaßregelte Schulamtskandidat, der in einem muffigen Kleinstaat Schiffbruch erlitten hat, am Ende erklärt: er würde dorthin gehen, wo Meinungsfreiheit in Wort und Schrift gewährleistet ist, nämlich nach Preußen, so wäre die aktuelle Beziehung zur Eklatanz hergestellt, und das ganze Theater würde vor Freude wiehern.

Es hat bis jetzt noch keine klare Antwort gegeben auf die Frage, was „Kunstbolschewismus" eigentlich ist. Die Herren, die es wissen müßten, weichen von einander ab. In der ‚Deutschen Zeitung' wird Georg Kaisers „Silbersee" zum Beispiel mit offensichtlichem Bemühen um Objektivität besprochen; aber auch deren Kritiker, Herr Mühr, scheint nicht zuverlässig, denn in Magdeburg protestieren die nationalen Verbände. Wer findet sich da noch zurecht?

Auch gegen Justizirrtümer in der Kunst gibt es keine völlige Sicherung. Seit dem Beginn der naturalistischen Aera sind in Deutschland nicht mehr Talente verkannt worden als sonst auch. Und wir können mit einiger Sicherheit konstatieren: ein Genie war nicht darunter. Der „Irrsinn der abgelaufenen Epoche" hat wahrscheinlich weniger verbrochen als andre Zeiten, die Herrn Bloem wohl vernünftiger vorkommen, weil ihm ihr Regierungssystem besser zusagt. Das patriarchalische Regiment hat nicht gehindert, daß Kleist von Kotzebue und den Verfassern elender Ritterdramen gefressen wurde; in den Glanztagen bürgerlicher Tugenden kam Hebbel nicht zur Geltung, weil die Theater von Raupach und der Birch-Pfeiffer okkupiert waren.

Wenn Herr Bloem jahrzehntealte Kritiken von Kerr heraussucht, um die ganze Scheußlichkeit des „demokratisch-marxistischen Gesinnungskonzerns" aufzuzeigen, so übersieht er dabei, wo diese Kritiken einmal gestanden haben, nämlich im Scherlschen ‚Tag'. Früher hatten manche Rechtsblätter, mochten sie sich im politischen Teil noch so orthodox gebärden, doch ein ausgeprägtes Kulturbewußtsein. Sie wollten wenigstens den Zusammenhang mit dem besten künstlerischen Geist der Zeit nicht verlieren. Die alte ‚Tägliche Rundschau', die einer wüsten alldeutschen Tendenz verschrieben war, zeichnete sich durch einen besonders gepflegten und fortschrittlichen Theaterteil aus. Herr Bloem und seine Freunde, die es heute so darzustellen belieben, als hätten damals die Kunstbolschewiken Jacobsohn, Harden und Kerr in trauter Gemeinschaft ihre Gifttränke zur Beseitigung volksgemäßer deutscher Dichter gebraut, liefern nur ein albernes Zerrbild dieser Jahre. Der Anteil der Rechtspresse an den damaligen Kämpfen darf nicht verschwiegen werden, ebenso wenig, daß ein Chorführer der naturalistischen Zeit der jetzt verstorbene Karl Strecker war,

ein Mann von fester konservativer Überzeugung, der viel für Ibsen, Hauptmann und Dehmel getan hat.

Aber diese personalen Dinge sind nur historisch beachtlich — sie verblassen neben der größern Frage: Wer hat das deutsche Theater ruiniert? Das behauptet Herr Bloem, nicht mehr und nicht weniger.

Es spricht gegen die Zeit, daß man sich mit einer solchen Botokudenlegende ernsthaft auseinandersetzen muß. Mit dem Cato Bloem ist schwer zu disputieren: ihm fehlt jeglicher Sinn für Qualität. Uns liegt jeder Hauptmann-Byzantinismus fern. Aber wenn jemand behauptet: „Stofflich und weltanschaulich gehört er (Hauptmann) einer überwundenen Epoche an", und wenn das kein junger Mensch schreibt, der sein Lebensrecht gegen die Großen einer schwindenden Zeit durchsetzen will, sondern ein saturierter sechzigjähriger Romanautor, der in jeder Zeile seiner Arbeiten unter der Epoche steht, die er stofflich und weltanschaulich verdonnert, so erübrigt sich weitere Argumentation, und sein substanzloses Gezeter gibt nur Anlaß zu einigen notwendigen Feststellungen.

Es ist nicht wahr, daß das deutsche Theater sich heute wieder aus einer Epoche von Ruin und Verfall zu erholen beginnt. Diese letzten vier Jahrzehnte von Hauptmann bis Brecht, von Rittner bis Krauß, von der Sorma zur Bergner, waren eine Zeit unerhöter Blüte, auf die Deutschland mit bestem Recht stolz sein kann. In dieser Zeit hat das deutsche Theater einen Rang behauptet, der in der Welt einzig war. Wahrscheinlich sind in dieser Zeit keine Dramen von Ewigkeitsbedeutung geschaffen worden — eine solche Bilanz des Bleibenden wird später gezogen werden müssen — es handelt sich auch nicht darum sondern um den Willen und das Streben zur höchsten Leistung.

Was das deutsche Theater und die Theaterstadt Berlin besonders auszeichnete, das war die freudige Bereitheit, alle sich bietenden Werte aufzunehmen und selbständig zu verarbeiten, die kosmopolitische Aufgeschlossenheit, der Mangel an Borniertheit. Die berliner Theaterkritik war durch ihre Schärfe oft herzlich unbeliebt, aber sie hat das qualitative Niveau im ganzen mit höchster Gewissenhaftigkeit gewahrt; sie hat immer, im Gegensatz etwa zur pariser Kritik, die ganz in konventioneller Seichtheit dahintreibt, ein eignes markantes Gesicht gezeigt. Auch wir haben nicht die Verfallserscheinungen der letzten Jahre übersehen — es ist nicht der Zweck dieser Ausführungen, zu schildern, wie aus Überreife Fäulnis wurde und warum nicht rechtzeitig genug Ablösung überalterter Menschen und Dinge erfolgte. Es gilt hier nur Zeugnis für eine Zeit abzugeben, die wir zum Teil miterlebt haben, und einen unberufenen Zensor zurückweisen, der sein eignes Minderwertigkeitsbewußtsein unter der Toga des Anklägers verhüllt.

Die Kunst ist heute in die vierte Reihe gerückt. Die großen Entscheidungen werden auf einem andern Felde erfolgen. Aber es wäre feige und undankbar zugleich, wenn wir eine echte Leistung der jetzt zu Ende gehenden geschichtlichen Phase nicht gegen Schmähung schützen wollten. Herr Bloem

kommt sich gewiß als hochnationaler Mann vor, wenn uns auch seine Gründe für diese Annahme verschlossen bleiben. Er teilt mit vielen andern gleicher Couleur die Blindheit für die wirklichen Werte, für die besten Produkte der Nation. Es erleichtert Herrn Bloems Position, daß er heute an der Seite der Mächtigen steht. Aber dadurch werden seine eignen Romane nicht belangvoller und dadurch werden die Toten, die er herbeiruft, nicht lebendig. Er „grüßt mit erlöstem Aufatmen die Paniere des jungen Deutschland — für die heute Schaffenden". Ein alter Irrtum, einen politischen Flaggenwechsel für die Eröffnung einer neuen Kunstepoche zu halten. Schließlich kommt es doch immer auf das Können an und nicht auf das Panier, und öfter noch als in den Sonnentagen der Macht ist die große Kunst im Kellerdunkel der Opposition gediehen. Seit zehn Jahren bemüht sich der Nationalismus, einen literarischen Koloß auszubrüten. Die Geduld in allen Ehren — aber herausgekommen ist dabei kein Kleist sondern nur der fatale O. S.-Roman des Herrn Arnolt Bronnen, der in jeder Beziehung an der Grenze spielt. Herr Bloem sieht jetzt herrliches heranreifen. Nun gut, bei Philippi sehn wir uns wieder!

Feuerkopf oder Wasserkopf?

Aufruf

Haben Sie eine Bibliothek?

Leihen Sie diese Bücher weiter an Ihre Bekannten?

Gern oder ungern?

Denken Sie daran, daß der Schriftsteller, dessen Bücher verliehen werden, von seinen Tantiemen leben muß?

Ist Ihnen schon einmal der Gedanke gekommen, daß auch Sie der Schriftstellerschaft helfen könnten?

Am Tage des Buches zeigen wir Ihnen einen Weg:

Untenstehend sehen Sie einen Bogen mit 10 Schriftstellermarken, den Sie zum Preise von 1,— RM. erwerben können. Wenn künftig jemand ein Buch entleiht, entwerten Sie eine dieser Marken, indem Sie sie vom Bogen abreißen, dem Entleiher übergeben und 10 Pfg. von ihm verlangen. Sie unterstützen damit den Kampf der Autoren um besseres Recht und schützen gleichzeitig Ihre Bibliothek vor gedankenloser und unnötiger Benutzung von Dritten.

Der Schutzverband Deutscher Schriftsteller tritt an Sie mit der Bitte heran, mitzuwirken an der Einführung der Schriftstellermarke für Privatbibliotheken. Nichts ist so geeignet für diese Einführung wie der Tag des Buches, der die Nation an das lebende Schrifttum nachdrücklich erinnern soll.

Wir bitten Sie, auf untenstehender Postkarte uns Ihren ersten Bedarf an Marken mitzuteilen, und bitten Sie außerdem, die Schriftstellermarke zu benutzen und den Gebrauch in Ihrem Bekanntenkreise dringend zu empfehlen. Schützen Sie Ihre Bibliothek und helfen Sie den Autoren, deren Rechte wir verteidigen.

Schutzverband Deutscher Schriftsteller

*

Die Diktion dieses Schreibens verrät uns, daß der deutsche Geist in Gefahr ist und die Organisation der Schriftsteller das auch richtig erkannt hat. Der Schutzverband hat sich neulich ein Streitgespräch halten lassen „Feuerkopf oder Wasserkopf?" Man wird nach dieser aufrüttelnden Manifestation um eine Antwort nicht verlegen sein.

Die Sage vom Großen Krebs von Walter Mehring

Es geht um — es geht um eine böse Mär
Vom Krebs im Mohriner See —
Ihn ketten zwei Jahrtausende schwer —
Und wär er frei
Ging alles rückwärts und verquer
rückwärts und verquer.
Läutet die Glocken bim bam bom
Hosiannah! Gott gebs,
Daß nimmermehr loskomm
Der Große Krebs!

Denn kröche der Krebs aus dem Morast
Marschierte ein ganzes Heer
Das würgt und mordet, hetzt und haßt
Ihm hinterher
Im Krebsgang rückwärts und verquer —
rückwärts und verquer
Marschierte das ganze Rückwärtser-Heer!
Hosiannah! Gott gebs,
Daß loskomm nimmermehr
Der Große Krebs!

Und dann kreiste zurück die Jahrhundertuhr
Zur ewigen Mitternacht —
Und wenn die berauschte Kreatur
Vom Traum erwacht —
Geht Alles rückwärts und verquer
rückwärts und verquer
Zu Hexenbränden und Judenpogrom.
Hosiannah! Gott gebs,
Daß nimmermehr loskomm
Der Große Krebs!

Und wohin er kröche, folgt seiner Spur
Die Pest vom Mohriner See
Und es regierte die Krebsdiktatur
Und kommandiert
Das Ganze rückwärts und verquer
rückwärts und verquer!
Nieder mit Euch! Kadaverfromm!
Hosiannah! Gott gebs,
Daß nimmermehr loskomm
Der Große Krebs!

Ach höre mich, Volk! Welch du hier lebst
Und tief im Mohriner See
Um dein täglich Brot und Freiheit krebst:
Laßt ihn nicht frei,
Sonst geht es rückwärts und verquer
rückwärts und verquer
Wir Alle, Alle hinterher.
Und Euer Wille gebs,
Daß loskomm nimmermehr
nimmermehr
Der Große Krebs!
Der Große Krebs!

Sittenlehre für Ungläubige von Rudolf Arnheim

III. Weder Egoismus noch Altruismus

Verteidigt die Löwin ihr Junges mit ihrem Leben, so kann das nützlich sein, denn sie hat wirksame Muskelkräfte einzusetzen. Wenn sich aber Eltern im Dienste ihrer Kinder verzehren, so kann das unzweckmäßig sein, denn was verzehrt ist, nährt nicht mehr. Es gibt Eltern, die zum leeren Kokon werden, sobald das Kind ausgeschlüpft ist; sie geben ihr Eigenleben auf, verlegen ihren Schwerpunkt in das Kind, und es ist bekannt, daß diese Eltern weder die besten Erziehungsresultate erzielen noch bei ihren Kindern sonderlich beliebt sind. Ein warnendes Exempel dafür, wohin es führt, wenn man den Satz beim Wort nimmt, man solle nicht für sich da sein sondern für die andern. Wer nicht zu entscheiden weiß, wieviel Kräfte er zu sich selbst hinzuziehen, wieviel er für sich zu verbrauchen hat, der ist kein Zentrum und kein Magnet mehr, und gibt er sich den andern hin, so gibt er wenig. Ein Stengel, der alle Säfte in die Blüte schickt, knickt zusammen und trägt nicht mehr. Ebenso verliert das Kind an Halt, was es an Liebe gewinnt, wenn die Eltern an ihm hängen, wie ein Gewicht am Fuß. Ist das Kind schlecht veranlagt, so wird es zum Schmarotzer, ist es gut veranlagt, so fühlt es sich peinlich überbewertet. Häufig auch wird diesen Eltern das ständige Opfer zum Vorwand, um der Forderung, daß man sich weiterzuentwickeln habe, auf ehrenwerte Weise zu entgehen. Sie erheben für ihre Selbstlosigkeit den Anspruch, am Sein des andern ungebührlich zu partizipieren. Dafür, daß sie zu viel geben, verlangen sie, daß man auch ihnen zu viel gebe, und so streben sie auf eine Balance zweier verschobener Gleichgewichte hin, die zu nichts Gutem führen kann. Fühlt man, wie das Wort „Selbstlosigkeit" zugleich eine Art Offenbarungseid mitenthält, so wird man wissen, was hier gemeint ist.

Was einer für andre tut, soll ihn nicht aus seiner Bahn werfen sondern ihn zugleich selbst irgendwie fördern — eine Maxime, die nicht zu kleinlich verstanden werden möge. Man hat oft gesagt, Wohltuen sei auch nur Egoismus, denn es mache ja Spaß. Wiederum liegt da die schädliche Alternative von Eigenliebe und Nächstenliebe zugrunde: was den andern nütze, müsse zugleich einen selber beschweren, um wahrhaft gut zu sein. Aber ein Hund, der einen Wagen zieht, ist nicht deshalb, weil seine Schultern zum Ziehen nicht eingerichtet sind, moralischer als ein Pferd. Er ist falsch verwendet, und so ist es grotesk, einem Menschen dasjenige Hilfswerk moralisch besonders kräftig anzurechnen, das möglichst weit ab von seiner eignen Lebenslinie liegt. Gegen dies verlogene und masochistische Selbstverleugnungsdogma hat man sich zu wehren und trotzdem anzuerkennen, daß man oft gegen die eigne Unlust Entschlüsse durchsetzen muß, die man als richtig erkannt hat. Denn es gibt eine kleine Unlust der bloßen Trägheit und eine große Unlust, entspringend aus dem Gefühl, daß man etwas wider seine Natur tue.

Menschenleben ist Eintracht des Aufeinanderangewiesenseins. Und paßt das, was der eine benötigt, nicht zu dem, was

der andre zu geben vermag, so soll man nicht durch Gewaltakte sogenannter Moral auszugleichen suchen, was an der Gemeinschaftsform verkehrt ist. Wahrscheinlich hat die Moral im heutigen Gesellschaftsleben überhaupt die Funktion, Mißverhältnisse des sozialen Organismus durch Zwangsanspannungen des Willens zu überbrücken. Man betrachte nur beispielsweise, wie der natürliche Widerwille gegen die Ehescheidung, der in dem schönen Gefühl wurzelt, daß man eine Bindung nicht mutwillig sprengen solle, pervertiert wird zu einem Heiligsprechen der Bindung an sich, die der Mensch eben durch die Kraft seiner Sittlichkeit auch dann aufrecht zu erhalten habe, wenn sie ihn an Leib und Seele zerstöre. Leicht ersichtlich, daß diese Unantastbarkeit der Ehe, an der die Regierung ja kein unmittelbares Interesse hat, von ihrer Justiz und ihrer Kirche dennoch gefordert wird im Interesse des Begriffes der Bindung — denn wird die Bindung so weit entheiligt, daß man ihren Vorteil und Nachteil diskutieren darf, so steht es auch um die Bindung des Untertanen an die Obrigkeit faul, in einem nicht eben unfehlbaren Staatswesen.

Eine Ehe ist leichter vernünftig einzurichten als ein Staat. Das Gefühl der Liebe, das ihr zugrundeliegen soll, ist nicht gleich der Leidenschaft, die zuweilen — seltener wohl, als man gemeinhin annimmt — ins Spiel eingreift und Verbindungen schafft, die gern zum Unglück ausschlagen. Die Leidenschaft steht außerhalb einer Sittenlehre, jenes andre Gefühl der Liebe aber, das zu Zärtlichkeit und Treue gehört, ist nichts als das Meßinstrument fürs Zusammenpassen der Partner. Es ist der Instinkt dafür, ob einer dem andern helfen und nützen könne und dabei sich selbst fördern, von den gröbsten praktischen Handreichungen in Beruf und Hausstand und dem Wohlgefühl körperlicher Schmackhaftigkeit und Bekömmlichkeit bis zu den zartesten Feinheiten des Verständnisses und der geistigen Anregung. Dies, wenn man will, nachrechenbar gute Funktionieren einer Genossenschaft scheidet sich deutlich von der vehementen Passion und ihren schwächlicheren Ablegern, der abenteuerlichen Lust auf einen andern Menschen, die zumeist auf dem Reiz des Fremdartigen beruht. Es läßt sich beobachten, daß Menschen sich jahrelang von einem ganz bestimmten, ihnen sehr entgegengesetzten Menschentyp entzücken lassen, bis sie plötzlich umspringen zu einer Dauerverbindung mit einem ihnen sehr ähnlichen Menschen. Wahrscheinlich ergibt sich die gute Ehe aus der Balance zwischen dem Reiz des Fremdartigen und dem Wohlgefühl des Zueinanderpassens.

Dasselbe wie für den Blutsverwandten, Freund und Ehepartner gilt für den Staatsbürger. Der Staat, die Instanz für alle gemeinsam zu regelnden Interessen, ist ebenso prosaisch und ebenso heilig wie alle andern Gemeinschaftsformen auch. Er ist nicht heiliger als der einzelne Bürger, und so soll die staatsbürgerliche Moral dem Einzelnen nicht gebieten, sich für die Gemeinschaft aufzuopfern, sondern ihn nur erkunden lassen, welches das richtige Verhältnis zwischen den Rechten des Staates und denen des Einzelnen sei. Heftiger noch, als wenn vom Verhältnis zwischen Einzelmenschen die Rede ist, pflegt man auf dem Gebiet der staatsbürgerlichen Gesinnung mit den

schiefen Begriffen Egoismus und Altruismus um sich zu werfen, Hingabe zu predigen und so das Prinzip der aktiven Handelsbilanz auf die Moral zu übertragen. (Nur für das Verhältnis des Staates zu andern Staaten setzt die Hingabe-Moral plötzlich aus; hier erhält der Egoismus dieselben feierlichen Kränze wie sonst der Altruismus — ein schönes Beispiel für die Interessengebundenheit der Moral.) Besonders emsig schafft hier die Moral, weil sie besonders viel zuzupflastern hat. Das heiligende Prädikat „Selbstzweck" mußte dem Staat von den Herrschenden verliehen werden, um das offenbare Mißverhältnis von Leistung und Gegenleistung zu decken. So bekommt den krankhaften Charakter des Opfers, was nur natürliche Beisteuer sein sollte, und eben aus diesem Zwang zum Opfern entsteht die in derselben Ideologie befangene Alternative der Anarchisten, daß Freiheit und Unterordnung Gegensätze seien. Sie sind es in einer falsch konstruierten Gemeinschaft. Denn was ist wirkliche Freiheit? Freiheit besteht, wenn die Lebensziele des Einzelnen mit denen der Gemeinschaft übereinstimmen.

Tuen sie es nicht, so hilft kein unredlicher Appell an die Vaterlandsliebe. Denn Liebe, so sagten wir, ist die Lustprämie für eine gut funktionierende Partnerschaft. Ähnelt aber die Gemeinschaft einem Boot, in dem Zwei gegeneinander rudern, so wird aus dem warmen Gefühl der Zusammengehörigkeit der hysterische Aufschrei der Besessenen.

Spanien heute von Johannes Bückler

Es wäre ungerecht, einen bedeutenden Schriftsteller nach einem Schwupper zu beurteilen. Ilja Ehrenburg ist ohne Zweifel ein bedeutender Schriftsteller, ein Kenner des Menschenherzens und ein bezaubernder Schilderer von interessanten aktuellen Außenseiten — aber sein Buch über Spanien ist und bleibt ein Schwupper. Das muß man sagen, schon im Interesse Ehrenburgs, der bedenklich nahe daran ist, Urteile und Bücher aus dem Handgelenk zu schleudern. Ein großes Talent verliert sich in der Brillanz eines internationalen Feuilletonismus.

Ehrenburg nimmt im Leben und in der Literatur eine nicht grade bequeme Zwischenstellung ein. Die Moskauer rücken von ihm ab. Für sie ist er ein Emigrant, ein Renegat, der mindestens nach seinem Lebensstil und seinen künstlerischen Allüren zu den Weißen gehört. Außerhalb Rußlands aber wird dieser selbe Ehrenburg wie ein richtiger roter Bolschewik behandelt. Die Fremdenpolizeien der westlichen Demokratien schauen nicht ohne Furcht auf diesen seltsamen rothaarigen Menschen, der ihnen alles zu verkörpern scheint, was für sie zum Begriff Bolschewik gehört. Ehrenburg hat das Unglück, genau so auszusehen, wie sich ein Taschenmesserfabrikant in Sheffield oder ein Rentner in Toulouse einen russischen Agitator vorstellt. Dabei sind in Ehrenburgs Seele die Elemente merkwürdig gemischt: es ist ohne Zweifel ein erheblicher Prozentsatz von Gesinnungskommunismus darin enthalten, aber der Rest ist Negation, Nihilismus, kosmopolitische Vagabon-

dage. Ehrenburg hat seine entscheidenden Eindrücke in den letzten Vorkriegsjahren von den literarischen Zirkeln von Montmartre und Montparnasse empfangen. Und in dieser Welt der Ateliers und des l'art pour l'art ist er ohne Zweifel heute noch zu Hause, mag er sie noch so sehr persiflieren und als ein verjährtes Stück kleinbürgerlicher Verrottung verhöhnen. In den letzten Jahren reist Ehrenburg ruhelos in Europa herum und entwirft schnellfertige Skizzen von Ländern, die er vorübergehend berührt. Diese Skizzen sind alle von einer entzückenden Gehässigkeit, Thersites im Pullman-Car. Es bereitet ein ungewöhnliches ästhetisches Vergnügen, diese Durchhechelungen, diese eleganten Abschlachtungen ganzer Staaten und Völker zu lesen, manches ist von wahrhaft voltairischem Witz. Aber die Sache hat einen Haken: es stimmt einfach alles nicht. Die Facta, soweit sie überhaupt eine Rolle spielen, sind unrichtig vom ersten bis zum letzten.

Sein Spanienbuch, das vor kurzem auch deutsch herauskam (Malik-Verlag, kart. 3,20; Leinen 4,80), ist natürlich auch als Schwupper amüsant genug. In diesem südlichen Lande, dessen Volk mehr noch als Italien seiner Landschaft und den daraus entspringenden Traditionen schicksalsmäßig verhaftet ist, reist Ehrenburg mit der mißvergnügten Miene eines kommunistischen Parteischullehrers herum und verteilt überall gereizte Zensurprädikate. Es liegt uns fern, die spanische Revolution zu glorifizieren. Sie ist eine bürgerliche Revolution, die letzte bürgerliche Revolution in Europa, die letzte Neuauflage der Julirevolution, und das dicke soziale Ende wird erst nachher kommen. Aber Ehrenburg bagatellisiert diese Revolution und ihre Ergebnisse in einer Weise, die nicht nur schrecklich engherzig sondern auch völlig unhistorisch ist. Es ist undenkbar, daß sich Spanien, so wie es ist, so wie die Revolution es vorgefunden hat, mit einer einzigen großen Bewegung an die Seite Moskaus schwingen könnte. Aber die spanische Revolution ist trotzdem eine große Leistung, sie ist der erste Vorstoß der Nation gegen das Mittelalter. Mindestens sind in das bis dahin stockdunkle Gebäude jetzt die Fensterlöcher eingeschlagen worden. Und grade dies ignoriert Ehrenburg in schwer verständlicher Weise.

Vor allem aber übersieht Ehrenburg die besondern Bedingungen eines Mittelmeerlandes. Hier ist der Mensch in seinen Lebensgewohnheiten und in seinen geistigen und materiellen Ansprüchen nicht nur primitiver, er ist auch schlechter organisierbar. Der südliche Himmel ist sein Dach, die Straße sein Vereinslokal, die drei verwitterten Steinstufen um den Brunnen der Platz, wo er zu dreien oder vieren schwatzend seinen Sowjet bildet. Aber dieser Mittelmeermensch ist nicht in das organisatorische Schema des Nordens zu pressen. Das einzelne Individuum behält seine Würde, seine Grandezza. Es gibt überaus viele stinkende und zerlumpte Bettler, wie man sie nirgends findet, es gibt aber auch solche, die ihren struppigen Bart mit der Würde eines Kardinals oder Herzogs tragen. Es ist schließlich kein Zufall, daß der marxistische Sozialismus im Süden nirgends Fuß gefaßt hat, daß statt dessen die Götter des Sozialismus in Spanien nacheinander Michael

Bakunin, Peter Krapotkin und Georges Sorel geheißen haben, daß der individualistische Anarchismus vom modernen nordischen Kollektivismus nicht verdrängt werden konnte und daß die originellste politische Lebensäußerung Spaniens sein Syndikalismus ist. Und es ist weiter kein Zufall, daß von den gegenwärtigen Kommunisten Leo Trotzki die stärkste Anhängerschaft besitzt. Wo der Spanier also sich wirklich einmal mit Moskau berührt, da paktiert er augenblicklich mit der Opposition.

Es geht nicht an, daß man bestimmte Einrichtungen eines Mittelmeerlandes mit ähnlichen im nordischen Rußland vergleicht. Gewiß sind die Heizvorrichtungen in Spanien äußerst primitiv, aber es ist doch wohl ein Unterschied, ob sie es in einem Land sind, in dem man im Dezember noch im Meer baden kann, oder in einem Land, in dem man zehn Monate des Jahres auf der Ofenbank liegt. Und es geht auch nicht an, daß man genau die gleichen Nationaleigenschaften vollkommen anders einschätzt, je nachdem, ob man sie beim Bauern und Arbeiter oder beim Bürger findet. Singt der Proletarier melancholische Lieder, so ist das „Spott und Lust am Singen", aber bei seinem Arbeitgeber ist es „Verlogenheit". Wenn der Arbeiter Pausen einlegt, um auf dem Rücken zu liegen und in die Sonne zu blinzeln, so ist das die Wahrung seiner Menschenwürde. Sitzt der Advokat im Kaffeehaus, so ist das Faulheit und Zuhältertum. Es ist bei beiden die glückliche Natur des Südländers, der nicht arbeitet um der Arbeit willen, sondern nur, weil es — leider — zum Leben unumgänglich nötig ist. Man darf auch nicht einfach sagen: der Arbeiter verdient sechs Peseten, das sind zwei Mark, und damit kann man nicht leben. Sechs Peseten haben eine unendlich viel höhere Kaufkraft als zwei Mark. So kostet zum Beispiel eine Fahrt mit der Elektrischen oder Untergrundbahn in Barcelona umgerechnet fünf Pfennige. Und die Leinenschuhe mit Gummisohlen, die die Landbevölkerung trägt, kosten vierzig Pfennige. Diese Schuhe werden auch von der vorzüglich ausgerüsteten Gendarmerie und Guardia Civil im Dienst getragen, sie sind das Gegebene für die Bodenbeschaffenheit des Landes.

Wenn Ehrenburg von den Cortes spricht, so bezeichnet er jeden Deputierten von vornherein als Schauspieler und Lügner. Er kritisiert die bombastische Art, mit der von der Freiheit der Ehescheidung gesprochen wird, und findet es lächerlich, daß man darüber diskutiert, wie man den Kellogg-Pakt in die spanische Verfassung einfügen könne. Immerhin vergißt er dabei eine Kleinigkeit: nämlich daß nicht nur großartige Reden gehalten werden, sondern daß die spanische Republik in der Tat die modernste Ehegesetzgebung geschaffen hat, und daß es sehr viel besser ist, den Kellogg-Pakt in der Verfassung zu vermauern als ihn zu unterschreiben und sich dann über ihn lustig zu machen.

Aber grade weil diese junge Republik allerhand geschaffen hat — ihre klügste Tat war wohl die kampflose und großzügige Autonomiegewährung an Katalonien — grade deshalb ist es töricht von ihr, ein Buch wie das von Ilja Ehrenburg auf den Index zu setzen. Eine Kritik von links muß sich eine Demokratie gefallen lassen, sie kann sich das leisten.

Brolat von Gabriele Tergit

Brolat hat 72 000 Mark Gehalt bei der BVG bezogen. Kein Herrscher über vergesellschaftete Produktionsmittel sondern ein Emporkömmling, schlüpfte er vom blauen Hemd des Metallarbeiters allzu rasch ins seidene Hemd der Sklareks. Ein Deutschnationaler darf 150 000 Mark Gehalt beziehen oder 500 000 Osthilfe — das schadet ihm nicht, aber wenn ein alter sozialistischer Arbeiter 72 000 Mark bezieht, herrscht Einigkeit in sämtlichen Parteien. Brolat hat nicht mehr bekommen als andre Direktoren auch. Solange er bei der Berliner Verkehrsgesellschaft war, kam kein Streik vor, der Gewerkschaftler konnte die Wünsche der Arbeiter mit denen des Unternehmens vereinigen, kaum war er fort, brach der Berliner Verkehrsstreik aus, der die BVG 1 000 000 Mark kostet. Für die BVG war er sein Gehalt wert. Warum anläßlich eines Meineidprozesses wieder vom Gehalt sprechen? Weil alle davon sprachen: Ankläger, Zeugen, Verteidiger.

Die Vernehmung Brolats durch den Regierungsrat Tapolski nach dem Zusammenbruch der Sklareks dauerte vier Stunden. Über diese Vernehmung existieren zehn Seiten Protokoll. Aber war es überhaupt eine Vernehmung, sah es nicht beinahe aus wie eine Unterhaltung? Ob Brolat gesagt wurde: es geht um den Stadtbankdirektor Hoffmann, ist aus dem Protokoll nicht zu ersehen. Ob er auf die Bedeutung des Eides aufmerksam gemacht wurde, ist aus dem Protokoll nicht zu ersehen. Ob er auch nur gefragt wurde, verwandt oder verschwägert mit dem Angeklagten, ist aus dem Protokoll nicht zu ersehen. Wann er vereidigt wurde, ist aus dem Protokoll nicht zu ersehen. Das war keine Gerichtsvernehmung, wo dem Vernommenen schon am Talar der Ernst des Ganzen aufgeht. Und später schrieb Brolat ans Gericht: „Wenn noch ein Punkt aufzuklären ist, bitte ich mich zu vernehmen." Auf dieses Schreiben bekam er nie eine Antwort.

Und nie wäre Brolat in dieser ganzen Affäre verdächtigt worden, wenn nicht der Obermagistratsrat Brandes den Verdacht ausgesprochen hätte, Brolat sei am Tage vor der Verhaftung der Sklareks zu ihm gekommen, um die Untersuchung aufzuhalten. Brolat bestreitet es, und Brandes kann Leute der Linken nicht leiden. Die Staatsanwaltschaft unter Freiherr von Steinäcker — der bekanntlich die These vom zweierlei Recht verficht, „eine bolschewistische Forderung, auch wenn sie aus nationalsozialistischem Munde kommt", wie Papen gesagt hat — begann auf diesen Verdacht hin eine Untersuchung gegen Brolat wegen Begünstigung, und dann noch eine, auf Anzeige des Vereins gegen das Bestechungsunwesen, wegen unlauterm Wettbewerb. Und das alles dauerte drei Jahre, und eines Tages wurde die Untersuchung aus rechtlichen Gründen eingestellt. Aber mit keiner Miene wurde in diesen drei Jahren verraten, daß im Hintergrund ein Meineidsverfahren lauert. Bürgermeister Elsas erkundigte sich. Die Verfahren seien erledigt: kein Wort von Meineid. Da plötzlich im November 1932 wird noch einmal das alte Tapolskische Protokoll hervorgeholt. Man entdeckte „Unstimmigkeiten" im Verlauf des drei Jahre langen Verfahrens und eröffnete ohne

weiteres die Voruntersuchung. Der Bürgermeister, der sich nach dem Stande der Dinge vergeblich erkundigte, erfährt das aus der Zeitung. Am dritten Weihnachtsfeiertage wird Brolat verhaftet, weil er in zwei Punkten die Unwahrheit gesagt habe.

Erstens: „Ich kenne die Stadtbankdirektoren nur dienstlich und auch nur flüchtig."

Vorwurf: Er hat mit Hoffmann anläßlich der Anzugbezahlung gesprochen, also ist es ein Meineid.

Zweitens: „Ich bezog seit 1928 meine Anzüge unmittelbar von Keller und Furch."

Vorwurf: Er hat sie an Sklareks bezahlt. Also Meineid. Aber das Groteske ist, daß Brolat 250 Mark für den Anzug sehr hoch erschien, und er dachte die Sklareks kriegen Prozente von Keller und Furch, was er ihnen nicht verderben wollte, wohingegen in Wirklichkeit die Anzüge 350 Mark kosteten und Sklareks also 100 Mark zusetzten. Das ist eine ziemlich komplizierte Bestechungsform.

Dann kam später noch ein dritter Anklagepunkt: Er erwähnte als Geschenke nur einen silbernen Stock und Blumen und nichts von den seidenen Hemden, obwohl er die zwölf Stück am Tage vorher mit dem berüchtigt gewordenen Preis von 819 Mark bezahlt hatte. Dabei fällt die Gesinnung der Untersuchenden auf, die meinen, ein Geschenk von zwölf Hemden sei mehr Grund, den Schenkenden zu decken als Duzfreundschaft mit ihm, seidene Hemden seien mehr als Freundschaft! O, Welt!

Das alles liegt über drei Jahre zurück, steht in jenem Protokoll Tapolskis, das in bezug auf den Eid so ungenau abgefaßt ist und das Brolat anbot zu berichtigen.

Daß Brolats Beziehung zu Sklareks schief war, kein Wort darüber, daß Brolats ganze Existenz schief war, kein Wort darüber — Brolat ist Verkörperung vom Glanz und Abstieg einer großen Bewegung, der Proletarier, der Kleinbürger wurde, satt und sehnsuchtslos. Aber noch nie ist eine Meineidsklage auf solche Weise erhoben worden. Meineidsanklagen kommen aus den Anzeigen des Hasses, der in Ehescheidungsprozessen sich ansammelt, im Beleidigungsprozesse, in Mietsstreitigkeiten. Der Brodem aus üblen Instinkten steigt aus diesen Anzeigen auf. Die Staatsanwaltschaft geht ihnen fast nie nach. Die Anzeigenden bedrängen die Behörde immer wieder, immer wieder: „Ich wer'n schon auf die Anklagebank bringen." Ungern beugen sich die Staatsanwälte, ein winziger Prozentsatz aller Anzeigen kommt zur Anklage. Aber hier begann ein großer Eifer, diese Anklage zustande zu bringen. Und es genügte nicht der erste Staatsanwalt vom Landgericht III, ein Staatsanwalt vom Landgericht I, Spezialist in Sklareksachen, wird ihm zugeteilt. „Und mit Sklarek sollt Ihr Euch beschäftigen Euer Leben lang." Nicht aus einer Anzeige entstand dieser Prozeß sondern aus Aktenvergleich. Und drei Sätze, vor drei Jahren gesagt in einer vierstündigen Unterhaltung, werden Grundlage zu einem Antrag auf anderthalb Jahre Zuchthaus und zu einer Bestrafung mit einem Jahr Gefängnis. Vae Victis!

„Die Sardinenfischer“ von Alfred Polgar

Ein Schauspiel der begabten Erzählerin Elisabeth Castonier, aufgeführt an der Volksbühne.

In der kleinen Ortschaft der Pyrenäenküste, Gegend von Perpignan, hungern und fischen die Sardinenfischer. Ihren Fang kauft um Spottpreise der Händler, kurzweg „Monsieur“ genannt, in dessen Dienst die Fischerstöchter Sardinen sortieren und packen. Dies, das Sortieren und Packen, geschieht mit drei, vier Handgriffen, die wir im ersten Bild des Stücks ausreichend kennenlernen. Die nie rastende Parallelbewegung der vielen Mädchenhände schneidet eine Art Mäander in die Luft, eine trostlos unendliche Chiffre unendlich trostloser Arbeit. Von der Technik der Sardinenpackerei erfahren wir, daß immer der Kopf des einen Fischchens neben dem Schwanz des nächsten zu plazieren ist, und daß in der Schachtel die dicksten Sardinen obenauf kommen.

Der Packerei-Inhaber behandelt die Mädchen, die sich für ihn die Haut von den Fingern schinden, als Leibeigene. Nach Belieben schlägt oder schwängert er sie, und wenn er gut gelaunt ist, schlägt er auch die, die er geschwängert hat. Für jedes Kind von ihm, das eine Packerin ins Leben oder in den Tod setzt, zahlt er zweihundert Franken. Das ist seine feste Taxe. Nicht im Schauspiel, aber im Programmheft wird versucht, die Charakterschwärze Monsieurs aufzuhellen, indem von ihm gesagt wird, er mißbrauche zwar seine Macht und die Mädchen, aber „nicht so sehr aus Zynismus als aus Zwang. Er ist weniger ein böser als ein ausgelieferter Mensch“. Wem ausgeliefert? Kann sein, dem Klima. Kann sein, dem Gesetz der Determination. Das Programmheft äußert sich über diesen wesentlichen Punkt nicht näher, und im Stück selbst fällt kein Wort zu Monsieurs Erklärung oder Entschuldigung. Seine Schlechtigkeit hat keine Herkunft; er ist böse, weil er böse ist.

Das Mädchen Angèle, dem er auch ein Kind gemacht hat, gibt seinen armen Eltern von den zweihundert Franken hundertfünfzig. Mit den restlichen fünfzig zieht es in die Stadt. Angèle hat den Plan, dort reich zu werden, dann mit ihren Reichtümern heimzukehren, alle Sardinen aufzukaufen und so den verhaßten Unternehmer zu ruinieren. Überraschend schnell glückt ihr der erste, märchenhaft zeit-ungemäße, Programmpunkt: reich zu werden. Sie findet in der Stadt Dienst bei einem alten Junggesellen wundermild, der Spieluhren züchtet, und ihr sein vieles Geld vermacht. Dies getan, stirbt er.

Als begüterte Erbin kehrt Angèle in die Heimat zurück. Man darf sagen, daß sie, wie selten eine Fischerstochter, männliche Selbstsucht und männliche Güte in extremen Beispielen kennen lernt: neben dem furchtbaren Sardinen-Engrossisten jenen in Milde hinschmelzenden greisen Gentleman, neben dem jungen Tischler, der sie opferfreudig liebt, den eignen Vater, der sich erstaunlich gegen die heimgekehrte Tochter benimmt. Zuerst einmal verlangt er von ihr die fünfzig Franken zurück, mit denen sie fortgegangen war, und da sie 20 000 (in Worten: zwanzigtausend) auf den wackligen Tisch des Hauses legt, was tut der Alte? Umarmt er die Tochter? Springt er an

die Decke vor Glück? Ohne auch nur danke zu sagen, packt er die zwanzigtausend, und mit einem schlichten „Halts Maul" verknurrt er sich in den Hintergrund. Wahrlich, die Fischer in der Perpignaner Gegend sind nicht rührselig; und schwer fällt es Herrn Almas von der Volksbühne, der schon in Stimme und Tonfall die ihm eingeborene Freundlichkeit nicht verhehlen kann, ein so habgieriges, nur aus Rinde bestehendes Vaterherz vorzutäuschen.

Inzwischen hat Monsieur auch die Schwester Angèles geschwängert, hat deren Mutter die statutarischen zweihundert Franken auf der Haben-Seite ihres Haushaltsbudgets bereits in Rechnung gestellt. Angèle macht durch diese einen Strich. Sie geht in die Packerei und schlägt Monsieur mit einer eisernen Stange tot. Vor dieser großen Szene, zu der es hinstrebt, biegt das Schauspiel zaghaft ab, führt gleich in die Werkstatt des liebenden Tischlers, dem Angèle ihre Tat berichtet. Die dramatische Flut, mit Spannung erwartet, tritt während der Verwandlungspause ein, hernach ist wieder Ebbe.

In der Tischlerwerkstatt steht ein fertiger Sarg. Er dient aber nur dazu, die Düsterkeit der Situation zu vertiefen, denn in ihm vor den Häschern sich zu verbergen, lehnt Angèle ab. Die Gendarmen holen sie.

In den ersten zwei Bildern ist das Schauspiel Zustands-Schilderung und soziale Anklage. Es wirkt da wie ein, etwas verspäteter, Vorläufer der „Weber". Hernach wird diese Linie verlassen, und ein absonderliches Einzelschicksal, ohne Ausblick ins Allgemeinere, wickelt sich ab. Die Stärke des Stücks liegt im Episodischen, das, zu keinem andern Zweck als zum Selbstzweck da, dem innern und äußern Zusammenhang des Geschehens nicht fehlen würde, wenn es fehlte. So machen die „Sardinenfischer" den Eindruck einer Zeichnung, in der die Linien, auf die es ankommt, von den Hilfslinien überwuchert werden.

Angèle: Luise Rainer, eine Entdeckung des Doktor Beer, der der deutschen Bühne viele neue Begabungen zugeführt hat. Fräulein Rainer ist sich ihres Talents bewußt und eindringlichst bemüht, auch die Zuschauer seiner bewußt werden zu lassen. Hierbei wird sie oft dazu verleitet, ihr Spiel theatralisch zu verdicken. Sie setzt es dann zwischen Anführungszeichen, zeigt sozusagen mit Fingern auf das Temperament, die Leidenschaft und Ausdrucksfähigkeit, die sie, unverkennbar und unübersehbar, besitzt.

Sehr schön und stimmungssatt sind die Szenenbilder von Rochus Gliese, besonders das projizierte Meer, über dessen ewigem Auf und Ab die Lichter der Wellenkämme geistern. Daß dieses bewegte Meer stumm bleibt, erhöht seinen unwirklichen Zauber. Und vor solchem majestätischem Hintergrund drücken Händler, deren Herzen hart sind wie ihre Hüte, die Sardinenpreise!

Dies haben, wie die neue Aufführung der Volksbühne lehrt, Natur und Theater gemeinsam: daß auch ihre großartigen Szenerien oft nur für kleine, klägliche Vorgänge den Rahmen abgeben müssen.

Der Todeskampf des Dollar-Kapitalismus

von Bernhard Citron

1918 schrieb Maximilian Harden: „Nie wieder darf irgendwo eine Menschenschicht entstehen, der aus den Adern verblutender Krieger Gewinn zusickert; die an Ausbruch und langer Dauer eines Krieges, weil er Waffen, Geschosse, Kleider, Stiefel, Pferde, Automobile, Stahlplatten, Stacheldraht, Sprengstoff, Kupfer, Nickel, Gummi, See- und Luftfahrzeuge, Feldküchen, Zement, Beton, Scheinwerfer, Handelstonnage vernichtet, und danach zu turmhoch gesteigertem Preis rascher Ersatz nötig wird, ein ekles Geschäftsinteresse hat." So wandte sich am Ausgang des Krieges der Zorn einer gepeinigten Welt gegen die Kriegsgewinnler hüben und drüben — diesseits des Ozeans war das Kriegsgeschäft nicht sauberer, jenseits war es nur gewaltiger.

Die erste amerikanische Krise fiel in das Jahr 1920, als der Konsum des Krieges gestoppt war und die Vorräte an Kriegsmaterial keine Abnehmer fanden. Vielleicht hätte diese erste Wirtschaftskrise nach dem Kriege das Ende des Kapitalismus und auch das Ende der Kriege herbeiführen können, da Krieg und Kapitalismus einen verdammt schlechten Ruf genossen. Schwerlich hätten sich damals Staaten bereitfinden können, Banken und Industriekonzerne zu stützen, die aus dem Blut des Krieges Profite gesogen hätten und dann beim Versiegen des Blutstromes um die Quelle ihrer Einkünfte gebracht waren.

Der amerikanische Kapitalismus wurde gerettet, weil er selbst die „Schwerter in Pflugscharen verwandelte". War vorher die Vernichtung ein Geschäft, so wurde es jetzt der Wiederaufbau. Hatte die Krise nach der Kriegskonjunktur kaum ein Jahr gewährt, so hält die Krise nach der Wiederaufbaukonjunktur bereits seit dreieinhalb Jahren an. Damals drückten nur jene Vorräte auf den Markt, die nicht vom Kriege „konsumiert" waren, jetzt aber liegen Maschinen, Rohstoffe und Industrieerzeugnisse brach, die während der Konjunktur nicht wirklich verbraucht sondern in ihrer ursprünglichen oder verarbeiteten Form gestapelt worden sind.

Im Stillen denken Wirtschaftsführer in allen Ländern: Könnte nicht, wie einst die Wiederaufbau-Hausse die erste Nachkriegsdepression ablöste, ein neuer Krieg die Aufbau-Krise beenden? Aber in den Vereinigten Staaten wünscht man keine politischen Abenteuer. Bis die japanische Flotte nicht auf dem Hudson schwimmt, wird Amerika keinen Krieg gegen die Söhne des Himmels führen.

Die finanzielle Umschichtung, die ein Krieg mit sich bringen könnte, wird auch in den friedlichen Maßnahmen und Plänen der amerikanischen Regierung nachgeahmt. Die wirtschaftliche Folge eines Krieges stellt einen Übertrag vom Guthaben des Steuerzahlers, des Sparers und Konsumenten auf das Konto der Industrie und der Landwirtschaft dar. Im Kriege werden bei der Wirtschaft Bestellungen gemacht, die sich für den Konsumenten in Preiserhöhung, für den Steuerzahler in Abgabenerhöhung, für den Sparer in Geldentwertung

äußern. Man kann zu dem gleichen Ergebnis im Frieden gelangen, wenn man die Produktion einschränkt oder vernichtet, aus Steuermitteln Subventionen an die Wirtschaft zahlt und schließlich durch eine Inflation die Schuldner auf Kosten der Gläubiger entlastet.

Hoover hatte in seinem Bemühen um die Erhaltung der prosperity den Federal Farm Board veranlaßt, durch Aufkäufe am Getreidemarkt den Weizenpreis möglichst hoch zu halten. Ein Teil dieser magazinierten Vorräte verfaulte, ein andrer Teil mußte wieder an den Markt gebracht werden und drückt erneut auf den Preis, der Rest schließlich wird weiter als Bestand des Farm Board mitgeschleppt werden. Aus den Äußerungen Roosevelts im Wahlkampf und aus der „demokratischen Plattform" hätte man entnehmen können, daß diese Stützungspolitik nicht mehr fortgesetzt werden soll. Aber das grundsätzlich Neue, das der neugewählte Präsident zu tun gedenkt, scheint nur eine Ausdehnung der bisherigen agrarischen Maßnahmen zu sein. War unter Hoovers Regime die Anbaufläche für die Wintersaat des Getreides eingeschränkt worden, so beabsichtigt Roosevelt einen Baumwollpool zu schaffen, dessen Zweck die Einschränkung der Anbaufläche um 40 Prozent und die Gewährung von Subventionen an die Farmer ist. Dafür aber beansprucht Roosevelt diktatorische Vollmachten für einen Zeitraum von zwei Jahren.

Schon vor Jahresfrist hat Präsident Hoover die Golddeckung des Dollars auf die gesetzliche Mindestgrenze von 40 Prozent herabgesetzt und als zusätzliche Deckung die Hereinnahme von Regierungsanleihen in das Portefeuille der Federal Reserve Banken verfügt. So fing die inflationistische Bewegung an. Drei Monate später faßte der Kongreß den Beschluß, die Dollarparität dem durchschnittlichen Preisniveau der Konjunktur anzupassen, was allerdings nicht durchgeführt wurde. Während man aber noch über die Möglichkeit der Re-Deflation (lies Inflation!) beriet, brachte der bekannte Senator Glaß seine große Bankreform zur Sprache, die der Anlagetätigkeit der Finanzinstitute große Beschränkungen auferlegen sollte und damit ganz deflationistisch gewirkt hätte.

Heute ist die Lage ähnlich. Redeflation, Kreditausweitung, Inflation, Devalvation — viele Bezeichnungen für denselben Begriff — stehen zur Debatte, aber die jetzt grade akut gewordene Bankenkrise wird mit rein deflationistischen Mitteln bekämpft. Schon hat die Michigankrise übergegriffen auf die Staaten Illinois und Louisiana, auf Ohio, Minnesota und Pennsylvania mit dem Industriezentrum Pittsburgh. Gold und Papiergeld werden in so großem Umfange gehamstert, daß trotz der Erhöhung des Notenumlaufs um 200 Millionen Dollar im Laufe einer Woche starke Geldknappheit mit gleichzeitigem Anziehen der Zinssätze eingetreten ist. Schleunigst soll eine Reform des amerikanischen Bankwesens, eine staatliche Kontrolle der Finanzinstitute und eine Zentralisierung der Notenausgabe, die heute noch durch achttausend größere und kleinere sogenannte „Nationalbanken" besorgt wird, vorgenommen werden. So notwendig diese Maßnahmen auch sein mögen, die erwünschte Krediterweiterung bringen sie nicht.

Früher hieß es immer, mit den gewaltigen Mitteln der Finance Reconstruction Corporation solle die amerikanische Wirtschaft angekurbelt werden, tatsächlich aber schützte man nur die Banken vor drohenden Schalterschließungen. Die Finance Reconstruction Corporation hat im Jahre 1932 die gigantische Summe von zwei Milliarden Dollar in die Wirtschaft gepumpt. Hiervon erhielten die Banken und Eisenbahngesellschaften 1624 Millionen Dollar, während für Bauzwecke, zur Linderung der Arbeitslosigkeit und für den Absatz landwirtschaftlicher Erzeugnisse nur 314 Millionen Dollar zur Verfügung standen. So ist Amerika bereits mitten in einer Inflation, ohne die Wirtschaft angekurbelt und die Arbeitslosigkeit verringert zu haben.

Roosevelts Anhänger, die Führer der Industrie und der Landwirtschaft, verlangen nach dem Übergang von der unbewußten zur bewußten Inflation. In Mitteleuropa fürchtet man die Inflation, in England erträgt man sie, aber in Amerika wird man sie bejubeln. Die kapitalistische Wirtschaft in amerikanischer Reinkultur hofft auf die Beseitigung der Vorräte, hofft auf die Ausweitung der Kredite, hofft auf — die Zerstörung des Kapitals. Ja, dieser Kapitalismus ist im Grunde antikapitalistisch, denn als Bankenschuldner, als Subventionsempfänger und als „Arbeitsloser" wartet der Unternehmer auf Streichung der Schulden, auf „Wohlfahrtsunterstützung" und auf Beschäftigung durch Aufträge der öffentlichen Hand. Das Fundament der freien, kapitalistischen Wirtschaft ist in Amerika (nicht nur dort!) vom Unternehmertum selbst zerstört worden.

Wenn es gelingt, diesen kapitalistischen Krieg gegen den Besitz zu führen, ohne daß die überschüssige Baumwolle die 14 Millionen Arbeitslosen der Vereinigten Staaten kleidet, ohne daß die ungeheuren Bestände des Federal Farm Board die hungrigen Mägen der Frauen und Kinder dieser Arbeitslosen füllen, wenn es gelingt, den Geldwert durch eine Inflation herabzusetzen und die Preise heraufzusetzen, ohne daß die Löhne dieser Bewegung folgen, dann soll nach einer weitverbreiteten Auffassung die neue Wiederaufbau-Konjunktur einsetzen. Erzeugen, um zu vernichten, das ist der Sinn jedes Krieges, auch dieses Krieges gegen die Überproduktion, gegen den Wert des Geldes und die Unterwertung der Ware. Aber je rascher Aufbau und Zerstörung aufeinander folgen, je häufiger dieser Wechsel eintritt, desto schwieriger wird es sein, in den kurzen Konjunkturintervallen das vernichtete Kapital neu zu bilden. So müßte der Kapitalismus bei der Fortsetzung dieses Spieles mit dem Feuer schon daran zugrunde gehen, daß er sich allmählich selbst aufgibt.

Aber es gibt nicht nur Konjunktur und Depression, Ware und Währung in Amerika, sondern vierzehn Millionen Arbeitslose, die keinen Penny Unterstützung erhalten, und zahllose Farmer, denen die letzte Kuh und das letzte Pferd für ein paar Cents gepfändet wird, weil eine törichte Markt- und Preispolitik des Staates die landwirtschaftlichen Erzeugnisse vom Verbraucher fernhält. Hier stecken die Kräfte, die dem Zerstörungswerk nachhelfen werden, wenn der amerikanische Kapitalismus nicht schon von selbst zusammenbricht.

Die Militäretats

Große Nationen werden niemals durch die Verschwendung und Unklugheit von Privatleuten arm, obgleich sie es zuweilen durch öffentliche Verschwendung und Unklugheit werden. Das ganze oder fast das ganze Staatseinkommen wird in den meisten Ländern dazu verwendet, unproduktive Menschen zu unterhalten. Dahin gehören ein zahlreicher und glänzender Hofstaat, eine große Geistlichkeit, große Flotten und Armeen, welche in Friedenszeiten nichts hervorbringen und in Kriegszeiten nichts erwerben, wodurch die Kosten ihres Unterhalts selbst während der Dauer des Krieges gedeckt würden. Da Leute dieser Art selbst nichts hervorbringen, so werden sie durch die Erzeugnisse von andrer Menschen Arbeit unterhalten. Werden sie also unnötigerweise vermehrt, so können sie in einem Jahre so viel von diesem Erzeugnisse verzehren, daß nicht genug übrig bleibt, um die produktiven Arbeiter, die dasselbe im nächsten Jahre reproduzieren müßten, zu unterhalten. Das Produkt des nächsten Jahres wird also kleiner sein als das des vorhergehenden, und dauert dieser Übelstand fort, so ist das Produkt des dritten Jahres noch kleiner als das des zweiten. Diese unproduktiven Menschen, die nur mit einem Teile des ersparten Einkommens unterhalten werden sollten, können so viel von dem gesamten Einkommen verzehren und dadurch so viele Menschen zwingen, ihr Kapital, ihre für den Unterhalt produktiver Arbeit bestimmten Fonds anzugreifen, daß alle Sparsamkeit und Klugheit der einzelnen nicht imstande ist, die Verwüstung und Verminderung der Erzeugnisse wieder gut zu machen, die durch jene gewaltsame und erzwungene Schmälerung herbeigeführt wird. *Adam Smith (Der Reichtum der Nationen, S. 349).*

Verlustliste

— Folgende höhere preußische Beamte wurden ihrer Ämter enthoben oder beurlaubt: 2 Oberpräsidenten, 3 Vizepräsidenten bei Oberpräsidien, 8 Regierungsvizepräsidenten, 2 Landräte, 2 Regierungspräsidenten, 1 Ministerialdirektor, 1 Regierungsdirektor, 1 Oberregierungsrat, 2 Regierungsräte, 1 Polizeimajor, der Vizepräsident des Provinzialschulkollegiums Berlin, 2 Geheime Regierungsräte, der Leiter der neuköllner Karl-Marx-Schule und mehrere mittlere Beamte des berliner Polizeipräsidiums; die thüringische Regierung hat 2 sozialdemokratische Bürgermeister ihrer Ämter enthoben.

— Folgende Zeitschriften und Zeitungen wurden verboten: Die ‚Südhannoversche Volkszeitung', ein Zentrumsblatt, die sozialdemokratische ‚Freie Presse' in Osnabrück, die sozialdemokratische ‚Volksstimme' in Mannheim und der sozialdemokratische ‚Volksbote' in Zeitz auf je fünf Tage; ‚Der Grundstein', das Organ des deutschen Baugewerkschaftsbundes, auf zehn Wochen; ‚Die Entscheidung', das Blatt der Nationalrevolutionäre, auf vier Wochen; die kommunistische ‚Junge Garde' auf sechs Wochen; das kommunistische ‚Tribunal' auf acht Wochen; das kommunistische Oppositionsblatt ‚Gegen den Strom' auf ein Vierteljahr; der ‚Rote Stern' und der ‚Rote Wähler' auf je acht Wochen; der ‚Alarm' bis zum 31. März; der sozialdemokratische ‚Volksfreund' in Frankfurt a. d. O. und das sozialdemokratische ‚Neumärkische Volksblatt' in Landsberg auf je fünf Tage; die sozialdemokratische ‚Märkische Volksstimme' auf drei Tage; die kommunistische magdeburger ‚Tribüne' auf zehn Tage; die kommunistische Wochenschrift ‚Ostpreußisches Volksecho' auf sechs Wochen; die kommunistische ‚Arbeiterzeitung für Schlesien' auf zehn Tage; die Scheringer-Zeitschrift ‚Aufbruch' auf drei Monate; die kommunistische ‚Illustrierte Post' und die ‚Tribüne' Otto Straßers auf je sechs Monate; die kommunistische ‚Arbeiterzeitung' in Frankfurt a. M. auf einen Monat; die kommunistische ‚Arbeiterstimme' in Dresden auf eine

Woche; die ‚Heinsberger Volkszeitung' und das bonner Zentrumsblatt ‚Deutsche Reichszeitung' auf je drei Tage; die Wochenschrift ‚Der Arbeitslose' und der kommunistische ‚Arbeiter-Sender' auf je vier Wochen; das Schmalkaldener SPD-Blatt ‚Volksstimme' und die sozialdemokratische ‚Volkszeitung' von Görlitz auf fünf Tage; ‚Der Umsturz', das Blatt der Nationalbolschewisten auf sechs Wochen; das ‚Euskirchener Volksblatt' auf zwei Tage, die ‚Dürener Zeitung' auf drei Tage; die ‚Sozialdemokratische Zeitung der Proletarier aus dem Eulengebirge', der kommunistische ‚Kämpfer' in Chemnitz, die SPD-Blätter ‚Rathenower Tageblatt', ‚Brandenburger Zeitung' und ‚Potsdamer Volksblatt' auf je drei Tage; die sozialdemokratische Wahlzeitschrift ‚Der Wähler' in Braunschweig auf vierzehn Tage; das stuttgarter kommunistische Organ auf zwei Monate; der ‚Funke', das Organ des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes, auf vierzehn Tage; die sozialdemokratische frankfurter ‚Volksstimme' auf fünf Tage; das sozialdemokratische ‚Kasseler Volksblatt' auf drei Wochen; die kommunistische ‚Neue Zeitung' in München auf fünf Tage; die flensburger sozialdemokratische ‚Volkszeitung' auf vierzehn Tage; ‚Der Proletarier', das Organ des Fabrikarbeiterverbandes und die katholische ‚Junge Front' in Düsseldorf auf je drei Wochen; die kommunistische ‚Arbeiterzeitung' in Bremen auf 6 Tage; die staatsparteilichen ‚Mecklenburger Blätter' auf fünf Wochen; der Vertrieb der ‚Saarbrücker Volksstimme' in Deutschland für drei Monate. Beschlagnahmt wurde je eine Ausgabe der ‚Niederrheinischen Volkszeitung', des ‚Dortmunder Generalanzeigers', der sozialdemokratischen ‚Tribüne' in Erfurt, des kommunistischen ‚Thüringer Volksblattes' und des ‚Volkswillen' in Hannover.

— Das Reichsgericht hat die Verbote folgender Blätter aufgehoben: der sozialdemokratischen ‚Rheinischen Zeitung'; des ‚Vorwärts'; der ‚Eisenacher Volkszeitung'; der ‚Werra-Wacht'; der ‚Ostthüringer Volkszeitung'; der ‚Reußischen Volkszeitung' und der ‚Sozialdemokratischen Zeitung der Proletarier aus dem Eulengebirge'; auch weigerte sich das Reichsgericht, das vom Reichsinnenminister verlangte Verbot der ‚Münchner Neusten Nachrichten' auszusprechen. Der kommissarische Preußenminister Göring hat eine verschärfte Anwendung der Pressenotverordnung befohlen.

— Folgende Versammlungen wurden aufgelöst oder nicht genehmigt: Die Kundgebung „Das Freie Wort" in Berlin; eine Versammlung des Friedensbundes der Mütter und Erzieherinnen in Köln; eine berliner Versammlung des Kampfkomitees gegen den Krieg im Osten, nachdem sie zuerst nur unter der Bedingung gestattet worden war, daß Egon Erwin Kisch nicht auftrete, weil er Ausländer ist; eine kommunistische Versammlung in der Koppenstraße Berlin; ein Platzkonzert des Reichsbanners in Berlin und ein Aufmarsch des Reichsbanners durch die Straßen von Moabit; eine Sportpalastversammlung der KPD; ein revolutionärer Bauernkongreß in Ostpreußen; eine Kundgebung der ‚Eisernen Front' in Hirschberg. Ein „Lustiger Abend" des königsberger Goethe-Bundes konnte nicht stattfinden, weil die Veranstalter den nationalistischen Drohungen gegen das Auftreten Roda Rodas nachgaben. Im Freistaat Sachsen wurden sämtliche Versammlungen unter freiem Himmel und sämtliche Demonstrationen der KPD und ihrer Hilfs- und Nebenorganisationen bis auf weiteres verboten. Redeverbote wurden verhängt: über Künstler in Mecklenburg-Schwerin und in seinem Wahlkreis Potsdam II; über Grzesinski und den Landrat Hansmann in Dortmund; über Crispien in Kassel.

— In Preußen können nach einem Erlaß Görings „ehrenhafte, wahlberechtigte, auf nationalem Boden stehende Deutsche" zu hilfspolizeilichen Diensten herangezogen werden.

— Das Karl-Liebknecht-Haus wurde geschlossen.

— In Kaltenbrunn in Schlesien wurden 25 Teilnehmer eines sozialdemokratischen Arbeitslosen-Lehrkurses mit ihrem Lehrer unter dem Verdacht des Hochverrats verhaftet.

Bemerkungen

Die erste Friedenskonferenz

Die Zeitung ‚L'Oeuvre' hat das Verdienst, daran erinnert zu haben, daß die erste Friedenskonferenz nicht jene Haager Konferenz war, auf die Deutschland einen Völkerrechtslehrer als Delegierten schickte, dessen Lehrbuch des Völkerrechts mit der Versicherung anfing, es gebe kein Völkerrecht. Was die französische Zeitung über die erste Friedenskonferenz vor hundert Jahren zu erzählen weiß, ist höchst instruktiv.

Louis Philippe hatte in der Thronrede von 1831 beklagt, die auf andern Gebieten der staatlichen Tätigkeit erzielten Ersparnisse seien ohne tatsächliche Wirkung geblieben, weil das Militärbudget verschlinge, was anderswo erspart werde. Er wolle diese Last eiligst vermindern, sobald er die Gewißheit habe, es ohne Gefahr für die Sicherheit und Würde Frankreichs tun zu können. Diese Gewißheit hänge von der allgemeinen Abrüstung ab; Frankreich wünsche sie, die europäischen Regierungen fühlten ihre Notwendigkeit; das Interesse aller fordere sie. Die Abgeordnetenkammer antwortete, die allgemeine Abrüstung werde die schönste Errungenschaft der Zivilisation sein.

Am 29. September versammelte Casimir Périer, in Fortführung einer frühern Sitzung, die Gesandten der vier Großmächte. Es wurde ein Text ausgearbeitet, der den Mächten zur Ratifikation vorgelegt werden sollte. Nach einer Einleitung, die mit ihrer billigen Herzlichkeit und ihrem falchen Lyrismus fatal an gewisse genfer Elaborate erinnert, folgen zwei Artikel:

1. Die Streitkräfte zu Lande und zu Wasser Frankreichs, Oesterreichs, Preußens und Rußlands sollen auf den gewöhnlichen Friedensfuß zurückgeführt werden.

2. Die Ausführung der Abrüstungsmaßnahme solle am ersten Januar 1832 beginnen und am ersten Mai abgeschlossen sein.

Metternich läßt diese Formeln unterschreiben, aber er verhehlt nicht, daß er sie für ganz nutzlos hält. „Der Friedensfuß soll wiederhergestellt werden", schreibt er, „wir haben ihn, und wir haben ihn nie verlassen ... Wir brauchen nur die Urlauber einzuberufen und eine gewisse Menge von Pferden, die wir im Lande haben, einzukaufen, um zur gegebenen Zeit zum Krieg bereit zu sein."

Moskau antwortet einfach, der Kaiser betrachte sich als auf dem Friedensfuß stehend. „Im Grunde stimmt er also", schreibt ein zeitgenössischer Diplomat, „der Abrüstung der andern zu."

Auch Preußen betrachtet den ihm vorgelegten Text mit Sympathie; aber es findet wünschenswert, daß Frankreich „Europa das Beispiel der Abrüstung gebe, denn seine militärischen Kräfte stehen auf einem ungeheuren Fuße". Und an der belgischen Affäre, meint es, werde alles scheitern; „ein Grund zur Zwietracht könne entstehn, und die Abrüstung würde sich ohne die Sicherheit vollziehn, die sie begleiten muß."

Am 29. Dezember vereinigt Casimir Périer die vier Gesandten wieder, diesmal zur Grabrede. Eine allgemeine Abrüstung sei aussichtslos und werde von der „öffentlichen Meinung" nicht gestützt, „solange wichtigere und entscheidendere Fragen im Interesse des europäischen Systems offen blieben".

Daran war wohl alles richtig, bis auf das „Europäische System". Denn das Konglomerat aus dynastisch zusammengebündelten Brocken konnte man damals und kann man auch heute nicht ein System nennen.

Aber ist es nicht interessant, daß damals schon alles da war, was uns heute zur Verzweiflung bringt? Daß die andern anfangen mögen; daß man selbst schon abgerüstet habe; und sogar die „Sicherheit" gab es schon.

Europa hat also in hundert Jahren seine dringlichste Angelegenheit nicht um einen Schritt weitergebracht; es ist ihm nicht mal was Neues eingefallen, und wenn es was Neues hörte, wie Litwinows Plan, hat es nicht zugehört.

Rudolf Leonhard

Kinderelend

Zu den Errungenschaften der modernen Medizin gehören die hygienischen und therapeutischen Fortschritte, die eine ganz enorme Abnahme der Säuglingssterblichkeit und eine beträchtliche Verlängerung der durchschnittlichen Lebensdauer zur Folge hatten. Allein die Entdeckung des Insulins hat dazu geführt, daß Tausende von Zuckerkranken am Leben und bei relativ gutem Wohlbefinden geblieben sind, während sie früher durch die gefürchteten Komplikationen des Diabetes aufs schwerste gefährdet waren. Ebenso hat durch die moderne Kinderheilkunde die Säuglingssterblichkeit in beträchtlichem Maße abgenommen, seitdem man den Wert einer nach physiologischen Grundsätzen orientierten Ernährung erkannte.

Was in jahrzehntelanger mühevoller Arbeit für die Gesunderhaltung der Säuglinge und Kleinkinder erreicht worden ist, droht unter den katastrophalen wirtschaftlichen Verhältnissen für die ältern Kinder wieder verloren zu gehen. Eine Ende vorigen Jahres durchgeführte ärztliche Untersuchung an 970 Schulkindern dreier verschiedener Volksschulen im Norden Berlins hat recht besorgniserregende Ergebnisse gezeitigt.

Es handelte sich um acht- bis vierzehnjährige Kinder der sechsten bis ersten Klasse. Von 483 der 970 untersuchten Kinder standen die Väter oder Mütter noch in Arbeit. Quäkerspeisung erhielten 276 Kinder. Die Eltern von 197 Kindern hatten noch eine Laube.

Länge und Gewicht der Kinder wurden mit dem Normalmaß verglichen, das der bekannte wiener Kinderarzt v. Pirquet für das betreffende Alter aufgestellt hat. Gewiß kann eine solche „Normaltabelle" nur einen sehr annähernden und unvollkommenen Maßstab abgeben, trotzdem kann sie als Richtschnur dienen. 1923 bewegte sich nun der Durchschnitt der schulärztlich untersuchten Kinder im Körpergewicht über den von Pirquet aufgestellten Zahlen, heute aber wiegen von den 970 Kindern 418 für ihr Alter zu wenig, und zwar im Durchschnitt um 2,7 Kilogramm. Das Untergewicht schwankt zwischen 0,3 und 10 Kilogramm. Bezieht man das Gewicht nicht auf das Alter sondern auf die Körperlänge, so ergeben sich noch ungünstigere Zahlen, denn ein großer Teil der Kinder war erheblich länger als das für ihr Alter errechnete Normalmaß. Im Verhältnis zur Körperlänge fand sich bei 658 Kindern ein Untergewicht von durchschnittlich 3,09 Kilogramm. Auch hier schwankten die Zahlen zwischen wenigen hundert Gramm und 15,5 Kilogramm.

Da sich seit Ende des vorigen Jahres die wirtschaftlichen Verhältnisse noch weiter verschlechtert haben, sind die oben genannten Resultate heute sicherlich schon durch noch ungünstigere überholt.

Auch bei den Kindern, die Quäkerspeisung erhielten, waren die Ergebnisse nicht besser, was nicht verwunderlich ist; denn die Speisung wird ja grade solchen Kindern gewährt, die zu Hause eine besonders unzureichende Ernährung bekommen. Auch bei den Schülern, deren Eltern eine Laube besaßen, fielen die Zahlen kaum besser aus, da Licht, Luft und Sonne allein ungenügende Kost nicht ersetzen können. Bei den Mädchen waren die Ergebnisse weniger schlecht als bei den Knaben. Es entspricht dies durchaus der allgemeinen medizinischen Erfahrung, wonach Mädchen durch ihren physiologisch größern Fettbestand mehr zuzusetzen haben als Knaben, die ihr Körpereiweiß schon früher angreifen müssen.

Diese Zahlen sollten eine ernste Warnung sein, denn es kann für die Zukunft unsres Volkes nicht gleichgültig sein, wenn unsre Schulkinder in einem so erheblichen Maße unterernährt sind. Unterernährung von Kindern in der Wachstumsperiode ist gleichbedeutend mit herabgesetzter Widerstandsfähigkeit gegenüber allen möglichen Krankheiten auch im späteren Leben. Abgesehen von den akut drohenden Hungerschäden wie Skorbut sind die unterernährten Individuen zum Beispiel den Infektionskrankheiten besonders ausgesetzt. Am bedenklichsten ist jedoch die verminderte Resistenzkraft gegenüber der Tuberkulose. Schon Robert Koch hat ausgesprochen, daß „der Tuberkelbazillus der Schmarotzer des inferioren Organismus ist".

K. Wolff

Günter Weisenborn

hat vor zwei Jahren einen Roman geschrieben, „Barbaren" (Sieben Stäbe-Verlag, Berlin; 2.85). Vor kurzem bekam ich dieses Buch erst zu sehen, las es, in einem Zuge, und zeige es nun hier an; nach zwei Jahren, in denen wir erlebten, wie eine politische Gruppe sich die Macht aus den Händen winden ließ und eine andre die kampflos geräumten Positionen bezog. Wir hätten somit eigentlich andre Sorgen als die um ein Buch, das vor dieser Zeitspanne entstand und noch dazu Ereignisse behandelt, die uns nur noch wie ein ganzer ferner Spuk aus den ersten Jahren der Republik anmuten. Aber daß trotz diesen Jahren ein politischer Roman noch so wirkt, als sei er eben konzipiert — das berechtigt schon allein dazu, ein Versäumnis nachzuholen.

1923. Die Franzosen stehen an Rhein und Ruhr, die Mark saust in einen schwindelerregenden Abgrund, die Welt des Bürgers bricht zusammen. Da sitzt in Bonn eine Handvoll Studenten und Studentinnen, die „Tafelrunde"; „Volksstudenten", wie sie sich nennen; Menschen mit Idealen; bestimmt, einmal das materielle und ideelle Erbe ihrer Väter anzutreten, das vor ihren eignen Augen zerrinnt; eingekeilt zwischen der durch die feudalen Verbindungen verkörperten Reaktion und der Revolution, zu der sie eigentlich gehören, die sie aber nicht mögen, weil sie ihrer Herkunft widerspricht; voll Wut auf den fremden Eroberer; voll Haß auf die Separatisten; dumpf, „heroisch und ahnungslos".

Zwischen ihnen Borbeeke, der Mann aus Oldesloe; im luftleeren Raum, weil die Generation, die das Verbindungsglied zwischen der seinen und der der Alten bilden sollte, von einem vierjährigen Morden fast ganz aufgerieben wurde. Sein Weg geht von der

Gläubigkeit an die mitgebrachten Ideale, über deren langsame Zertrümmerung, durch eine „private Anarchie", und langsam tastet sich der junge Student zu einem neuen Wollen durch, zum Sozialismus. Die einzelnen Etappen dieser Entwicklung sind von einer Glut des Erzählens erhitzt, die sich mit stärkster Intensität dem Leser mitteilt; und die Episoden, an denen Borbeeke keinen Anteil hat, sind nicht minder bewegt.

Neun Menschen gleicher Herkunft gehen durch das Buch, und nur einer endet da, wo ein neuer Beginn ist. Zwei wandern aus; einer, Bickbeer, ein unglaublich schmuddliger Dickhäuter mit dem Bodensatz sämtlicher Philosophie-Systeme im Gehirn, fällt „auf dem Schlachtfeld des bessern Jenseits"; ein andrer: „eingegangen in den Dienst einer bürgerlichen Republik"; ein sechster wird bei einem, glänzend geschilderten Sabotageakt gegen die Regiebahn zur Strecke gebracht; ein siebenter verschwindet in dem Heer der erwerbslosen Akademiker; und zwei Frauen löschen sich selber aus: Mascha, die russische Emigrantin, und Maleen, „das Denkmal eines schönen Mädchens", frigide Geliebte Borbeekes, die „vorläufig Belebte", Schatten eines Menschen.

„Barbaren"? Diese Jugend hat nie Ruhe und Ordnung gekannt sondern nur Umsturz und Zusammenbruch. Sie „wird nicht zurückkehren in eure bürgerlichen Systeme", sie „wird euch gefährlich werden!"

Mit einem schonungslosen Zynismus deckt Weisenborn die Verfaultheit der bürgerlichen Welt und ihrer Einrichtungen auf, enthüllt den leeren, nur auf Pauken abgestellten Universitätsbetrieb, zeigt die Interessen, die sich hinter den politischen Idealen verbergen, legt die Menschen in ihrer ganzen Differenziertheit bloß, und aus den Einzelzügen ersteht ein Bild des Deutschlands der Nachkriegszeit. Und ob sich das nun um Menschen, Geschehnisse, Atmosphäre, Seelisches, Problematik oder sonst etwas handelt — alles ist gestaltet, auch das scheinbar Sachlichste ist durch den Schmelzofen eines schöpferischen Feuers gegangen. Geist und Blut in der richtigen Verbindung. Ein seltener Fall: ein politischer Roman, der nicht Papier bleibt sondern in jeder Zeile dichterische Form annimmt.

Walther Karsch

Apropointen

Einer meiner auf zwei Beinen laufenden Wechsel, zahlbar bei Sicht, begegnet mir. „Sie haben Pech", sagt er (ein Mezie-Mäzen), „es war schon ein Andrer da." „Kein Firmenschutz", meinte ich, „kann mich vor dergleichen sichern; heute befindet sich auch die Konkurrenz in Hoexter-Not."

*

Mopp (der Maler Max Oppenheimer) taucht im alten Café des Westens an unserm Tische auf und schüttet eine Kiste frisch importierter Anekdoten aus. Alles lacht. Auf der Höhe seines Triumphes wendet er sich zu mir: „In Prag erzählte man mir doch so viel von Ihrem Witz; Sie sagen ja gar nichts?" „Verehrter Herr Oppenheimer", antwortete ich, „ich bin nur ein kleiner Gelegenheitsarbeiter des Geistes; wie könnte ich es wagen, mit einem Warenhause des Witzes zu konkurrieren; diese Riesenlager! Und Alles so erstaunlich billig!"

*

„Sehen Sie", bemerkte hierzu ein gläubiger Cafétischist, „das ist es, was ich an Anton Kuh so bewundre; diese Schlagfertigkeit, dieses ..." „Nun", beruhigte ich, „Kuh ist allerdings schon mehr ein Gelegenheitsvorarbeiter!"

*

Else Berna sah man jahrelang nur in Begleitung ihres Freundes, des Malers Asir, der ewig stumm, mit treuen Augen und jede dumme Bemerkung mit tiefem, wiehherndem Lachen beantwortend neben ihr saß. „Was hat die Berna nur an dem Asir; der spricht doch nie ein Wort?" fragte jemand. „Dennoch", sagte ich, „ist dieser Berna-Diener ein begabter Hund; allerdings kein

sprechender; asirisch ist eben eine tote Sprache!"

*

„Was meinen Sie zur politischen Situation?" interpelliert man mich. „Auf die Dauer wird mutuelle Teutonanie die Leute kaum befriedigen. Ob aber habitueller Psychopathriotismus heilbar ist, weiß ich nicht."

*

Im „Kleinen Theater" spielt Agnes Sorma Ibsens Nora. Wild vor Begeisterung ruft mein Begleiter: „Bravo, Norma! Norma!" „Ihr Lapsus, mein Lieber", bemerke ich, „ist ein nettes Symbol für die Einheit, zu der die Sorma als die Nora..." „Dinorah? Wie denn Dinorah? Das ist doch eine Oper!" nimmt mir jener das letzte Wort aus dem Munde. Und das ist an dieser Norma-Anekdote das auffällig Unnormale.

John Hoexter

Messalina auf dem Dorfe

Eichstetten am Kaiserstuhl ist ein hübsches Weindörfchen, in dem man jeden Nationalsozialisten liebreich empfängt, jeden gescheit, liebenswürdig und wunderhübsch findet — erst recht, wenn er von so weit her kommt, wie von Singen am Hohentwiel. „Des isch ä witte Ris des, ä witte Ris!" Und zur Rebernte kann man alle Hände gebrauchen. Ein wandernder junger Nationalsozialist wurde von einem Bauernpaar mit weit geöffneten Bauernarmen aufgenommen. Aber da passierte ein Unglück in der Familie. Ein Kalb wurde krank, und das ist viel schlimmer, als wenn ein Kind krank wird. Das arme Kalb verfiel der Notschlachtung, die Ortsviehversicherung trat in Aktion, die vorsieht, daß jedes Mitglied in solchen Fällen dem Geschädigten so viel mal fünfzig Pfennige zu zahlen hat, wie es selber Kühe im Stalle hat. Das Kalb sollte beerdigt werden. Aber dazu kann man sich denn doch nicht so leicht entschließen. Das viele, gute Futter, was so ein Tier gekostet hat! Die Familie verzehrte das arme, unschuldige Kalb also, in Angst zwar vor dem Auge des Gesetzes, aber in voller Ehrfurcht vor den vielen Kosten, die es schon verursacht hatte.

Unser Held nun schlug Kapital aus dieser Notschlachtung, und zwar nach und nach vierzehnhundert Mark, immerhin a Göld in sellere Zitte. Gar zu gern ging er „uff Friburg", wo es so „sufer isch un glatt", wie Johann Peter Hebel singt, um in vielen Lokalitäten seinen Grimm über die Unsittlichkeit der Welt zu ersäufen. Das Geld dazu mußte ihm seine bäuerliche Gastgeberin bar auf den Tisch des Hauses legen, brachte er doch jedesmal ein „Attest" eines freiburger Universitätsprofessors heim. In diesen Schreiben stand immer wieder mit dürren Worten, daß unser Nazimann von dem heimlich gegessenen, notgeschlachteten Kalbe den Teufel im Leibe habe und einer längern Kur in Freiburg bedürfe.

Nun leben ja im Menschenblute verschiedene Bakterien. Unser Nazi erzählte der guten Bäuerin, daß er grade die allergefährlichsten erwischt habe, die es überhaupt in der Welt gibt — er ganz alleine aus der Familie! Also Bakterien! Herrgottsdunder, was isch au des nit!

Glücklicherweise aber gibt es auch Feinde der Bakterien, durch die man sie unschädlich machen kann. Unser Held wollte auf keinen Fall seinen edlen Arierkörper länger als Wohnstatt von abscheulichen Giften betrachtet wissen. Also her mit den Antitoxinen! Er erzählte der Bäuerin in verschwiegener Dämmerstunde, daß der eminent tüchtige freiburger Professor nunmehr den geheimnisvollen Urquell seiner Leiden entdeckt habe. Und zwar im Hirn. Die Bäuerin nickte verständnisvoll. Sie hatte ja auch schon von dieser schrecklichen Bakterienkrankheit gehört, sie wußte nur bisher nicht, daß die auch von notgeschlachtetem Kalbfleisch kommen kann.

Der Gastfreund beruhigte sie. Ein an entgegengesetzter Stelle befindliches Organ hätte die Aufgabe — laut ärztlicher Ver-

ordnung —, das durch das Kalbfleisch erzeugte Gehirngift aus seinem werten Organismus wieder herauszutreiben. Der gefährliche Krankheitszustand ließe sich also gewissermaßen nur in Liebe abreagieren. Und die noch in den besten Jahren stehende Bäuerin, in ihrer Güte und in ihrer Angst wegen der durch ihr eignes Kalbfleisch verursachten Krankheit, erklärte sich schweren Herzens zum gemeinsamen Abwehrkampf gegen die Bakterien bereit. Und in mancher Nacht forderten Wirtin und Gast vereint die Bakterien in die Schranken! Sanft schnarchte der angetraute Bauer im Bette nebenan.

Als die Bäuerin endlich — beunruhigt durch die professoralen Atteste, die nicht aufhörten, ihr ins Haus zu flattern — die Sache vor Gericht bereinigen lassen wollte, kam auch der letzte delikate Punkt zur Verhandlung. Wer aber vermöchte dieser treuherzigen Gastgeberin zu zürnen, die dem strengen Richter auf die peinliche Befragung antwortete: „I hab's jo nit us Wolluscht tue, aber i hab denkt, jetz isch mi Brueder scho im Krieg g'falle, jetz will i do de totkrank Bue nit au no auf's G'wisse nemme!"

Ach, die Zeit ist finster und der Raum in der einzigen bäuerlichen Schlafkammer enge: der Mensch tappt im Dunkeln und ist immer bemüht, die schwere Aufgabe des Lebens richtig zu lösen — gewissenhaft das Letzte hergebend — auch im Kampfe gegen die Bakterien!

Käthe Vordtriede

Erkenntnis

Jede Gemeinheit, die man an uns begeht, haben wir zuvor an andern begangen. Die Ohrfeige, die wir einst gaben, ist seither zu uns unterwegs. Eines Tages wird sie dort eintreffen. Wir sollten niemals überrascht, aber immer sehr demütig sein.

‚Mitteldeutsche National-Zeitung' NSDAP, 21. Februar

Deutsch für Deutsche

Wir wollen den Aasgeier des Marxismus mit Stumpf und Stiel ausrotten!

Aus einem Wahlplakat der NSDAP

Hinweise der Redaktion

Berlin

Deutsche Liga für Menschenrechte. Dienstag 20.00. Hotel Russischer Hof, Georgenstraße 21/22. Kurt Caro und Arthur Rosenberg: Von Ebert bis zur Gegenwart. — Montag (6. 3.) 20.00. Langenbeck-Virchowhaus, Luisenstraße 58. Lichtbildervortrag Lenka von Koerber: Sechs Monate in Sowjetgefängnissen.

Schutzverband Deutscher Schriftsteller. Dienstag 20.00. Café Wittelsbach Bayrischer Platz 2. Georg Lukacs: Weltanschauungsfragen in der Literatur.

Linkskartell der Geistesarbeiter und freien Berufe. Mittwoch 20.00. Spichernsäle, Spichernstraße 3: 14 Jahre Marxismus.

Dresden

Weltbühnenleser treffen sich jeden Dienstag 20.15 im Sophiengarten, Kleine Plauensche Gasse 26. Thema: Aktuelle Tagesfragen. Aussprache.

Frankfurt/Main

Weltbühnenleser treffen sich jeden Freitag 20.30 im Café Hauptwache, I. Stock.

Bücher

Paul Joseph Cremers: Die Marneschlacht. J. G. Cotta, Stuttgart. 2.50.

Alexander Lernet-Holenia: Jo und der Herr zu Pferde. Gustav Kiepenheuer, Berlin. Brosch. 3.20; Leinen 4.80.

Gustav Stresemann: Vermächtnis (3. Band). Ullstein, Berlin. 13.—; Leinen 16.—

Erwin Topf (Jan Bargenhusen): Die grüne Front. Ernst Rowohlt, Berlin. 4.80.

Rundfunk

Mittwoch. Prag 18.30: Die Kulturbedeutung des Sozialismus. — Königswusterhausen 19.35: Claudio Arrau spielt. — **Donnerstag.** Hamburg 19.30: Hermann Kesten liest. — Moskau 20.00: Wochenrundschau und Briefkasten. — **Freitag.** Breslau 20.00: Aus Mozarts Idomeneo. — Moskau 20.00: Lohnverhältnisse der Sowjetarbeiter. — Königswusterhausen 20.05 und Berlin 21.15: Artur Schnabel spielt Beethoven. — **Sonnabend.** Mühlacker 18.25: Theater im Reich und in Berlin, Herbert Ihering. — Moskau 20.00: Marxismus-Leninismus. — **Sonntag.** Moskau 20.00: Der 7. November im Hörfilm. — **Montag** (6. 3.) Moskau 20.00: Die Sozialversicherung der Kriegs- und Arbeitsinvaliden.

Antworten

Republikanische Beschwerdestelle. Ihr schreibt uns: Unter der Überschrift „Und Hindenburg?" brachte das gauamtliche Organ der badischen NSDAP ‚Der Führer' eine Neujahrsbetrachtung, in der sich schwerbeschimpfende Worte gegen den Reichspräsidenten von Hindenburg fanden. Unter anderm hieß es: „Wer hofft noch allen Ernstes darauf, daß Hindenburg von sich aus alles das verbrennt und verwirft, was geschäftige Kreise seiner Umgebung ihm als anbetungswürdig eingeimpft haben? Wer glaubt, Hindenburg werde endlich Einsicht mit der Not seines Volkes haben und den Weg zu ihm zurückfinden, den der Generalfeldmarschall das erste Mal im November 1918, zum zweiten Male bei der Verpflichtung in die Hand des marxistischen Reichstagspräsidenten Löbe verließ... Wenn nicht mit Hindenburg, dann gegen ihn, dann geht der Volkssturm, die Empörung in aller Schärfe und Schonungslosigkeit gegen Person und Sache des greisen Generalfeldmarschalls, der sich dem Schicksal hemmend in den Weg stellt. Keine Sentimentalität, keine noch so großen Verdienste und legendären Schilderungen können diesen Entschluß und die Schärfe dieses Kampfes irgendwie hemmen. Hindenburg ist die Feste, die schützende Bastei, hinter der sich alles verkriecht, was dem jungen Deutschland feindlich ist. Die versteckten Schädlinge lassen sich nicht aus ihrem Neste hervorlocken. Darum muß der Sturm gegen die Festung gehen, um die Insassen auszuräuchern. Was mit der Festung wird, ist nicht unsre Sache." Auf die Strafanzeige der Republikanischen Beschwerdestelle Berlin gegen den verantwortlichen Schriftleiter des ‚Führer' teilt die Staatsanwaltschaft in Karlsruhe in Baden unter dem 14. Februar 1933 mit, daß das Verfahren eingestellt wird. „Der Herr Reichspräsident hat die Ermächtigung zur Strafverfolgung nicht erteilt und von der Stellung eines Strafantrags abgesehen."

Staatsanwalt in Spandau. Sie haben gegen zwei Milchhändler Anklage erhoben, weil sie Milch statt zu dem festgesetzten Preise von 24 Pfennige für 20 Pfennige verkauft haben. Daraufhin hatten die Händler Strafmandate über 50 RM erhalten, obwohl die polizeiliche Untersuchung ergeben hatte, daß die Milch völlig einwandfrei war. Das Gericht hat Sie desavouiert und die beiden Händler freigesprochen. Bravo! Das heißt, wer nicht juristisch gebildet sondern nur im Besitz seines gesunden Menschenverstandes ist, wird diesen Freispruch selbstverständlich finden. Genügt die agrarische Verteuerung aller Lebensmittel noch nicht? Soll auch der Handel durch Strafandrohung gezwungen werden, die Konsumenten mehr zu belasten, als er selbst für nötig hält?

‚Der Angriff'. In deiner Nummer vom 23. Februar überschreibst du den Bericht der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung: „Fast Stillstand der Zunahme der Arbeitslosigkeit." Du mußt also zugeben, daß sie auch nach dem 30. Januar und trotz des 30. Januar noch zugenommen hat. Um diesen Tatbestand deinen Lesern zu versüßen, schließt du deine Betrachtungen folgendermaßen ab: „Wir können also schon in Anbetracht dieser Sachlage mit Optimismus in die Zukunft sehen und hoffen, daß in wenigen Wochen die Kurve der Arbeitslosen beginnt, sich nach unten zu neigen." Deine Hoffnung wird sich sogar unbedingt verwirklichen. Wie auch die an der Herrschaft befindliche Regierung dann aussieht, im Frühjahr nimmt immer die Arbeitslosigkeit ab, allein schon mit Rücksicht auf die Landwirtschaft und den Baumarkt.

KPD. Der nationalsozialistische ‚Stürmer' behauptet, daß der frühere Naziabgeordnete Doktor Arthur Dinter dir beigetreten sei. Ist das wahr? Von dem „Blutsünder" könnte man allerdings sich denken, daß er das Bedürfnis nach einer gewissen Emporentwicklung

verspürt. Aber daß du das Bedürfnis nach Dinter verspürt hättest, das kann man sich schwerer vorstellen.

Deutsche Presse. Du vermerkst unter deinen Personalnachrichten: „Chefredakteur der ‚Stargarder Zeitung', Carl Naab, erhielt für seine Verdienste um die Förderung des vaterländischen und monarchischen Gedankens vom Kronprinzen Ruprecht von Bayern die Kronprinz-Ruprecht-Medaille am Band in den Farben des Königlichen Hausritterordens vom heiligen Georg — eine Auszeichnung, die nur an Bayern verliehen wird (Kollege Naab ist geborener Bayer)." Nach Artikel 109 der Reichsverfassung dürfen Orden und Ehrenzeichen vom Staat nicht verliehen werden. Die vom „Kronprinzen" Ruprecht verliehene Medaille hat also rechtlich nur dieselbe Bedeutung wie ein Kotillonorden. Hast du als Organ des Reichsverbandes der deutschen Presse eigentlich die Aufgabe, Nachrichten von so zweifelhaftem Rechtscharakter und von so unzweifelhafter Minderwertigkeit deinen Zeitungslesern vorzusetzen?

Bäckerinnung Eilenburg. Ihr habt beschlossen: „Es dürfen nur Lehrlinge eingestellt werden, die den Konfirmationsschein vorlegen können." Bravo! Nun ist wenigstens jeder, der in Eilenburg Brot kauft, ganz sicher, nur gutes, christliches Gebäck zu erhalten. In Eilenburg ist Deutschland bestimmt schon erwacht.

Der Funke. Du schreibst: „‚Nach einer neuesten Aufstellung stellt sich der Nachwuchs der deutschen Familie folgendermaßen dar: Kinderlose Ehen: 40 Prozent; Ehen mit einem Kind: 13 Prozent; Ehen mit zwei Kindern: 20 Prozent; Ehen mit mehr Kindern: 15 Prozent. Das ist das Ende! Soll das gemeine Wunschwort eines vom Haß wahnwitzigen Franzosen, daß Deutschland um 20 Millionen Menschen zuviel hat, zur schaurigen Wahrheit werden?' Diese dringende Frage ist zu lesen unter dem Motto: ‚Deutschland darf nicht sterben!' am Anschlagkasten der ‚Deutschen Freistudentenschaft', der im Flur der wiener Universität hängt. Dies ist nur eine ganz kleine Kostprobe von dem Geist, der jetzt auf den Hochschulen herrscht." Wir finden es verdienstvoll, daß du die elende Völkerverhetzung an der wiener Universität niedriger hängst. Leider ist auch im deutschen Volke die Legende noch weit verbreitet, Clémenceau habe gesagt, es seien zwanzig Millionen Deutsche zuviel auf der Welt. Deshalb muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß Clémenceau lediglich die unbestreitbare Wahrheit festgestellt hat, daß damals Deutschland zwanzig Millionen Einwohner mehr zählte, als es mit seiner Agrarproduktion ernähren konnte. Aus dieser statistischen Feststellung hat die nationalistische Propaganda einen angeblichen Ausspruch herausgefälscht, der Clémenceau als antideutschen Sadisten charakterisieren sollte.

Leser in Saarbrücken. Geben Sie bitte Ihre Adresse an Herrn Rudi Josephs, Großherzog-Friedrich-Straße 63, der regelmäßige Zusammenkünfte der Leser Ihrer Stadt in die Wege leiten will.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das II. Vierteljahr 1933

einzuzahlen, da am 10. April 1933 die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.
Im Falle höherer Gewalt oder Streiks haben unsere Bezieher keinen Anspruch auf Nachlieferung oder Erstattung des entsprechenden Entgelts.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.

Die Zukunft der Kriegsschulden von Gerald Hamilton

Die ganze Kriegsschuldenfrage ist in allen ihren Aspekten schon so oft und so gründlich beleuchtet worden, daß weder ein Prophet noch ein Zauberer wirklich neue Momente darzubieten in der Lage wären. Immerhin ist es nicht ausgeschlossen, daß die deutsche Öffentlichkeit sich dafür interessiert, wie ein linksstehender Engländer dieses Problem sieht, und ich will daher versuchen, die Gesamtlage und die Zukunftsaussichten des Komplexes vom britischen Standpunkt aus zu schildern.

Zunächst scheint es mir wichtig zu sein, festzustellen, daß der Hauptgrund für die Deutschland auferlegten ungeheuren Lasten doch in der Frage der Kriegsschuld zu suchen ist. Seine Feinde, die zugleich seine Ankläger und Richter waren, haben Deutschland ganz allein für die Vorbereitung und Entfesselung des Weltkrieges verantwortlich gemacht. Erst auf Grund dieser von allen in Versailles versammelten Staatsmännern geteilten Ansicht wurde Deutschland angehalten, die ganze Rechnung zu begleichen, und das hat es auch — ob mit Recht oder Unrecht, mag dahingestellt sein — sich zu tun verpflichtet. Sowohl den Veröffentlichungen der russischen Staatsarchive wie den Gewissensbissen, die einen Staatsmann nach dem andern plötzlich zu bedrängen begannen, ist es zu danken, wenn heute offen zugegeben wird, daß Deutschland nicht nur am Ausbruch der Feindseligkeiten nicht die alleinige Schuld trägt, sondern daß es gradezu einer der am wenigsten verantwortlich zu machenden kriegführenden Staaten gewesen ist. Diese Anschauung ist wohl nirgends so eindeutig und klar ausgesprochen wie in den aufsehenerregenden Blättern aus der Biographie des Ersten Lord Carnock, britischen Botschafters in St. Petersburg und nachmaligen Ständigen Unterstaatssekretärs für Auswärtige Angelegenheiten in London. Aus diesem prächtigen und aufrichtigen Werk, in dem der ehemalige britische Botschaftsrat in Berlin, Harold Nicolson, seinem Vater ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, soll der folgende Abschnitt zitiert werden:

. . . die Last der Hauptschuld am Weltkrieg fällt zweifellos auf Serbien, Rußland und Oesterreich. England und Deutschland waren ebenfalls kurzsichtig und unentschlossen. Frankreich war in den zwölf Tagen (zwischen der Ermordung des österreichischen Thronfolgers und der Kriegserklärung) kaum überhaupt oder in irgendeinem Sinn, schuldig. Serbien fällt zur Last, daß es mutwillig die Entwicklung von Zuständen gefördert hat, die, wie es sehr wohl wußte, unweigerlich zu einer österreichischen Intervention führen mußten. Oesterreichs Schuld liegt in seinem Mangel an Mäßigung und an Aufrichtigkeit in den Strafvorbereitungen gegen Serbien. Rußlands Schuld ist es, eine rein lokale Zwistigkeit dazu benutzt zu haben, seine eignen panslavistischen Pläne der Verwirklichung näherzubringen. England muß vorgeworfen werden, daß es, solange noch Zeit war, zu lange gezögert hat, eindeutig seine Stellungnahme

— oder seine Mißbilligung — russischen Methoden gegenüber bekanntzugeben. Deutschland ist zur Last zu legen (und es ist sehr die Frage, ob das mehr als ein taktischer Vorwurf sein kann), daß es ohne genügende Überlegung Oesterreich seine bedingungslose Unterstützung zugesagt hat. Ganz Europa aber trägt die Schuld, sich in konkurrierende Staatenbündnisse hineinorganisiert zu haben...

Heute glaubt wohl kein Mensch mehr, daß Deutschland jemals die phantastischen Milliardenziffern bezahlen kann, selbst wenn es wollte. Lausanne war der erste wesentliche Schritt zur Revision des Versailler Vertrages, da dort im Vorjahr offen zugegeben wurde, daß niemand von Deutschland weitere Zahlungen erwarten könnte oder dürfte.

Das wäre ja nun als erfreuliche Tatsache zu registrieren, wenn man nicht bedenken müßte, daß es volle vierzehn Jahre gedauert hat, ehe die Völker Europas die katastrophale Aussichtslosigkeit aller Versuche eingesehen haben, von Deutschland Reparationen einzukassieren. In diesen langen Jahren ist die Kriegsschuldenfrage durch viele Phasen hindurchgezerrt worden, die uns heute bei der Rückschau lächerlich und absurd erscheinen müssen. So sehen wir heute, daß die einzige Zeit, in der Deutschland tatsächlich größere Geldbeträge geleistet hat, mit den Perioden zusammenfällt, in denen es die schwersten Schulden im Ausland gemacht hat. Man darf sogar noch weiter gehen und feststellen, daß, von der Wirksamkeit des Dawesplans an, Deutschland in der Form von Anleihen tatsächlich weit mehr vom Ausland erhielt, als es in der Form von Reparationsgeldern selbst an das Ausland wiederum abführte; denn das erhaltene Geld wurde ja doch nicht ausschließlich zur Bezahlung der Alliierten verwendet sondern wesentlich auch zum Wiederaufbau der deutschen Industrie. Sowie der köstliche Strom amerikanischen Geldes, der sich über Europa ergoß, versiegte, war es nur noch kurze Zeit möglich, den Youngplan am Leben zu erhalten. Zum Teil gelang dies durch die übermenschlichen Anstrengungen Deutschlands, die Einfuhr herabzusetzen und die Ausfuhr zu steigern, teils auch durch die Inanspruchnahme von Kurzkrediten ausländischer, besonders britischer Banken. Im gleichen Augenblicke, in dem Deutschlands Zahlungsfähigkeit durch Auslandsleihen nicht mehr gestützt wurde, trat auch als unvermeidliche Folge der Zusammenbruch des ganzen Schuldensystems ein. Denn selbst wenn es Deutschland gelänge, einen genügend großen Warenüberschuß zu produzieren und durch dessen Export die Reparationszahlungen aufrechtzuerhalten, so hätte sich die übrige Welt ohne Zweifel geweigert, diese Art der Bezahlung anzunehmen.

Aber erst lange nachdem alle ernst denkenden Menschen diese Zusammenhänge erkannt hatten, begriffen die Staatsmänner Europas, die so ganz außerhalb der Tatsachen zu leben scheinen, und sehr gegen ihre „bessere Überzeugung", die Situation; auf der Konferenz von Lausanne fand diese Erkenntnis dann ihren greifbaren Ausdruck. Die Bedeutung der Lausanner Konferenz liegt aber nicht darin, daß sie die kom-

plizierte Frage der Kriegsschulden wirklich gelöst hat, sondern darin, daß sie öffentlich — wenn auch in einer sehr zaghaften und verklausulierten Form — die Tatsache anerkannt hat, daß, welchen Weg auch immer Amerika einzuschlagen für gut befinden würde, Deutschland keinesfalls mehr zur Zahlung angehalten werden kann.

Unglücklicherweise ist aber Amerika bis heute noch genau so wenig willens, die gegebenen Tatsachen anzuerkennen, wie es die europäischen Nationen noch bis zum Vorjahre waren. Der Kongreß der Vereinigten Staaten will nach wie vor nur auf dem Boden der Verträge und der kommerziellen Moral verhandeln statt auf dem der tatsächlichen Umstände und Gegebenheiten. „Europa hat einen Vertrag abgeschlossen, den es einhalten muß...", sagt der Kongreß, und dasselbe sagen die Bankiers und Rentner auf der ganzen Welt, wenn irgendjemand den Vorschlag macht, angesichts der fallenden Weltmarktpreise die Kriegsschulden zu liquidieren. „Europa hat genug Geld für seine Rüstungen übrig: dann kann es auch die Mittel aufbringen, um uns zu bezahlen...", sagt der Kongreß, moralisch vielleicht im Recht, aber doch in Unkenntnis des Unterschieds, daß das Ausgaben sind, die im Inland gemacht werden, während das andre Zahlungen sind, die an das Ausland geleistet werden müssen. „Wenn der europäische Steuerzahler Konkurs ansagt, dann wird der amerikanische Steuerträger, dem es um nichts besser geht, auch noch diese Last mehr zu tragen haben", sagt der Kongreß, und auch damit hat er recht; es sei denn, daß der amerikanische Steuerzahler sich einfach weigert, diese Last zu übernehmen und sie auf den amerikanischen Rentier abwälzt, indem er den Zinssatz der amerikanischen innern Schuldenlast herabsetzt. „Europa muß einfach zahlen, weil wir uns es nicht leisten können, auf dieses Geld zu verzichten", sagt der Kongreß; die Schwäche dieses Beweispunktes aber liegt darin, daß Europa keinesfalls zahlen wird, was immer man auch sagen mag.

Immerhin haben erst kürzlich die anerkanntesten amerikanischen Autoritäten auf dem Gebiet der Kriegsschuldenfrage ein Buch veröffentlicht (Kriegsschulden und Weltprosperität, von Harold G. Moulton und Leo Paslovskv, Brookings Institution Century Co., New York 1932), das zwei Fragen lösen will:

I. Würde eine vollständige Streichung aller Reparationszahlungen und aller interalliierten Kriegsschulden die Wiederkunft der Weltprosperität beschleunigen oder aufhalten?

II. Wäre die Eintreibung aller dieser zwischenstaatlichen Schulden für die Gläubigerstaaten von ökonomischen Vorteilen begleitet?

Am Schlusse dieser ausführlichen Arbeit kommen die Autoren zu dem Ergebnis, daß die bedingungslose Streichung aller Schulden die allgemeine Weltlage nur verbessern könnte, daß aber die rücksichtslose Eintreibung dieser Schulden den Gläubigerstaaten nur schaden könnte. Sie sind daher dafür, ein für alle Mal mit der ganzen Kriegsschuldenfrage Schluß

zu machen. Diese gewichtige und wissenschaftlich wohl fundierte Arbeit wird in Amerika bestimmt Widerhall finden.

Es fällt mir schwer, den Nachrichten Glauben zu schenken, die, während ich dies schreibe, von Washington gemeldet werden. Es heißt darin, daß Hoover England mit der Drohung, den amerikanischen Zolltarif weiter zu erhöhen, zur Zahlung zwingen will. Noch weniger wahrscheinlich scheint mir, daß Roosevelt eine solche idiotische Politik mitmachen werde. Wenn die Amerikaner überhaupt noch auf eine Zahlung rechnen, so ist ihre einzige Hoffnung unzweifelhaft nur in der internationalen Zusammenarbeit zur Wiederherstellung der Weltmarktpreise gelegen. Nur wenn Amerika mit England zusammenzuarbeiten bereit ist — sowohl auf der Weltwirtschaftskonferenz als auch andernorts, nicht nur in der Frage einer gemeinsamen Weltpolitik zur Hebung des Preisniveaus sondern auch in der Absicht, diese Politik mit allen Ländern durchzuführen, die mittun wollen, und gegen alle, die etwa Widerstand leisten würden, wie zum Beispiel Frankreich — nur dann werden wir alles zu vermeiden haben, was eine gemeinsame Zusammenarbeit psychologisch erschweren würde. Trotzdem aber wird England nicht weiter zahlen, nicht weil es nicht will, sondern weil es nicht kann.

In diesem Zusammenhang dürfen wir nicht übersehen, daß Amerika jetzt versucht, mit der Kriegsschuldenfrage eine politische Pression auf Englands Entschließungen in seiner gegenwärtig pro-japanischen Politik auszuüben, in Genf wie im Fernen Osten. Es ist gar kein Zweifel darüber möglich, daß Sir John Simons unwürdige Stellungnahme in dieser Frage eine Stärkung jener Partei im Kongreß zur Folge haben muß, die die Rückzahlung auch des letzten Cents verlangt.

England hat natürlich ein großes Interesse an der Aufhebung aller Kriegsschulden, da es Amerika mehr schuldet, als es von Deutschland zu bekommen hat. Frankreich dagegen hatte von Deutschland viel mehr zu erwarten, als es an Amerika zu zahlen verpflichtet ist. Hier liegt der Angelpunkt der anglo-französischen Differenzen.

Mit wenigen Worten sei auch noch der russischen Schulden gedacht. Sowjetrußland hat bis zur Konferenz von Genua im April 1922 wiederholt und mit nur unwesentlichen Bedingungen Zahlung der Kriegsschulden angeboten. Dieses Angebot haben aber die alliierten Staatsmänner stets in der Annahme abgelehnt, daß die weißen Armeen, die damals die Sowjetunion bedrohten, siegreich bleiben würden. Erst mit der Konferez von Genua haben sie diese Hoffnung begraben, aber da war es schon zu spät; die Russen hatten es sich überlegt. Die jetzige Lage ist die, daß Sowjetrußland bereit ist, wenigstens die russischen Vorkriegsanleihen anzuerkennen, wenn gewisse Kredite bewilligt und gewisse Handelsverträge abgeschlossen werden.

In der Zwischenzeit rast Europa wie ein wildgewordener Skorpion im Kreis herum und versucht, sich mit seinem giftigen Stachel in den eignen Kopf zu treffen...

Heroismus und Pazifismus von Kurt Hiller

Aus einer Diskussion mit Nationalisten

> Die nationale Regierung ... ist dabei erfüllt von der Größe der Pflicht, mit diesem freien gleichberechtigten Volke für die Erhaltung und Festigung des Friedens einzutreten, dessen die Welt heute mehr bedarf, als je zuvor...
>
> ...So groß unsere Liebe zu unserem Heere als Träger unserer Waffen und Symbol unserer großen Vergangenheit ist, so wären wir doch beglückt, wenn die Welt durch eine Beschränkung ihrer Rüstungen eine Vermehrung unserer eignen Waffen niemals mehr erforderlich machen würde.
>
> *Aufruf der Reichsregierung an das deutsche Volk, 1. Februar 1933*

Der Versuch einer Welt-Anschauung bleibt zum Mißglücken verdammt. Wer philosophische Ansprüche macht, dem kann man unter seelsorgerischem Gesichtswinkel nur raten, sich den Hang zur Weltanschauung abzutrainieren. Ich selber lege größten Wert darauf, keine zu besitzen.

Aber ich besitze eine Welt-Wollung. Mein so früh aus dem Leben gewichener großer Freund Max Steiner hat an die Spitze eines Kapitels seines genialen Buches ‚Die Lehre Darwins in ihren letzten Folgen' — grade fünfundzwanzig Jahre ist es her — den Spruch des Epiktet gestellt: „Was liegt mir daran, ob die Welt aus Atomen besteht? Genügt es denn nicht, das Wesen des Guten und Bösen zu erkennen?"

Die Welt zerfällt in eine unabänderliche Hälfte und in eine abänderbare. (‚Hälfte' ist nicht mathematisch gemeint. Auf modern-russisch würde man ‚Sektor' sagen.) Für einen Sektor der Welt gilt: er muß nicht so sein, wie er ist; er muß nicht so sein, wie wir ihn antreffen. Ein Teil der Welt, dem gestaltenden Willen des Menschen anvertraut, ist durch den gestaltenden Willen des Menschen umbaubar. Freilich, das Gesetz der Trägheit lastet auch auf ihm; aber es weicht hier dem Gegendruck — langsam, sehr langsam. Die wunderbarste Erscheinung der Welt: der Geist, ist eine Kraft und nicht ohnmächtig, die sittliche Vernunft kein leerer Wahn, Aktivität keine Illusion; schon gelangen, seit der Urzeit, Akte der Entrohung. Religion, Philosophie, Forschung, die Künste wirken zusammen; aus der zufalls-blutigen Naturalität erwächst langsam, sehr langsam Gesetz und Kultur. Wir stehen am Anfang dieses Prozesses; er heißt Geschichte; erst wenige Jahrtausende währt er. Unsre Pflicht ist, ihn zu beschleunigen.

Die Weltwollung der Zeitgenossen, die diese Pflicht besonders heftig brennend durch ihr Herz fließen spüren, zielt ab auf eine Gesellschaft, in der jedes einzelnen Menschen Würde und Lebensrecht gewahrt wird, in der niemand zum bloßen Mittel der Zwecke Andrer herabgewürdigt werden kann, in der nicht Mensch durch Mensch ausgebeutet und niedergehalten wird, nicht Rasse durch Rasse, und in der die Menschen einander nicht quälen, verstümmeln und umbringen, weil Machthaber es ihnen anbefehlen, vorgespiegelter erhabener Zwecke halber, in Wahrheit um solcher Zwecke willen, die ihrem sittlichen

Range nach tief unter dem Selbstsinn des Seins jeder Kreatur liegen, gar jeder vernunftbegabten.

Unsre Weltwollung begreift den ‚Pazifismus' ein; das heißt, wir wollen eine Gesellschaftsordnung schaffen helfen, in der die Menschen einander nicht mehr morden.

Denn die Urtatsache aller innern Erfahrung ist der Wille zum Leben. Er muß endlich durch die organisierte Gesellschaft, welche ihn bisher in zahllosen Fällen vergewaltigt hat, anerkannt und geschützt werden. Den individuellen Mord zwar zum schwersten Verbrechen machen, ja selbst die notbefohlene Vernichtung von Embryonen bestrafen, aber die kollektive Tötung ausgereifter, gesunder Menschen zur gesellschaftlichen Pflicht erheben und organisieren — in diesem Widerspruch werden spätere Jahrtausende das Hauptmerkmal der Barbarei unsrer Aera erblicken. Der elementare Sinn aller Zivilisation: Schutz des Lebens, erweist sich bei uns Wilden, bei uns Primitiven um die Wende des zweiten christlichen Jahrtausends, als auch nicht annähernd erfüllt. Es ist aber an uns, die Entwicklung kräftig nach vorwärts zu stoßen. Wir wollen den Rechtsschutz des Lebens in die Verfassungen der Staaten, in die Verfassung der menschlichen Gesellschaft einbauen; wir wollen das Recht auf Leben zu einem Gral erhöhen, der smaragden über aller Gemeinschaft schwebt und seine Fluten von Licht ewig hinabspendet.

Die Nationen sind eine gegebene Tatsache und übrigens eine liebenswerte. Ähnlich wie die Tierarten; ähnlich wie die Blumen. Nation und Natur hängen nicht bloß sprachlich aufs innigste zusammen. Deshalb ist Frivolität gegenüber dem Nationalen eine Lästerung der Natur und, daß die Nationen verschwinden mögen, ein unfrommer Wunsch. Daß sie Konflikte miteinander haben, mag so notwendig sein wie: daß die Kantone der Schweiz Konflikte miteinander haben oder die Staaten der USA miteinander oder die autonomen Republiken der Sowjetunion miteinander oder die deutschen Länder miteinander. Von diesen Konflikten hört man wenig. Aber zugegeben sei, daß Konflikte zwischen Kollektiven in gleicher Art möglich sind wie zwischen Einzelgeschöpfen. Längst gilt für die Einzelgeschöpfe im Staate, daß sie ihren Streit nicht gewaltsam austragen dürfen, nicht durch Kampf auf Leben und Tod, wie die Bestien; ihre Pflicht ist, sich an eine übergeordnete, ihrerseits mit der Pflicht zur Objektivität und zu gerechtem Urteil ausgestattete Instanz zu wenden, deren Entscheidung sie sich in ihrem wohlverstandenen eignen Interesse zu beugen haben: an das Gericht. Den Staaten ist die gleiche Haltung zuzumuten. Durch mühevolle Kämpfe der Vernunft, die noch nicht abgeschlossen sind, ist der Rechtsstaat leidlich stabiliert; es ist an der Zeit, die Erd-Rechtsordnung, den Erdstaat der Rechtsstaaten einzurichten.

An die Stelle der Kriege müssen im Konfliktsfall die internationalen Prozesse treten. Krieg ist so wenig „Schicksal" und „unumgänglich" wie die Blutrache und der Raufhandel. Kriege werden allemal gemacht; und daß eine ganze Nation sich in solch Verbrechen hineinziehn läßt, daß sie handelt, als sei sie Angriffsobjekt eines Schicksals, das unausweichlich

über sie hereingebrochen ist, und zugleich Vollzieherin dieses Schicksals, durch ihre ungeheure und ungeheurer Opfer volle feindliche Aktivität gegen eine andre Nation oder andre Nationen, die selber nur Opfer der Untat ihrer eignen Herren sind — dieser ganze Aberglaube an den „Ausbruch" von Kriegen (während in Wahrheit jeder Krieg ausgebrochen, nämlich vom Zaun gebrochen wird!) und die Haltung, die diesem Aberglauben entspringt, ist nichts weiter als mangelhafte Aufklärung, als schlechte intellektuelle und moralische Erziehung. Auch moralische allerdings; denn der Krieg weckt die in den tiefsten Tiefen des Unbewußten schlummernden dämonischen Ur-Instinkte; es wird dafür gesorgt, daß er mittels ihrer die Hemmungen des Kulturbewußtseins rasch fortschwemmt. Läge das geistig-sittliche Niveau der Massen höher, so würde einigen dutzend verantwortungslosen Machthabern mit ihren einigen tausend Trabanten und Lakaien niemals gelingen, unter Vorspiegelung falscher Metaphysiken Millionen Unschuldiger in Qual und Tod zu treiben.

Aber solange der Aberglaube und die Hemmungslosigkeit, die Dummheit und der Blutrausch der Massen Inhalt des Willens derer ist, die ihn durchzusetzen die Macht haben, wird in puncto Krieg sich nichts ändern. Erst wenn weit über Rußland hinaus, erst wenn über den größten Teil der Erdoberfläche politisch und wirtschaftlich jene revolutionäre Aristokratie verfügen wird, die für die Massen und nur für die Massen denkt und handelt, das heißt für den Menschen und nur für den Menschen, aus heißestem Ja zum Leben und aus der Glut der Gerechtigkeit, erst dann (leider) wird die Stunde des Pazifismus, wird die Stunde seiner Erfüllung schlagen. Doch seine Idee ist von überzeitlicher Gültigkeit; mit seiner Propagierung dürfen wir nicht etwa warten. Im Gegenteil: daß der Klassenstaat Kriegsstaat ist, bleibt eines der schwerstwiegenden Argumente gegen ihn.

Und wir haben ihm das Maß von Vernunft, das Maß von Humanität, von Rücksicht gegen seine eignen Kinder, das Maß von Menschenschutzpolitik zuzumuten, das wir vom sozialistischen Idealstaat erwarten, für dessen Verwirklichung wir arbeiten.

So ist schon dem Staat von heute das Aufgeben seiner „Souveränität", die Einordnung in ein System zwischenstaatlicher oder überstaatlicher Rechtsordnung zuzumuten, die Unterwerfung unter Sprüche eines internationalen Gerichts. Es ist wahr: ein internationales Gericht kann irren, kann einen Fehlspruch fällen — genau wie ein innerstaatliches Gericht. Und wenn! Selbst die Möglichkeit von Justizmorden gibt anerkanntermaßen keinen zureichenden Grund ab für die Beseitigung des Rechts, für das Faustrecht. Aber in einer internationalen Rechtsprechung wird der Justizmord oder das, was ihm unter Nationen entspräche, so gut wie unmöglich sein; sie wird, der innern Logik ihrer Existenz gemäß, stets zur Ausgleichung der Interessen hindrängen. Kommt eine Nation hierbei einmal zu kurz, so fährt sie immer noch besser, als wenn sie die Furien des Krieges entfesselt, als wenn sie durch Tod und Not ihre eigne Substanz schwächt und zerstört. An

den Schwindel vom „Stahlbad“ (der, natürlich, von Hegel stammt; der Krieg sei „das Stahlbad der Völker“) glaubt heute ja doch niemand mehr. Für ein unverrücktes Denken gibt es keinen staatlichen Belang, der so belangvoll wäre, daß er, mißt man ihn am Leben der Lebendigen und an der Gesundheit der Gesunden, nicht vollkommen belanglos würde. Nur die Idee des Lebens selbst ist wert, das Leben kämpfend für sie einzusetzen.

Der Weltkrieg hat zehn Millionen Menschen gekostet und hunderte von Milliarden Goldmark; die Ozeane von Qual nicht mitgerechnet. Sind seit 1918 die Nationen der Sieger um soviel glücklicher? oder edler? Hat sich für sie das Gemetzel gelohnt? Wäre dem deutschen Volke geholfen, wenn es in einem Kriege, der den vergangenen an Entsetzlichkeit um das Maß dessen überträfe, was die Vernichtungstechnik inzwischen hinzugelernt hat, Elsaß-Lothringen oder den polnischen Korridor, welcher gewiß ein Skandal ist, zurückgewänne? Was in unsrer nationalen Erziehung fehlt, das ist die Wage, die riesige Wage, inmitten allen Volkes errichtet, auf der die nationalen Werte gegeneinander abgewogen werden. Sie fehlt, weil, von Afterphilosophen genährt, das herrscht, was Immanuel Kant genannt hat: „Misologie, das heißt Haß der Vernunft“. Man stelle sich vor, was mit jenen Volksvermögen, die viereinviertel Jahre lange für die Vernichtung ausgegeben worden sind, an Entschmutzung, Entrohung, Bereicherung, Erhöhung des Lebens hätte geleistet werden können; an Verminderung des Elends, an hygienischer und technischer Zivilisation, an Förderung der geistigen Kultur — — — Wahnsinn handelte; Barbarentum handelte; die niedersten Instinkte des niedersten Typus Mensch handelten; er war an der Macht.

War? Vor zwei Jahren hat der Präsident der Vereinigten Staaten in einer Rede erklärt: „Die Welt gibt fünf Milliarden Dollars jährlich für Rüstungen aus, siebzig Prozent mehr als vor dem Weltkriege...“

Dies: drei Jahre nach dem Kriegsächtungspakt, den fast alle Staaten der Erde unterzeichnet und ratifiziert haben. Misologie! Haß der Vernunft! Wem dient das; wofür diese phantastischen Ausgaben? Für den Schutz von Menschen? Wer wagt, so zu lügen? — Für die Interessen der Rüstungsindustrie! Für die Habsucht von Petroleumgroßaktionären! Für den Ehrgeiz skrupelloser politischer Romantiker! Für den geheimen Sexualkitzel von Quallüstlingen, die zu verlogen und feige sind, ihren Trieb direkt aber privat und an Einverstandnen abzureagieren! Für die sogenannte Ehre der Nationen!

Ich sage: die sogenannte. Denn ich leugne weder Ehre noch Nation. Freilich, die echte Ehre der Nation fordert andres als den Mord. Sie fordert Solidarität im Erfüllen der ewigen Aufgabe des schöpferischen Geistes. Sie fordert Humanität. Sie fordert die Herstellung einer Ordnung, in der es Arbeit für Alle gibt, menschenwürdige Muße für Alle, Brot und Bad und Licht und Luft für Alle, Freiheit der Liebe für Alle, Zugang zum Geist für Alle. Die großen Forscher und Erfinder, die großen Ärzte und Erzieher, die großen Denker und Künstler, die großen Gesetzgeber, die Richter und Verwal-

ter aus der Gesinnung der Gerechtigkeit und der Güte — das ist der Stolz, das ist die wahre Ehre der Nation, nicht die großen Feldmarschälle, selbst nicht die siegreichen!

Selbst die siegreichen Marschälle haben immer auch ihr eignes Volk zugrunde gerichtet. Galt der Satz in vollem Umfang noch nicht für gestern, so gilt er jedenfalls für morgen. Krieg bloß zwischen Soldatenfronten, das ist in Europa vorbei. Das Hinterland, das Inland ist zum Opfer ausersehen, die Zivilbevölkerungen werden Objekte der Vernichtung. Totalkrieg tobt. Brisanzbomben, Brandbomben, Bakterienbomben, Giftgasbomben fallen aus der Höhe auf die Städte; binnen wenigen Stunden kann ein verhältnismäßig kleines Flugzeuggeschwader Berlin durch Gas in ein Leichenfeld verwandeln, über dessen Wüstenei kein Vogellaut klagt. Millionen Geschöpfe ertrinken im Trocknen...

Aber da kommen Leute, ehrenwerte, ehrliche, von Idealen beseelte Leute, die, wie sie versichern, „mit dem Blut" denken, aber das reden sie uns und sich selber nur ein, weil sie für ihre blamable Unfähigkeit, mit dem Gehirn zu denken, eine imponierende Ausrede brauchen, ... da kommen sie und erzählen uns, dieser millionenfache Gastod der Männer und Mädchen, der Mütter und Kinder, der Greise und Jünglinge habe etwas „Heldisches". Man müsse den Krieg konservieren, weil sonst der Heroismus ausstürbe. Leider erhebt sich in Deutschland kein lautes Gelächter über diese Lächerlichen, die lieber wollen, daß die weiße Rasse auf Kommando ausstirbt, als daß jenes Etwas ausstirbt, das sie Heroismus nennen.

Ein Hammel, der sich willig zur Schlachtbank schleppen läßt, handelt nicht heldisch. Sich einfach vernichten lassen, ist nicht heroisch. Held ist, wer seine Bequemlichkeit, sein Glück, sein Leben opfert für eine Sache, von deren Güte seine Seele erfüllt ist.

Auch der Krieg, ganz gewiß, gibt Gelegenheit zum Heldentum. Ich lehne es ab, den Herzensadel derer zu schmälern, die 1914 bis 1918 in der Illusion, für eine heilige Sache zu kämpfen, keinem äußern sondern dem innern Zwange folgend ihr Leben hingaben. Für sie bleibt das Schlachtfeld das Feld der Ehre. Aber nur für sie. Ihre Zahl ist unter den Millionen gering, und ihre Illusion ohne Beweiskraft. Objektiv gilt, daß der moderne Krieg eine verabscheuenswerte Schlächterei ist, „orrenda carneficina", wie Papst Benedikt XV. ihn vor achtzehn Jahren genannt hat, und daß, wenn wir die Ehre der Menschheit ins Auge fassen, die Schlachtfelder ganz etwas andres sind als Felder der Ehre.

Ich wiederhole: es gab im Kriege Helden. Aber Held sein kann man nur aus eigner Bestimmung; und die große Mehrzahl derer, die fielen, fiel unter dem Zwang. Sie sind nicht als Helden zu besingen, sondern als Opfer zu beweinen. Und diese Mehrheit darf heute von den „heldischen" Herren nicht etwa als Plebs und Philisterrotte abgetan werden; sondern innerhalb dieser Mehrheit gab es wertvollste Köpfe und Charaktere, gab es auch Helden, echte Helden: denen der Kriegstod die Chance nahm, ihr Heldentum zu bewähren, nämlich auf dem Felde ihrer Arbeit für Volk und Menschheit.

Wenn der Krieg wünschenswert und veranstaltenswert ist, weil er Gelegenheit zu heldischem Handeln bietet, dann sind auch Feuersbrünste, Überschwemmungen, Erdbeben, Vulkanausbrüche, Schiffsuntergänge und Epidemien wünschenswert; denn sie alle bieten Gelegenheit zu heldischem Handeln; und wir wollen schleunigst die Cholera ausbrechen lassen!

Weil einer an ihr stirbt, ist er kein Held. Weil einer in einer Katastrophe umkommt, ist er kein Held. Weil er durch eine krepierende Granate krepiert, ist er kein Held. Weil einem das Vögelchen eines Maschinengewehrs ins Auge pickt, ist er kein Held. Weil giftiges Gas jemandem die Gewebe zerätzt und das Atmen verschlägt, bis er allmählich verreckt, ist er kein Held.

Ich will Ihnen Beispiele von Heldentum nennen:

Der Kriegsgegner in Wehrpflichtländern, der aus Konsequenz den Militärdienst verweigert und seine Freiheit, sein bürgerliches Ansehen, seine Zukunft damit aufs Spiel setzt.

Der Arzt, der ein neues Serum an sich selber ausprobt, auf die Gefahr hin, sich zu zerstören.

Der Richter, der in einem Diktaturstaat gemäß seiner Überzeugung Urteile fällt, durch die er sich sein Grab gräbt.

Der Dichter, der, in voller Gleichgültigkeit gegen die Zeitströmung, der Gesinnung und Form nach so dichtet, wie sein denkerisches und künstlerisches Gewissen es ihm vorschreibt, mag er dabei auch verhungern.

Der Forscher, der in die Stratosphäre aufsteigt.

Der Lehrer, der antiwilhelminischen Geschichtsunterricht erteilt.

Die Liste ist verlängerbar ...

Held sein heißt auf pathetisch, was auf weniger pathetisch Charakter haben heißt. Je seltner die Charaktere geworden sind und je riskanter es wurde, einer zu sein, mit desto größerm Rechte darf man sie vielleicht Helden nennen. Sehr fraglich, ob alle Jene, die das Heldentum ständig auf der Zunge führen, es auch schon bewährt haben oder es bewähren würden, wenn sich ihnen die Gelegenheit bietet.

Verherrlichung der soldatischen und Betätigung der Zivilcourage fallen nicht immer zusammen. Während Pazifismus und Heldentum nicht notgedrungen auseinanderfallen. Heldisch und pazifistisch, das ist kein Entweder-Oder. Die Trommelei für den Krieg schließt das Heldentum nicht ein, und der Kampf gegen den Krieg schließt es nicht aus. Gewiß, es gab Verunreinigungen des Pazifismus. Es gab Deutsche, die, statt für die friedliche, unblutige Methode in der Verfechtung der nationalen Interessen zu wirken, diesen Interessen bewußt entgegenwirkten und als Kriegsgegnertum, als Internationalismus plakatierten, was in Wahrheit Parteinahme für fremde Nationen und Verrat an der eignen war, Verrat schon deshalb, weil mit Konservativen und Nationalisten (nicht Linken) des Auslands zusammengearbeitet wurde — unter der Optik ihrer möglichen oder wirklichen Verunreinigungen darf eine Idee niemals betrachtet werden. Die reine Idee des Völkerfriedens ist der reinen Idee der Nation nicht entgegengesetzt, sondern klingt mit ihr zusammen in herrlichster Harmonie. Kein

furchtbarerer Schade für die Nation als der Krieg; kein nationaleres Handeln als: ihn verhüten und verhindern!

Sieht das der Nationalismus ein, stößt der Pazifismus wiederum die Nationblinden und die umgekippten Chauvinisten aus seinen Reihen, erfüllen beide Bewegungen sich mit der Erkenntnis der tiefen Gerechtigkeit des proletarischen Befreiungskampfs, dann wäre ein Bund möglich in Deutschland, groß, glänzend und stark, der endlich der Mittelmäßigkeit, dem Geldmachertum, allen Feinden des Lichts die Macht entreißt und den Geist verwirklicht.

Der russische Außenhandel von Thomas Tarn

Der Außenhandel Sowjetrußlands in der Krise hatte sich zunächst ähnlich wie die Produktion in einer den andern Ländern gradezu entgegengesetzten Weise entwickelt. Während der Welthandel von 1929 zu 1930 bereits absolut rückläufig war, konnte Rußland damals seinen Außenhandel noch beträchtlich steigern.

Die Einfuhr, die 1929 881 Millionen Goldrubel ausmachte, stieg 1930 auf 1059 Millionen Rubel, die Ausfuhr von 929 Millionen auf 1036. Zwar war 1931 die russische Ausfuhr bereits rückläufig, aber das Tempo im Rückgang war geringer als in den kapitalistischen Ländern, sodaß sich Rußlands Anteil am Welthandel beträchtlich erhöhte. 1932 ist dagegen eine sehr erhebliche Verringerung eingetreten. Die Einfuhr ging auf 699 Millionen Rubel zurück, die Ausfuhr auf 564 Millionen. Weiterhin hatten die Russen noch 1929 einen Ausfuhrüberschuß von 43 Millionen Rubel und 1930 eine fast ausgeglichene Handelbilanz, während sich bereits 1931 ein Importüberschuß von etwa 600 Millionen Mark ergab, der 1932 nur durch eine drakonische Beschränkung der Einfuhr auf etwa 270 Millionen Mark verringert werden konnte. Drei Faktorenreihen haben diese ungünstige Entwicklung im russischen Außenhandel herbeigeführt. Einmal der allgemeine Rückgang im Welthandel, der sich natürlich auch auf die russischen Handelsbeziehungen auswirken mußte; weiterhin die Zunahme der innerrussischen Schwierigkeiten, vor allem die mangelhafte Belieferung der Städte mit Agrarproduktion; und drittens die besondre Struktur des russischen Außenhandels. Sowjetrußland führt Produkte aus, wie Naphtha, Holz, Felle, Getreide, deren Preise auf den Weltmärkten besonders stark fielen, während die Preise der Einfuhrprodukte, wie Maschinen und industrielle Fertigfabrikate, in weit geringerm Umfange sanken.

Untersuchungen des Deutschen Statistischen Reichsamts haben ergeben, daß Deutschland 1932, wenn da noch die Preise von 1928 gegolten hätten, nicht eine Milliarde Ausfuhr- sondern eine Milliarde Einfuhrüberschuß aufzuweisen gehabt hätte. Dieselben Tatbestände, die nun die deutsche Handelsbilanz so begünstigt haben, wirkten sich für Rußland umgekehrt in einer starken Verschlechterung seiner Außenhandelsbilanz aus. Und für die Sowjetunion sind diese Fragen um so schwerwiegender,

als es kaum relevante Posten zum Ausgleich dieses Einfuhrüberschusses hat. Die russische Schiffahrtsbilanz ist negativ, langfristige Anleihen im Ausland hat es in der ganzen Krise nicht bekommen. So bleiben zum Ausgleich der Importüberschüsse nur neben der Goldproduktion Abgaben der russischen Staatsbank in Gold und Devisen, oder der Versuch, kurzfristige Handelskredite zu bekommen, übrig.

Die Summen, die das Ausland kurzfristig für den Handelskredit zur Verfügung gestellt hat, werden auf etwa drei Milliarden geschätzt, von denen die knappe Hälfte auf Deutschland fällt, dessen Ausfuhr nach Rußland im letzten Jahr größer gewesen ist als die der drei andern hochkapitalistischen Länder, England, Frankreich und Amerika, zusammen. Rußlands Außenhandel betrug in Millionen Rubel mit

	Deutschland		England		Frankreich		Italien		USA	
	1931	1932	1931	1932	1931	1932	1931	1932	1931	1932
Einfuhr	411	324	73	91	15	4	30	27	230	32
Ausfuhr	129	98	266	131	29	29	40	26	23	17

Die Einfuhr Rußlands aus Deutschland ist zwar 1932 geringer gewesen als 1931; aber trotzdem ist sie noch außerordentlich hoch. Für die deutsche Zahlungsbilanz ist noch besonders wichtig, daß die Russen 1932 für 226 Millionen Rubel, das heißt für reichlich 450 Millionen Mark mehr Waren einals ausgeführt haben. Fast zur Hälfte fiel also die Aktivität der deutschen Außenhandelsbilanz auf den Handel mit Rußland. Aber nicht nur für unsre Handels- und Zahlungsbilanz ist die Ausfuhr nach Rußland so außerordentlich wichtig gewesen; darüber hinaus fiel für gewisse Industrien, vor allem die Eisen-, Stahl- und Maschinenindustrie, zeitweilig mehr als die Hälfte der Auslandsaufträge auf sowjetrussische Bestellungen, und die Ausnutzung einer gewissen Produktionskapazität hing so von diesen russischen Bestellungen letzthin ab. Eine Reihe von Faktoren sind für die Gestaltung der weitern deutsch-russischen Außenhandelsbeziehungen von größter Bedeutung. Der Rapallo-Vertrag leitete eine Verstärkung der deutsch-russischen Handelsbeziehungen ein. Die Russen haben mit Frankreich einen Nichtangriffspakt abgeschlossen. Zunächst hieß es, daß die französische Regierung ihn erst dann ratifizieren werde, wenn Polen und Rumänien sich anschließen. Mit Polen ist der Nichtangriffspakt zustande gekommen, mit Rumänien dagegen nicht. Wegen dieser Frage fand bekanntlich ein Wechsel im rumänischen Außenministerium statt; aber bis heute hat die bessarabische Frage den Vertragsabschluß verhindert. Obwohl also die Bedingungen nicht erfüllt waren, haben die Franzosen den Vertrag doch ratifiziert, und die Sprache der französischen Presse, insbesondere des Organs Herriots, wird den Sowjets gegenüber immer freundlicher. Wieweit der Abschluß des Nichtangriffspaktes

die Außenhandelsbeziehungen Frankreichs und Rußlands verstärken wird, steht noch dahin. Der Handel Frankreichs mit Rußland war bisher nur sehr klein. Die Russen haben im letzten Jahr siebenmal so viel Waren nach Frankreich ausgeführt wie eingeführt, aber nach neuern Nachrichten hat es durchaus den Anschein, als ob sie bereit wären, für die neue Ausrüstung ihrer Produktion auch größere Aufträge nach Frankreich zu geben, wenn die kreditmäßigen Bedingungen ihnen einigermaßen akzeptabel erscheinen. Bisher ist das nicht der Fall gewesen. Die französischen Sparer hatten es noch nicht verwunden, daß das bolschewistische Rußland die Schulden aus der Zarenzeit einfach gestrichen hatte und sie so um fast 15 Goldmilliarden Francs gekommen sind. Die französischen Banken haben sich denn auch bisher geweigert, Kreditgarantien in irgendeinem beträchtlichen Umfang zu übernehmen. Aber da in Frankreich die großen Banken fast immer eine Politik getrieben haben, die der des Staates entsprach, ist es durchaus möglich, daß einer stärkern politischen Annäherung an Rußland auch eine finanzpolitische folgt und so die Hemmungen für größere Finanzkredite an Rußland überwunden werden. Hier ist noch alles in Schwebe, und erst die nächsten Wochen und Monate werden eine größere Klarheit bringen.

Unabhängig aber von den französisch-russischen Beziehungen sind für die deutsch-russischen Beziehungen die weitern Finanzierungsmethoden wesentlich. Die Russen hatten ihren Einfuhrüberschuß zum Teil in Gold bezahlt. Aus der deutschen Außenhandelsstatistik ergibt sich, daß sie 1931 etwa eine Viertelmilliarde Gold an Deutschland verkauft haben, und 1932 knapp 200 Millionen. Es ist aber falsch, wenn behauptet wird, daß dadurch die Goldvorräte Rußlands immer geringer würden. Denn Rußland hat eine erhebliche Goldproduktion, die nach der ‚Frankfurter Zeitung' jährlich 170 Millionen beträgt und noch einer beträchtlichen Steigerung fähig ist. Wenn man die Ziffern der ‚Frankfurter Zeitung' zugrundelegt, so hat auch 1931 und 1932 die Goldausfuhr die eigne Produktion nur um 100 Millionen überschritten.

Für die weitre Finanzierung des deutsch-russischen Handelsverkehrs ist bereits der Plan aufgetaucht, die kommende Ausfuhr Rußlands in gewissen Produkten vorzudiskontieren. Auf diese Weise würden den Russen grade 1933 bestimmte liquide Mittel in die Hände gegeben werden, damit sie ihren Verpflichtungen voll nachkommen können. Grade 1933 werden die russischen Verpflichtungen ihren Höhepunkt erreichen, weil ein großer Teil der Wechsel für die Einfuhr des Jahres 1931 fällig wird. 1934 werden die russischen Verpflichtungen schon weit geringer sein, da ja 1932 die Einfuhr um etwa 800 Millionen Mark unter den Zahlen von 1931 lag.

In letzter Zeit sind, wie die ‚Deutsche Allgemeine Zeitung' berichtet, die russischen Bestellungen in Deutschland etwas gestoppt worden. Von den russisch-französischen Verhandlungen auf der einen Seite, von den Kreditverhandlungen mit den Russen auf der andern Seite wird es abhängen, wann und in welchem Umfange sie wieder in Gang kommen werden.

Fascistische Malerei? von Walter Mehring

„Eine gelbe Frau! Hat man sowas gesehen? Arm- und Beinfetzen! Köpfe aus Dreiecken und Kreisen! Die Straße dringt in das Haus: so heißt ein Bild! Farbenkrämpfe! Irrenhauspinseleien! Offene Anarchie!" Was ist das?

Das war einmal die Reaktion der Öffentlichkeit auf die erste Futuristi-Ausstellung, April bis Mai 1912, veranstaltet von Herwarth Walden. „Die Kunst des erwachenden Italiens! Fascistische Meister! Künder der edlen Tradition! Die erste Ausstellung fascistischer Maler in Berlin!" Und was ist das?

Das ist dasselbe, das sind dieselben, einundzwanzig Jahre später, im Kronprinzenpalais.

„Am achten März 1910 schleuderten wir von der Rampe des Theaters Chiarella zu Turin unser erstes Manifest einem Publikum von dreitausend Personen entgegen, einen gewaltigen lyrischen Block, der unsern Ekel und unsre hochmütige Verachtung enthielt, unsre Empörung gegen die Vulgarität, gegen die pedantische, akademische Mittelmäßigkeit, gegen den Kult dessen, was antik und wurmstichig ist."

„Wir wollen die Museen, die Bibliotheken zerstören."

So hieß es in den beiden Futuristen-Manifesten, die als Flugblätter in den Straßen Berlins verteilt wurden und das versnobte Publikum in einem heut nicht mehr begreiflichen Übermaß erregten.

Allerdings klang noch ein andrer Ton mit:

„Wir wollen die Liebe zur Gefahr singen ... Wir wollen den Krieg preisen."

Das war die Stimme ihres Wortführers Marinetti. Dieser Anarcho-Millionär, der sich später mit Mussolini verzankt hat, jammernd, man hätte ihm die Uridee des Fascismus geraubt, der sich noch später notgedrungen wieder ausgesöhnt hat, Marinetti hatte seine guten kapitalistischen Gründe, den Krieg zu preisen, mitten im Tripoliskrieg.

Expressionismus — nach einem französischen Höhn-Wort — nannte sich die große Umwälzung, die vor dem Kriege die Kunst erschütterte. Die Futuristi wollten die Dynamik der Materie und der Seele — die Gegenstände in Bewegung und den Wechsel der Stimmungen — auf die Leinwand übersetzen, die Kubisten aus Farben und Formen die Malerei auf ihre Grundelemente zurückführen. Gemeinsam war ihnen die Erkenntnis: Malerei — ob klassizistisch, impressionistisch, naturalistisch — ist Gestaltung der Fläche, über alle Ismen hinaus.

Weniger pathetisch als der aufgeregte Marinetti hatten die Vertreter der andern Nationen die neue Kunst gekündet: der geniale Picasso, die Russen Kandinsky und Chagall, die großen Deutschen Marc und Klee — eine vollständige Aufzählung ist hier nicht möglich.

Der unbestreitbar größte der Futuristi: Boccioni — der das „Kriegs"-Manifest unterzeichnet hatte und dann im Kriege fiel, schrieb von der Front:

„Aus dieser Existenz werde ich mit einer Verachtung für alles hervorgehen, was nicht Kunst ist. Nichts ist furchtbarer als die Kunst. Alles, was ich gegenwärtig sehe, ist ein Spiel gegen einen richtig gezogenen Pinselstrich, einen harmonischen Vers, einen wohlgesetzten Akkord; alles damit verglichen ist Sache des Mechanischen, der Gewohnheit, des Gedächtnisses. Es gibt nur die Kunst."

Überästhetisch, unzeitgemäß scheint diese Auffassung, und doch — denkt sie genau zu Ende! — erklärt sie die enge Verbundenheit von Kunst und Revolution.

Einundzwanzig Jahre sind vergangen. Eine Schau italienischer Malerei, von antikultur-bolschewistischer Presse pompös als Frucht fascistischer Kultur gepriesen, wird dem noch Kunstinteressierten in einem Zimmer des berliner Kronprinzenpalais vorgeführt. Museenstürmer? Galeriereif erscheinen sie heut. Fascistische Malerei? Se-

verini, der einst aus der Turbulenz des „Bal Tabarin" ein Virtuosenstück geschaffen hatte, heut bescheiden in Paris vegetiert, zeigt ein Stilleben ganz aus französischer Braque-Tradition. Modigliani hat Italiens „Größe" nicht mehr erlebt. Carrà, Mitgründer der Futuristi und „Valori plastici", ist zum impressionistischen Stimmungsbild zurückgekehrt. In seinem Bilde „Mutter" (1923/24) — demonstrativ vom ‚Völkischen Beobachter' abgebildet — liefert Casorati ein gutbürgerliches Dekorationsstück. Sironi — laut Katalog „einer der angesehensten Männer der künstlerischen Bewegung Italiens", Inhaber zahlreicher Ehrenämter — nannte sein Werk: „Industriebild", doch aus sieht es wie „Allegorie der Großen Pleite". An Montanari ist nur eins modern: die Jahreszahl 1932. Anklang an den Fascismus bringt allein Chirico durch ein koloristisches Moment: die schwarze Bluse auf dem Porträt seines Bruders; aber sie stammt von 1910.

Chirico, Carrà, Funi wandten sich als erste in Italien zu einer klassizistischen Malweise. Als erste in Italien. Denn Picasso, der vom späten Cézanne über die Blaue Epoche, über die Formen der Primitiven, über den Kubismus, die Ingres-Renaissance zur Neuklassik gestürmt ist, wurde der Wegbahner jedes neuen Stils.

„Ils pissent sur mes talons!" „Sie" — sagen wir! — „heben das Beinchen auf meinen Spuren!" — hat er einmal mit völlig berechtigtem Stolz von allen hinter ihm her kriechenden Stiljüngern gesagt.

Chaotisch nannten die Spießbürger seine Malerei. Weil er ein Künstler ist, hat er die Zeit vorausgeahnt. Das Kapital muß heute, um die Echtheit, das heißt den kapitalistischen Gegenwert eines Gemäldes festzustellen, mit Röntgenstrahlen arbeiten. „Die Anwendung der Röntgenstrahlen ermöglicht jetzt die genaue Bestimmung, ob ein alter Meister original oder Fälschung ist", schrieb eine Zeitung.

Picasso hat auch das vorausgeahnt. Er hat die Klassik revolutioniert. Was weder Fascismus noch Karlsbader Beschlüsse zu tun vermögen.

Filmbericht von Rudolf Arnheim

Bei den Filmkaufleuten stößt man immer wieder auf die Meinung, wir nähmen ihnen übel, daß sie mit Filmen Geld verdienen wollten. Nichts davon. Wir nehmen nur übel, daß man ihnen die Möglichkeit dazu gibt. Und anrüchig wird die Sache für unsre Nase erst, wenn das Hauptbuch wie ein Poesiealbum eingebunden wird, wenn der Kampf um Rekordkassen als ein Ringen mit der Muse aufgemacht wird. „Wenn wir nur einen Star herausgestellt hätten", so erklärt der Regisseur Edmund Goulding die Verwendung von sechs Stars in seinem Film „Menschen im Hotel", „wären die übrigen Rollen zu Chargenrollen degradiert worden, und der Sinn der Handlung wäre zerstört. Die Handlung beruht ja im wesentlichen auf der Charakterisierung der sechs Hauptpersonen." Das sind goldene Worte, die unsre schwergeprüften Manuskriptautoren gern schon gehört hätten, bevor sich die Filmindustrie durch das katastrophale Versagen aller bewährten Zugkräfte zu dem Verzweiflungsmittel getrieben sah, einen ganzen Haufen Stars in einem einzigen Film anzusammeln, nach dem Prinzip: Schokolade ist gut und Hering ist gut, wie gut muß erst Garbo plus Beery sein! Jahrzehntelang hat man alle Filmmanuskripte verstümmelt, indem man eine oder zwei Figuren für die Starrollen gewaltsam nach vorn schob und die übrigen zu Hintergrundchargen zusammenknetete — und siehe da, plötzlich verlangt die Kunst Verständnis und Gerechtigkeit für sechs Rollen. Damit soll man uns nicht kommen.

Diesmal verdrängt also nicht eine Rolle die andre, aber dafür verdrängen die Schauspieler gemeinsam den Film. Film ist Eingliederung des Menschen in die Welt der Dinge, aber diesmal sieht

man vor Menschen das Hotel nicht; die Kamera wählt den Bildausschnitt fast immer nur grade so weit, daß er die Konturen der Stars vollständig umfaßt, und dadurch entstehen beklemmend enge Räume, die den Zuschauer in eine Art Budenangst versetzen. Unablässig erkennt er die Züge, die ihm und dem Produzenten teuer sind. Mit ihnen wird er fast zwei Stunden lang im Kreuzverhör konfrontiert, bis er, zusammenbrechend, zermürbt gesteht, daß diesmal bei Metro-Goldwyn-Mayer ganz großartig gespielt wird. „Menschen im Hotel" ist in der Tat ein erstaunliches Beispiel für die Kultur des amerikanischen Gesellschaftsfilms. Während bei uns Dialogautoren, Regisseure und Schauspieler das Wort immer noch mit der ängstlichen Feierlichkeit ergreifen, mit der eine Portierfrau einen Kondolenzbrief aufsetzt, hat man drüben eine schlichte, witzige Klugheit des Sprechtextes, Lockerheit und Zurückhaltung in der Betonung der Pointen, und von der präzis ausartikulierten Sentenz führt eine stetige Verbindung über Beiseite-Gemurmel und Flüstern zum Geräusch des Hintergrundes. Bei uns schmettert man jeden Bierwitz, jedes Räuspern als Volltreffer ins Mikrophon, und fast jeder Schauspieler läßt durch seine gehemmte Sprechweise merken, daß er sich in etwas besserer Gesellschaft fühlt, als ihm eigentlich zukommt. Von diesem Standpunkt aus ist „Menschen im Hotel" an Manuskript, Regie und Darstellung vorbildlich. Die Schauspieler sind von einer lebendigen, wennschon manchmal kindlich lauten Ungezwungenheit, die echt wirkt, und da macht es nicht viel aus, daß die Stenotypistin Joan Crawford statt des gewünschten „Flämmchens" ein bengalisches Feuerwerk abbrennt und die massige Gestalt Wallace Beerys — wohl damit man sie auch über den Atlantik weg als deutschen Generaldirektor erkennt — einen etwas penetranten Boulettengeruch ausströmt. Aber nuanciert wie die Töne des Dialogs sind die Charaktere der Handelnden: der Bösewicht läßt Obertöne der Güte deutlich mitschwingen, und die Sanftheit der Anständigen wird durch etwas Rachsucht, Eitelkeit und Neid angenehm kompliziert.

In diesem Rahmen gibt Greta Garbo ihre herrlichste Leistung. Mit edel zurückgerecktem Oberkörper eilt sie durch die Gänge, beschwingt wie der Daktylus ihres Tänzerinnennamens Grusinskaja, hundert winzige Zuckungen spielen unaufhörlich über ihr feines Gesicht, die beweglichen Millimeter der Mundwinkel und ein leises Zusammenziehen der Brauen malen Angegriffensein und Angriff, Müdigkeit und Auflodern, Übermut und Resignation. Ganze Nebenrollen spielt sie mit den Händen, das Telephon wird unter ihrem Zugriff zum lebendigen Tier, und in der überwältigenden Liebesszene löst sich Muskel für Muskel sachte zu Hingabe, Gläubigkeit und zum Aufhorchen der Sinne. Aber in störendem Gegensatz zu solch erschütterndem Spiel stehen dann immer wieder Szenen, wie wir sie aus allen Garbofilmen kennen: wo sie plötzlich in Großaufnahme erscheint und mit gehobenem Kinn Monologsätze tremoliert. Dies ist amerikanische Ausdruckstechnik. So meisterhaft der amerikanische Film den gedämpften, zwanglosen Konversationston trifft, so automatisch versagt er vor dem großen Gefühl. Die Dürftigkeit und Oberflächlichkeit in allem, was gewichtiges Schicksal ist, führt dazu, daß dem Film für solche Motive keinerlei dem hohen amerikanischen Schauspielniveau angemessene Gestaltungsmittel zur Verfügung stehen; daß die Regie selbst vor einer so tiefen Begabung wie der Garbo da gänzlich versagt und man ohne Hemmung und Widerspruch zu dem abgestandensten Theaterbibbern greift.

Das erleben wir schaudernd, wenn die Amerikaner sich an Themen versuchen, die ganz im großen, feierlichen Stil durchgeführt werden müssen. Vor einem Film wie Cecil de Milles „Im Zeichen des Kreuzes" dreht sich einem ohne Umstände der Magen um. Die Filmgesellschaft hat bei der Aufstellung der für diesen Film benötigten Requisiten im Programmheft leider versäumt, aufzuführen, wieviel

Meter Vollbart benötigt worden sind. Wie von Richard Wagner und Paula Busch gemeinsam in Betrieb gesetzt, wandeln da bärbeißige Gestalten, funkt der junge Held zündende Augenblitze in die Dekoration und rollen halbnackte Pärchen zu jäher Sinnenlust zwischen staubige Portieren. Im übrigen erzählt der Film folgende Geschichte: In dem hochkapitalistischen, waffenstarrenden Rom erduldet das Christentum, eine Armenbewegung, die Verfolgungen der Herrschenden. Verfemt, beschimpft und der Inbrandsetzung Roms bezichtigt, sucht man in geheimen Diskussionen die Wahrheit, schreibt verbotene Flugblätter und läßt einen aus Kleinasien gebürtigen Agitator in einer Versammlung sprechen, die von einer bewaffneten Truppe blutig gesprengt wird. „Eure Lehre wird zugrunde gehen", sagt der Soldat, „aber das Reich wird dauern". In den nächsten zweitausend Jahren stellt sich diese Prophezeiuung dann als etwas voreilig heraus.

Bemerkenswert ist auch das Grundmotiv des Films „Der Läufer von Marathon", in dem gezeigt wird, wie die Fahnen aller Länder der Welt zu brüderlichem Fest und Wettkampf nebeneinander flattern, wodurch der schädliche Anschein erweckt wird, als ob eine solche Gemeinschaft aller Erdbewohner schön, nützlich und erstrebenswert sei. Der Film verabsäumt zu zeigen, daß solche Humanitätsduselei, die auf dem Gebiete des Sports politisch ungebildeten Athleten erhebend und natürlich erscheinen mag, in höheren Bezirken durch berechtigte Forderungen der Industrie und Landwirtschaft ad absurdum geführt wird. Ausgleichend kann allenfalls wirken, daß in diesem Film die Deutschen den Marathonlauf von Los Angeles noch nachträglich gewinnen, und zwar mit Recht, da ja die Kunst einer höheren Wahrheit zu dienen hat. Der Regisseur E. A. Dupont läßt diesmal, trotz der Kamerakunst Eugen Schüfftans, die anpackende Bildkraft seines „Variété"-Films vermissen. Teilszenen wie die Revue der telephonierenden Mädchen und das nächtliche Training der chinesischen Läufer verraten, was er kann, wenn er will. Seltsam unfilmisch ist der erste Akt: ein mit verteilten Rollen gesprochenes Hörspiel über Geschichte und Wert der Leichtathletik. Eine frische Brise beginnt erst zu wehen, wenn der Trainer Oskar Sabo mit einer tief lyrischen Blütenlese berlinischer Asphaltausdrücke in die Handlung hineinplatzt, wie man sich überhaupt in diesem Film einer burschikos-sportlichen Diktion befleißigt, die zu den ausrasierten Augenbrauen und den luxuriösen Stahlrohrmöbeln der jungen Marathonierinnen nicht recht passen will. Der Jargon macht hier Flecke aufs Parkett, er wirkt unfein in dem auf den Schönheitssinn der Filmverleiher eingerichteten Salontheater des heutigen Films. Die Volkssprache wird zur aufgepappten Komikercharge, und unter all den Schauspielern fließt sie allein dem beherzten Victor de Kowa — wohl dem angenehmsten jungen Schauspieler, den wir heute besitzen — ungehemmt von den Lippen. Verzwickt steht es um Brigitte Helm. Man versteht, daß sie lieber lebendige Menschen spielen möchte als die stilisierten Gespensterweiber, für die allein sie sich zu eignen scheint; sie hat in ihrem Wesen auch etwas Schlichtes und Herzliches, sie kämpft — statt wie ihre Kolleginnen um Prunk und Geschmeide — verzweifelt um den grobgestrickten Wollpullover des sachlichen Mädchens von heute. Aber ihr Gesicht ist so gänzlich starr, wie von einer galvanischen Schicht unbewegt gehalten, daß ihr Bemühen nach wie vor fruchtlos bleiben dürfte. Selbst innerhalb einer Kollektion weiblicher Eispflanzen (Trude von Molo, Ursula Grabley und eine weitere Wasserstoffjungfrau) kann sie nicht so warm wirken, wie sie möglicherweise ist.

Das Bemühen um Natürlichkeit führt also nicht immer zum Ziel. Das gilt auch für den Regisseur Julien Duvivier, der schon in seinem „David Golder" eine artistische Begabung aber zugleich einen Hang zum Künstlichen, Theatralischen bewies. Noch deutlicher wird das in seinem neusten Film, dessen deutsche Fassung die Topoly dieser

Tage in kleinem Kreise vorführte. „Poil de carotte" nämlich ist eine ländliche Kindertragödie, und so hat sich der Regisseur vor der Landschaft und vor dem Kinde zu beweisen. Wieder gelingen ihm einige gut ausgedachte Effekte, so wenn der Junge die Pferde peitscht mit dem Ruf: „Mich hat keiner lieb!" oder wenn er mit sich selbst eine geflüsterte Doppelgänger-Beratung abhält. Aber wieder führt Duvivier — von dem alten Harry Baur abgesehen, gegen dessen Behäbigkeit wohl keine Regie ankann — mit seinen Schauspielern ein solches Ateliertheater auf, daß die Blumen unter ihren Füßen zu welken scheinen. Den sehr ausdrucksvollen kleinen Hauptdarsteller bringt er nur zur üblichen Schuljungenpantomimik mit Auf-den-Zehentrippeln und Um-die-Ecke-lugen und Gesichter-schneiden. Und eine Dame von der Comédie Française legt mit angezogenen Ellbogen und satanischen Lächeln eine hinten hoch gebürstete Rabenmutter hin, wie sie im heutigen Film nicht mehr möglich sein sollte. Unglücklicherweise haben die deutschen Bearbeiter das Deklamieren „mit Ausdruck" vom Original übernommen, so daß sich beispielsweise eine Szene von greulicher Komik ergibt, wenn zwei kaum schulpflichtige Kinder wie ein Hollywood-Liebespaar über Ehebund und Selbstmord diskutieren. Immerhin dürfte das hemmungslose Anzapfen der Tränendrüsen und die mit amerikanischer Unbedenklichkeit ausgespielte Szene, in der das Kind sich die Schlinge um den Hals legt, während der Vater in letzter Sekunde herbeigaloppiert, dem Film Erfolg bei einem Publikum verschaffen, das vielleicht hell- und nachsichtig in dem pariser Avantgardisten von heute schon den Kalifornier von morgen wittert.

Duviviers Tragödie versagt vor der Landschaft. Umgekehrt wächst die Spielhandlung von Doktor Friedrich Dahlsheims und Victor Baron von Plessens „Insel der Dämonen" ganz von selbst aus den Reisfeldern der Insel Bali hervor. Erstaunlich gut ist hier die Verbindung von Kulturfilm und Spielfilm, die Eingeborenen spielen ohne europäische Zutaten ihr eignes Leben, mit leidenschaftlich bewegten Körpern, als sei nichts gestellt. Der Film akzeptiert den Aberglauben der Eingeborenen, und das für unsre Begriffe primitive Hohngelächter der Hexe und die Trickaufnahmen der tanzenden Dämonen wirken auf die richtige simple Weise schaurig. Der schöne Film findet seinen Höhepunkt in einem Trancetanz der Balikinder zu der besessenen Geräuschmusik der jungen Männer. Hier ist einer der seltenen Fälle, wo große darstellerische Kunst unmittelbar aus der Wirklichkeit entsteht, keine bewußte und keine professionelle Schaustellung, bei der es auf die Begabung Einzelner ankäme, sondern der aus tiefer Angst hervorbrechende Tanzrausch eines ganzen Volkes, das in der Kunst Erlösung sucht.

„Verachte das Geld und fürchte nicht den Tod"

von Agnès Smedley

Drei ärmlich gekleidete Chinesen sprachen miteinander in einem Eisenbahnabteil dritter Klasse. Einer von ihnen war blind und hatte eine zerfetzte Uniform an. Aus ihrem Gespräch war zu entnehmen, daß es sich um drei Soldaten, davon zwei Deserteure, handelte.

Einer von ihnen hielt in seiner Erzählung plötzlich inne und lachte, doch seine Gefährten lächelten noch nicht einmal zur Antwort. Der Erzählende war ein Mann Hsuchau, wie er berichtete, er hatte jedoch den größten Teil seines Lebens in Tientsin verbracht. Er stammte von armen Bauern ab, und da während einer Hungersnot seine Mutter und drei Brüder gestorben waren, hatte ihn sein Vater als das einzige über-

lebende Kind nach Tientsin gebracht. Von früher Kindheit an hatte er gearbeitet. Sobald er stark genug war, wurde er Wasserträger. Als solcher hatte er dreißig Familien am Tage zu versorgen. Die Arbeit war schwer und brachte grade genug ein, um das nackte Leben in seinem Körper und in dem seines alten Vaters zu erhalten.

So hatte er bis vor kurzem gelebt. Einer seiner Kunden war ein reicher Mann mit feinen, seidenen Gewändern und einer Brille auf der Nase. Der hatte einen eignen Rikschakuli, der so schnell wie ein Pferd laufen konnte: wenn der mit seinem Herrn die Straße herunterkam, mußten alle andern Kulis den Weg freigeben. Dieser reiche Mann kaufte sich eines Tages aus einem Tingeltangel ein Mädchen, namens Schiao Tscheng. „Ich selbst bin ein dummer Kerl, denn ich habe mein ganzes Leben lang Wasser getragen und noch niemals soviel Geld verdient, um ein Mädchen zu kaufen. Dieser reiche Mann aber kauft sich jedes Mal eines, wenn er eines will. Lange Zeit konnte ich mir gar nicht vorstellen, woher man so viel Geld bekommen könne. Jetzt aber habe ich es erfahren. Der Mann war ein Rekrutierungsagent für den General Liu Tschen-nien. Ich werde euch erzählen, wie ich es erfahren habe. Hört zu.

Eines Tages fragte mich diese reiche Schildkröte in ihren feinen Seidengewändern, ob ich zwölf Dollar im Monat verdienen wolle. Er brauche Arbeiter, um eine Eisenbahn zu bauen. Ich erwiderte, ich würde solch gute Arbeit gern annehmen und mich am nächsten Tage im Hafen einfinden, von wo er mit dem Schiff abfahren wolle. Ich ließ meinen Wasserkarren stehen und lief zu meinem alten Vater nach Hause. Der war jetzt sechsundneunzig Jahre alt und so froh, die guten Nachrichten zu hören, daß er zu weinen begann. Denn jetzt werde er sich in seinem Alter nicht mehr zu sorgen haben. Narr, der ich war! Die Nachbarn kamen und gratulierten mir, und ich war so glücklich, daß ich nicht einmal lachen konnte.

Sofort lief ich zum Quai, weil ich Angst hatte, es würden zu viele da sein und ich könnte daher die Arbeit nicht bekommen. Vier Mann standen schon da. Und wir schliefen zu fünft dort auf den Steinen und warteten auf den Morgen. Als es hell wurde, kamen immer mehr Männer, bis wir insgesamt achtundsechzig waren. Den ganzen Tag über warteten wir auf den reichen Mann, der kam aber erst am Abend in seiner Rikscha. Auf dem Schiff schlief er in einer Kabine, wir aber auf dem offenen Deck. Wir dachten, das sei sehr gut, denn er gab uns ja die Arbeit. Am nächsten Morgen landeten wir und marschierten sofort an die Stadtgrenze, wo wir glaubten, daß die Arbeit gleich losgehen werde. Doch als wir den Fuß eines kleinen Hügels erreichten, erblickten wir herumlungernde Soldaten und als wir in ihre Nähe kamen, salutierten sie unserm reichen Mann.

Wieviel neue Rekruten? fragte ein Offizier.

Zuerst begriff ich nicht, dann zitterte ich vor Furcht. Wir schrien alle, wir seien keine Soldaten sondern Arbeiter für die neue Eisenbahn. Aber die Schildkröte in ihren Seidengewändern sagte: ‚Ihr seid jetzt Soldaten. Wenn ihr nicht eure

dreckigen Schnauzen haltet, kriegt ihr einen Tritt in den Bauch.'

Einige von uns weinten und baten auf den Knien. Doch einer der Offiziere begann uns zu treten, und so hörten wir auf. Dann banden uns die Soldaten die Arme mit Stricken zusammen, und so wurden wir nach den Baracken gebracht. Dort gab man uns Mützen, Uniformen und Sandalen, und es wurde uns mitgeteilt, wir würden sie bezahlen müssen, wenn wir unsre erste Löhnung bekämen. Ich fragte, wie viel wir im Monat erhalten würden. Sie erwiderten: ‚Acht Dollar, vielleicht. Vielleicht!'

‚Vielleicht!' lachten die andern beiden wütend.

Dann fragte ich, wieviel die Kleidung koste. Der Hauptmann schrieb etwas in ein Buch und erwiderte: ‚Ungefähr vier Dollar achtzig.' Daraufhin sagte ein andrer Soldat, das sei nicht alles, denn ich müsse aus meiner Löhnung noch jeden Monat mein Essen bezahlen, und das mache noch einmal fünf Dollar aus. Auf meine Bemerkung, ich würde dann ja gleich mit Schulden anfangen, erwiderte der Hauptmann: ‚Nächsten Monat brauchst du keine neue Uniform. Dann ist ja alles in Ordnung.'

Dann wurden wir zum Übungsplatz geführt, und einer der Offiziere trat an mich heran und fragte: ‚Weißt du nicht, wie du deinen Vorgesetzten zu grüßen hast?' Ich antwortete: ‚Nein, zeig es mir und ich werde tun, was du mir zeigst.' Er erhob eine Hand und ich machte es ihm nach. Doch sofort schlug er mich und brüllte: ‚Nicht mit der linken, du Schildkröte!'

Der Drill begann jeden Morgen, während die Sterne noch hoch am Himmel standen und endete erst, wenn sie in der Nacht wieder erschienen. Morgens wurden wir oft in ein großes Zimmer geführt, wo jemand zu uns sprach. Das erste, was uns dort beigebracht wurde, war das Sprichwort: ‚Verachte das Geld und fürchte nicht den Tod.'"

Die drei lachten. Einer von ihnen sagte: „Ja, so fangen sie immer an und so enden sie auch immer. Damit glauben sie unsre Bäuche und die unsrer Familien füllen zu können."

„Nachts, wenn wir müde wie Hunde waren", fuhr der erste fort, „mußten wir uns einen andern Vortrag anhören. Ein Offizier sprach zu uns, und es schien, als wolle er nie wieder aufhören. Er erzählte immer das gleiche und forderte uns auf, für unser Land zu kämpfen. Der Kerl war ein Glattkopf, und ich wußte sofort, daß ich niemals die zwölf Dollar im Monat bekommen würde. Und daß mein alter Vater verhungern müsse. Vielleicht hat die reiche Schildkröte die zwölf Dollar bekommen und hat so sein Geld gemacht. Das glaube ich jetzt.

Im Lager mußte ich mein Gesicht und sogar meine Ohren zweimal am Tage waschen und meistens auch den Hals. Wenn ich mir das Gesicht mit dem Ärmel abwischte, bekam ich von den Offizieren Prügel.

Als ich einmal mit einem der Köche sprach, fragte ich ihn: ‚Warum laufen wir hier eigentlich nicht weg? Wenn ich hier bleibe, wird mein alter Vater Hungers sterben, denn die zwölf Dollar werde ich nie zu sehen bekommen. Sie haben uns be-

trogen, wir müssen jetzt sogar unsre Kleidung bezahlen und die Nudeln, die wir uns in den Bauch schieben.' Der Koch erwiderte: ‚Laufe nur, so weit du willst, ich mache nicht mit. Denn ich laufe nur dem Hunger entgegen. Meine Familie ist zu arm, um auch nur sich das Leben im eignen Körper zu erhalten. Lauf nur fort, ich werde nichts sagen. Wenn sie dich aber fassen, werden sie dich prügeln oder erschießen. Vergiß das nicht.'

Eines Nachts stand ich auf und sagte zu der Wache, die mich sah, ich müsse hinausgehen. Der brummte: ‚Geh hinaus und leer dich aus. Sprich nicht so viel davon.' So ging ich hinaus. Ich blieb aber nicht an der Pißmauer stehen, die aus Stein war, mit einem großen Drachen darauf. Denn sie war früher ein Teil eines Mandarinenpalastes. Jeden Tag habe ich das Auge des Drachen angepißt — und es auch getroffen. Jetzt aber ging ich daran vorbei, kroch durch den Stacheldraht und lief über die Bohnenfelder. Einmal hörte ich ein Geräusch, da warf ich mich auf die Erde und lag still. Doch dann mußte ich husten, wie das immer geschieht, wenn man es nicht will. Ihr wißt, die Soldaten stopfen den Husten mit Sand zu. So kratzte ich daher die Erde auf, um etwas Sand zu finden und schluckte den Dreck. Doch in ihm befand sich Gras, und das kitzelte meinen Hals so, daß mein Husten laut genug wurde, um ganz Schantung wach zu machen. So hörte mich jemand in dem Bohnenfeld und kam vorsichtig und ängstlich heran. ‚Was machst du hier?' schrie er. Da er kein Soldat sondern offenbar ein Bauer war, stand ich auf und sagte ihm die Wahrheit. Er hörte mir zu und führte mich in seine Hütte. Dort gab er mir Tee, und ich erzählte ihm von den zwölf Dollar und von meinem alten Vater. Dann schenkte er mir ein paar alte Hosen und seinen Rock, ich gab ihm meine Uniform. ‚Geh durch die Bohnen- und Weizenfelder. Kein Mann läuft auf offener Straße. Alle Männer unter vierzig werden zum Heeresdienst gezwungen, jetzt nehmen sie sogar schon Kaufleute, die nicht reich sind.' Sodann ging ich über die Bohnen- und Weizenfelder."

Der Erzählende schwieg. Bevor er fortfahren konnte, begann ein andrer: „Solch ein Leben wie in den letzten Jahren als Soldat habe ich noch nie gekannt. Nicht einen einzigen Tag Ruhe. Marschieren und Kämpfen und keine Löhnung. Und dann sagte man uns, verachtet das Geld und fürchtet nicht den Tod. Als wir unsre Winteruniform ablegten, bekamen wir eine für den Sommer. Dafür wurden uns vier Dollar aufgeschrieben. Die Sandalen, die der Hauptmann uns mit fünfzig Cent anrechnete, hätten wir in den Geschäften für dreißig kaufen können. Was er sonst noch gestohlen hat, weiß ich nicht. Oft, wenn ich krank lag, kam der Offizier und brüllte mich an: ‚Du bist ja gar nicht krank, auf mit dir!' Wollte ich einmal einen Tag oder zwei ausruhen, mußte ich mir die Beine mit Öl einreiben, bis die so angeschwollen waren, daß ich liegen bleiben mußte. Schließlich bin ich über eine Mauer geklettert und davongelaufen. Jetzt fahre ich nach Tientsin und suche mir Arbeit."

„Laß dich aber nicht für den Bau einer Eisenbahn ködern", warnte der erste.

Der Blinde unterbrach, da auch er seine Erlebnisse erzählen wollte. Auch ihm habe man zwölf Dollar im Monat bei dem Bau einer Eisenbahn versprochen. Er hatte viele Gefechte mitgemacht und bei einem seine beiden Augen verloren. Dann konnte man ihn als Soldaten nicht mehr brauchen, er erhielt zwei Dollar und sollte nach Hause gehen. Dazu reichte aber das Geld nicht, und da er hungrig war, begann er in den Straßen zu betteln. „General Liu", sagte er, „wollte sein Gesicht wahren und wünschte daher nicht, daß Soldaten auf den Straßen bettelten. Deshalb befahl er, daß bettelnde Soldaten aus der Stadt vertrieben werden sollten. Das Heer solle nicht entehrt werden, sagte er. Ich trug an einem Finger einen goldenen Ring, den ich beim Plündern einer Stadt erbeutet hatte. Den versetzte ich und bekam dafür dreißig Dollar. Doch jemand auf der Straße stahl mir das Geld und lief damit weg. Ich brüllte, so laut, daß ein Polizist gelaufen kam und den Dieb fing. Der wurde verprügelt und dann wieder freigelassen. Einer der Polizisten sagte zu mir: ‚Das ist viel Geld für einen Blinden. Du wirst es wieder verlieren. Ich werde es für dich aufbewahren.'

Ich sagte ihm, ich wolle am nächsten Tag mit dem Schiff fort. Er erwiderte, er werde es mir dort hinbringen. Ich bettelte, doch er gab mir nicht mehr als einen einzigen Dollar. Am nächsten Tag wartete ich den ganzen Tag am Hafen, aber er kam nicht. Dann schlief ich dort und am nächsten Morgen erschien er. Doch er wollte mir nur fünfzehn Dollar geben. ‚Behalte fünf Dollar', sagte ich ihm, ‚denn du hast Augen und ich nicht.' ‚Solche Ungerechtigkeit habe ich noch nie bei einem Menschen gesehen', erwiderte er, ‚und ich bin jetzt schon fast vierzig Jahre alt. Hätte ich den Dieb nicht gefangen, hättest du nicht einen Heller, und woher weiß ich, wo du den Ring her hast. Auch hast du auf den Straßen in Uniform gebettelt, und das ist gegen das Gesetz. Ich aber habe dich nicht verhaftet.'

So nahm ich also die fünfzehn Dollar und ging weg."

Der Mann, der zuerst gesprochen hatte, sagte ironisch: „Hat dir der Polizist auch geraten, das Geld zu verachten und den Tod nicht zu fürchten?"

Die drei lachten, doch es war kein heiteres Lachen.

Patrizier in Wolle von Ulrich Schweitzer

Am 28. Februar sollte in Bremen ein Prozeß beginnen, auf den man in Deutschland mit Spannung gewartet hat. Leider war der nationalsozialistische Rechtsanwalt Luetgebrune durch seine Berufung zum Kommissar im Preußischen Innenministerium daran verhindert, grade jetzt die Brüder Lahusen zu verteidigen. Nun wird der Prozeß am 14. März seinen Anfang nehmen, und da die sozialdemokratische Presse vorläufig nur auf zwei Wochen verboten ist, könnte er unter Umständen sogar ein größeres Echo finden, als er in der Wahlzeit erhalten hätte. Sollte die kommunistische Presse nach vierwöchigem Verbot noch einmal auferstehen, so würde wohl auch sie ihre Spalten mit bremer Gerichtsberichten fül-

len; in vierzehn Tagen ist der kunstvoll verwirrte Nordwolleknäuel nicht aufzuräufeln. Den linken Parteien kann eine ausführliche Verhandlung nur recht sein; denn sie behaupten seit Jahren, daß die Lahusens, Unternehmer vom reinsten Wasser, eine von Sozialdemokraten und Kommunisten als solche nicht anerkannte Arbeiterpartei unterstützt hätten.

Der Prozeß ist verschoben, aber wir wollen uns nicht aus dem Konzept bringen lassen und die Prozeßmaterie zum vorgenommenen Zeitpunkt behandeln. Gottes Mühlen mahlen sowieso schon langsam genug. In England mahlen sie schneller; da wurde der Fall des Spekulanten Hatry von den Gerichten in wenigen Wochen geklärt. Die Deutschen sind, wie bekannt, gründlich und vorsichtig, bevor sie irgendjemand diffamieren. Das Dramatische geht dabei jedoch nicht verloren. Nachdem der Staatsanwalt noch einige Tage vorher eine Art Ehrenerklärung für die bremer Wollkönige abgegeben hatte, verhaftete er am 17. Juli 1931 Gustav Carl Lahusen, der grade auf seinem oft beschriebenen Schloß Hohehorst — hundertsieben Zimmer, zwölf marmorne Baderäume — seinen vierundvierzigsten Geburtstag feierte. Der Patrizier wurde unter anderm beschuldigt, Konkursverbrechen begangen, falsche Buchungen vorgenommen, durch Führung von Geheimkonten betrogen und durch Einsetzen fingierter Forderungen in seine Bücher Kredite erschwindelt zu haben. Wie bei Kreuger hatten die betrügerischen Manipulationen nicht erst in der Krise sondern schon Jahre vorher begonnen. Gab es im Zündholztrust nur zwei Augen, die das Ganze überblickten, so waren es im deutschen Wolltrust vier: neben Gustav Carl Lahusen wußte nur sein Bruder Heinz Bescheid, und Heinz wird daher neben ihm auf der Anklagebank Platz nehmen.

Kreuger und Lahusen errichteten sich, jeder auf seinem Gebiet, durch Betrug ein mächtiges Reich. Sie wagten es, weil sie auf bessere Zeiten, auf immer reichere Konjunkturen hofften; sie glaubten sogar, daß sie durch ihre expansive Mißwirtschaft selbst mithülfen, diese Zeiten des allgemeinen Wohlstandes herbeizuführen. Doch verstanden sie nichts vom Zyklus der Konjunkturen. Sie ahnten nicht, wie vehement die Wirtschaft in spätkapitalistischen Krisen zusammenbricht; sie waren Optimisten, wo man nicht pessimistisch genug sein konnte. Solche Betrachtungen der Vergangenheit haben Gegenwartswert. Ist es sicher, daß alle, die es angeht, die Weltbedeutung der amerikanischen Bankenkrise in diesem Augenblick richtig erkannt haben? Wenn die Silberstreifenpropheten nicht begreifen, daß sie in der Windstille des vorigen Herbstes nur das Wetterleuchten erblickten, das dem neuen Krisengewitter voranging, und daß soeben der erste Blitz eingeschlagen hat, wird sich an ihnen das Schicksal der Bankrotteure Kreuger und Lahusen wiederholen. In einem Augenblick, in dem neue schwere Verluste offenbar bevorstehen, kann es sich niemand ungestraft leisten, zu spekulieren oder gar Dividenden zu verteilen.

Doch die Gegenwart ist rauh, flüchten wir uns in die schönere Vergangenheit, also in jene glückliche Zeit, da man

die Schulden machen konnte, an denen man heute zugrunde geht. Kommerzienrat Carl Lahusen, der Vater der Angeklagten, starb 1921. Bei seinen Arbeitern war er nicht beliebt. Aus Ungarn, Polen und Böhmen ließ er sich Arbeitskräfte kommen, um den anspruchsvollen organisierten deutschen Arbeiter zu drücken. Er war ein tüchtiger Mann. Sein Unternehmen brachte er hoch. Noch sein Großvater betrieb in Bremen eine Matrosenkneipe. Dessen Sohn Martin Christian Leberecht Lahusen war Fellhändler und erweiterte sein Geschäft durch den Handel mit Wolle. Wer damals in Bremen reich wurde, war noch ein Emporkömmling. Die alten Familien sahen ihn über die Achsel an. Immerhin hob es das Ansehen, daß der alte Lahusen nicht nur Fabriken baute, so die Norddeutsche Wollkämmerei und Kammgarnspinnerei — Nordwolle genannt — im Jahre 1884 sondern auch Geld für den Bau von Kirchen und für den Kampf der orthodoxen gegen die liberalen Pastoren Bremens übrig hatte. Der Sohn des Kirchenstifters — eben der Kommerzienrat Carl Lahusen — war schon ein Patrizier. Hatte sein Vater Nordwolle mit einem Aktienkapital von anderthalb Millionen Mark gegründet, so beherrschte der Kommerzienrat bereits einen Wollkonzern mit zweiundzwanzig Millionen Mark Kapital, der im Jahre 1913 elftausend Arbeiter beschäftigte und zehn Prozent Dividende ausschüttete. Der Krieg brachte einen Rückgang. In der Inflation war schon die dritte Generation an der Herrschaft.

Die Inflation erzog zum Schuldenmachen. Mit geborgtem Geld wurde der Konzern aufgepustet, und nach der Stabilisierung blieben die Brüder Lahusen bei den lieben Inflationsgewohnheiten. Im Jahre 1926 hatte ihr Konzern ein Aktienkapital von dreiunddreißig Millionen Mark. Die Schulden beliefen sich auf sechsundachtzig Millionen. Die Dividende wurde auf zehn Prozent festgesetzt. Natürlich war Nordwolle absolut kreditwürdig. Schon im folgenden Jahr beschäftigte der Konzern 28 000 Arbeiter, 5000 mehr als 1926. Durch Fusion hatte er sich vergrößert. Sein Aktienkapital betrug damals fünfzig Millionen, seine Schulden hatten erst die Höhe von dreiundneunzig Millionen erreicht. Dividende: zwölf Prozent.

So wurde man größer und größer. Zeitweise hatten die Aktien einen Börsenkurs von zweihundertvierzig. Wie die Sachverständigen nach dem Zusammenbruch feststellten, arbeitete Nordwolle allerdings seit 1925 mit Verlust. 1929 hätte man Konkurs anmelden müssen. Aber wer macht gern bankrott? Lahusens hatten noch Kredit! Einem Unternehmen, das sich in Bremen ein Verwaltungsgebäude für dreizehn Millionen Mark bauen konnte, borgte man mit Vergnügen. Auch das Ausland lieh Geld. Im ersten Halbjahr 1931 sickerte dann durch, daß es schlecht um Nordwolle stand. Die Aktien, die einmal auf zweihundertvierzig gestanden hatten, wurden im Januar 1931 mit vierzig notiert. Am sechsten Juli desselben Jahres mit sechs, am neunten Juli mit drei. Am einundzwanzigsten August, morgens um neun Uhr, versammelten sich in der „Glocke" in Bremen die Gläubiger. Sie erfuhren dort, daß allein die Banken über hundertzweiundsechzig Millionen Mark Kredit gegeben hatten. Die Gesamtschulden beliefen

sich auf zweihundertvierzig Millionen. Die Danatbank saß mit sechsundsiebzig Millionen fest, die Dresdner Bank mit dreißig Millionen.

Einzelheiten darüber, wie das seit Jahren bankrotte Unternehmen durch gefälschte Bilanzen die Kredite erschwindelt hatte, werden wohl im Laufe des Prozesses herauskommen. Man weiß, daß viel Geld bei den Wollespekulationen verloren wurde und daß diese Verluste durch eine Geheimgründung der Brüder Lahusen, nämlich durch die amsterdamer Firma „Ultra Mare", verschleiert werden konnten. Der persönliche Verbrauch der Lahusens war zwar außergewöhnlich, hat aber nicht den Zusammenbruch herbeigeführt. Die Wollkönige wollten ihre Führerrolle weiterspielen und durch neue waghalsige Geschäfte die Fehlbeträge wieder hereinbringen. Aber die neuen Geschäfte brachten neue Verluste, die durch Betrug verheimlicht wurden.

Der Wollknäuel, der in den Abgrund rollte, war durch viele Fäden mit der deutschen Wirtschaft verknüpft. Die Großbanken stürzten nach, einen Augenblick glaubte man, am geöffneten Grab des Kapitalismus zu stehen. Niemand sprach von marxistischer Mißwirtschaft. Das Unglück hatte es gewollt, daß ein gottesfürchtiger nationaler Mann den Stein ins Rollen brachte, der zur Lawine wurde.

International hat der Fall Lahusen eine Reihe von Parallelen — Kreuger, Insuls —, die beweisen, daß der Unternehmeroptimismus in der Konjunktur überall sogenannte Wirtschaftsführer zu Maßnahmen verleitet, die in der Krise mit Recht als Verbrechen bezeichnet werden. Doch hat der deutsche Fall Lahusen seine Besonderheit. Sie liegt auf politischem Gebiet. Eine besorgte Feder sträubt sich, weiterzuschreiben.

Verlustliste

— Nach der Notverordnung vom 28. Februar sind „Beschränkungen der persönlichen Freiheit, des Rechts der freien Meinungsäußerung, einschließlich der Pressefreiheit, des Vereins- und Versammlungsrechtes, Eingriffe in das Brief-, Post-, Telegraphen- und Fernsprechgeheimnis, Anordnung von Haussuchungen und von Beschlagnahmen, sowie Beschränkungen des Eigentums auch außerhalb der sonst hierfür bestimmten gesetzlichen Grenzen zulässig".

— Ihrer Ämter enthoben oder beurlaubt wurden: Der Reichskunstwart, 3 Regierungspräsidenten, 2 Polizeipräsidenten und 3 Landräte; 17 Künstlern des berliner Staatlichen Schauspielhauses wurde gekündigt.

— Nach der Brandstiftung im Gebäude des Reichstages wurde eine große Anzahl von Linkspolitikern verhaftet.

— Folgende Zeitungen und Zeitschriften wurden verboten: auf drei Tage die sozialdemokratischen Blätter ‚Volkszeitung' in Liegnitz, ‚Oberschlesische Volkszeitung' in Gleiwitz und ‚Fränkische Tagespost', das Zentrumsblatt ‚Die Kreiszeitung von Heilsberg', die ‚Forchheimer Zeitung', ein Blatt der Bayrischen Volkspartei; auf vier Tage das ‚Bamberger Volksblatt', die ‚Süddeutsche Arbeiterzeitung' und die ‚Volkswacht'; auf sieben Tage die sozialdemokratischen Blätter ‚Spandauer Volksblatt', ‚Volksfreund' in Dessau und in Zerbst, ‚Volkszeitung' in Nordhausen und Königsberg, und die ‚Freie Presse' in Elbing; auf zwei Wochen die gesamte Presse, alle Flugblätter und

Plakate der SPD in Preußen und in einigen andern deutschen Ländern, der ‚Jungdeutsche', die ‚Metallarbeiterzeitung' und die polnischen Organe ‚Gazeta Olsztynska' und ‚Dziennik Berlinsk'; auf drei Wochen der ‚Christliche Volksdienst', ein christlich-soziales Blatt, und das Ludendorff-Organ, ‚Vorm Volksgericht'; auf vier Wochen die gesamte Presse, alle Flugblätter und Plakate der KPD in Preußen und in einigen andern deutschen Ländern, das polnische Blatt ‚Mazur' und das Gewerkschaftsorgan ‚Aufwärts'; auf fünf Wochen die kommunistische Wochenschrift ‚Illustriertes Echo des Westens'; auf sieben Wochen die ‚Rote Fahne'; auf drei Monate die kommunistischen Wochenschriften ‚Roter Funke' und ‚Der rote Ruf' und das ‚Reichsbanner'; die Verbreitung der straßburger ‚République' und der ‚Straßburger Neuesten Nachrichten' ebenfalls auf drei Monate; auf sechs Monate die kommunistische Halbmonatsschrift ‚Unsre Zeit'; beschlagnahmt wurde je ein Exemplar der ‚Tremonia', eines dortmunder Zentrumsblattes, der bamberger SPD-Zeitung ‚Der Freistaat', des BVP-Organs ‚Lichtenfelser Neueste Nachrichten', der biebracher ‚Fackel' und des staatsparteilichen Wochenblattes von Dortmund ‚Deutscher Aufstieg'; dem Sozialdemokratischen Pressedienst wurde die Konzession zur Führung von Presse-Rundfunkgesprächen entzogen; vom Reichsgericht wurden die Verbote folgender Blätter aufgehoben: des ‚Tempos', des ‚Acht-Uhr-Blattes', des ‚Saalfelder Volksblattes' und des ‚Proletariers' in Hannover; abgekürzt wurde um drei Tage das Verbot von ‚Berlin am Morgen' und um vier Tage das Verbot der ‚Schleswig-Holsteinischen Volkszeitung'; in Berlin und im Reich wurden mehrere hundert Zentner Flugblätter der KPD, der SPD und des Zentrums beschlagnahmt.

— In vielen deutschen Orten wurde der KPD verboten, auf Straßen, Plätzen und von Haus zu Haus öffentliche Sammlungen zu veranstalten.

— In Preußen und in verschiedenen andern Ländern wurden der KPD und der SPD alle Versammlungen und Demonstrationen verboten; aufgelöst oder nicht genehmigt wurden die folgenden Veranstaltungen: Das Dachkahn-Fest der berliner Kunstgewerbeschule, die Kundgebungen des Sozialistischen Kulturbundes und des Volksbildungskomitees, die Karl-Marx-Feier der SPD in Berlin, eine berliner Sportpalast-Versammlung der KPD und sozialdemokratische Kundgebungen in Stettin und Kiel.

— Das Vorwärts-Gebäude wurde besetzt und sämtliche berliner Verkehrslokale der KPD wurden geschlossen; in Altona wurden die Parteibureaus der KPD und SPD, die Redaktion der ‚Hamburger Volkszeitung' und das SPD-Volkshaus durch Hilfspolizei besetzt.

— In Braunschweig wurden folgende Umtaufen vorgenommen: Rathenaustraße in Friedrich-Wilhelm-Straße, Friedrich-Ebert-Platz in Friedrich-Wilhelm-Platz, Friedensbrücke in Kaiser-Wilhelm-Brücke, Friedensallee in Kaiser-Wilhelm-Allee und Lessingplatz in Siegesplatz; von nationalsozialistischen Polizeibeamten wurde auf der Kaserne der braunschweigischen Schutzpolizei die Hakenkreuzflagge gehißt.

— Das Karl-Liebknecht-Haus wurde von SA besetzt.

— Der Primaner, der in dem dringenden Verdacht steht, den staßfurter Bürgermeister Kasten getötet zu haben, wurde aus der Haft entlassen.

— Die Gemeinden und die sonstigen preußischen Behörden brauchen die schwarz-rot-goldene Flagge nicht mehr zu zeigen; es wurde angeordnet, daß zukünftig die Gemeinde- und Staatsflagge neben Schwarz-Weiß-Rot zulässig sind.

— Der Truppe 1931 wurden die weiteren Aufführungen des Stückes „Wer ist der Dümmste?" untersagt.

Bemerkungen

Betriebsratswahlen

Man hat beinahe schon wieder vergessen, was für ein politisches Ereignis jene Brüningsche Notverordnung vom 14. 12. 31 gewesen ist, mit der die Betriebsratswahlen für das Jahr 1932 gestrichen wurden. Es ist ja kein Geheimnis, daß viele damals der Ansicht waren, die freien Gewerkschaften würden diesen Burgfrieden im Kampf um die Stimmen der Betriebsarbeiter begrüßen, weil sie von 1930 auf 1931 ein paar Prozent der Betriebsratssitze an die RGO verloren hatten. Gleichgültig, ob damals die Bestimmung mit stiller Duldung oder gegen den Willen der freien Gewerkschaften zustande gekommen ist. Für die neue Wahl, die jetzt überall durchgeführt wird, sind andre Dinge interessanter als der Kampf zwischen den freien Gewerkschaften und der RGO. Was haben die Nationalsozialisten in den zwei Jahren seit den letzten Betriebsratswahlen an Stimmen gewonnen, wieweit sind die Betriebsarbeiter den wirtschaftsfriedlichen gelben Verbänden beigetreten, wie groß ist die Anhängerschaft des Stahlhelms in den Betrieben?

Bei den Wahlen von 1931 hatten die freien Gewerkschaften 83,6 Prozent aller Betriebsratssitze, die Christlichen 7,9, die RGO 3,4, die Hirsch-Dunckerschen 1,1, die Nationalsozialisten 0,5, Sonstige Richtungen 3,5.

Bisher sind nur wenige Resultate bekannt geworden. Nicht alle Betriebe, in denen die Wahlen stattgefunden haben, konnten die Resultate veröffentlichen.

Aus achtzehn verschiedenen Betrieben sind Angaben vorhanden, Kleine und Großbetriebe, alle Gegenden Deutschlands und die verschiedenartigsten Branchen sind dabei vertreten. Es wäre übertrieben, wenn man aus diesen Einzelergebnissen allzu weitgehende Schlüsse ziehen wollte, weil nur insgesamt 30 700 Arbeiter- und Angestelltenstimmen abgegeben worden sind. Immerhin lohnt auch der kleine Ausschnitt.

Für Nationalsozialisten, Stahlhelm, gelbe Verbände sind insgesamt nicht ganz elf Prozent aller Stimmen abgegeben worden. Einundachtzig Prozent gehören der sozialistischen Arbeiterschaft und fast neun Prozent den mittlern Gewerkschaftsrichtungen. Die Kräfteverteilung zwischen den freien Gewerkschaften und der RGO ist voraussichtlich nicht maßgebend für die Gesamtheit der Betriebsarbeiterschaft. Bei den Wahlen in den achtzehn Betrieben hatten die freien Gewerkschaften nur 53 Prozent, die RGO 27 Prozent und die Syndikalisten 1 Prozent. Den Ausschlag für den Erfolg der RGO im Gesamtergebnis gaben die Wahlen in der AEG Brunnenstraße, im Siemens Kleinbauwerk und in der Filmfabrik Wolfen.

Bei der sogenannten Rechtsgruppe bekamen die Nationalsozialisten im ganzen über 8 Prozent aller Stimmen, die gelben Werkvereine 1½ Prozent, der Stahlhelm zusammen mit einer nationalen Einheitsliste 1 Prozent.

Aus den berliner Betrieben sind noch die Wahlen bei Aschinger, bei Tietz und bei der Bewag beachtenswert: Bei Aschinger sind von 1679 abgegebenen Arbeiterstimmen 726 auf die freien Gewerkschaften, 607 auf die RGO und 341 auf die Nationalsozialisten gekommen; von 371 Angestellten haben 195 freie Gewerkschaften, 142 RGO und 53 nationalsozialistisch gewählt. Bei Tietz wurden 4059 Angestellten- und 1129 Arbeiterstimmen abgegeben; 1819 und 556 für die freien Gewerkschaften, 1014 und 573 für die RGO, der Rest von 798 und 310 für den Gewerkschaftsbund der Angestellten und für eine Vereinigung gehobener Angestellter.

Bei der Bewag haben von 3320 Arbeitern und 2547 Angestellten nur 443 Angestellte und 83 Arbeiter nationalsozialistisch ge-

wählt. Die Mehrheit wählte freigewerkschaftlich, nämlich 3034 Arbeiter und 1916 Angestellte; die RGO bekam 156 Arbeiterstimmen, der bürgerlich-demokratische GDA 38 Angestelltenstimmen. Der Rest von 135 Angestelltenstimmen fiel auf die Liste der Komba.

Hilde Walter

Das wachsame Hähnchen

Diesmal hat Erik Reger, gemeinsam mit Oedoen Horvath 1931 Träger des Kleistpreises, die Kommunalpolitik seines Reviers beim Wickel. Der polemische Roman „Das wachsame Hähnchen" (Verlag Ernst Rowohlt, Berlin; kart. 6,—, Leinen 7,50) setzt nach des Verfassers Worten das fort, was er in der Gebrauchsanweisung seiner „Union der festen Hand" die „Darstellung der Wirklichkeit einer Sache und eines geistigen Zustandes" genannt hat. Dem Leser, an den auf diesen fünfhundertsechzig sehr konzis geschriebenen Druckseiten Ansprüche gestellt werden, die zu erfüllen der deutsche Durchschnittsleser nicht imstande ist, wird herablassend empfohlen, die zu seiner Bequemlichkeit auf dem Titelblatt prangende literarische Gattungsbezeichnung Roman, obzwar durch das Adjektiv „polemisch" schon genauer bestimmt, treffender durch „Vivisektion der Zeit" zu ersetzen.

Die Auswirkungen der kurzen Prosperitätsperiode von 1927 bis 1931 auf die materielle und geistige Situation der westdeutschen, gewollt symbolisch Wahnstadt, Eitelfeld und Kohldorf benamsten, aber dennoch klar erkennbaren führenden Großstädte; die Auswirkungen auf ihr Kommunalregime mit seinen Bürgermeistern, Stadträten, Gemeindeverordneten; auf die Bürgerschaft einschließlich der maßgebenden Großindustriellen, unmaßgeblichen Syndici, geschwollenen Mittelkaufleuten, Wirten, hierzulande kurios Gaststättenbesitzer genannt, geltungshungrigen Fleischermeistern, brieftaubenzüchtenden Großbäckern, anstellungslüsternen Heimatforschern, korrumpierten Lokalredakteuren und auf die misera contribuens plebs, werden hier in einer Weise abgehandelt, für die Vivisektion der Zeit wohl die zutreffende literarische Formulierung ist.

Reger geht dieser Zeit mit scharfen Augen und scharfen Messern zuleibe. Er zerstükkelt sie restlos und holt ihr Verborgenstes hervor, schreckt nicht zurück vor der inneren Fäule so vieler Körper, die sich außen zurecht gemalt haben wie die horizontalen Damen von der Tauentzien-Ecke und Rankestraße. Die abstoßenden Erscheinungsformen der untergangsreifen bürgerlichen Welt werden mit rücksichtsloser Schärfe analysiert und die geheimsten Beweggründe der Menschen, die sie für die Umwelt hinter Phrasen zu maskieren pflegen, die Triebkräfte ihres Tuns und Lassens, erkennbar gemacht. Es ist ein schauerlich-furioses Kulturgemälde der deutschen Provinz, das Reger da mit sorgsamen Pinselstrichen, mit subtiler und kräftiger Farbgebung, in ausgewogener Schattierung, gemalt hat und das künftigen Historikern unsrer Zeit sicherlich mehr zu sagen haben wird als die in der Darstellung von vielen Einzelfällen sich erschöpfenden kritischen Tagespublizisten. Der Autor verfügt über die Fertigkeit, Zustände und die in ihnen agierenden Menschen so miteinander zu verweben, daß ein deftiger, griffiger Stoff dabei als Werkprodukt herauskommt.

Wie sinnlos erscheint dieses Treiben, diese vom Konkurrenzkampf diktierte Jagd nach Erfolgen, dieser Betriebsamkeitsrausch, dem die Ernüchterung so sicher folgt wie dem Fehltritt der Jungfrau das Kind. Aus wichtigtuerischen Kongressen, Siedlungsgründungen, Prunkhotelneubauten, Hafenanlagen, Kunstschulen, Sporthallen, Bierpalästen, Turmhäusern, Ausstellungsparks erwächst in der Krise die Pleite, riesengroß.

Dabei gelingt Reger die Verquickung seiner Menschen mit dem Geschehen, sie stehen mit-

einander in der notwendigen Wechselwirkung, so daß sie als die Sprachrohre geistiger Zustände erscheinen. Das macht allerdings für manche der Figuren eine scharfe, fast karikierende Konturierung notwendig, die manchen veranlassen wird, solche Art der Charakterisierung abzulehnen. Einige der Hauptpersonen im wachsamen Hähnchen wirken gewaltsam konstruiert, aber der Rezensent kann aus ziemlich genauer Kenntnis der Materie bezeugen, daß ihre Art zu reden und sich zu geben sehr wohl dem Bewußtseins-Zustand entspricht, in dem sich die lebenden Vorbilder des Verfassers befinden.

Die unten bereits wirksamen Kräfte der Masse lehnt Reger mit der hochmütigen Arroganz des exklusiven Einzelgängers deshalb ab, weil er in der ausgebeuteten Masse das verdammenswert Fehlerhafte der bürgerlichen Gesellschaft ebenfalls vorfindet. Das Proletariat, keine selbständige, außergesellschaftliche Kategorie sondern in der bestehenden Ordnung des Kapitalismus ein Bestandteil der Bourgeoisie, wie man exakter als im Rahmen dieser kurzen Rezension im Kommunistischen Manifest nachlesen kann, vermag naturgemäß keine eignen Kultur- und Lebensformen zu entwickeln, solange es im geistigen und materiellen Abhängigkeitsverhältnis zur herrschenden Klasse steht. Erst mit dem Sturz der alten Gesellschaft wird der Weg für eine neue Ordnung frei, die nach kollektiven Prinzipien die Welt verändert.

Diesen Tatbestand nicht als gegeben hinzunehmen, verleitet Reger immer wieder zu Trugschlüssen und Ungerechtigkeiten in bezug auf die Arbeiterklasse und ihre Organisationen. Nur dadurch fehlt seinem Werk der ermutigende Ausblick und die endgültige Vollkommenheit, nur darum muß es sich auf die kritische Konstatierung unerfreulicher Wirklichkeit von materiellen und geistigen Zuständen beschränken und zuguterletzt resignieren.

Georg Schwarz

Leihbüchereien

Es gibt heute etwa 1200 Leihbüchereien in Berlin, nach andrer Zählung sogar 1500. In der Provinz 14 000, im deutschen Sprachgebiet 20 000. Diese Leihbüchereien bedeuten für den Buchverleger eine ganz schöne Auflagenziffer, und so hat sich auch schon ein Verein der am Leihbüchereiwesen interessierten Verleger gebildet, dessen Säule der Wallace-Verleger Wilhelm Goldmann ist. Man schöpft sorgsam in drei Kessel: Liebe, Kriminalität und Abenteuer, druckt wenig, aber auf dickem Papier, damit es nach etwas aussieht, dann schlingt man ein knalliges, auffallendes Titelbild möglichst mit einem schnäbelnden Liebespaar in schreienden Farben drum herum, und der Geschmack des Leihpublikums ist getroffen. So kann man, unbekümmert um eine Zeit, in der die besten Essayisten aus ihren Wohnungen geworfen werden, auf der Hundertmarkseite des Lebens scheffeln. Denn in der

Leihbudike ist das Verlangen nach Schmökern höher als das nach schöner Literatur. Auf zehnmal Blech kommt durchschnittlich einmal das Verlangen nach einem Dichter.

Die rücksichtslosen Fabrikanten der Massenbücher wissen das natürlich sehr gut. Das Wasser, an der Quelle schon faul, sickert aber noch einmal durch Moorgrund, bevor es aus der Leitung in die Verbraucherschaft fließt. Da sind die Einrichter, die Leute, die den Leihladen aufbauen. Das Verleihen von Romanen ist heute ein Ausweg-Beruf geworden, eine Versuchs-Existenz für zahlreiche Leute, die nicht mehr recht wissen, wo mit ihrem Leben hin. Da findet ein Schupomann mit seiner Erwählten heim, ein Reichswehrunteroffizier kriegt Geld zum Abschied, Abgebaute sammeln ihre letzten paar tausend Brocken, vom Schemel Gerutschte haben ihre Abfindung in der Tasche — und was werden sie, wo legen sie ihre kargen Spargroschen an? Manche werden Bücher-Verschleißer. Der Papierladen an der Ecke geht nicht, dem Zigarrenfritzen bleiben die Kunden weg — er hat zwar früher nur alle Jubeljahre mal ein Buch zur Hand genommen, aber Leihbibliothekar kann er werden. Friseure stellen sich heute schon im Nebenberuf Regale hin, sogar Privatmittagstische und Gastwirte. Die Einrichter sind wie die Heinzelmännchen.

Der durchschnittliche Satz für die Einrichtung beträgt 4000 bis 5000 Mark für 3000 Bände, fertigen Laden mit Kartothekkasten und gespitzten Bleistiften, zunächst kommt dem Bewerber gar nicht zu Gemüte, wie viel Fachkenntnisse erforderlich sind — allein schon zum Nachkaufen. Dem emeritierten Schutzmann wird der Buchhandel als leichte Existenz gepriesen — die paar Bände für ein paar junge Mädels, Erwerbslose, verheiratete Romanverschlingerinnen, das wird er doch wohl noch fertig bringen, denkt sich der Dienstbeflissene. Außerdem hat er früher ja selbst Aufsicht geführt, hat Bücherwagen kontrolliert, einmal einen kulturbolschewistischen Vortragenden beim Kragen genommen, — da wird er ja da noch mitreden können. Und schon übernimmt er die 3000 Schmöker mit leichter Beimischung von Klassikern als neuer Kulturapostel von Berlin-Wedding oder Neukölln.

Der Beruf des Leihbuchhändlers ist in letzter Zeit völlig überfüllt worden, die Kundschaft aber hat sich durch die Not verringert. Es ist ein Aushilfsberuf des langsamen Sterbens, der den Inhaber wirtschaftlich und das Publikum geistig kaputt macht. Ich kenne einen überragend intelligenten Leihbuchhändler, früheren Akademiker, der unter unglaublichen Umständen in einem großen berliner Arbeiterrayon 3000 Bände verleiht. Der Mann rackert sich täglich von früh 9 bis abends 7 mit einer halben Stunde Mittag ohne jede Hilfe ab, abends nach Geschäftsschluß geht er zwei oder drei Mal auf die Jagd nach überfälligen Büchern oder säumigen Kunden und verdient dabei eben die Miete und ein bißchen zum Groschen-Umdrehen. Seine ursprüngliche Art, den Kunden gut zuzureden und den Geschmack zu veredeln, hat er sich längst abgewöhnt: Frau Krause ist es nämlich bloß unangenehm, wenn er ihr statt der gewohnten „Dolores, die schöne Spanierin", einen Band France oder Dostojewskij unter die Arme steckt; sie geniert sich

dann sehr, bringt den Band ungelesen zurück, ohne etwas zu sagen, und geht fortan in den Nebenladen, „wo sie besser bedient wird". Der Leihbuchhändler hat im letzten Monat seinen Bestand durch neun Liebesromane, fünf Kriminal- und fünf Abenteuer-Schmöker ergänzt, von besserer Literatur hat er drei neuere Bände angeschafft. Seine Kunden sind Arbeiter, Kontoristen, Kleinbürger, Frauen, Jugend. Moderne Tendenzwerke, Klassiker, Zeitromane, Wissenschaft haben natürlich auch ihre Abnehmer, aber sie sind in einer hoffnungslosen Minderheit.

Gewiß gibt es eine Gegenwirkung. Allein auf dem Wedding haben wir sechs öffentliche Bibliotheken, eine der Stadt, drei des Bezirks, zwei für Kinder, alle mit modernen Ergänzungen und Riesenbeständen, neuerdings sollen die Erwerbslosen umsonst lesen können, — aber was nützt das alles? Eine Lesehalle ohne Weltdetektive, ohne Prinzen- und Verlobungsküsse als Trost im Leid ist nun einmal nur nach des Zehnten Geschmack.

Hans v. Zwehl

Alte Kleinbürgerinnen

Am offenen Fenster sitzen sie
mit verschlungnen Händen;
graue, bröckelnde Gespenster,
gleichend dem Gott, zu dem sie beten.

An den grauen Mauern hängen
ihre blassen Gesichter
und starren einander
in die erloschenen Augen.

Den Kopf in dürre Hände gestützt
warten sie auf etwas, warten
mit leisem Seufzen auf den Tod;
auf die knarrenden Leichenwagen,

auf die Gesänge der Priester,
die Wolken heuchlerischer Trauer,
die ihr kleines Sterben
vergehend umziehen.

Das Licht des Tages entfärbt
ihre fahlen, ausgelebten Köpfe
und das wilde Leben der Straßen
dringt nicht mehr in ihre Abgeschiedenheit.

Sie sprechen ein Wort,
aber es zerspringt im Niedersinken
auf den blanken Steinen
oder flattert halberloschen
wie durch einen leichten Regen . . .

Albert Zehldorf

Hinweise der Redaktion

Berlin

Schutzverband deutscher Schriftsteller. Dienstag 20.00. Café Wittelsbach Bayrischer Platz 2. Felix Pinkus: Gewerkschaftskampf.

Mittwoch 20.15. Schumannsaal, Lützowstr. 76: Dela Lipinskaja bringt Gedichte und Chansons von Alice Ekert-Rotholz, Erich Kästner, Joachim Ringelnatz, Marcellus Schiffer und Kurt Tucholsky.

Die Lupe. Donnerstag 20.45. Café Wittelsbach, Bayrischer Platz 2. Herbert Fischer: Künstler in Not.

Der Kunstklub. Montag (13. 3.) 21.00. Fischküche am Zoo, Kantstr. 8. Ernst-Lothar von Knorr: Neue Musik und Musik, die sich „neu" nennt.

Dresden

Weltbühnenleser treffen sich jeden Dienstag 20.15 im Sophiengarten, Kleine Plauensche Gasse 26. Thema: Aktuelle Tagesfragen. Aussprache.

Frankfurt/Main

Weltbühnenleser treffen sich jeden Freitag 20.30 im Café Hauptwache, I. Stock.

Hamburg

Weltbühnenleser. Donnerstag 20.30. Timpe, Grindelallee 10: Die Stellung des deutschen Arbeiters zu den Gewerkschaften.

Rundfunk

Dienstag. Königswusterhausen 21.30: Hörfolge aus dem Werk Ernst Stadlers. — Mittwoch. Prag 18.25: Karl Marx zum 50. Todestage, E. Strauß. — Berlin 18.30 Robert Neumann liest neue Parodien. Donnerstag. Moskau 20.00: Der Internationale Frauentag. — Sonnabend. Moskau 20.00: Marxismus-Leninismus. — München 21.00: Mozart und Salieri. — Sonntag. Moskau 20.00: Ein Tag in einer Sowchose. — Montag (13. 3.) Moskau 20.00: Zum 50. Todestage von Karl Marx.

Antworten

An unsre Leser. Nach den Ereignissen des 27. Februar wurde eine Reihe von Persönlichkeiten verhaftet, unter denen sich auch der Herausgeber unsres Blattes, Carl von Ossietzky, befindet. Redaktion und Verlag der ‚Weltbühne' versichern den Lesern, daß sie und ihr Rechtsbeistand Kurt Rosenfeld alles tun werden, was im Rahmen des heute noch Möglichen liegt, um Carl von Ossietzky die Freiheit wiederzuverschaffen. Eine Reihe von Gründen, vor allem technischer Natur, machen es uns diesmal nicht möglich, wie üblich sofort zu dem Wahlergebnis Stellung zu nehmen. Welche Bedeutung ist diesen Wahlen beizumessen? Mit ihnen wird die erste Periode in der Geschichte der Deutschen Republik abgeschlossen, mit ihnen beginnt ein neuer Abschnitt dieser Geschichte. Wir dürfen wohl in diesem Augenblick feststellen, daß wir immer unsre warnende Stimme erhoben, daß wir uns nicht gescheut haben, den Ruf ewiger Querulanten auf uns zu nehmen, denen nichts recht zu machen ist. So schmerzlich die Konstatierung auch ist: unsre Kritik, unsre Warnungen waren mehr als berechtigt. Trotzdem: es wird weitergearbeitet, denn der Geist setzt sich doch durch.

SPD. Nach einer Meldung der ‚Berliner Volkszeitung' soll der Herr Reichskanzler in einer Rede geäußert haben, ein hoher dem Abbau anheimgefallener preußischer Beamter habe den Reichskommissar für das preußische Innenministerium gebeten, er möge ihn doch im Amte belassen. Der Reichskommissar habe aber dem Bittsteller bedeutet, das neue System trenne eine Welt von jenen Anschauungen, die der Petent bisher vertreten habe. Der Herr ließ sich aber nicht abweisen sondern bat, ihn wenigstens bis zum Oktober zu beurlauben, da er dann ja sowieso die Altersgrenze erreicht haben werde. Der Reichskommissar habe diese Bitte dann erfüllt. Die ‚Volkszeitung' setzt dem hinzu, es habe sich dabei um Herrn Noske gehandelt. Wenn das stimmt, fragen wir dich: Wie lange willst du eigentlich noch diesen Mann, der den ersten Spatenstich zum Grabe der Republik getan hat, in deinen Reihen dulden?

H. S., Biskupitz. Sie haben zugehört, wie ein kleines Mädchen „Radio" spielte und seine Sendung mit den Worten ankündigte: „Schlesischer Unfug Breslau und Gleiwitz". Ja, ja: Kinder und Narren . . .

Deutsche Hochschule für Politik. Wir machen gern auf die von Ihnen herausgegebene Monatsschrift ‚Politisches Schrifttum' aufmerksam, die einen Überblick über die gesamten Neuerscheinungen der politischen Literatur zu vermitteln bestrebt ist. Die Hefte erscheinen bei Junker und Dünnhaupt in Berlin. Interessenten können dort Näheres erfahren.

Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte für die Abonnenten bei, auf der wir bitten,

den Abonnementsbetrag für das II. Vierteljahr 1933

einzuzahlen, da am 10. April 1933 die Einziehung durch Nachnahme beginnt und unnötige Kosten verursacht.

Manuskripte sind nur an die Redaktion der Weltbühne, Charlottenburg, Kantstr. 152, zu richten; es wird gebeten, ihnen Rückporto beizulegen, da sonst keine Rücksendung erfolgen kann.
Im Falle höherer Gewalt oder Streiks haben unsere Bezieher keinen Anspruch auf Nachlieferung oder Erstattung des entsprechenden Entgelts.

Die Weltbühne wurde begründet von Siegfried Jacobsohn und wird von Carl v. Ossietzky unter Mitwirkung von Kurt Tucholsky geleitet. — Verantwortlich: Walther Karsch, Berlin.
Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg.
Telephon: C 1, Steinplatz 7757. — Postscheckkonto: Berlin 11958.
Bankkonto: Dresdner Bank. Depositenkasse Charlottenburg, Kantstr. 112.